This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

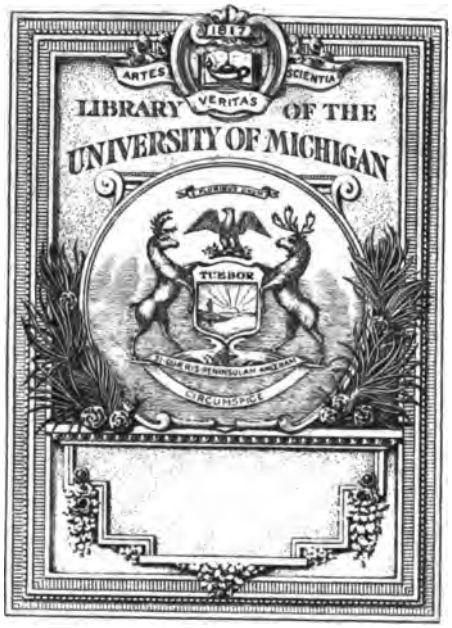
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

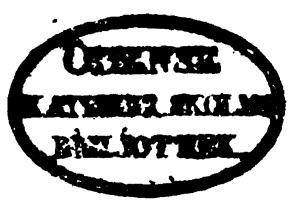
Z
2225
.A43

ALLGEMEINE
LITERATUR - ZEITUNG

VOM JAHRE
1836.

ERSTER BAND.

JANUAR bis APRIL.



HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung
bei C. A. Schwetschke und Sohn,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1836.

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

auf das Jahr

1836

oder

Zwei und funfzigster Jahrgang.

Herausgegeben

von

den Professoren

L. H. Friedländer,
W. Gesenius,
J. G. Gruber,
L. F. Kaemtz,
M. H. E. Meier,
Ch. F. Mühlenbruch,
T. G. Voigtel,
J. A. L. Wegscheider.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zwei und fünfzigster Jahrgang.

[illegible]

den Professoren

L. H. Friedländer,	M. H. E. Meier,
W. Gesenius,	Ch. F. Mühlenbruch,
[illegible]	T. G. Voigtel,
[illegible]	J. A. L. Wegscheider

Literatur Swete 10-5-45 64079

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

Uebersicht der Literatur der speculativen Philosophie vom Anfang des Jahres 1830 bis zum Ende des Jahres 1834.

Die Mannigfaltigkeit der divergirenden Richtungen, welche das philosophische Streben in dem gegenwärtigen Zeitalter verfolgt, hat auch während des Abschnittes der zuletzt verflossenen fünf Jahre, wie überhaupt in dem Gesammtgebiete der Philosophie, so insbesondere in dem Fache der speculativen Forschungen durch eine nicht unbeträchtliche Menge verschiedenartiger Leistungen sich kundgegeben. Wir Deutschen sind berechtigt, den kritischen Werken unsers *Kant* die universalhistorische Bedeutung der Begründung einer Epoche, mit welcher die jetzige Periode der Philosophie beginnt, in dem allgemeinen Entwicklungsgange der zusammenhangenden philosophischen Bestrebungen unter allen für diese Bestrebungen reif gewordenen Völkern beizulegen. Demnach lassen sich die Philosopheme der gegenwärtigen Periode unter dem Gesichtspunkte zusammenfassen, dafs sie theils auf die Fortbildung, theils auf die Ueberwindung der Kantischen Subjectivitätslehre gerichtet sind. Bemerkenswerth ist an dieser Periode, dafs sie fast nur unter unsern Sprachgenossen ausgezeichnete Repräsentanten aufzuweisen hat, unter ihnen aber einen solchen Reichthum von einander abweichender Lehrbegriffe, wie er in keinem vorhergehenden Zeitraume sich entfaltet hat. Von den ältern hervorragenden Nachfolgern Kant's, welche zum Theil noch auf dem Gipfel ihres Ansehens leben und wirken, zum Theil vor Kurzem den irdischen Schauplatz verlassen haben, stiftete Jeder eine besondere Schule, deren Anhänger in der Anhänglichkeit an die Dogmen ihrer Meister mit einander wetteifern, und die erlernten Grundsätze sowohl in der Bearbeitung philosophischer Disciplinen, als auch in der Anwendung auf positive Wissenschaften geltend zu machen bemüht sind. Ueber die Gesichtskreise dieser Schulen suchen sich mehrere jüngere Denker entweder vermittelst einer selbstständigen Behandlung der Probleme, oder doch durch Combinationen und Modificationen der bereits von Andern aufgestellten Ansichten zu einem höhern vielseitigern Standpunkt zu erheben. Um bei diesem Zustande der gegenwärtigen Philosophie die hier in Rede stehende Uebersicht mit so viel Klarheit und Bestimmtheit zu gewinnen, als es die Natur des Gegenstandes verstattet, mufs zuerst über ihren Umfang bemerkt werden, dafs sie theils die dogmatischen Versuche umfassen wird, welche auf die Entwicklung der rein vernünftigen Causalbetrachtung, mithin auf die Ergründung des allumfassenden Causalzusammenhanges der Wirklichkeit sich beziehen, theils die kritischen oder erkenntnifs-theoretischen Untersuchungen über die Natur und die Grenzen der menschlichen Erkenntnifs. Ferner wird sie die Schriften beider Gattungen unter gewisse Rubriken ordnen, vermittelst derer die specifische Eigenthümlichkeit der dargelegten Erkenntnifslehre und Welterklärung angedeutet wird. Die Aufstellung dieser Rubriken hat nicht die Bedeutung und Absicht, die hierdurch aus einander gehaltenen Lehrweisen als die Glieder einer streng durchgeführten logischen Eintheilung auftreten zu lassen, sondern sie bezweckt nur, gemäfs dem Bedürfnifs einer Erleichterung des Ueberblicks an jeder angeführten systematischen Ansicht ein charakteristisches Hauptmerkmal kenntlich zu machen.

1. *Empirischer Realismus.*

Dieser Standpunkt nimmt keine der bedeutendern Leistungen ein, welche unser Zeitraum aufzuweisen hat. Unter den hieher gehörigen dürften die schwächsten folgende zwei bald nach einander erschienene Abhandlungen ähnlichen Inhalts seyn:

Versuch einer philosophischen Beleuchtung des Wissens und Glaubens, von Dr. *Samuel Glatz*. Lpz. b. Nauck. 1830. VIII u. 231 S. 8.

Die Wahrheit in ihrem wesentlichen Seyn und Sichgestalten, philosophisch dargestellt von Dr. *Samuel Glatz*. Ebendas. 1830. X u. 166 S. 8.

Gedanken, die eben so wenig durch Schärfe, als durch Neuheit sich auszeichnen, treten hier in einer unbeholfenen und unklaren Darstellung auf. Ueber das Charakteristische der Wahrheit wird kein anderer Aufschlufs gegeben, als dafs es in der Einheit eines von unserer Willkür unabhängigen Zusammentreffens des Idealen oder Subjectiven und des Realen oder Objectiven bestehe. Das menschliche Wis-

Wissen sey nicht möglich ohne das Begreifen, ohne die Begriffsbildung und ohne die Anwendung des Begriffs auf das aufserhalb des Begriffs vorhandene, aber ihm entsprechende Reale. Das erkennbare Reale finde sich theils in uns, theils in der Aufsenwelt, werde demnach theils durch die innere, theils durch die äufsere Wahrnehmung gewonnen. Die eigentlichen Erkenntnifsbegriffe sollen nur auf das Wahrnehmbare anwendbar seyn, die Empirie allein soll ein Wissen haben. Aber der Vernunft räumt der Vf. das Geschäft ein, vermittelst der *via negationis*, d. h. durch Verneinung der Schranken, welche allem in der Erfahrung Gegebenen als einem Unvollkommenen zukommen, die Ideen mit Freiheit zu produciren, die Vorstellungen des Unbeschränkten, denen nichts für uns erkennbares Wirkliches ganz entspreche, und durch welche deshalb auch kein Wissen, sondern nur ein Glauben erlangt werde. Den Glauben nimmt der Vf. als eine blofs subjective und in ihrer Subjectivität unerklärliche Geistesthätigkeit. Er sucht denselben nicht durch intellectuelle Gesetze, noch weniger durch ein nothwendiges objectives Seyn zu erklären und zu stützen.

Ferner begegnet uns hier ein Unternehmen, das Verhältnifs zwischen Religion und Philosophie und die Eigenthümlichkeit der Hauptaufgaben der letztern zu bestimmen, welches zunächst angeregt worden ist durch die Unzufriedenheit seines Urhebers mit den *Baader*'schen Bestrebungen, die Dogmatik der katholischen Kirche auf einem vermeintlich philosophischen Wege wissenschaftlich zu gestalten:

Philosophie und religiöse Philosophen. Eine Prüfung des neuen Problems einer Restauration der Philosophie durch die Religion. Von Dr. *Karl Seebold.* Frankfurt a. M., b. Brönner. 1830. 379 S. 8.

Den Eingang und den Ausgang dieser Prüfung bildet eine scharfe Polemik des Vfs. gegen Hn. *Baader's* „Vorlesungen über religiöse Philosophie im Gegensatze der irreligiösen älterer und neuerer Zeit." Wenn gleich der Vf. jenem Scholastiker der neuern Zeit gegenüber in mancher Hinsicht Recht hat, so ist doch nicht zu verkennen, dafs hier die eine Einseitigkeit durch die andere bekämpft wird. Hr. *S.* hält das metaphysische Wissen für unerreichbar, und stützt diese Annahme auf kraftlose Gründe. In seiner Prüfung der Realität unserer Erkenntnifs der Körperwelt bleibt er bei der empirischen Thatsache, dafs den Wahrnehmungen unsers Tastsinnes in ihrer Verbindung mit den übrigen Arten der Sinneswahrnehmung die körperlichen Dinge sich ankündigen, als bei dem in letzter Instanz entscheidenden Erkenntnifsgrunde stehen. Ob die Körper an sich sind, wie sie uns erscheinen, gilt ihm nach *Locke's* Vorgang für eine müssige, der Entscheidung eben so wenig bedürftige, als fähige Frage. Er erhebt sich nicht zu dem wissenschaftlichen und einzig gültigen Standpunkte der Erkenntnifstheorie, auf welchem die Wahrheit jener Thatsache vermöge der vernünftigen Einsicht in die Natur unsers Erkenntnifsvermögens und in die wesentliche nothwendige Uebereinstimmung unsers bewufstvollen Innewerdens mit dem Seyn der Dinge zuverlässig erfafst wird. Unzulässig trennt er den Sinn und den Verstand, indem er behauptet; „mit dem Verstande fassen wir nie die Realität der Natur, sondern mit dem Sinne." Daher bleibt es ihm auch unbegreiflich, wie durch den Sinn das Bewufstseyn des Realen gegeben werden kann. Eben so unhaltbar ist seine Trennung der beiden von ihm angenommenen Gebiete der Philosophie. Er bezeichnet das eine mit der ganz unangemessenen Benennung „speculative Philosophie", das andere heifst ihm „Ethik". Jene soll es nur mit dem, was er die Natur nennt, als mit dem Inbegriffe der sinnlich erscheinenden Dinge zu thun haben, ihr Umfang fällt mit dem der Naturwissenschaften zusammen. Von einem denkenden und lenkenden Gott soll sie gar nichts wissen können, der Begriff eines obersten Naturgrundes, zu welchem sie gelangt, soll mit dem Begriff eines höchsten moralischen Wesens auf keine Weise zu vereinigen seyn. Die Ethik ist ihm die Philosophie des menschlichen Lebens, beschäftigt sich mit den Gegenständen der Humanität und will den Menschen über sich selbst aufklären, aber nichts wissen, noch begreifen. Ihre Welt, als die geistige, besitzt nach dem Vf. eine andere Realität und steht unter andern Bedingungen und Gesetzen, als die natürliche Welt. Die Vernunft ist ihm kein Erkenntnifsvermögen, sondern als das Vermögen der ethischen Principien, — im Gegensatze gegen das speculative Vermögen des Verstandes — ein höheres Lebensbewufstseyn, welchem apriorische Gefühle und Triebe zukommen; demnach stammen alle Vernunftwahrheiten aus dem Herzen und der Kopf bildet sie nur aus. So unbestimmt und verworren, wie der Vf. über das von ihm angenommene Princip der Ethik sich ausdrückt, deutet er auch die Ableitung der Religion aus demselben an.

Einen ausdrücklich auf Vernichtung abgesehenen Feldzug gegen die speculative Philosophie hat der als Dichter und Aesthetiker rühmlich bekannte *O. F. Gruppe* mit den Waffen des empirischen Realismus in zwei Schriften von gleicher Tendenz unternommen, von denen die frühere mehr vorbereitend, die spätere mehr ausführend seyn soll:

Antäus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache. Berlin, b. Nauck. 1831. XII und 467 S. 8.

Wendepunkt der Philosophie im neunzehnten Jahrhundert. Berl., bei Reimer. 1834. X u. 472 S. 8.

Die gute Diction und die Lebendigkeit der Darstellung verleihen diesen Erörterungen Interesse, so wenig sie auch durch ihren Gang, ihren Gehalt und ihre Resultate befriedigen. Ein wissenschaftlicher Zu-

Zusammenhang der Betrachtungen und eine gründliche Auseinandersetzung der erkenntnifs-theoretischen Lehrbegriffe, auf welche der Vf. seine Polemik gegen die Speculation und seine Empfehlung der angeblich für die Ausbildung aller Erkenntnifs allein *gültigen* empirischen Methode gründet, findet sich eben so wenig in der Hauptschrift, als in der Vorbereitungsschrift. Was er über die Bedeutung der Urtheile und Begriffe in der irrigen Meinung, hierbei „mit dem schärfsten Widerspruche gegen *alle bisherige Logik*" aufzutreten, vorbringt, ist unzureichend, nur theilweise wahr, und wo es wahr ist, weder neu, noch geeignet, die Verwerfung des speculativen Forschens vorzubereiten, welche er hieraus ableitet. Er bemerkt zwar richtig, obgleich er mit Unrecht seine Bemerkung für ganz neu hält (Rec. hat diefs bereits vor acht Jahren in seiner Darstellung der Logik ausdrücklich behauptet und es in seiner Theorie des menschlichen Erkenntnifsvermögens durch eine genetische Schilderung des Entwicklungsganges unserer Intelligenz nachzuweisen gesucht), dafs unsere Begriffe nicht etwas Fertiges vor den Urtheilen, sondern vielmehr Ergebnisse der Urtheile sind; dafs sie mit den Urtheilen sich erweitern und einzig aus diesen sich erklären. Diefs stellt er als den concentrirenden Hauptpunkt sowohl seiner polemischen, als seiner dogmatischen Behauptungen auf. Aber die Folgerungen, welche er aus dieser keineswegs in allen ihren Beziehungen gehörig von ihm erwogenen Wahrheit zieht, sind falsch. Viel zu voreilig glaubt er sich hierdurch zu der Annahme berechtigt, dafs alle unsere Begriffe durchaus nur eine relative Bedeutung in unserer subjectiven Urtheilsthätigkeit besitzen, dafs durch sie lediglich die vermittelst der Vergleichung von uns aufgefafsten Beziehungen unter den Dingen bezeichnet werden, — welche Beziehungen blofs in sofern Gültigkeit für uns besitzen sollen, als wir zu ihrer Anerkennung durch die Erfahrung berechtigt seyen, — und dafs keinem Begriff ein schlechthin allgemeiner und nothwendiger Inhalt zukommen könne. Der Vf. wendet seinen Blick nur auf die eine Seite der erkenntnifs-theoretischen Thatsache, dafs unsere Intelligenz ohne angeborne Begriffe und Begriffsformen aus ihrer ursprünglichen Anlage durch Aufnahme, Aneignung und Verarbeitung des für die Wahrnehmung gegebenen Erkenntnifsstoffes sich entwickelt. Er verkennt hierbei die andere Seite dieser Thatsache, der zufolge die menschliche Intelligenz — als Fähigkeit des bewufstvollen Innewerdens der Wirklichkeit — in der wesentlichen Harmonie mit dem Seyn des Wirklichen sich entfaltet, so dafs die von der Besonderheit und Individualität untrennbaren schlechthin allgemeinen und nothwendigen Bestimmungen der Dinge und ihres äufsern und innern Zusammenhangs in entsprechenden Erkenntnifsbegriffen mit einem für unser Bewufstseyn wesentlichen, allgemeinen und nothwendigen Inhalt uns sich kundgeben. Diese Erkenntnifsbegriffe sind in jedem zur Humanität entwickelten Menschengeiste, aber dem Grade der Entwicklung gemäfs mehr oder weniger klar, deutlich, zusammenhängend, mehr oder weniger getrübt durch entstellende Einwirkungen der Phantasietäuschung und des Vorurtheils vorhanden. Die Philosophie hat die Aufgabe, auf dem Wege des besonnenen, planmäfsigen, methodischen Nachdenkens sie zur befriedigenden Reinheit, Deutlichkeit, Verbindung, Gründlichkeit und Gewifsheit zu erheben. Eben so erblickt der Vf. an den Begriffen nur ihre subjective Bedeutung, der zufolge sie für unser an die logische Form des Urtheilens gebundenes Denken die Ordnungsnormen des mannigfaltigen Vorstellungsstoffes sind. Er übersieht hiebei, dafs in der Natur die Individuen nicht anders, als in Gattungen und Arten, folglich mit Gattungs- und Arteigenthümlichkeiten, denen ihre individuellen Eigenthümlichkeiten sich anschliefsen, existiren, dafs unabhängig von unserm Vorstellen die der Natur angehörigen Ordnungsnormen und Bildungsnormen im Zusammenhange mit den durch sie geleiteten wirkenden Naturkräften als real, als bedeutungsvoll und bestimmend sich erweisen, und dafs unsere Intelligenz nicht seyn würde, was sie ihrem Wesen nach ist, wenn sie diese Normen nicht in Begriffen von objectivem Gehalt und wahrem Erkenntnifswerth erfafste. Die Methode, welche der Vf. als die allein angemessene und zulängliche für die Ausbildung alles Wissens mit einigen flüchtigen Zügen andeutet, ist die längst bekannte der empirischen Naturwissenschaften. Dagegen ist sein Blick für die Bedeutung und Methode der philosophischen Forschung, die es mit der wissenschaftlichen Gestaltung der allgemeinen Erkenntnifsbegriffe und Erkenntnifsurtheile des menschlichen Geistes zu thun hat, gänzlich verschlossen geblieben.

Mit einer nicht geringern Beschränktheit und Einseitigkeit wird der empirische Realismus durchgeführt in der letzten Schrift des im Januar 1833 als Professor der Philosophie zu Göttingen gestorbenen *G. E. Schulze*:

Ueber die menschliche Erkenntnifs. Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht. 1832. XII und 339 S.

Der Vf., der bekanntlich in frühern Jahren eine skeptische Richtung verfolgt hatte, nennt seinen erkenntnifs-theoretischen Standpunkt den des natürlichen Realismus. Dieser ist allerdings hinsichtlich des Festhaltens an der Realität der Körperwelt der natürliche, aber wie ihn der Vf. nimmt und giebt, der populäre, unkritische, zur Stufe der Wissenschaftlichkeit und in die Sphäre der Philosophie nicht erhobene. Nirgends zeigt sich ein tieferes Eindringen in die Organisation unsers Erkenntnifsvermögens und in den Ursprung und die Bedeutung unserer Universalbegriffe. Was Hr. *Sch.* über die Begriffe des Seyns der Dinge, des Raums, der Zeit und der ursachlichen Verbindung bemerkt, ist eben

so unwahr, als trivial. Mit einer fast unbegreiflichen Kurzsichtigkeit stellt er dieſs als eine Urwahrheit des menschlichen Geistes auf, daſs wir nur zwei verschiedene Arten der Wirksamkeit der Dinge kennen sollen: 1) die dem Körperlichen zukommende und theils mechanisch, theils chemisch bestimmte, 2) die durch eine geistige Macht, dergleichen wir im Menschen antreffen, entstandene. Die Bedeutung des Organismus und der vegetativen, so wie auch der sinnlichen Lebensthätigkeit, die Eigenthümlichkeit der Mittelstufen zwischen den Kräften der anorganischen Körperlichkeit und den Geisteskräften wird von ihm ignorirt, das Geistige und das Körperliche wird von ihm ohne Weiteres trennend einander entgegengesetzt, und innerhalb des Gesichtskreises eines so flachen Dualismus gelangt er auf leichte, aber für das wissenschaftliche Streben bedeutungslose Weise zu dem vermeintlich theistischen Begriffe der Gottheit.

2. *Skepticismus.*

Die negative, bloſs auf Bestreitung dogmatischer Irrthümer und auf die Enthüllung eines in dem Gebiete der speculativen Forschungen täuschenden Scheines gerichtete Weise zu philosophiren hat während unseres Zeitabschnittes einen Repräsentanten gefunden in einer kleinen Schrift

Ueber das Absolute und das Bedingte. Mit besonderer Beziehung auf den Pantheismus. Ein skeptischer Versuch von Dr. *Eduard Schmidt.* Parchim, in d. Hinstorff'schen Buchh. 1833. XII u. 171 S.

Hr. *Schmidt* hat in einer früheren Schrift (die er als den *ersten Versuch einer Theorie des Gefühls*, auch als den ersten Theil der *Ideen zu einer erneuerten Kritik der Vernunft* betitelt, Berlin 1831, b. Reimer, XIV u. 352 S.) das Wesen der Vernunft in einem durch den inneren Sinn angeregten Gefühle für Wahrheit, Tugend und Schönheit nachzuweisen gesucht. In der vorliegenden strebt er die mannigfaltigen Miſsverständnisse zu beseitigen, welche nach seiner Meinung aus der Vermengung der logischen und der metaphysischen Bedeutung der Begriffe des Absoluten und des Bedingten entstehen. Er bemerkt, die metaphysische oder reale Bedingung bedeute ein Bestimmtwerden der Dinge in ihrem Seyn, die logische ein Bestimmtwerden der Vorstellungen in unserem Denken; das metaphysisch Unbedingte sey dasjenige, wodurch alles Andere hervorgebracht werde, das *logisch* Unbedingte dagegen sey der oberste formale Gattungsbegriff, der Begriff des Etwas oder des Denkbaren. Allerdings würde sich der Vf. auf dem rechten Wege zur Beseitigung der erheblichsten Irrthümer im Gebiete der speculativen Forschung befinden, wenn es ihm gelungen wäre, den wahren Unterschied zwischen der logisch-formalen und der ideal-realen oder metaphysischen Bedeutung jener Begriffe und überhaupt der Universalbegriffe des menschlichen Geistes nachzuweisen. Aber er faſst diesen Unterschied auf eine ganz unzulängliche Art. Er verwechselt die logischen, das heiſst, die bloſs auf die Urtheilsform unseres Denkens sich beziehenden Denkgesetze mit den Gesetzen unseres denkenden Erkennens, betrachtet deshalb jene als die Gesetze der menschlichen Vernunft, und ist der irrigen Meinung, die Vernunftgesetze (die er noch dazu aus dem Gefühle des Wohlgefallens an der Uebereinstimmung unserer Vorstellungen, und des Miſsfallens an der Verschiedenheit, dem Gegensatz und dem Widerspruch erklärt) verlangen nur, daſs alle unsere Vorstellungen auf das logisch Absolute, auf den obersten formalen Gattungsbegriff zurückgeführt werden, verlangen aber nicht die Anerkennung des Urgrundes der Dinge, die Zurückführung alles abhängigen Seyns auf das schlechthin selbstständige. Dem gemäſs beurkundet er in seinen nachfolgenden Erörterungen eine flache und rohe Modification der Subjectivitätslehre und des Empirismus als den von ihm festgehaltenen Gesichtspunkt für die Beurtheilung des Erkenntniſswerthes metaphysischer Begriffe und speculativer Bestrebungen, indem er darzuthun sich bemüht, daſs in diesen Begriffen und Bestrebungen durchaus nicht die Gesetzmäſsigkeit des bewuſstvollen Innewerdens des objectiven Seyns, des Erkennens der Wahrheit, sondern lediglich die Subjectivität der logischen Form unserer Vorstellungsverbindungen sich ausspreche.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

HAMBURG, im Literatur-Compt.: *Novellen und Erzählungen* von *Georg Lotz.* 1835. 290 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Dieses Bändchen enthält: I. *Der leere Stuhl.* Erzählung — S. 19. 2) *Das Gottesurtheil zu Toka.* Novelle — S. 52. 3) *Der groſse Rubin.* Eine Begebenheit aus den Zeiten der Regierung Eduards des Dritten. — S. 87. 4) *Der schweigsame Mann* — S. 109. 5) *Rebecka.* Novelle — S. 133. 6) *Der Spion wider Willen.* Dramatisirter Scherz in 2 Abschnitten — S. 198. 7) *Graf Egmonts Juwel.* Eine Erzählung — S. 226. 8) *Mutter und Tochter.* Dramatisirte Erzählung in 4 Abschnitten — S. 291. Hr. *Lotz* hat vielerlei und manches Gute geschrieben; das Vorliegende ist aber nichts Ausgezeichnetes, doch auch nichts ganz Schlechtes, sondern rein-Mittelmäſsiges und wird in Leihbibliotheken ganz gut eine Stelle finden. Der Unterschied von Erzählung, Novelle und Geschichte scheint dem Vf. noch nicht klar geworden zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

Uebersicht

der

Literatur der speculativen Philosophie

vom Anfange des Jahres 1830 bis zum Ende des Jahres 1834.

(*Fortsetzung von Nr.* 1.)

3. *Idealistische Subjectivitätslehre.*

Auf eine in jeder Hinsicht unbedeutende Weise strebt diesen Standpunkt — als den rechten von *Kant* ausgemittelten Boden, dem die echte Philosophie entsprieſse — zum Behuf der Begründung eines Lehrgebäudes der philosophischen Wissenschaften geltend zu machen

Die Grundlage der Philosophie von *Andreas Neubig.* Baireuth, Grau'sche Buchhandl. 1830. XIV u. 184 S.

Der Vf. hat auch durch einige andere Arbeiten, durch zwei kleine Abhandlungen, von denen er die eine „*die Gefühllehre*" (Baireuth, 1829), die andere „*die philosophische Unsterblichkeitslehre*" (Nürnberg, 1834) betitelt, und durch eine gröſsere Schrift „*die philosophische und christliche Gotteslehre in ihrem Einklange dargestellt*" (Nürnberg, 1831) einen geringen Beruf zum philosophischen Denker und Schriftsteller beurkundet. In seiner „Grundlage" stellt er die Meinung als eine Grundansicht der menschlichen Intelligenz auf, daſs die Zweifel an der Realität der Wahrnehmungsgegenstände sich nicht heben lassen, daſs wir der Uebereinstimmung der an sich vorhandenen Dinge mit unseren Vorstellungsweisen nie gewiſs werden können. Eben so voreilig giebt er dies für eine Thatsache des Bewuſstseyns aus, daſs unser Erkenntniſsvermögen in dem Besitze subjectiv nothwendiger und wesentlicher Vorstellungen sey, welche das Ich als reine Vorstellungskraft, unabhängig von der Einwirkung äuſserer Dinge, einzig seinen eigenthümlichen Gesetzen folgend erzeuge. Diese reinen Erzeugnisse des Ich seyen die Urgedanken. Zu ihnen rechnet der Vf. die Vorstellungen von allen Arten und Formen des Seyns, so wie auch von dem in Hinsicht der Art und des Maſses unbestimmten Seyenden, welches mit den Ausdrücken „Stoff, Materie, Bestehendes" bezeichnet zu werden pflege. Den durch Urgedanken vorgestellten Stoff unterscheidet er als den äuſsern und als den innern, welcher letztere gleichbedeutend seyn soll mit der Kraft, mit dem Thätigen und Wirkenden an der äuſseren Materie. Da auf solche Weise alle allgemeinen Vorstellungen und Erkenntnisse, unabhängig von der Wahrnehmung, unserem Geist angehören, so sollen die Dinge, denen der Vf. einräumt, daſs sie auf den Geist einwirken und ihn dazu nöthigen, daſs er Vorstellungen von ihnen erzeuge, immer nur in ihm die Vorstellung eines der Art und dem Maſse nach bestimmten Seyenden erzeugen. Mit diesen Ansichten, die in dem Kopfe des Vfs. zu einer Carricatur der Kantischen geworden sind, verbindet er die von Leibnitz entlehnte, aber gleichfalls bei ihm entstellte Annahme der Unkörperlichkeit der Dinge. Sein Raisonnement hierüber ist folgendes. Mit den Urvorstellungen von dem *Insichhaben* und dem *Inseyn*, behauptet er, lernen wir das Ding kennen als ein Wesen mit *Inlagen* (Inhärenzen). Unter Wesen sey zu verstehen eine *Unterlage* (Substrat) mit der Vernunftidee vom Geendetseyn gedacht, das heiſst, eine solche Unterlage, die bloſs in sich habe und nicht auch als Inlage bestehe. Das, was ein Wesen in sich habe, sey seine Inlage. Das Aeuſsere, Ersterkenntliche, Wahrnehmbare sey nur als Inlage, das Innere, Nichtwahrnehmbare aber als Unterlage, und daher als Wesen, als Substanz zu fassen. Die Inlagen seyen in dem Wesen, und eben darum nicht auſser oder neben demselben, und bilden daher nichts Ausgedehntes oder Körperliches. Ferner habe das Ding auſser seiner wahrnehmbaren und nichtwahrnehmbaren Materie, die sich in die Inlagen und das Wesen theilen, weiter keinen Stofftheil vorzuweisen. Daraus erhelle, daſs ein Ding ein unausgedehntes, unauflösliches, unkörperliches, einfaches Gebilde sey, aus einfachen Theilen zusammengesetzt, welche nicht für sich bestehen. — Mit solchen leeren und flachen Abstractionen wähnt der Vf. in die ge-

gegenwärtigen Verhandlungen der Philosophie wirksam eingreifen zu können.

Ein, wie die Neubig'sche Leistung, in seiner Richtung und Eigenthümlichkeit durch *Kant's* Vorgang bestimmter, jedoch durch eine gröfsere Umsicht und Sorgfalt und ein kräftigeres Streben nach Gründlichkeit mehr ausgezeichneter Versuch, vermittelst Ergründung der Natur des menschlichen Erkennens über den Werth und den Umfang der speculativen Erkenntnifs den befriedigenden Aufschlufs zu geben, führt den Titel:

Speculation und Traum, oder über das Fundament und den Umfang des Wahren in der Speculation, von *J. A. W. Gefsner*. 2 Bde. Leipz. 1830. Weygand'sche Buchh. 1ster Bd. L u. 327 S. 2ter Bd. 400 S.

Die Klage über die Nichtigkeit der bisherigen Speculation, deren Erzeugnisse mit einem wesenlosen Traume verglichen werden, leitet in die hier mitgetheilten Untersuchungen ein, verfehlt aber durchaus den richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung des bis jetzt zurückgelegten Entwicklungsganges der philosophirenden Vernunft. Zu einem unbestreitbaren Wissen glaubt der Vf. die Speculation vermittelst einer subjectiv idealistischen Erkenntnifstheorie erheben zu können. Er geht hierbei aus von der Kantischen Unterscheidung der zwei im Erkennen zusammenwirkenden angeblichen Hauptvermögen des menschlichen Geistes, indem er die Sinnlichkeit, durch welche der Stoff des Bewufstseyns gegeben werde, dem Verstand entgegensetzt, welcher ursprünglich und selbstthätig die Vorstellung *Ich* erzeuge, den aufgenommenen Stoff mit dem Bewufstseyn verknüpfe und jedes Bewufstseyn bestimmter Gegenstände hervorbringe. Diejenigen Geistesthätigkeiten, vermöge welcher die Vorstellung *Ich* erzeugt, der Vorstellungsstoff gewonnen und mit dem Selbstbewufstseyn verknüpft wird, sollen bewufstlos erfolgen. Ihnen soll noch ein anderer Act der geistigen Selbstthätigkeit sich anschliefsen, in welchem das Ich zum Bewufstseyn der auf solche Weise hervorgebrachten Vorstellungen gelange, so dafs ihm nunmehr die Vorstellungen als ihm gegenüberstehende Objecte, als von ihm unabhängige wirkliche Dinge erscheinen. Die gesammte Sinnenwelt ist hiernach nichts Anderes, als ein Inbegriff unserer eignen Vorstellungen. Nachdem der Vf. durch diese ganz unzulänglichen psychologischen Distinctionen und Abstractionen zur Leugnung der Realität der Körperwelt und hiermit zur Zerstörung aller gesunden und inhaltsvollen Erkenntnifsbegriffe der Wirklichkeit in seinem eignen Denken gelangt ist, so bedient er sich der, nunmehr auch in seinem Gedankenkreise nicht mehr zureichenden und in demselben der objectiven Gültigkeit entbehrenden, Stütze des Causalbegriffes, um mit dessen Hülfe die Realität eines unkörperlichen, nach seiner eignen Annahme nicht positiv denkbaren, in der That gar nicht denkbaren Seyns festzustellen. Er folgert nämlich: weil der Stoff zu jenen unseren Vorstellungen lediglich durch Einwirkung auf die Sinnlichkeit uns gegeben werden könne, so sey zweifellos eine übersinnliche Wirklichkeit vorhanden, welche als die wahre, absolute Realität die sinnlichen Vorstellungen verursache, halte und trage. Dieses Uebersinnliche aber sey für uns seinem Wesen nach unerkennbar und unbestimmbar, und lasse sich nicht näher bestimmen, als einerseits durch die Negation aller Prädicate des Sinnenfälligen, andrerseits durch das positive Merkmal, dafs es zu unseren sinnlichen Vorstellungen als Ursache zur Wirkung sich verhalte. Bei diesem Verborgenbleiben der Wahrheit des Wirklichen hinter der Unwahrheit der Erscheinung soll dennoch der Zwang, der unser Erkennen begleite und begründe, uns zu der Anerkennung nöthigen, dafs es für das übersinnliche, schlechthin wirkliche Seyn einen schlechthin zureichenden vollständigen Grund gebe, den wir natürlicher Weise gleichfalls nach seinem eigenthümlichen Wesen nicht sollen begreifen können. Wir müssen uns, meint der Vf., von unserem subjectiven Standpunkt aus Vorstellungen von dem Urgrunde bilden, die für uns weder zu vermeiden, noch zu verfehlen sind, und denen gemäfs wir den Urgrund als Gott, als das allmächtige, allweise, schlechthin vollkommene Wesen uns denken.

Ein nicht minder unzulänglicher Gesichtspunkt des subjectiven empirischen Idealismus, aber mit Originalität und Geist durchgeführt, findet sich in folgender hieher gehörigen Schrift eines unseren selbstständigeren und talentvolleren philosophischen Schriftsteller:

Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Erfahrung, zur Speculation und zum Leben, dargestellt von Dr. *Friedrich Eduard Beneke*. Berlin, b. Mittler. 1833. XVII u. 130 S.

Der Vf. hat die empirisch-idealistische Subjectivitätslehre, welche er in dieser Abhandlung als die den Schranken der menschlichen Intelligenz und den Bedürfnissen unserer geistigen Natur einzig angemessene geltend zu machen sucht, bekanntlich in seinen psychologischen Skizzen (2 Bde. Göttingen, 1825—27) vornehmlich entwickelt, und sie aufserdem während unseres Zeitabschnittes in einem Lehrbuche der Logik, als Kunstlehre des Denkens (Berl. 1832), in einer Jubeldenkschrift auf die Kantische Kritik der reinen Vernunft (ebendas. 1832) und in einem Lehrbuche der Psychologie (ebendas. 1833) vorgetragen. Das Fundament derselben besteht in jener irrigen, mit dem Beginne der neueren Philosophie durch Des-Cartes eingeleiteten, auch von Locke ergriffenen und seitdem vielfach in Theorieen des

des Empirismus, des Skepticismus und des Idealismus festgehaltenen Ansicht, welche die Gewifsheit der äufseren Erfahrung, als eine mittelbare und secundäre, der Gewifsheit der inneren Erfahrung als der unmittelbaren und primitiven entgegensetzt. Hiernach meint Hr. *Beneke*, dafs wir nicht von dem objectiven Seyn der wahrnehmbaren Dinge vermittelst der äufseren Erfahrung, sondern nur von unseren Seelenthätigkeiten vermittelst der inneren Erfahrung eine durchgängig wahre, eine metaphysisch wahre Erkenntnifs besitzen. Die Philosophie soll demzufolge sich dessen bescheiden, dafs für sie kein anderes Seyn, wie es an sich ist, erkennbar wird, als das menschliche Seelenleben in seiner Organisation und Gesetzmäfsigkeit, und sie soll das eigentlich metaphysische oder speculative Streben nach der wissenschaftlichen Ergründung des allumfassenden Causalzusammenhanges der gesammten Wirklichkeit als ein nichtiges aus ihrem Gebiete verbannen. Diese Grundansicht der Subjectivitätslehre ruht aber auf einer täuschenden Abstraction. Bei einer tiefer eindringenden und die vernünftige Betrachtung mit der erfahrungsmäfsigen Beobachtung verbindenden Untersuchung, ergiebt es sich, dafs die sinnlichgeistige Seite unseres Ichs ohne die leibliche, die innere Erfahrung ohne die äufsere, die Erkenntnifs ohne die Realität der erkennbaren Dinge nicht als etwas Wirkliches wahrhaft gedacht, geschweige in ihrem wahren Wesen verstanden werden kann. Man irrt sich gänzlich, wenn man der Meinung ist, man vermöge das Ich als eine rein psychische Substanz oder Kraft wirklich zu denken. Statt dessen hält man sich in den Worten „reiner Geist, reines Ich" u. dgl. m. ein Problem vor, welches man nicht zu lösen, die Begrenzung eines Begriffes, welche man nicht mit durchdachtem Inhalt auszufüllen im Stande ist. Der Vf. würde, wenn er sich nicht gewöhnt hätte, das für das erkennende Denken Untrennbare in einem unklaren, bei dem ungelösten und unlösbaren Probleme stehen bleibenden, Vorstellen zu trennen, einsehen müssen, dafs dem Bewufstseyn der Aufsendinge eben so viel Sicherheit und Gewifsheit zukommt, als dem Selbstbewufstseyn, und er würde nicht, wie er thut, *blofs die innere Erfahrung*, sondern vielmehr *die ganze Erfahrung* in ihrer Verbindung mit der vernünftigen Erwägung des schlechthin allgemeinen und nothwendigen Zusammenhanges der Dinge für die Grundlage des philosophischen Forschens und Wissens anerkennen.

Aus dem Gesichtspunkt seiner psychologischen Begründung und verbessernden Bearbeitung des Kantischen subjectiven Idealismus hat *Fries* seine dem philosophischen Publicum längst aus seinen früheren Werken bekannten, und deshalb keiner charakterisirenden Andeutung an dieser Stelle bedürftigen Ansichten über den Grund und die Bedeutung des religiösen Glaubens in der Verbindung desselben mit den ästhetischen Gefühlen und Urtheilen zusammengestellt in dem

Handbuch der Religionsphilosophie und philosophischen Aesthetik.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der praktischen Philosophie oder der philosophischen Zwecklehre, — zweiter Theil, die Religionsphilosophie oder die Weltzwecklehre. Heidelb. b. Winter. 1832. XII u. 291 S.

Die Friesische Lehre von der Art und Weise, wie die Thätigkeiten des menschlichen Geistes, als die Gegenstände der inneren Erfahrung nach den Kantischen Kategorieen — als den angeblichen metaphysischen Grundbegriffen — zu denken seyen, findet sich mit Treue aufgefafst und wiedergegeben in dem

Versuch einer Metaphysik der inneren Natur, von *Heinr. Schmid.* Leipz. b. Brockhaus. 1834. XVI u. 342 S.

Der Ausdruck „Metaphysik" wird hier in einer unangemessenen Bedeutung nach dem Vorgange Kants gebraucht, der zwar die Sache, das heifst, die wissenschaftliche Behandlung der metaphysischen Probleme als etwas Fruchtloses, unmöglich zum Ziele Führendes, verwarf, jedoch den Namen zur Bezeichnung transcendental — psychologischer Untersuchungen über die subjectiven Formen und Gesetze der theoretischen und praktischen Seite des Menschengeistes festhielt. So hat es denn auch diese sogenannte Metaphysik nur mit den Erscheinungen des Geistes zu thun, dessen wahres Seyn für sie hinter den Erscheinungen versteckt bleibt, und sie will uns dieselben blofs gemäfs den Kantischen Kategorieen ordnen und auf Begriffe zurückführen lehren.

Bemerkenswerth wegen einer originellen, wenn gleich sehr unbefriedigenden Auffassung und Behandlung der idealistischen Subjectivitätslehre ist das

System der analytischen Philosophie als Wahrheitslehre, von *Eduard König.* Lpz., b. Barth. 1833. VIII u. 294 S.

Hr. *K.* legt dem philosophischen Publicum in dieser Schrift diejenigen Ansichten im vollständigern Zusammenhange und in einer systematischen Entwicklung vor, welche er sechs Jahre früher unter dem Titel: „*Grundsätze der analytischen Philosophie in metaphysischen Versuchen*, Lpz., b. Barth. 1827. VI u. 210 S." bereits anonym mitgetheilt hat. (Den *Grundsätzen* ist ein Anhang zugegeben, welcher einen Versuch philosophischer Einleitungen zur Sittenlehre, Rechtswissenschaft, Gesetzgebung und zum Völkerrechte, zur Geschichte, Universal- und Staatsökonomie und zur Aesthetik enthält.) Ein nicht geringer Scharfsinn spricht sich in den von dem Vf. hier versuchten Bestimmungen der Elemente, Formen, Gesetze und Schranken des menschlichen Er-

Erkennens aus, obgleich diese Zergliederungen und Definitionen dennoch insgesammt — aus einem einseitigen und unwahren Gesichtspunkte mit zu grosser Flüchtigkeit aufgestellt — den Charakter der Oberflächlichkeit eben so sehr, als den des Gesuchten und Verschrobenen an sich tragen, welchen letztern die neue Terminologie des Vfs mit ihnen theilt. Philosophische Wahrheit kommt nach dem Vf. nur demjenigen zu, was auf irgend eine Weise in uns auftretend eine solche innere Evidenz besitze, dafs es durchaus keinen Widerspruch gestatte und keines Beweises bedürfe. Diefs gelte lediglich von den Thatsachen des Selbstbewufstseyns (ich sehe, höre, fühle u. s. w.), welche sich auf die beiden Grundwahrheiten zurückführen lassen: „ich *bin* etwas, und ich *habe* (erkenne, weifs, denke, gewahre u.s.w.) etwas." Nun ist es nach dem Vf. ganz evident, dafs die Begriffe *Seyn* und *Haben* nichts Anderes ausdrücken, als Verhältnisse des Theils und des Ganzen. Jedes Ganze *hat* seine Theile. Die Theile im Ganzen schliefsen sich gegenseitig aus, und dieses ausschliefsliche Bestehen der einzelnen Theile im Ganzen ist es eben, was als *Seyn* bezeichnet wird. Endlich ein *gehabtes Seyn* drückt das Verhältnifs des Theiles zu der Ganzheit aus. Hieraus ergiebt sich das Verhältnifs des Ich zu jedem Nicht-Ich, d. h. zu jedem Etwas, welches von dem Ich gehabt (wahrgenommen, erkannt, gewufst, gefühlt u. s. w.) wird. Das Ich ist das Ganze, die im Ich auftretenden Nicht-Ich, die einzelnen Facta des Selbstbewufstseyns, sind die Theile. Jede Erkenntnifs absolut genommen ist hiernach nur Selbsterkenntnifs, und der Begriff einer äufsern Sacherkenntnifs, zu dem wir gelangen, ist nichts, als ein inneres ideales Phänomen. Demnach reducirt der Vf. auch alle Fähigkeiten der menschlichen Natur auf die Fähigkeit des Habens (allgemeinen Erkennens) dieser oder jener Thatsache, mithin auf die Fähigkeit des Einschliefsens der Thatsache als eines organischen und constituirenden Theiles im Ganzen unsers Selbstes. Die Thatsachen selbst sind nach ihm theils absolute, d.h. einzelne unmittelbare Wahrnehmungen (Roth, Blau, Licht), ihnen mufs eine Haupterkenntnifsfähigkeit in uns entsprechen, und diese ist der Sinn. Theils sind sie relative Thatsachen, d. h. die Verschiedenheit, Gleichheit und Aehnlichkeit des sinnlich Wahrgenommenen, ihnen entspricht die zweite Hauptfähigkeit der Erkenntnifs, die Intelligenz, welche gemäfs den einzelnen Verhältnifsthatsachen theils Vernunft ist, als Fähigkeit des Unterscheidens, theils Verstand, als Fähigkeit des Vergleichens, theils Reflexion oder Beurtheilungskraft, als Fähigkeit des Unterscheidens und Vergleichens zusammen. Das Ich wird durch einen fortwährenden Wechsel in seinem Innern zu einem lebendigen gestaltet. Mit Berücksichtigung dieses Wechsels stellt der Vf. folgende Urverhältnisse des Ichs und des Nicht-Ichs auf. 1) Urverhältnifs der Inordination: das Verhältnifs des Ich zum Nicht-Ich ist ein Haben, durch den Wechsel gestaltet ein Erhalten oder Verlieren; das Verhältnifs des Nicht-Ich zum Nicht-Ich ist ein Seyn oder Bestehen, durch den Wechsel gestaltet ein Entstehen oder Vergehen; das Verhältnifs des Nicht-Ich zum Ich ist ein Gehabtseyn, durch den Wechsel gestaltet ein Erhalten oder Verloren werden. 2) Urverhältnifs der Subordination. Hier ist das Verhältnifs des Ich zum Nicht-Ich Abhängigkeit (weil jedes Ganze als solches von seinen Theilen abhängig seyn soll), des Nicht-Ich zum Nicht-Ich Selbstständigkeit, des Nicht-Ich zum Ich Bedingung. Durch den Wechsel gestaltet, sind diese Verhältnisse Dependenz, Freiheit und Influenz. Mit den angegebenen Urverhältnissen verbindet der Vf. noch folgende Urwahrheiten des Lebens: der Eintritt des Nicht-Ich in das Haben ist Apparition, in das Seyn Geburt, in das Gehabtseyn Enthüllung oder Apparitionsgeburt. Der Austritt des Nicht-Ich aus dem Haben ist Disparition, aus dem Seyn Tod, aus dem Gehabtseyn Verhüllung oder Disparitionstod. Hiermit sind die Lehren der Fundamentalphilosophie, welche der Vf. die Philosophie im engeren Sinne, auch schlechthin die Philosophie nennt, erschöpft, und die Darstellung geht in ihrem zweiten Theile zu der Metaphysik über, welche dem Vf. natürlicher Weise nur eine Erkenntnifslehre ist, und nach seinem Ausdrucke die Gesammtheit des gehabten Seyns, eine Welt von Erkenntnissen zum Gegenstande hat. Sie zerfällt in eine Analytik und in eine Synthetik. Jene stellt die reinen Thatsachen des Selbstbewufstseyns dar, giebt hiernach die gültigen Definitionen derselben, und enthüllt die Täuschungen, welche aus unzulänglicher Auffassung derselben entspringen, wie z. B. die Illusion, die in der Annahme der Causalverhältnisse liegen soll. Diese giebt an, auf welche Art und Weise der Stoff jener Thatsachen in dem Schoofse des allumfassenden Ich sich gestaltet, bestimmt die Ordnung in dem Zugleichseyn und in der Aufeinanderfolge der Thatsachen, und hiermit die Gesetze der Erkenntnifs. Wir folgen dem Vf. nicht in dieses Gebiet, da in dem Angeführten die Eigenthümlichkeit seiner Lehre bereits sichtbar genug geworden ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

Uebersicht

der

Literatur der speculativen Philosophie

vom Anfange des Jahres 1830 bis zum Ende des Jahres 1834.

(*Fortsetzung von Nr. 2.*)

4. *Dogmatischer Dualismus.*

Lehrbuch der Metaphysik. Ein Versuch über die Begründung der Harmonie des Universums, von *Michael Aschenbrenner.* Landshut, b. Krüll. 1830.

In dieser Schrift spricht sich ein ruhiger, nüchterner, besonnener Forschungsgeist aus. Sie erkennt mit Recht an, dafs eine genaue Beachtung des Entwicklungsganges der menschlichen Vernunft und eine klare Verständigung über die Erkenntnifsquellen unserer Intelligenz erfoderlich ist, um die Probleme der Metaphysik auf die angemessene Weise zu behandeln. Sie behauptet mit Recht, dafs an der Lösbarkeit dieser Probleme nicht gezweifelt werden dürfe, da die metaphysischen Wahrheiten auf die Thatsachen unseres Bewufstseyns und auf die ursprüngliche Einrichtung unseres Geistes gegründet seyen. Aber ungeachtet dieser gültigen Ansicht von dem Fundament und dem Ausgangspunkte der metaphysischen Forschungen gelangt der achtungswürdige Vf. nicht zu einer solchen Selbstverständigung über die Genesis und die Bedeutung der rein vernünftigen Causalerkenntnifs, dafs ihm die Wahrheit des Verhältnisses zwischen dem urgründlichen Seyn und dem begründeten in ihrer wissenschaftlichen Deutlichkeit und Gewifsheit sich enthüllte. Erstlich verkennt er darin die Natur des menschlichen Erkenntnifsvermögens, dafs er annimmt, das Wissen finde nur Statt bei den *unmittelbaren* zuverlässigen Erkenntnissen und bei den analytischen Schlüssen aus denselben. Wenn das Erkenntnifsobject nicht unmittelbar gegeben und die Gewifsheit des Fürwahrhaltens erst entweder aus den Anlagen und Gesetzen unserer Intelligenz oder aus äufseren Zeugnissen, jedoch mit zureichender Sicherheit hervorgehe, so entstehe der Glaube, welcher entweder der rationale oder der historische sey, je nachdem er sich entweder auf die Gesetze der Vernunft, oder auf äufsere Zeugnisse stütze. Demnach sey das Fürwahrhalten im Bezug auf das Seyn Gottes kein Wissen, sondern ein rationaler Glaube. Bei dieser Annahme wird der Zusammenhang zwischen dem unmittelbaren und dem mittelbaren Erkennen, die Vereinigung von jenem und von diesem zur Einheit des wirklichen menschlichen Erkennens mifsverstanden. Unser Erkenntnifsvermögen erfafst die beiden von einander untrennbaren Seiten der Realität aller einzelnen Dinge, die Fähigkeit zu wirken und zu leiden, oder das Innere, und die Gestalt und die Bewegung, oder das Aeufsere, mit einer gleichen intellectuellen Nothwendigkeit und objectiven Gültigkeit. Nur das Aeufsere wird unmittelbar wahrgenommen in unserer Wahrnehmung der Aufsenwelt. Da aber unsere durch die Sinnesthätigkeit bedingte Wahrnehmung der Aufsendinge keine blofs sinnliche, sondern eine an den Gebrauch der Begriffe und Urtheile gebundene sinnlich-geistige ist, so wird in jeder bewufstvollen Wahrnehmung — wenn gleich mit verschiedenen Abstufungen der Klarheit und der Vollständigkeit — vermittelst des Aeufseren auch das Innere, vermittelst des äufseren Zusammenhanges der Dinge ihr innerer, ihr Causalzusammenhang aufgefafst. Das Aeufsere besitzt für das menschliche bewufstvolle Wahrnehmen durchaus nur als Zeichen des Innern, als Aeufserung oder Offenbarung desselben, seine Bedeutung. Die unmittelbare Erkenntnifs der Aufsenseite der wahrgenommenen Dinge ist ohne die, durch sie vermittelte, Erkenntnifs des Innern der Dinge in der Wirklichkeit und Thatsächlichkeit unseres Erkennens nie vorhanden, und die eine wird als von der andern getrennt nur in einer täuschenden Abstraction vorgestellt. Demzufolge ist zunächst im Gebiete der Erfahrung die Erkenntnifs des Vermögens zu wirken und zu leiden, und der dynamischen Gemeinschaft der Dinge, unzertrennlich von der Gewifsheit der unmittelbaren Erscheinung der Gestalten und der Bewegungen, und macht mit dieser vereint das erfahrungsmäfsige Wissen von den Dingen aus. Ferner ergiebt sich hieraus bei der Ergründung des Verhältnisses, in welchem

chem das Erkennen des schlechthin Allgemeinen und Nothwendigen an dem Seyn des Wirklichen zu dem Erkennen des Besonderen, so oder anders Bestimmbaren und Individuellen, mithin die sogenannte rein vernünftige Erkenntnifs zu der empirischen sich befindet, dafs auch unserer vernunftmäfsig ausgebildeten Anerkennung des göttlichen Seyns und Waltens die volle Gewifsheit der gesetzmäfsigen Erkenntnifsthätigkeit, der Charakter des Wissens zukommt, und dafs wir dieser Gewifsheit philosophisch uns bewufst werden, sobald es uns gelungen ist, den gesetzmäfsigen Entfaltungsgang der Idee der absoluten Causalität in der menschlichen Intelligenz gehörig zu verfolgen, diese Idee selbst von den entstellenden Zusätzen phantastischer Vorstellungen zu läutern, und sie mit Vollständigkeit und Deutlichkeit systematisch in uns zu entwickeln. Zweitens beurkundet der Vf., dafs ihm diese Läuterung und Entwickelung noch nicht völlig gelungen ist, indem er sich zu der dualistischen Weltansicht bekennt, und irrthümlich annimmt, dafs diese allein übrig bleibe, wenn wir die Einseitigkeiten des Materialismus, des Idealismus und des Identitätsystemes als solche erkennen und vermeiden. Die Natur und der Geist, behauptet er, ohne jedoch in eine Erklärung des Wesens der Natur und des Geistes einzugehen, seyen zwei verschiedene, nach eigenthümlichen Gesetzen wirkende, selbstständige Wesen, und er meint, dafs die Thatsachen des Selbstbewufstseyns und der äufseren Erfahrung für die Richtigkeit seiner Ansicht sprechen. In der Uebereinstimmung der verschiedenen Substanzen und ihrer Thätigkeiten soll die Harmonie des Universums bestehen. Aber die Thatsachen des Selbstbewufstseyns und der äufseren Erfahrung sprechen umgekehrt auf das entschiedenste gegen die Richtigkeit einer solchen Ansicht. Der Menschengeist offenbart sich erfahrungsmäfsig nie und nirgends als ein selbstständiges Wesen, sondern immer und überall als die durch den Leib basirte, durch das leibliche und sinnliche Leben bedingte und getragene Kraft des Erkennens, Wollens und Gemüthsempfindens. Kein Mensch ist in seinem Selbstbewufstseyn seiner als eines reinen Geistes, sondern er ist seiner als eines leiblich-sinnlich-geistigen Einzelwesens sich bewufst. Ja es erhellt bei der gehörigen Ueberlegung, dafs der Begriff eines selbstständigen, unabhängig von leiblichen Lebensfunctionen existirenden Menschengeistes gar keinen wirklich denkbaren Inhalt hat, sondern ein blofses Trugbild ist. Wie wenig durch diese vom Ref. angedeutete Anerkennung die vernünftige Ueberzeugung von der Fortdauer unserer individuellen Persönlichkeit nach dem irdischen Tode gefährdet wird, ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen. Mit den unzulänglichen dualistischen Grundbegriffen des Vfs. hängen seine Vorstellungen von der Endlichkeit der Welt in Ansehung des Raumes und der Zeit zusammen, Vorstellungen, die er so wenig, als die vom Raum und von der Zeit selbst, über die Unklarheit und Verworrenheit des gemeinen unwissenschaftlichen Bewufstseyns zur Stufe der wissenschaftlichen Einsicht emporgehoben hat.

Eine Mischung von dogmatischem Dualismus und Kantischen Idealismus zeigt sich in einem Buche, welchem die unangemessenen Beurtheilungen und übertriebenen Lobsprüche der befangenen Schüler seines Urhebers eine Stelle in der Geschichte der neuesten Philosophie anzuweisen gesucht haben, die ihm in keiner Weise gebührt. Dies ist die „*philosophische Einleitung in die christkatholiche Theologie* von *Georg Hermes*", deren *zweite* Auflage 1831, in dem Todesjahre des Vfs. (die *erste* 1818), zu Münster in der Coppenrath'schen Handlung erschienen ist. Zwar von der Wahrheitsliebe und dem religiösen Sinn des durch seine Gesinnung ehrwürdigen verewigten Vfs., aber auch von der Beschränktheit des philosophischen Gesichtskreises, auf den ihn seine Jugendbildung und seine kirchlichen Verhältnisse hingewiesen, giebt dieses Werk ein entschiedenes Zeugnifs, und widerstrebt, indem es für die Erkenntnifs der inneren Wahrheit der Dogmen der katholischen Religion eine psychologische und eine metaphysische Grundlage darzubieten sucht, in seiner ganzen Tendenz dem echten Geiste der freien philosophischen Forschung. Wir finden hier einen Eklekticismus, der nirgends in die Tiefe der Untersuchungsgegenstände eindringt, überall bei unwahren Abstractionen und Distinctionen stehen bleibt, und den lebendigen Zusammenhang und die organische Einheit sowohl der menschlichen Seelenthätigkeiten insbesondere, als der Dinge im Weltganzen überhaupt verkennt. Grofsentheils sind jene Abstractionen und Zergliederungen dem Kantischen System entnommen, insgesammt gehören sie einem, durch die Fortschritte dieses Jahrhunderts bereits überwundenen, Standpunkte der älteren Philosophie an. Unter ihnen erwähnen wir der Lehre von den Substanzen, welche das Ich der Menschen und die äufseren Dinge ausmachen sollen. Die Sinnlichkeit ist es nach dem Vf., welche theils als innerer Sinn (in der Kant'schen Bedeutung dieses Wortes), theils als äufserer Sinn Eigenschaften und Zustände auffafst, der Verstand mufs die Träger, die Substanzen hinzudenken, als übersinnliche Wesen, an denen sich die wahrnehmbaren Eigenschaften und Zustäde befinden, und Verstand und Vernunft müssen das Seyn dieser Wesen für wahr halten. Hiernach sind für uns die Dinge an sich oder die Substanzen unerkennbar, und es sind uns nur Hypothesen über ihre wahre Beschaffenheit vergönnt. Auf ähnliche Weise trennt der Vf. die Anerkennung des Seyns, der Realität der Dinge von der Anerkennung ihrer Fähigkeit zu wirken und zu leiden. Der Begriff der Realität soll ein Verstandesbegriff, der Begriff der Causalität und der Kraft dagegen ein Vernunftbegriff seyn; was wir durch die Vorstellung „Kraft" denken, ist nach dem Vf. durch keine Vorstellungen des Raums und der Zeit bestimmt und bestimmbar, sondern übersinnlich, überräumlich und überzeitlich. Als Probe von der Oberflächlichkeit und Unwahrheit

heit der Raisonnements des Vfs. diene auch noch seine Ansicht von der vernünftigen Erkennbarkeit der Eigenschaften Gottes. Nachdem er, ohne Ahnung des Widerspruches in dieser Annahme, zu demonstriren gesucht, es sey eine nothwendige Vernunftwahrheit, dafs Gott als ewiges, unveränderliches und frei wollendes Urwesen eine beschränkte Welt einmal aus Nichts geschaffen habe; so behauptet er, die Vernunft sey nicht genöthigt, für wahr zu halten, dafs Gott keinen Raum erfülle, und die Vernunft vermöge nicht zu entscheiden, ob Gottes Macht, Erkenntnifsvermögen und Güte unendlich, oder beschränkt sey, sondern nur die übernatürliche Offenbarung lehre uns, dafs Gott ein Geist im Gegensatze gegen jeden Körper, dafs er pure Kraft sey, und dafs ihm Allmacht, Allwissenheit und unendliche Liebe und Güte zukommen.

Ungeachtet *Hermes* nichts Anderes, als die wissenschaftliche Begründung eines rechtgläubigen Supernaturalismus durch seine philosophischen Untersuchungen bezweckte, so hat sich doch in denselben für das Urtheil der römischen Curie zu viel Freiheit des Vernunftgebrauchs gezeigt, und deshalb ist neulich durch eine vom Papste ausgesprochene Verdammung das Lesen sowohl seiner philosophischen, als seiner positiven Einleitung in die christkatholische Theologie, wie auch seiner christkatholischen Dogmatik (deren *erster* Theil 1834 von Dr. *J. H. Achterfeldt* herausgegeben ist) verboten worden.

5. *Rationaler Realismus.*

Unter dieser Rubrik ist hier insbesondere der Lehre Herbart's zu gedenken, deren Hauptwerke vor dem Beginn unseres Zeitraumes erschienen sind. In den unsrigen fallen aufser neuen Auflagen von zwei Compendien, welche zur Einführung in das Herbart'sche System dienen, und keine wesentlichen Veränderungen erfahren haben (*Herbart's Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, dritte* verbesserte Auflage. Königsb. b. Unzer. 307 S., und *Herbart's Lehrbuch der Psychologie, zweite* verb. Aufl., ebendas. 203 S., beide 1834), von dem Urheber des Systems selbst

Kurze Encyclopädie der Philosophie, aus praktischen Gesichtspunkten entworfen. Halle, bei Schwetschke u. Sohn. 1831. X u. 410 S.

und von Schülern *Herbart's* folgende Broschüren:

Briefe über Philosophie und besonders über Herbart's Lehren, von *Griepenkerl*. Braunschweig, bei Meyer. 1832. XIV u. 178 S.

Ueber Herbart's Methode der Beziehungen. Ein Beitrag zur Revision der Metaphysik von *H. H. E. Röer*. Braunschweig, im Verlags-Comtoir. 1833. VIII u. 198 S.

Beiträge zur Orientirung über Herbart's System der Philosophie, von *Drobisch*. Leipzig, bei Vofs. 1834. VI u. 72 S.

Erläuterungen zu Herbart's Philosophie, mit Rücksicht auf die Berichte, Einwürfe und Mifsverständnisse ihrer Gegner, von *Strümpell*. In H. Göttingen, Dieterich'sche Buchh. 1834. IV u. 193 S.

Dem Herbart'schen Systeme liegt eines der sonderbarsten und in seinen Folgen nachtheiligsten Mifsverständnisse zum Grunde, durch welche jemals ein ausgezeichneter Kopf — und Herbart gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten — auf der Bahn der Speculation irregeleitet worden. Dies Mifsverständnifs besteht in der Annahme, dafs die Hauptbegriffe der menschlichen Erfahrung, namentlich die Begriffe des Dinges mit einer Vielheit von Merkmalen, der Materie, der Veränderung und des Ich's wegen der Widersprüche, die in ihnen enthalten seyn sollen, als undenkbar und ungereimt zu betrachten seyen. Demnach theilt Herbart der Metaphysik die Aufgabe zu, an die Stelle der natürlichen, allgemein in der gesetzmäfsigen Entfaltung unserer Intelligenz hervortretenden, Erkenntnifsweise der Dinge eine künstlich gemachte Vorstellungsweise zu setzen, welche die Realität der Körperwelt für einen blofsen Schein, und nur das Daseyn und die Verbindung ausdehnungsloser Monaden, die in ihrem Zusammenseyn störend auf einander einwirken, und einander zu der fortgesetzten Thätigkeit der Selbsterhaltung nöthigen, für das Reale der Erscheinungswelt erklärt. In jenen vermeintlichen Widersprüchen soll der einzige Antrieb zur philosophischen Speculation liegen, und diese auf die Berichtigung der Erfahrung beschränkt seyn, während sie über das Seyn des Urgrundes und dessen Verhältnifs zum abhängigen Seyn gar keine wissenschaftliche Erkenntnifs gewinnen könne. Jene grundlose Annahme, auf welche Herbart seine Opposition gegen den gesunden Menschenverstand stützt, und auf welcher er das künstliche, allerdings durch die Kraft eines ungemeinen, wenn gleich spitzfindigen Scharfsinnes, durch grofse Consequenz in den mühsamsten Begriffszergliederungen und Begriffsconstructionen, und durch eine treffliche Diction glänzende, Lehrgebäude seiner Metaphysik errichtet hat, entspringt aus der nämlichen verwirrenden Verwechslung der logischen Denkformen und der realen Erkenntnifsformen, die in mehreren anderen Richtungen der Philosophie speculative Irrthümer erzeugt. So ist z. B. die Einheit des Seyns, die er für unverträglich mit der Vielheit der Merkmale an dem einzelnen Individuum aus dem Gesichtspunkte des Denkens ausgiebt, eine von allem realen Erkenntwerth entblöfste, völlig ausgeleerte logische Abstraction. Dagegen ist die von jedem menschlichen Bewufstseyn wirklich erkannte Einheit eines jeden Individuums die Vereinigung mannichfacher einhelliger Bestimmungen. Abstrahiren wir von den Bestimmungen der Ausgedehntheit, Gestalt, Theilbarkeit, Schwere, der anorganischen Beschaffenheit, des Organismus u. s. w., so sehen wir gerade von demjenigen ab, was die Wahrheit und Wirklichkeit der erkennbaren und erkannten Dinge ausmacht, und es bleibt uns in unserem Vorstellen lediglich die

die inhaltslose und in der Sphäre des erkennenden Denkens bedeutungslose logisch-grammatische Form des Seyns überhaupt, der Einheit überhaupt, des Subjectes überhaupt u. dgl. m. übrig. Herbart geht in seiner Entgegensetzung des philosophischen Denkens gegen das erfahrungsmäfsige des gemeinen gesunden Verstandes von der nämlichen irrigen Ansicht aus, von welcher schon der bekannte Eleatische Zenon bei seinen bekannten Spitzfindigkeiten und Sophismen geleitet wurde: jenes Denken bestehe in einer Combination von Denkformen, die ihren natürlichen Erkenntnifsinhalt verloren haben, und was sich in einem solchen grübelnden Spiel mit abstracten Formeln ergebe, das sey die höhere speculative Wahrheit im Widerspruche mit den nothwendigen Erkenntnissen des natürlichen Bewufstseyns. Seine Encyclopädie enthält keine neuen Resultate seiner Philosophie, sondern beabsichtigt nur die Bedeutung der verschiedenen philosophischen Disciplinen und das Verhältnifs derselben zu einander, so wie die practischen Bedürfnisse, welche die philosophische Forschung zu befriedigen hat, in kurzen Uebersichten anzudeuten. Die Herbart'schen Schüler halten in ihren Erörterungen an Herbart's Ansichten, als an völlig erwiesenen Wahrheiten fest, und setzen, wie die Schüler der übrigen, gegenwärtig unter unseren Sprachgenossen mit einander streitenden Systeme, zuversichtlich voraus, es liege nur an dem Mangel des Verständnisses der Lehren ihres Meisters, dafs in diesen nicht die Lösung der philosophischen Probleme allgemein anerkannt werde.

Hierher gehört auch ein ganz verfehltes und werthloses Unternehmen, durch ein von der Grundlage der Erfahrung sich losreifsendes Speculiren das Wesen und den Zusammenhang der Dinge monistisch zu bestimmen:

Die Welt aus Seelen, von Dr. *Michael Petőcz*. Pesth, in Comm. b. Hartleben. 1833. 172 S.

Die Untersuchung bewegt sich in einem Kreise leerer Phantasmen, unbekümmert um den gänzlichen Mangel eines Fundamentes für ihre wunderlichen Hypothesen. Gott soll nichts Anderes erschaffen haben, als Seelen, d. h. erkenntnifsfähige Wesen, mit Bildungsvermögen, Verstand und Vernunft begabt. Die Seelen sind theils lebende, theils todte, letztere sind solche, welche sich in einem Zustande befinden, worin sie ihr Seyn nicht verkündigen können. Die Materie ist ein Convolut von todten Seelen, der Leib daher auch ein solches Convolut, womit die lebende Seele bekleidet worden ist u. s. w. Durch die Zeugung gelangen die todten Seelen zum Leben, nach dem irdischen Sterben wandern die hier wieder lebendig gewordenen Seelen in ätherische Gefilde ein, wo sie aus zarten Fasern ihre neuen Hüllen weben. Die Welt wird ein Ende haben, nachdem alle Seelen, aus denen sie besteht, zum Leben emporgestiegen seyn werden. Wenn gleich diese Welterklärungsweise keinen Vergleich mit dem Herbart'schen Systeme aushalten kann, weil sie in jeder Hinsicht kläglich, die Meditation Herbart's dagegen selbst in ihren Verirrungen durch ihre Kraft und Schärfe achtungswürdig ist; so haben doch beide eine gemeinsame Verwandtschaft mit der Leibnitz'schen Monadologie. Sie haben mit dieser den Grundfehler gemein, dafs sie blofse Abstracta für wirkliche Dinge, dagegen die wirklichen Dinge für blofse Phänomena halten, verkennend die Natur des menschlichen Erkennens, welches nur als concretes Denken die Wahrheit der Wirklichkeit ergreift.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Ilmenau, b. Voigt: *Auserlesene Schriften des ehrwürdigen Thomas von Kempis.* Deutsch bearbeitet von *J. A. Herderer*. *Erster* Band. 1) Leben des Thomas von Kempis. 2) Die Nachfolge Jesu. 3) Das Rosengärtlein. 4) Das Lilienthal. XXXII u. 388 S. *Zweiter* Band. 1) 36 Reden und Betrachtungen über die Menschwerdung, das Leiden, Sterben und die Verherrlichung J. C., des Sohnes Gottes. 2) Einige fromme und andächtige Gebete von dem Leiden unsres Herrn J. C. 3) Zehn vorzüglich fromme Gebete. 4) Die drei Zelte. 422 S. *Dritter* Band. 1) Betrachtungen, Reden und Gebete über das Leben und die Wohlthaten unsres Erlösers J. C. 2) 6 sehr nützliche und trostreiche Briefe. 3) Von dem getreuen Haushalter. 388 S. *Vierter* Bd. 1) Das Alleingespräch einer Seele. 2) Kleinere Aufsätze. 3) Die Herberge der Armen. 338 S. 1—4 Bd. 1834. (4 Rthlr.)

So allgemein auch der Werth der vier Bücher von der Nachfolge Christi anerkannt ist; so möchten doch schwerlich die übrigen hier dargebotenen Schriften sich zur allgemeinen Erbauung auch nur der Katholiken eignen, weil sie offenbar vorzugsweise für Klostergeistliche berechnet sind. Ueberhaupt ist es eine Verirrung des Zeitgeistes, die ältern Erbauungsbücher, noch dazu ohne Auswahl, in neuen Uebersetzungen geflissentlich zu verbreiten. Die Uebersetzung ist übrigens treu und fliefsend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

Uebersicht

der

Literatur der speculativen Philosophie

vom Anfange des Jahres 1830 bis zum Ende des Jahres 1834.

(*Fortsetzung von Nr. 3.*)

6. *Pantheismus.*

Unter den zur Darstellung des pantheistischen Lehrbegriffes gehörigen Werken, deren Erscheinung in unseren Zeitraum fällt, gebührt die Oberstelle den

Vorlesungen Hegel's über die Philosophie der Religion, herausgeg. von *Marheineke*, 2 Bde. Berlin bei Duncker und Humblot. 1832. 1ster Bd. XVI u. 376 S. 2ter Bd. VI u. 483 S.

Was Hegel als Schriftsteller für die Ausbildung seines Systemes geleistet, reicht nicht in den Zeitraum hinein, dem unsere Uebersicht bestimmt ist. Die *dritte* noch von ihm selbst besorgte Ausgabe seiner *Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* vom Jahre 1830 enthält im Vergleiche mit der *zweiten* von 1827 keine wesentlichen Zusätze und Verbesserungen. Dagegen hat ein Verein seiner Schüler bald nach seinem (im November 1831 erfolgten) Tode eine vollständige, bis jetzt noch nicht vollendete Ausgabe seiner Werke unternommen, welche aufser den von ihm selbst für den Druck gearbeiteten und früher bereits erschienenen gröfseren Schriften und kleineren Abhandlungen und Recensionen auch seine Vorlesungen — theils aus Collegienheften seiner Zuhörer, theils aus seinen eigenen Heften gesammelt — nebst einigen seiner Briefe umfafst. Die Vorlesungen über die Philosophie der Religion gewähren bei manchen, neben den bekannten allgemeinen Mängeln der Hegel'schen Diction, ihnen eigenthümlichen Unvollkommenheiten der Darstellung, die besonders in der Ungleichheit der letzteren und in den beständigen Wiederholungen hervortreten (Hr. *Marheineke* hat sie aus den von mehreren Zuhörern nachgeschriebenen Heften verschiedener Semester ziemlich roh zusammengefügt), das nicht geringe Interesse eines treuen Bildes von Hegel's Lehrweise auf dem Katheder. Hegel führt hier in einer Folge von Variationen, die zwar oft einförmig, aber immer durch ihre scharfsinnige Dialektik und durch geistreiche Wendungen anziehend sind, den Grundgedanken seines dialektischen Pantheismus aus: dafs Gott der allumfassende ewige Procefs der absoluten Idee ist, welche aus der Form ihres Andersseyns oder ihrer Aeufserlichkeit in der Natur zu sich selbst zurückkehrt, und als Geist vermittelst des menschlichen Bewufstseyns zu ihrem Fürsichseyn gelangt. Wenn bis zur Erscheinung dieser Vorlesungen mancher Freund der Philosophie und selbst mancher Anhänger der Hegel'schen Schule zufolge eines Mangels an Fähigkeit, durch die Dunkelheit und Härte der Hegel'schen Terminologie bis zum Verständnisse des in ihr verhüllten Sinnes sich hindurchzuarbeiten, darüber ungewifs bleiben konnte, ob Hegel's System ein consequent durchgeführter Pantheismus sey, ob durch dasselbe das ewige Seyn des allbewufsten Urwesens, das Walten der allweisen und allgütigen Vorsehung über Natur- und Menschengeschichte, und die Bestimmung der individuellen Persönlichkeit jedes einzelnen Menschen zur endlosen Fortdauer geleugnet werde: so ist in diesen Vorlesungen auch für den minder scharfen und minder geübten Blick des nur einigermafsen zu ihrer Auffassung geeigneten Lesers der pantheistische und irreligiöse Charakter der Hegel'schen Lehre auf das entschiedenste enthüllt. Dieser Lehre gehört nichts weniger als das Verdienst an, den religiösen Sinn, das religiöse Bedürfnifs des menschlichen Geistes zu befriedigen. Dagegen gebührt ihr der in der Geschichte der Philosophie unvergängliche Ruhm, mit einer bewundrungswürdigen Denkkraft und mit der gröfsten Sorgfalt des Nachdenkens die pantheistische Erklärungsweise des Causalzusammenhanges der Dinge zu einer solchen Höhe der Ausbildung erhoben zu haben, der sich bis dahin noch keine der übrigen speculativen Weltansichten erfreut. Wie viel hierdurch für das Fortschreiten der Philosophie in ihrem allgemeinen Entwicklungsgange gewonnen worden ist, das wird nur der befangene leidenschaftliche Gegner, oder auch der eben so befangene und leidenschaftliche schülerhafte Anhänger, aber kein

besonnen urtheilender gründlicher Kenner der Sache verkennen. Durch den oben angedeuteten Grundgedanken wird die Aufeinanderfolge der Erörterungen in den Vorlesungen über die Religionsphilosophie bestimmt. Gott oder der Geist ist nach Hegel *an sich*, das heifst, seinem Begriff und Wesen nach die durch Rückkehr aus der Natur, aus der Aeufserlichkeit des Daseyns unaufhörlich zu ihrem Fürsichseyn, zum Selbstbewufstseyn gelangende unendliche Idee. Nothwendig ist hiermit dem Geiste die Aufgabe gesetzt, dasjenige auch *für sich* zu werden, dasjenige in vollständig verwirklichter Entfaltung und Selbstoffenbarung zu werden, was er seinem Begriffe nach ist. Das absolute Ziel, dafs der Geist sich erkenne, sich fasse, sich Gegenstand werde, wie er an sich ist, dieses Ziel ist erst sein wahrhaftes Seyn. Der Procefs des sich producirenden Geistes, der Weg desselben enthält verschiedene Momente. Der Geist ist, wie Hegel sagt, nicht vom Hause aus am Ziel, das Vollkommenste mufs den Weg zum Ziele durchlaufen, um es zu erringen. Die Stationen seines Processes, die auf einander folgenden Stufen seines Fortschreitens zum immer angemesseneren und vollständigeren Selbstbewufstseyn, und mithin zur immer vollständigeren Selbstverwirklichung, sind die einzelnen unvollkommenen positiven Religionen, wie sie in der Weltgeschichte auf einander gefolgt sind. Endlich gelangt der Geist dahin, dafs er seinen eignen Begriff erreicht, dafs er von sich nicht mehr weifs, als vom endlichem Geiste, als dem Geist in irgend einer Bestimmtheit und Beschränktheit, sondern dafs er sich weifs als den wahrhaft unendlichen Geist, welcher durch das ewige Setzen und Wiederaufheben der endlichen Geister, durch die Negation seiner Negation sich realisirt. Dieses Wissen des Geistes für sich, wie er an sich ist, dieses An- und Fürsichseyn des wissenden Geistes ist die vollendete, absolute Religion, die christliche Religion. Als Religion ist aber das Wissen des Geistes von sich selbst, oder das Selbstbewufstseyn des absoluten Geistes, welches durch Vermittlung des Bewufstseyns der Christen von dem dreieinigen Gott sich realisirt, noch in der Form der Vorstellung. Erst in der absoluten Philosophie, in welcher gedacht wird, was in der Religion blofs vorgestellt wird, erhebt sich Gott zu dem begreifenden Denken, zur denkenden Selbsterkenntnifs; erst in ihr erreicht er das Ziel der vollkommenen Selbstverwirklichung. Hiernach schildert Hegel zuvörderst denjenigen Theil des dialektischen Processes der absoluten Idee, dem zu Folge die ihrem Begriffe noch nicht entsprechenden Religionen annäherungsweise zur absoluten Religion nach und nach emporsteigen.

Er ordnet diese Religionen für seine Uebersicht dadurch, dafs er zwei Hauptstufen des werdenden Selbstbewufstseyns Gottes annimmt; die erste bezeichnet er als die Naturreligion, die zweite als die Religion der geistigen Individualität. Die verschiedenen auf einander folgenden Formen der Naturreligion sind nach ihm 1) die Naturreligionen der Zauberei, 2) die Naturreligion der Phantasie (die indische Religion), 3) die des Guten oder die Lichtreligion (die von Zoroaster gestiftete Religion der alten Parsen), 4) die Religion des Räthsels (die ägyptische). Die Formen, welche die Religion der geistigen Individualität durchläuft, sind 1) die Religion der Erhabenheit (die jüdische), 2) die Religion der Schönheit (die griechische), 3) die Religion der Zweckmäfsigkeit oder des Verstandes (die römische). Von dieser letzten Vorstufe aus kommt der Geist endlich im Christenthume zur Verwirklichung seiner selbst oder seines Selbstbewufstseyns und des Begriffes der Religion. Hegel erweist der christlichen Religion hauptsächlich um der kirchlichen Dreieinigkeitslehre willen, die er für ihr grundwesentliches Dogma hält, in ihrer Verbindung mit der Lehre von der Menschwerdung Gottes die Ehre, sie für die absolute Religion, für diejenige, in welcher Gott völlig offenbar werde, auszugeben. Die Dreieinigkeit nämlich, wie sie nach Hegel im philosophischen Gedanken erfafst werden mufs, oder vielmehr im Denken sich selbst erfafst, ist der Procefs der absoluten Idee, welche in den drei Momenten des Begriffes sich entwickelt. Erstlich befindet sie sich in dem Momente der Allgemeinheit als Gott in seiner ewigen Idee an und für sich, als die abstracte Idee, die noch nicht in ihrer Realität gesetzt ist, als Gott im abstracten Elemente des Denkens. Zweitens tritt sie hervor in dem Momente der Besonderheit, in welchem die Idee aus ihrer Allgemeinheit und Unendlichkeit heraustritt in die Bestimmung der Endlichkeit, in das Andersseyn, welches sich an ihm selbst in die zwei Seiten spaltet, in die physische Natur und in den endlichen Geist. Drittens kehrt sie zu sich selbst zurück in dem Momente der Einzelheit, in welchem die absolute Idee vermittelst der endlichen Geister sich erkennt, zum Selbstbewufstseyn kommt, so dafs nunmehr Gott als Geist zur Existenz gelangt. Dieser existirende Geist ist die Gemeinde, *ist Gott als Gemeinde wirklich existirend.* Die angegebene Wahrheit des Processes der absoluten Idee wird in der Form des Vorstellens als das Dogma der Trinität, als das Verhältnifs Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes gefafst. Dies ist, so lange es der Vorstellung verbleibt, nur eine kindliche Form, ein bildliches Verhältnifs, in welches der Geist nicht deutlich eintritt. Der endliche Geist des Menschen erkennt sich denkend in seiner Wahrheit, indem er als seine Wahrheit den unendlichen Geist erkennt, indem er sich als ein erscheinendes und schwindendes Moment weifs, durch dessen Setzen und Aufheben Gott als der unendliche Geist sich vermittelt. Das menschliche Bewufstseyn ist das Material, worin der Begriff Gottes sich realisirt. Der absolute Geist erkennt sich im endlichen Wissen, und umgekehrt, der endliche Geist weifs sein Wesen als den absoluten Geist. Es versteht sich, dafs es nach der Ansicht Hegel's aus dem Gesichtspunkte des speculativen Denkens sinnlos seyn würde, eine endlose Fortdauer des einzelnen individuellen endlichen

chen Geistes anzunehmen, dem als solchen keine Wahrheit, keine Realität, sondern vielmehr die Bestimmung und Natur zukommt, zu vergehen, nicht zu seyn. Im *Denken* wird nach Hegel einleuchtend, was die *Vorstellung* von der Unsterblichkeit der Seele für eine Bedeutung hat. Indem der Mensch sich in Gott weifs, indem er von der Wahrheit seines Seyns weifs, weifs er damit sein unvergängliches Leben in Gott. Der Mensch als einzelnes Lebendiges, seine einzelne Lebendigkeit und Natürlichkeit mufs sterben. Bei der Unsterblichkeit der Seele mufs nicht vorgestellt werden, dafs sie erst späterhin in Wirklichkeit trete, sie ist gegenwärtige Qualität. Der Geist ist ewig, also deshalb schon gegenwärtig; der Geist in seiner Freiheit ist nicht im Kreise der Beschränktheit, für ihn als denkenden, sein wissenden ist das Allgemeine Gegenstand; dies ist die Ewigkeit.

Nach dem Tode Hegel's ist während unseres Zeitraumes in seiner Schule ein Zwiespalt und ein Neuhegelianismus zum Vorschein gekommen, dessen hier gedacht werden mufs. Es wird nämlich von einem vielfach ausgezeichneten und verdienstvollen Manne, der sich gewifs nicht mit Unrecht des Ruhmes erfreut, der tiefsinnigste und geistreichste unter den Commentatoren der Hegel'schen Lehre zu seyn, von *Karl Friedrich Göschel* behauptet: Diese Lehre werde nicht allein von ihren Gegnern, sondern zum Theil auch innerhalb der Schule durch die gröbsten Mifsverständnisse entstellt und verdunkelt, die darauf hinauslaufen, dafs man den Pantheismus, und zwar die krudeste, platteste und trivialste Erscheinung desselben in ihr finde. Hr. *Göschel* fafst sie auf eine ganz andere Weise, so dafs nicht nur der Begriff von der Persönlichkeit Gottes und von der endlosen Fortdauer der individuellen Persönlichkeit der Menschen, sondern auch die strengste Orthodoxie und eine christologische Mystik in ihr wenigstens begründet seyn soll. Zugleich spricht er aber auch — im Gegensatze gegen diejenigen Hegelianer, welche alle wesentlichen Probleme der Philosophie durch ihren Meister bereits gelöst und in der Hegel'schen Darstellung des Systemes die absolute Befriedigung finden, — sich dahin aus, dafs zwar der *Anfang* der allgemeingültigen Philosophie durch Hegel festgestellt, aber eine Reihe wichtiger Fragen im Bezug auf die Lehre von Gott und dem Menschen, welche den *Fortgang* der Philosophie betreffen, nach dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Zeit erst näher zu beantworten sey. In diesem Sinne hat er selbst eine speculative Darstellung der Unsterblichkeitslehre mitgetheilt in der zu Ostern 1835 erschienenen Schrift „von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, im Lichte der speculativen Philosophie." Die nächste Veranlassung zu dieser Arbeit scheint ihm durch die Bemühungen *Friedrich Richters* geworden zu seyn, *die Lehre vom Tode und von der Unsterblichkeit nach den wirklich vorhandenen und in der That offenkundigen Grundsätzen des Hegel-schen Systemes* unzweideutig festzustellen, in den beiden Schriften

Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik von dem Standpunkte der Religion unternommen. *Erster* Bd. Breslau. 1833. XV u. 245 S.

Die neue Unsterblichkeitslehre. Gespräch einer Abendgesellschaft, als Supplement zu Wieland's Euthanasia. Breslau, b. Adlerholz. 1833. 79 S.

Die erste dieser beiden Schriften ward in dem Septemberhefte 1833 der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik von Hn. *C. H. Weifse* beurtheilt, der zwar gemäfs den Principien Hegel's darüber mit Richter einverstanden sich erklärte, dafs der Tod, von der blofsen Naturseite betrachtet, die wirkliche Auflösung des natürlichen Einzelwesens sey, jedoch theils es dem Vf. zum Vorwurfe machte, dafs derselbe einen Gegenstand dieser Art, billig zum Geheimnifs der Schule geeignet, den Ungeweihten veröffentlicht habe, theils seine eigne Particularansicht hierüber zum Besten gab. Sie lautete: wenn man es auch als unverträglich mit der tieferen philosophischen Einsicht betrachten dürfe, dem *natürlichen* Menschen Unsterblichkeit zuzuschreiben, so sey hiermit noch keinesweges erwiesen, dafs nicht durch die *geistige Wiedergeburt* in der Seele des *Wiedergebornen* eine absolut geistige, in Wahrheit unsterbliche Individualität und Persönlichkeit erzeugt werde. Er — Hr. *Weifse* — wisse wohl, wie gehässig es vor dem Richterstuhle der modernen Aufklärung erscheinen müsse, einem Theile der Menschen Unsterblichkeit, dem andern aber keine zuzuschreiben, nichts desto weniger bedenke er sich keinen Augenblick, dies in vollem reinem Ernst und aufrichtiger inniger Ueberzeugung als sein eigentliches Glaubensbekenntnifs auszusprechen. Die zweite Richter'sche Schrift ward in dem Januarhefte 1834 der nämlichen Jahrbücher von *Göschel* angezeigt, und gab demselben Gelegenheit, schon dort seine Ansichten über die speculative Beweisart der persönlichen Unsterblichkeit dem Publicum mitzutheilen. Der Kern dieser Beweisführung besteht in dem Gedanken, dafs das Allgemeine an sich abstract, einseitig und mithin unwahr sey, dafs die Wahrheit und Wirklichkeit des Allgemeinen das Individuum, das Ich sey. Hiernach könne das Ich dem Allgemeinen nicht so entfremdet seyn, dafs es in dem Allgemeinen aufgehen müfste, um dasselbe wieder zu gewinnen. Bei einem solchen Zurückgehen würde gerade die Wahrheit und die Wirklichkeit verloren gehen. Auf diese Angelegenheit beziehen sich noch folgende Broschüren:

Die Geheimlehre der neueren Philosophie. Eine Erklärung an Hn. Prof. *Weifse* in Leipzig von Dr. *Fr. Richter* von Magdeburg. Abgedruckt aus der Breslauer Zeitschrift „Der Prophet." Breslau, b. Korn. 8 S.

Die

Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums, von *C. H. Weifse*. Dresden, in d. Grimmer. Buchh. 1834. Mit zwei Anhängen 92 S.

Wenn die Anerkennung des sowohl in Bezug auf die religiösen Anfoderungen, als in Bezug auf die theoretischen Vernunftbedürfnisse der Erklärung des allumfassenden Causalzusammenhanges der Wirklichkeit, so durchaus Unbefriedigenden in den Resultaten des echten Hegel'schen Systemes einen, von dem lautersten und lebendigsten Interesse für die Angelegenheiten der Religion und Philosophie beseelten, Denker, wie *Göschel*, wohl zu dem Streben anregen dürfte, von der Basis der Hegel'schen Dialektik ausgehend eine neue Richtung der speculativen Lehre über Gott und Menschen zu verfolgen; so mufs jedoch Ref. im Namen der Geschichte der Philosophie gegen die mögliche Verwirrung protestiren, welche Göschel's Autorität dadurch in die gegenwärtige und zukünftige Beurtheilung der Hegel'schen Philosopheme hineinbringen könnte, dafs er seine eignen Ansichten für die wahre Auslegung dieser Philosopheme, und den wahren Sinn der letzteren für einen blofs durch Mifsverstand ihnen aufgebürdeten Irrthum ausgiebt. Unter den hierher gehörigen Schriften *Göschel's* fallen folgende in unseren Zeitabschnitt:

Der Monismus des Gedankens. Zur Apologie der gegenwärtigen Philosophie am Grabe ihres Stifters. Naumburg, b. Zimmermann. 1832. 88 S.

Hegel und seine Zeit, mit Rücksicht auf Göthe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihrem Verhältnisse zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Berlin, b. Duncker u. Humblot. 1832. X u. 138 S.

An polemischen Schriften wider das Hegel'sche System hat unser Abschnitt aufzuweisen: *Briefe gegen die Hegel'sche Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. — Zweites* Heft. *Vom Verstande der Encyclopädie und der Philosophie.* Berlin, 1830. (Das erste Heft „vom Standpunkte der Encyclopädie und der Philosophie erschien 1829). *Ueber die Wissenschaft der Idee.* Erste Abtheilung, die neueste Identitätsphilosophie und Atheismus oder über immanente Polemik. Breslau, 1831. *Die Lücken des Hegel'schen Systemes der Philosophie, nebst Andeutung der Mittel, wodurch eine Ausfüllung derselben möglich ist.* Allen Freunden und Kennern dieses Systemes zur Beurtheilung und Verständigung vorgelegt von *C. Fortlage.* Heidelb. u. Leipzig, 1832. *Sigwart's vermischte philosophische Abhandlungen*, zweites Bändchen, auch unter dem Titel: *Kritik von Hegel's Encyclopädie der philos. Wissenschaften.* Tübingen, 1832. *Ueber Hegel's System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie*, von *K. F. Bachmann.* Leipzig, 1833. (Dagegen *Hegel*, Sendschreiben an Bachmann, von *K. Rosenkranz.* Königsb. 1834.) *Ueber Seyn, Werden und Nichts*, eine Excursion über vier Paragraphen in Hegel's Encyclopädie von *R. v. L.* (Rühle von Lilienstern). *Erste* und *zweite* Abtheilung. Berlin, 1833. *Hegel in seiner Wahrheit vom Standpunkte der strengsten Unbefangenheit* von *C. J. Hoffmann.* Berlin, 1833. *Die Hegel'sche Religions-Philosophie, verglichen mit dem christlichen Princip* von *C. A. Eschenmayer.* Tübingen, 1834. Auch zu vergleichen *Irene* oder Versuch zur Vermittlung der philosophischen Systeme, von *Christ. Jac. Eisenlohr.* Karlsruhe. 1831.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

HOMILETIK.

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Textbuch*, oder Sammlung auserlesener Schriftstellen zu den gewöhnlichen Amts- und Kasual-Reden von *J. G. Bornmann*, ehemals Pastor zu Prausnitz, Jauerschen Kreises. *Zweite* Aufl. Bearbeitet und vermehrt von dessen Sohne *K. G. Bornmann*, Pastor zu Wilxen, Trebnitzer Kreise. 1834. VII u. 290 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Anzeige kann kürzer seyn als der Titel. Die Amtsbrüder des Herausgebers finden eine recht reichhaltige und vollständige Sammlung von Texten. Die Vorrede giebt an, welche neue Artikel in der neuen Ausgabe hinzugekommen sind. Wohlfeiler wäre das Buch geworden, wenn die Texte nicht vollständig abgedruckt worden wären; es wird ja ohnehin wohl nur mit der Bibel in der Hand gebraucht.

BIBELKUNDE.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Schulbibel*, ein Auszug aus der heil. Schrift alten und neuen Testaments nach Luthers deutscher Uebersetzung, herausgegeben von *Gottf. Alb. Gemmerli*, Pf. zu Elpersdorf bei Ansbach. 1834. XVI u. 1183 S. 8. (20 gGr.)

Dieser Bibelauszug zeichnet sich vor vielen ähnlichen Schulbibeln dadurch aus, dafs Kap. und Vers der ganzen Bibel überall angegeben sind. Eine eben so zweckmäfsige Zugabe ist eine Uebersicht des Aufgenommenen und Weggelassenen. Ueber die Auswahl läfst sich nicht rechten, da hier die Ansichten verschieden sind. Doch hätte die Apokalypse nicht ganz übergangen werden sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

Uebersicht der Literatur der speculativen Philosophie vom Anfange des Jahres 1830 bis zum Ende des Jahres 1834.

(Fortsetzung von Nr. 4.)

Einen schon vor der Erscheinung der Hegel'schen Vorlesungen über die Philosophie der Religion bekannt gemachten Versuch, diese Disciplin nach Hegels Grundsätzen und in Hegels Formelnsprache zu bearbeiten, besitzen wir in

Selbstbewufstseyn und Offenbarung, oder Entwickelung des religiösen Bewufstseyns. Von *Kasimir Conradi*. Mainz, b. Kupferberg. 1831. XVI u. 412 S.

Unabhängig sowohl von Hegels Dialektik, wie von der modernen Orthodoxie, hat ein aus der Schelling'schen Schule hervorgegangener ausgezeichneter Denker, der im J. 1832 verstorbene *B. H. Blasche* den Pantheismus als die wahrhaft philosophische Weltansicht in mehreren schätzbaren, durch die Klarheit und Ruhe der Darstellung sich sehr empfehlenden Schriften vornehmlich in Bezug auf die Probleme der Religionsphilosophie geltend zu machen gesucht. Von ihm sind hier anzuführen aufser der 1830 erschienenen *Kritik des modernen Geisterglaubens*:

Die göttlichen Eigenschaften in ihrer Einheit und als Principien der Weltregierung dargestellt, als Einleitung in eine philosophische Dogmatik zu betrachten. Erfurt u. Gotha, b. Flinzer. 1831. 59 S.

Philosophische Unsterblichkeitslehre, oder, wie offenbart sich das ewige Leben. Ebendas. 1831. 178 S.

Der Vf. lehrt in der ersten Schrift ganz offen, dafs ihm das Weltall der wirkliche Inbegriff aller Existenz, Gott dagegen der absolute Grund aller Existenz, die von Ewigkeit zu Ewigkeit in der Wirklichkeit des Universums real werdende Allmöglichkeit ist. Die universelle Weltregierung ist das Walten allgemeiner, allumfassender, alldurchgreifender Naturgesetze, unter denen auch die Entwickelung alles Bewufstseyns steht. Sie ist an und für sich das heilige Dunkel, welches kein Einzelbewufstseyn ganz zu durchdringen und zu erhellen vermag; diese Durchdringung ist eine unendliche Aufgabe, welche in der Menschwerdung Gottes fortwährend behandelt wird. Die Menschwerdung Gottes ist nämlich nicht seine Darstellung nur in einem oder einigen der vollkommensten Menschen, sondern vielmehr seine Offenbarung in der ganzen Menschheit, welche keineswegs auf unseren Planeten beschränkt seyn kann. Jedes Ding ist eine vorübergehende Schranke des unendlichen Wesens, und dieses ist die absolute Anlage desselben, von welcher die Bildung, das wirkliche Ding, blofs ein einzelnes verwirklichtes Moment ist. Die göttlichen Eigenschaften sind hiernach ganz anders zu bestimmen, als dies auf dem der Religion eigenthümlichen irrthümlichen Standpunkte der Sonderung Gottes und der Welt geschieht. Die Allmacht ist das entwickelte oder thätig gesetzte Allvermögen, die Thätigkeit der allschaffenden Natur. Die Allwissenheit fällt nicht in Gott als in das absolute Wesen, sondern gehört dem Universum an, jeder einzelne Wissende nimmt an ihr Theil, ist ein Mitglied des Organismus der Allwissenheit. Allanwesenheit dagegen ist Gottes unmittelbare Eigenschaft, indem Gott allen Dingen anweset, das allgemeine Wesen aller Dinge ist. In der zweiten Schrift wird dann ausgesprochen, dafs es keine individuelle Fortdauer des Menschen geben könne; das ewige Leben sey das allgemeine oder Allleben des Universums, welches im fortwährenden Wechsel durch das endliche Einzelleben sich verwirkliche.

7) *Streben nach Hinausgehen über die Einseitigkeit der in den voranstehenden Rubriken angegebenen Gegensätze.*

Wir finden dieses Streben gröfstentheils bei solchen Denkern, die aus dem Schoofse der Identitätsphilosophie, mithin aus der Schelling'schen und aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen sind. Die Meisten unter ihnen, angezogen durch das Scharfsinnige und Originelle der von Hegel erfundenen Logik, jedoch nicht befriedigt durch den Contrast seiner Geistesphilosophie mit der religiösen Weltbe-

trachtung, bedienen sich seiner Dialektik oder wenigstens der Formelnsprache seines Systemes, um hiermit zu dem von Hegel noch nicht erreichten Standpunkte der Versöhnung der Philosophie mit der Religion sich zu erheben. Alle suchen an die Stelle des Hegel'schen Pantheismus eine zugleich religiöse und wahrhaft wissenschaftliche Gotteslehre zu setzen. Nur sehr Wenige zeigen sich in unserem Zeitabschnitt, welche das in der Ueberschrift dieses Abschnittes bezeichnete Ziel mit Hülfe einer sowohl von der Schelling'schen Lehrweise, als von der Hegel'schen Dialektik unabhängigen Methode verfolgen. Zuerst wenden wir uns zu den aus dem Boden der Identitätsphilosophie erwachsenen hierher gehörigen Leistungen.

I.

Der Idealrealismus. Von *Albert Leopold Julius Ohlert.* *Erster* Theil. Neustadt a. d. Orla, b. Wagner. 1830.

Auch unter dem Titel:

Der Idealrealismus als Metaphysik in die Stelle des Idealismus und Realismus gesetzt. XIV u. 228 S.

So schätzbar auch dieser Versuch hinsichtlich auf die Bedeutung des von ihm erfafsten Hauptproblemes ist, so mangelt es ihm jedoch an dem Verständnisse des zu seinem Ziele führenden Weges, und er ist ein unklares Gemenge unreifer erkenntnifstheoretischer und metaphysischer Behauptungen geblieben, zum Theil auf die Basis der Hegel'schen Philosophie gestützt. Hr. *Ohlert* nimmt an, die philosophische Forschung müsse entweder von dem Objecte der unmittelbaren äufseren Erfahrung, von der materiellen Welt, oder von dem Objecte der unmittelbaren inneren Erfahrung, von dem Ich, oder von Beiden zugleich ausgehen. Im ersten Falle gestalte sie sich, wenn sie ihre Richtung consequent verfolge, als reiner Realismus, im zweiten als reiner Idealismus, im dritten als Idealrealismus. Die zwischen dem Realismus und dem Idealismus schwankenden Systeme seyen eklektisch, und entbehren des inneren Zusammenhanges. Nachdem er den reinen Idealismus und den reinen Realismus zu charakterisiren und zu zeigen sich bemüht, dafs beide Welterklärungsweisen die philosophischen Bedürfnisse nicht befriedigen, wendet er sich zur Darstellung der Grundzüge des reinen Idealrealismus. Dieser mufs, wie der Vf. sagt, seine Untersuchungen mit dem Bewufstseyn beginnen. Das Bewufstseyn ist aber zunächst *das Bewufstseyn für sich*, das Gefühl, unser blofs unmittelbares Fürwahrhalten unserer eigenen Existenz und der Existenz der Aufsenwelt. Zweitens ist es *das Bewufstseyn in seinem Andersseyn*, welches in Bezug auf das Aeufsere und das Geschehene aus sich selbst heraustritt, der Verstand, das mittelbare Erkennen durch Denken, durch reihenartiges Aneinanderknüpfen. Drittens ist es *das in sich selbst zurückkehrende Bewufstseyn*, welches ein klares Schauen wird, die Vernunft, als wiederum unmittelbares, jedoch auf das Schauen seiner selbst gegründetes, Wissen. Dieses Schauen erkennt sich selbst als die unmittelbare, ursprüngliche Aeufserung des wahren menschlichen Wesens, als den Urgrund aller Regsamkeit und Lebensthätigkeit im Menschen, als den Spiegel, worin das Geistige, wie das Sinnliche sich reflectirt, als den Bürgen für jede Gewifsheit, als den bildenden Werkmeister für alles Aeufsere in Materie, wie in Form, als die unmittelbare Identität des Wissens und Seyns, folglich als das Reale, das sich selbst, und in sich alles Andere schaut. Der Vf. giebt uns hierauf eine Reihe von näheren Erörterungen in Bezug auf dasjenige, was das schauende Bewufstseyn schauen soll. Er versichert: das Bewufstseyn schaue das Absolute als das Einfache, als die ursprüngliche Einheit, die alle scheinbare Vielheit habe aus sich entstehen lassen, und in der alle Vielheit sich wieder in eine Einheit verwandle; das Bewufstseyn schaue ferner, wie das Absolute in dem ruhigen Schauen von sich, in seiner reinen Selbstheit unveränderlich dasselbe bleibe, aber dennoch fortwährend sich in sich selbst entwickele. Denn das Absolute trete gleichsam aus sich selbst heraus, indem es, seiner zwiefachen Qualität gemäfs, als geistiges und als sinnliches Princip, thätig sey, und Gebilde aus Geistigem und Sinnlichem gemischt in sich entstehen lasse, oder vielmehr sich selbst zu Individuen gestalte, deren eigentliches Seyn in dem Absoluten ruhe, und die dennoch auch für sich bestehen in einem relativen Seyn, abhängig von dem Absoluten und zusammen dasselbe bildend. Die Welt soll hiernach das Absolute seyn, wie es sich in der Entwickelung gestaltet, der sich entfaltende Urgrund. In dem Flusse der ewigen Entwickelung des Absoluten geht jedes Einzelwesen fortwährend von einer untergeordneten Stufe seines Daseyns und seiner Bildung zu einer höheren über, das Absolute führt alle seine Kinder nach festen Gesetzen zu ewiger Annäherung an die Harmonie, welche das All vereint in sich darstellt. Jedes folgende Leben wird für das menschliche Individuum die lebendige Erinnerung an das frühere nothwendig mit sich bringen und bedingen. In Bezug auf die Welt ist das Absolute die Gottheit. Der Mensch schaut in seinem Bewufstseyn Gott als den Erschaffer, Erhalter und Regierer der Welt, schaut in dem göttlichen Walten das Allbewufstseyn an und eine liebende Vorsehung. Hiernach giebt sich die Lehre des Vfs. nicht als einen Pantheismus, sondern als einen speculativen Theismus, der zwar alle Mannichfaltigkeit, alle Gegensätze des Seyns auf Einheit zurückzuführen, aber dennoch die religiösen Grundüberzeugungen von der selbstbewufsten Allmacht des Urwesens und von der Unsterblichkeit der menschlichen Individualität festzuhalten unternimmt. Dafs die Behauptungen dieser Lehre gar keinen denkbaren Inhalt und Zusammenhang haben, dafs es schlechterdings undenkbar ist, wie die Welt das in seiner Entwickelung sich gestaltende Absolute, und das Absolute den-

dennoch der mit allwissender und alliebender Vorsehung waltende Regierer der Welt seyn, wie das Absolute sich fortwährend zu Individuen gestalten kann, die zusammen das Absolute bilden, und wie es dennoch seine absolute Individualität unveränderlich behauptet, wie das Absolute *für sich* die reine Selbstanschauung, die vollkommene Persönlichkeit, und in seinem *Andersseyn* der Inbegriff aller relativen Individualität, das Resultat seiner Thätigkeit, die Welt ist — dies kümmert den Vf. nicht, der hier ja nicht zu *denken*, sondern zu *schauen* versichert. Bemerkenswerth ist noch, dafs der Vf. jenseits der Grenze seines schauenden Wissens, welches den Inhalt der Metaphysik ausmachen soll, eine übernatürliche Offenbarung annimmt, welche der Mensch nur glaubend aufzunehmen habe, indem lediglich durch diesen Glauben der Trost, die Beruhigung, die freudige Aussicht in die Zukunft gewährt werde, die man vergebens von der Wissenschaft verlange.

Ideen zu einer Religionsphilosophie. Von Dr. *F. A. Wurm.* München. 1834. VI u. 33 S.

Diese sehr unklar geschriebene Broschüre enthält einen unreifen Jugendversuch, in welchem die zum Grunde liegende metaphysische Weltansicht, aus Schelling's Naturphilosophie stammend, auf eine Verschmelzung des Theismus und des Pantheismus gerichtet ist. Erfreulich ist in ihm die Absicht des Vfs., die Religion, von den Entstellungen des Aberglaubens befreit, in der Reinheit und Würde der Vernunftmäfsigkeit zu erfassen.

Ueber das Verhältnifs des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von Hegel's Abscheiden, nebst einer kurzen Darlegung meiner Ansicht des Systemes der Philosophie, von *Christian Hermann Weifse*. Leipzig. 1832. 86 S.

Von demselben Verfasser

Die Idee der Gottheit. Eine philosophische Abhandlung, als wissenschaftliche Grundlegung zur Philosophie der Religion. Dresden, Grimmer. Buchh. 1833. X u. 373 S.

Auch gehören von diesem Vf. in unseren Zeitraum die schon oben erwähnte Broschüre *über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums* und: *System der Aesthetik*, als Wissenschaft von der Idee des Schönen. 2 Bde. *Erster* Bd. XVI u. 320 S. Leipzig, b. Nauck. 1830. *Zweiter* Bd. 542 S. Leipzig, b. Hartmann, 1830.

Die Weise des in diesen Schriften fortgesetzten und bereits in einer früheren Arbeit (*Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft.* Leipzig 1829.) begonnenen Unternehmens, der Hegel'schen Philosophie, mit ausdrücklicher Anerkennung ihres ursprünglichen pantheistischen und irreligiösen Charakters, durch einen etwas veränderten Gebrauch ihrer dialektischen Formeln eine, mit dem religiösen Glauben, ja mit der kirchlichen Orthodoxie wirklich übereinstimmende, Gestalt zu geben, wird von dem Vf. selbst in seinem neuesten Werke (*Grundzüge der Metaphysik*, Hamb. 1835) als eine *mifslungene* bezeichnet, obgleich er auch in diesem Versuche noch immer an der Hegel'schen dialektischen Methode festhält, und vermittelst derselben ein metaphysisches Lehrgebäude aufrichten zu können verhofft. Seine eigne Andeutung läfst uns das Eigenthümliche und Verfehlte jenes älteren Standpunktes genugsam erkennen. Er berichtet, dafs ihm der erste Impuls zur schriftstellerischen Thätigkeit auf dem Gebiete der reinen philosophischen Speculation durch das Bewufstseyn eines ungeheuren Widerspruches geworden sey, indem er sich von dem Hegel'schen Systeme zugleich mächtig angezogen und hart zurückgestofsen gefunden habe. Ihm habe sich die formale Wahrheit und die materiale Unwahrheit der Philosophie Hegel's, die gediegene Trefflichkeit ihrer Methode und die trostlose Kahlheit ihrer Resultate mit gleicher Evidenz aufgedrungen, und dies habe ihn angespornt, mit Anstrengung aller seiner Geisteskraft die Lösung des hierin liegenden Widerspruches zu suchen. Eine solche Lösung habe er anfangs in einer äufserlichen Scheidung des Wahren und des Unwahren finden zu können gemeint, so dafs er denjenigen Theil des Systemes, in welchem die Form und die Methode vorherrsche, beibehalten und den andern weggeworfen, und dafs er versucht habe, auf dem Grunde des ersteren Theiles das Gebäude der von ihm für wahr gehaltenen positiven philosophischen Weltansicht aufzuführen. Dieser Versuch habe mifslingen müssen. Er habe später die Einsicht gewonnen, dafs das Fundament, auf welches er seinen Neubau zu gründen sich bemüht, lückenhaft, ja fast an jeder Stelle untergraben und zerfressen sey. In der genannten Metaphysik, die eigentlich nur eine Ontologie ist, soll nun die Arbeit eines neuen Grundbaues ausgeführt seyn, für welche, wie er meint, die Angemessenheit der Hegel'schen Methode nicht in Abrede gestellt werden dürfe. Ref. enthält sich hier des Urtheiles über diese neue Arbeit, und bemerkt nur noch, dafs dasjenige durchaus begründet und beachtungswerth ist, was auch Hr. *Weifse* bei dieser Gelegenheit über den Gegensatz zwischen den treuen Althegelianern und den dissentirenden Neuhegelianern anführt.

System der Metaphysik, entworfen von *Christlieb Julius Braniss*. Breslau, b. Grofs, Barth u. Comp. 1834. VI u. 373 S.

Dieses System, obschon an vielen Stellen gegen Hegel polemisirend, und einen höheren Standpunkt, als den der pantheistischen Weltbetrachtung erstrebend, ist aus Materialien der Schellingisch-Hegel'schen Philosophie und mit einer sehr oberflächlichen Anwendung von Formeln der Hegel'schen Dialektik erbaut. Es bewegt sich in der Sphäre abstracter Begriffe, deren reale Bedeutung und deren Erkenntnifswerth auf keine Weise festgestellt wird, und welche auch nichts Anderes sind, als inhaltsleere

und

und durch den blofsen Schein eines speculativen Inhaltes den Vf. irreführende Abstractionen. Nach Hegel's Vorgang stellt Hr. *Braniſs* für den Anfang der Philosophie die Foderung auf, indem er ein sinnlich-verständiges, ein reflectirendes oder abstract-verständiges und ein setzendes oder vernünftiges Denken unterscheidet, dafs das Denken von allem *gegebenen*, deshalb unfreien Inhalt abstrahiren, sich als vernünftiges reines Denken, als freie Thätigkeit erweisen, das Seyn vermöge der Idee, als des frei erzeugten Denkinhaltes erkennen, und sich mit realem, aber durch die Idee vermittelten und eben deshalb freien Inhalt erfüllen soll. Indem es sich dergestalt erfülle, höre es auf, abstractes Denken zu seyn, und gestalte sich zum freien, concreten, in sich absolut reichen Wissen seiner selbst und alles Wirklichen in der Idee als der absoluten Wahrheit. Die Aufgabe dieses Denkens oder der speculativen Philosophie sey die doppelte, theils den Weltbegriff durch die absolute Idee zu bestimmen und ihn somit zur Weltidee zu erheben, theils die Realität der Weltidee in der Weltwirklichkeit zu erfassen. In der Lösung der ersten Aufgabe gehe das Denken von der absoluten Idee als *an sich* seyender aus, und entwickle aus ihr in reiner Gedankenbestimmung das ideelle Wesen der Welt ohne alle Bezugnahme auf deren factische Wirklichkeit; das in dieser Denkbewegung sich gestaltende speculative Wissen sey die Idealphilosophie oder die Metaphysik. Die Lösung der zweiten Aufgabe erfodere, dafs das Denken von der factisch wirklichen oder realen Welt ausgehend das Seyn der Idee in ihr als ihre immanente Wahrheit aufzeige, und hierin bestehe die Realphilosophie. Der Vf., zu dieser Unterscheidung durch Hegel's Eintheilung der Philosophie in die Logik und in die Natur- und Geistes-Philosophie geführt, bleibt in seiner Behandlung der Probleme seiner Idealphilosophie tief unter der methodischen Strenge und Consequenz der Hegel'schen Logik stehen, und verkehrt in ihr auf die seltsamste Art die Ordnung und Auseinanderfolge der abzuhandelnden Begriffe. Er macht die „ideelle Theologie" zum ersten Theile der Metaphysik, und läfst ihr die ideelle Kosmologie folgen, deren Theile ihm die Ontologie und die Ethikologie sind. In der Theologie gelangt sein reines Denken in wenigen Sprüngen zu der Idee des freien und persönlichen Gottes. Es wird zuerst der Machtspruch aufgestellt, das Unmittelbare des vernünftigen Denkens sey das absolute Thun, und dieses sey als absoluter Denkinhalt das absolute Seyn. Die concrete Identität des absoluten Thuns und Seyns wird hierauf als die absolute Einheit des Sich-Ergreifens und des Sich-Besitzens gedacht, und so genommen ist sie die reine Ichheit oder absolutes Bewufstseyn. Ferner ist der Begriff der concreten Einheit des absoluten Thuns, Seyns und Bewufstseyns der Begriff des absoluten Geistes. Alsdann wird durch das vernünftige Denken das absolute Thun als *insichseyend*, und hiermit unmittelbar als ein schlechthin auf sich bezogenes, nach Aufsen hin beziehungsloses, daher auch von ihm, dem Denken selbst abgelöstes gefafst. Das Denken fafst das absolute Thun als ein von ihm abgelöstes, das heifst, es entläfst dasselbe aus sich. Hiermit ist sein Inhalt nicht mehr der blofse Gedanke des absoluten Thuns in seiner entwickelten Begriffsbestimmtheit, sondern die Objectivität dieses Gedankens. Das Denken des Begriffes des absoluten Geistes ist in das Wissen der Wahrheit dieses Begriffes übergegangen. Der als wahr gewufste Begriff des in sich seyenden absoluten Geistes ist der speculative Begriff Gottes. Es versteht sich nach dem Vorhergehenden, dafs Gott mit gleicher Nothwendigkeit als *Triplicität* von Thun, Seyn und Bewufstseyn, und als *Einheit* derselben gewufst wird. Gott ist 1) absolutes Thun, und als solches das Absolut-Erzeugende seiner selbst, 2) absolutes Seyn, und hiermit das Absolut-Erzeugte seiner selbst, 3) absolutes Bewufstseyn, und als dieses der absolute Begriff seiner selbst. Der Ausdruck, welchen das speculative Wissen Gottes als ein vollständiges und abgeschlossenes erhält, ist folgender: Gott *an sich* absolutes Thun und als solches einfach unmittelbare Einheit, hierin zugleich aber reine, in sich noch verborgene Innerlichkeit, führt sich in die Selbstoffenbarung ein, und erschliefst sich darin zur Triplicität des Erzeugenden, des Erzeugten und des Begriffes seiner selbst. In dieser Triplicität seiner Selbstoffenbarung ist er aber auch unmittelbar sich *selbst* manifest; das heifst, als absolute Macht, absolutes Leben und absolute Persönlichkeit in sich reflectirt, ist er *in sich* und *frei für sich* seyende Einheit, und so der persönliche Gott. — Was dem Vf., wenn ihn nicht der Zauber der Hegel'schen Formeln verblendet hätte, bei einiger Besonnenheit des Nachdenkens hätte klar werden müssen, ist dies, dafs er sich hier durchaus nur in dem Kreise willkürlicher, und noch dazu höchst unklarer Behauptungen herumdreht, und dafs die von ihm gebrauchten Worte „absolutes Thun, Seyn" u. s. w. statt eines wirklich durchgedachten Inhaltes lediglich die ungelöste Aufgabe enthalten, einen Inhalt zu denken, der in seinem Kopfe keineswegs entwickelt, geschweige für die Leser wissenschaftlich bestimmt und in Hinsicht der Erkenntnifsgültigkeit deducirt und erwiesen worden ist. In gleicher Manier legt die Kosmologie als Ontologie die reine Form und als Ethikologie den Inhalt des durch Gott Geschaffenen auseinander, wohin wir dem Vf. nicht weiter folgen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

Uebersicht der Literatur der speculativen Philosophie vom Anfange des Jahres 1830 bis zum Ende des Jahres 1834.

(Fortsetzung von Nr. 5.)

Die Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse. Zum Gebrauche für seine Vorlesungen von Dr. *Karl Philipp Fischer*. Stuttgart, b. Schweizerbart. 1834. XXX u. 506 S.

Der Vf., welcher die erste Probe seines philosophischen Strebens in einer 1833 erschienenen kurzen Abhandlung über „*die Freiheit des menschlichen Willens im Fortschritte ihrer Momente*" (Tübing. XVI u. 62 S.) abgelegt hat, beabsichtigt in diesem gröfseren Werke laut der Vorrede seinen Vorträgen über die Metaphysik eine gedrängte systematische Darstellung zum Grunde zu legen. Jedoch ist diese Darstellung einerseits im hohen Grade unsystematisch, sie ist ein Gewebe von aphoristischen, ohne zusammenhängende Deduction und Beweisführung hingeworfenen Versicherungen, andererseits ist sie durch die häufige Anführung von Stellen aus den Schriften eines *Hegel*, *Baader*, *Steffens* und *Oken* u. s. w., und durch die überall eingestreuten Beurtheilungen und Beziehungen hinsichtlich auf diese Denker sehr weitschweifig geworden. Jugendliche Befangenheit durch die Autorität verehrter Lehrer und jugendliche Unreife hat sich nicht leicht entschiedener in einem schriftstellerischen Versuch ausgesprochen, als in diesem eines unstreitig talentvollen angehenden Denkers. Er erklärt, dafs er Hegeln seine ganze formelle Bildung verdanke, jedoch in materieller Hinsicht nicht vollkommen durch ihn befriedigt sey; seine Bearbeitung der Metaphysik habe eben so sehr formell die Hegel'sche Dialektik zu ihrer Voraussetzung, als ihr Inhalt das Wesen und den Geist der Naturphilosophie Schelling's und der in Schelling's Art philosophirenden Denker enthalte. Die ganze Anlage und Ausführung dieser Schrift beweist übrigens durch ihre Entfernung von aller Form und Methode, dafs der Vf. hinsichtlich seiner formellen Bildung bei Weitem nicht genug von Hegeln gelernt hat, obgleich er der Terminologie und Formelnsprache der Hegel'schen Philosophie sich durchgängig bedient. — Ueber den Pantheismus Hegel's zu einem vermeintlich speculativen Theismus hinaufzukommen macht er sich sehr leicht, indem er ohne Weiteres gleich an die Spitze seiner Metaphysik die Bestimmung des Princips der Welt vermittelst der Assertion stellt: die freie unendliche Ursache alles Seyenden reflectire sich im Hervorbringen in sich selbst, so dafs sie sich durch ihr Product die Rückkehr in sich und das Bewufstseyn ihrer selbst vermittle. Diese in sich reflectirte Ursache des Seyns sey nicht immanente Weltursache, sondern sie sey der Wille einer absoluten Persönlichkeit, welche sich die Hervorbringung ihrer selbst durch die Weltschöpfung vermittele. Sie sey Wille, weil der Wille das sich selbst bestimmende Princip sey, sie sey Wille einer absoluten Persönlichkeit, weil nur der Geist in dem Sinne die Macht seiner selbst sey, dafs er im Wirken nicht aufser sich komme, sondern in seinem Hervorbringen in sich zurückkehre und sich seiner selbst bewufst werde, das heifst, sich selbst erzeuge. So ist der Vf. denn freilich aller eigentlichen Deduction und Demonstration in Bezug auf diejenige Wahrheit überhoben, deren wissenschaftliche Feststellung er doch selbst als das höchste Problem der Philosophie anerkennen mufs.

In die Reihe der aus Hegel's Schule erwachsenen Bestrebungen gehört auch folgender Versuch einer Theorie des Erkennens, welcher den richtigen methodischen Grundsatz befolgen will, dafs durch die Erforschung der gesetzmäfsigen Weise, wie das menschliche Bewufstseyn zum speculativen Denken sich entwickele, das Fundament für das Lehrgebäude der speculativen Erkenntnisse gewonnen werden mufs:

Grundzüge zum Systeme der Philosophie von *J. H. Fichte*. — *Erste* Abtheilung: das Erkennen als Selbsterkennen. Heidelberg, b. Mohr. 1833. XVIII u. 317 S.

So gültig auch der leitende Grundsatz dieser Untersuchung ist, so verfehlt sie jedoch die ihr angemessene Methode und das ihr vorgesteckte Ziel, weil

weil sie, ungeachtet ihrer theilweisen Opposition gegen die Lehre Hegel's, von den Blendwerken der Hegel'schen Dialektik noch viel zu sehr befangen ist. Sie giebt eine in vieler Hinsicht von Hegel's Logik und Phänomenologie des Geistes abhängige, und nach der Ueberzeugung des Ref. den wahren Entfaltungsgang der Functionen und Thatsachen des menschlichen Bewufstseyns keineswegs aufdeckende Charakteristik der von ihr angenommenen Epochen und Stufen, durch welche hindurchgehend das Ich von den Sinnesempfindungen bis zum speculativen Erkennen sich erheben soll. Auf dem von ihr verfolgten Wege gelangt sie zu zwei angeblichen Hauptresultaten, welche eine tiefe speculative Wahrheit und die eigentliche Begründung der Metaphysik enthalten sollen. Das erste derselben besteht nach des Vfs. Aussage in dem Gewinne der Einsicht, dafs das Allgemeine, welches abstract im Begriffe, concret in der Idee erfafst werde, nicht abstract in der Absonderung von dem Besonderen und Einzelnen, sondern nur concret an dem Besonderen und Einzelnen wirklich existire. Diese vermeintlich speculative Einsicht, in soweit sie aus dem Raisonnement des Vfs. sich ergiebt, enthält in der That blofs die nahe liegende Wahrheit, zu deren Gewinn nichts weniger, als der von dem Vf. eingeschlagene Weg erfoderlich ist: dafs die Gattungs- und Arteigenthümlichkeiten der Dinge nicht getrennt von den Individuen, sondern nur an den Individuen und vermittelst derselben wirklich bestehen, und dafs umgekehrt die Individuen nur innerhalb der Gattungen und Arten entstehen und vergehen. Der Vf. drückt diesen Gedanken auf eine preciöse und von Hegel entlehnte Weise durch die Worte aus: das Allgemeine sey nur als ein sich besonderndes in seiner einzelnen Selbstgestaltung wirklich, und eben so umgekehrt sey das Einzelne nichts mehr und nichts Anderes, als die Selbstverwirklichung des Allgemeinen. Ferner verkennt er gänzlich den wahren Sinn dieses Gedankens, und trägt in denselben eine ganz andere Bedeutung hinein, indem er behauptet, hiermit sey man zur Erkenntnifs der Wahrheit gekommen: dafs durch das Denken alles Endliche als solches schlechthin aufgehoben und in dem Endlichen die Offenbarung des darin gegenwärtigen Ewigen, des Urseyns, des göttlichen Seyns anerkannt sey. Hr. *Fichte* wird hier getäuscht durch die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Begriffes und Ausdruckes *Allgemeinheit*, der in vielfacher Hinsicht der Unterscheidung und näheren Bestimmung bedarf, um für die metaphysischen Gedankenentwicklungen brauchbar zu seyn. Er verwirrt die Bedeutung des Bleibenden und Allgemeinen der Gattungen und Arten mit der Bedeutung der urgründlichen allumfassenden Einheit und Ewigkeit des Urwesens, und meint durch eine dialektische Betrachtung der Form der Begriffe, Urtheile und Schlüsse bis zur Begründung der höchsten Wahrheit, bis zur Wahrheit des Verhältnisses gelangt zu seyn, in welchem die Einheit des Urwesens zu der Allheit der abhängigen Einzelwesen steht.

Das zweite Resultat wird in der Verfolgung der angeblichen Stufen des *Erkennens* gewonnen, welche der Vf. den von ihm angenommenen Stufen des *Denkens* folgen läfst. Hier wird behauptet: der Standpunkt der (ersten Fichte'schen) Wissenschaftslehre, welchen der Vf. als den „Idealismus der Reflexion" bezeichnet, sey ein nothwendiger Uebergang von der Stufe des reflectirenden Erkennens überhaupt zu der höchsten Erkenntnifsstufe, zu der des speculativen Erkennens. Im Gesichtskreise jenes Idealismus gelte das Bewufstseyn für ein abstractes Sich — Allein — Wissen; das Wahre dieses Gesichtspunktes sey der Selbstreinigungsprocefs des Bewufstseyns von dem Endlichen, die absolute Vernichtigung des nichtigen Gegensatzes einzelner Realitäten dem Bewufstseyn gegenüber. Diese absolute Negativität der Reflexion müsse aber zur tiefsten Erfüllung des Bewufstseyns übergehen. Nachdem das Bewufstseyn in seinem reflectirenden Läuterungsprocesse alle einzelne Realität und Objectivität in sich verflüchtigt und abgethan habe, so müsse es sich in seiner Allgemeinheit als Abbild und Anerkennung eines absoluten, schlechthin ihm gegenwärtigen Inhaltes erfassen. Diese für die Reflexion unauflösliche Basis des Bewufstseyns könne nur gedacht werden als das absolute Seyn, indem es nicht von dem Bewufstseyn gesetzt werde, wie dies hinsichtlich auf die einzelnen Objectivitäten gelte, sondern indem es vielmehr selbst die Wurzel, Grundlage und Voraussetzung des Bewufstseyns sey. — Somit läfst sich das Ziel, bei welchem zuletzt die Erkenntnifstheorie des Vfs. anlangt, in dem Satze aussprechen: wirklich und wahr ist nur das absolute Seyn, das Unendliche und Ewige, welches — mit Hegel zu reden — die Wahrheit des Endlichen und Vergänglichen ist. Ref. sieht recht wohl ein, wie dieser selbst noch einseitige und täuschende Begriff des Absoluten, dem der Vf. eine theistische Deutung geben will, aus Hegel's Lehre in die des Vfs. übergegangen ist, hält es aber für ganz irrig, dafs man erst aus den Täuschungen des auf die Spitze gestellten transcendentalen Idealismus zur Auffassung desselben gelangen könne, und ist überhaupt der Meinung, die ganze Erkenntnifstheorie des Vfs. sey nur darauf angelegt und dem angepafst, um zu jenem schon vorgefafsten Begriffe des Absoluten hinzuleiten, zu welchem sie durch eine Reihe unhaltbarer Definitionen und Abstractionen in der von Hegel entlehnten Manier führt.

Von demselben Verfasser:

Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Elberfeld, b. Büschler. 1834. 204 S.

Die Form und die Abfassung dieser kleinen Schrift wurde nach Hn. *Fichte's* Erklärung durch *C. Fr. Göschel's* oben erwähnten im Januarhefte der Berl. Jahrbb. f. wissenschaftliche Kritik erschienenen Aufsatz in Bezug auf *E. Richter's* „neue Unsterblichkeitslehre" veranlafst. Sie prüft zuerst die neben durch *Göschel* gegebenen Erläuterungen über die Hegel-

gel'sche Philosophie, vergleicht alsdann hiermit die eigne (Fichte'sche) speculative Grundansicht, in soweit dieselbe bereits in früheren Schriften von dem Vf. dargestellt worden, und sucht endlich hieraus die Idee der Persönlichkeit und einer Fortdauer zu erörtern. Mit Recht behauptet sie, dafs jeder unternommene apriorische Beweis für die Unsterblichkeit schon seinem Princip nach unzureichend ist, und dafs der sittlich-religiöse Vernunftglaube an unsere Fortdauer nach dem Tode der Ergänzung durch die Darlegung der wirklichen Begreiflichkeit und physischen Möglichkeit derselben bedarf. Was der Vf. zum Behufe dieser Darlegung vorbringt, verdient Berücksichtigung, wenn es gleich nicht über die Sphäre der Vermuthungen hinausgeführt und durch Phantasiethätigkeit zu sehr ausgeschmückt ist. Es gründet sich auf die Ansicht, dafs die durch unseren Körper hindurchfliefsenden, ursprünglich ihm fremden chemischen Stoffe, welche in seinen Assimilationskreis gezogen und zum Dienste des Organismus gezwungen, vorübergehend seine Natur annehmen, gar nicht der eigentliche Leib, noch weniger der Mensch seyen, sondern vielmehr die ewig wechselnde und sich umbildende *Erscheinung* des Leibes, welche, wie sie von der Assimilation ewig unterworfen werde, so doch unaufhaltsam sich wieder losmache und in das Allgemeine (?) zurückweiche. Leib sey wahrhaft nur die darin sich erhaltende und sie bezwingende *organische* Identität, — wie der Geist die *selbstbewufste* sey — die Dauer des Individuums in seinem ununterbrochenen Stoffwechsel. Die organische Individualität möchte der „innere Leib" zu nennen seyn, zum Unterschiede von der palpabeln Körperlichkeit. Der Tod nun sey ein nothwendiger Vorgang in der Lebensentwicklung, im Tode lasse der innere Leib das Medium der in den Stoffen erscheinenden Organisation ganz fallen. Nach dem Tode bleibe dem Menschen das als inneres Resultat des Lebens Gewonnene, die verwirklichte Individualität unversehrt in der Untheilbarkeit des Geistes, der Seele und der innerlichen Leiblichkeit. Nur in dem darstellenden Medium dafür betrete er eine neue Sphäre, die freilich von dem gegenwärtigen Zustand aus als eine schlechthin andere und jenseitige erscheinen möge, darum jedoch nicht minder in der unmittelbarsten Wirklichkeit uns vorbereitet seyn könne.

Ein Gemisch von Vorstellungen aus Schelling's Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit und aus der Hegelschen Lehre, und aus unklaren Begriffen des Theismus und des Pantheismus ist zu einer phantastischen vermeintlichen Construction der Entwicklung der geistigen und der physischen Welt in kurzen aphoristischen Andeutungen angewandt von *G. Fr. Daumer*:

Andeutung eines Systemes speculativer Philosophie. Nürnberg. 1831. VII u. 116 S.

Hr. *Daumer* sucht der Schelling'schen Ansicht von dem Grund in Gott oder der Natur in Gott eine höhere Ausbildung zu geben, und verwirft in dieser kleinen Schrift den Inhalt einer früher von ihm herausgegebenen von ähnlicher Form und Tendenz „Urgeschichte des Menschengeistes, Fragment eines Systemes speculativer Theologie. Berlin, b. Reimer. 1827." In dieser früheren betrachtete er den Schelling'schen Grund der Dinge als die Selbstentäufserung des von Ewigkeit her vollkommenen und persönlichen Gottes, die in der Absicht Statt finde, damit aus diesem Gegentheil Gottes, aus dem Nichts oder dem Leeren, freithätig sein Ebenbild sich erzeuge. In der späteren stellt er zwar auch den theistischen Satz auf, Gott sey der freie Urheber der Welt, und diese sey in ihm, ehe sie wirklich geworden, als Gedanke vorhanden gewesen, verbindet aber hiermit ohne weitere Vermittlung die pantheistischen Sätze: Gott sey bei Hervorbringung der Welt die Welt selbst geworden, und sein in sie versenktes, entäufsertes Selbst sey ihr inneres Wesen, der inwohnende Grund ihres Daseyns und ihrer Lebendigkeit. Dieses Innerste enthülle sich stufenweise in der Entwicklung der Natur und der Menschheit, und befreie sich von der Unangemessenheit, in der es mit sich selbst und mit seiner Gegenständlichkeit sich befinde, bis es endlich im religiösen und speculativen Bewufstseyn des Menschen zu sich selbst komme; das Wissen des Menschen von Gott sey das Wissen Gottes von sich selbst, und Gott habe sein Wissen von sich selbst nur im Menschen. Das Ziel der Entwicklung und Geschichte der Welt sey dieses, dafs Gott die bewufste Einheit eines Reiches freier, zum selbstständigen Leben gediehener, in Gott als in ihr Wesen und ihre absolute Einheit zurückgegangener Geister werde. Aufrichtig spricht der Vf. seine, durch eine Krankheit, wie er meint, herbeigeführte Unfähigkeit aus, den durch Schelling und Hegel ihm gewordenen Vorstellungen eine wissenschaftliche Gestaltung zu ertheilen. Man vergleiche hiermit von demselben Verfasser

Philosophie, Religion und Alterthum, 1stes Heft. Nürnberg, 1833.

Polemische Blätter, betreffend Christenthum, Bibelglauben und Theologie, eine Schrift für gebildete Leser aller Stände. 1s u. 2s H. Nürnberg, b. Campe. 1834.

Wie er schon in seiner „Andeutung u.s.w." eine erst jetzt im Entstehen begriffene absolute Religion annimmt, die über das bereits veraltete Christenthum hinausführen werde, so äufsert er sich in den polemischen Blättern freimüthig über den Gegensatz seiner Glaubenstheorie gegen den biblischen und kirchlichen Christenglauben, den er für entstellt durch Irrthum und Wahn hält, während er seiner Theorie die wesentlichen christlichen Ideen in ihrer Reinheit und Vollständigkeit zuschreibt.

Unter die Kategorie einer Mischung des Pantheismus und des Theismus fällt auch die Lehre von Welt, Gott und göttlicher Offenbarung, welche, eh-

ohne bereits zu einer wissenschaftlichen Reife und Selbstverständigung gediehen zu seyn, in vorläufigen Andeutungen und vorbereitenden Erörterungen mitgetheilt worden ist von *Karl Ludwig Vorpahl* in seinen

Materialien zu einem festen Lehrgebäude der Philosophie, nebst einer Kritik der bisherigen Philosophie und Offenbarung. Berlin, b. Rücker. 1830. VIII u. 367 S.

Der Vf. giebt am Schlusse seiner Untersuchungen das, seiner Bescheidenheit und Aufrichtigkeit Ehre machende, Bekenntnifs, dafs er sich für einen Menschen halte, der nicht nur im Praktischen noch zurück sey, sondern auch im Theoretischen das von ihm Erkannte noch nicht mit völliger Gewifsheit wisse. Er führt alles Wirkliche zurück auf den Begriff des Daseyns der Kraft und der beiden Verhältnisse, unter denen die Kraft wirke, nämlich theils ihrer Richtung, theils ihres Grades oder ihrer Gröfse. Die Kraftinbegriffe sind nach ihm hinsichtlich der Richtung entweder extensiv, wirken in dem Gegenstand ein Auseinandergehen seiner selbst, (*Licht*), oder sie sind intensiv, wirken in dem Gegenstand ein Zusammengehn oder Insichgehen seiner selbst (*Bewufstseyn*), oder sie sind extensiv und intensiv zugleich, (*Materie*). Das Vermögen der Kräfte, durch ihre eigne theilweise Wirksamkeit ihren Verhältnifszustand selbst zu bewirken und von sich abhängen zu lassen, ist die Freiheit. Die Gottheit ist das in aller Beziehung vollkommen freie All der Kräfte, ist zugleich Geist, Licht und Materie. Sie will und macht wirklich alle Verhältnisse, welche sie ins Unendliche mit unbegrenzter Productivität aus sich erzeugt; sie vermag sich ebensowohl in intensiver, als in extensiver Weise zu gleicher Zeit zu theilen, und der Mensch verhält daher sich zu ihr als Theil. Nicht die Menschheit überhaupt ist zur Unsterblichkeit bestimmt, sondern nur diejenigen Menschen, welche zur Unabhängigkeit vom Körper und zur völligen Intensivität gelangen, werden der Unsterblichkeit theilhaft.

Da *Hegel* in sein System die Berücksichtigung der Kirchenlehre aufgenommen, da er die kirchlichen Dogmen als Vorstellungen des in der christlichen Gemeinde zum Selbstbewufstseyn gelangenden Geistes ansieht, deren Inhalt zwar innerhalb der Sphäre des Vorstellens Widersprüche und Ungereimtheiten an sich trage, aber in der Sphäre des speculativen Denkens von dieser Unangemessenheit mit sich selbst befreit und zur Form der absoluten Wahrheit erhoben werde: so ist hieraus für die Halb-Hegelianer, wie für die Neu-Hegelianer die Tendenz erwachsen, jene gläubig aufgenommenen Dogmen vermittelst des Gebrauches dialektischer Formeln in vermeintlich speculativer Weise als apodiktische Vernunftwahrheiten zu demonstriren. Diese moderne, für speculativ in der höchsten Potenz sich ausgebende Verirrung des philosophischen Strebens stimmt mit dem gleichfalls modernen antiphilosophischen Pietismus (dem die Philosophie nach *Scheibler's* Ausdruck für die hochmüthige Meisterin alles Wahnes gilt) darin überein, dafs sie den auf ein unerschütterliches Fundament der historischen und kritischen Forschungen und des unbefangenen gesetzmäfsigen Vernunftgebrauches gestützten christlichen Rationalismus, welcher den Contrast des kirchlichen Dogmensystemes mit der reinen Christuslehre erkennt, als eine flache geistlose Verstandesreflexion verachtet, und in ihrer Behandlung der Religionslehre an die Stelle geordneter und besonnener Denkthätigkeit die Anschauungen einer regen Phantasie setzt.

Die gleiche Uebermacht der Phantasie auf dem Gebiete der religiösen Betrachtungen und theologischen Untersuchungen, und daher die gleiche Geringschätzung der von der gesunden Vernunft und dem gesunden Verstande geübten Auffassung des Christenthumes findet sich bei den Meisten unter denjenigen Philosophirenden, welche aus *Schelling's* alter Schule hervorgegangen, oder auch aus seiner neuen Schule hervorgehend eine polemische Tendenz zu der Hegel'schen Philosophie behaupten. Von dieser Seite gehört hierher, aufser der schon oben angeführten polemischen Schrift *Eschenmayer's* wider die Religionsphilosophie *Hegel's*

Grundrifs der Natur-Philosophie von *C. A. Eschenmayer.* Tübingen, b. Laupp. 1832. XVI u. 301 S.

Der erste metaphysische Theil dieses Grundrisses soll die allgemeinen Principien, Grundsätze und Gesetze enthalten, der zweite angewandte Theil geht in das Gebiet der Erfahrung ein, und zerfällt in eine Lehre von dem Mechanismus des Sonnensystemes, eine Geologie und eine Biologie. In dem ersten Theil erklärt der Vf., dafs seine Untersuchung alle speculativen Momente gänzlich entfernt halte, weil diese sämmtlich nichts taugen, und blofs bei dem Worte (λόγος) stehen bleibe, wie das Evangelium es verkünde. Auch in der Sphäre der Naturphilosophie sey es die christliche Ansicht, durch welche die Ueberreste der alten heidnischen Philosophie theils aufgehoben, theils rectificirt werden müssen. Alles im Gebiete der erkennbaren Wirklichkeit sey abzuleiten aus dem unbedingten Wohlgefallen des an sich unbegreiflichen und unerkennbaren Gottes, dessen Seyn und dessen mit unbedingter Machtvollkommenheit wählendes und schaffendes Wollen ohne Deduction und Demonstration von *Eschenmayer* vorausgesetzt wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

Uebersicht der Literatur der speculativen Philosophie vom Anfang des Jahres 1830 bis zum Ende des Jahres 1834.

(*Fortsetzung von Nr.* 6.)

Die Philosophie des Rechtes nach geschichtlicher Ansicht, von *Friedrich Julius Stahl*. *Zweiter* Band. *Christliche Rechts- und Staatslehre. Erste* Abtheilung. Heidelb., b. Mohr. 1833. XVI u. 344 S. (Der *erste* Band, welcher die Genesis der gegenwärtigen Rechtsphilosophie darzustellen versucht, erschien ebendas. 1830.)

Der Vf., ein enthusiastischer Anhänger der neuen Schule *Schellings* und ein eben so lebhafter Gegner des *Hegel*schen Systems, behauptet hier, die Philosophie habe durch *Schelling* nunmehr eine Stufe erreicht, auf der sie erkenne, dafs a priori nichts gewufst werden könne, dafs Alles Schöpfung, Geschichte, freie That Gottes und freie Mitwirkung der Geschöpfe sey. Diesem Princip gemäfs müsse jede philosophische Wissenschaft, namentlich die Rechts- und Staatslehre im orthodoxen Sinn eine christliche werden, und den Kirchenglauben als höchste Probe und Autorität über sich erkennen. Demnach strebe er, der Vf., obgleich Protestant, die altkatholischen Begriffe von der Autorität des kirchlichen Verständnisses der Schrift, von der Ueberlieferung, von der ununterbrochenen, seit den Aposteln fortgeleiteten geistlichen Weihe, vor Allem von der sichtbaren, als organische Anstalt wirksamen, Kirche dem Protestantismus wieder zu gewinnen, weil ohne sie die christliche Kirche schlechterdings nicht bestehen könne. In solchem Geiste behandelt Hr. *Stahl* in dem ersten Buche seiner christlichen Rechtslehre, was er die „philosophischen Grundlagen" nennt, versichert uns, dafs der Begriff der Schöpfung keine Erklärung zulasse und keiner Erklärung bedürfe, weil sie die Urthatsache, das Alles Erklärende sey, gleichwie die Freiheit Gottes, und erörtert unter jener Rubrik nächst der Persönlichkeit Gottes, als dem Princip der Welt und der Wissenschaft (wobei er von dem Geheimnifs der Dreieinigkeit bemerkt, dafs der Mensch nicht durch eignes Nachdenken, sondern nur durch die göttliche Gnade zu ihm gelangen könne), die Natur und ursprüngliche Bestimmung des Menschen, den Sündenfall, die menschliche Freiheit und die göttliche Gnade, das Gesetz (welches nach dem Vf. dem Menschen geoffenbart werden mufste, weil er in dieser Hinsicht von selbst nur zum Irrthum und Wahn komme), die Gerechtigkeit Gottes und die Strafe, die Versöhnung, die Rechtfertigung und die Heiligung, endlich die Einheit des Menschengeschlechtes, das zeitliche und das ewige Reich, und macht alsdann den Uebergang zur Bestimmung der Natur des Rechts.

Ein unbedeutender, von dem Vf. selbst bescheiden und richtig als schwach bezeichneter Versuch, nach *Schellings*chen Principien das Erkenntnifsvermögen, die Methode des Erkennens und die Gegenständlichkeiten desselben in Betracht zu ziehen, in welchem nicht das *Absolute*, sondern das *Immanente*, als das Ineinanderfliefsen des Idealen und des Realen für das Erkennbare ausgegeben wird, führt den Titel:

Forschungen der Vernunft. Von *F. E. Pfnor. Erster* oder theoretischer Theil. Mannh., Schwan. und Götzische Hofbuchhandlung. 1832. 234 S.

Zusatz.

Angeregt und angeleitet durch solche beklagenswerthe Mifsverständnisse und Irrsale auf dem Felde der Philosophie hat unter unseren katholischen Sprachgenossen eine theologische Partei sich erhoben, welche das schon seit langer Zeit durch *Franz Baader* repräsentirte Trachten, eine neue Scholastik zu gründen und die durch die tridentinischen Kirchensatzungen fest und eng determinirten Glaubensdogmen als Theoreme der speculativen Vernunft darzustellen, mit lebhaftem Eifer verfolgt. Bekanntlich begann die Philosophie der neueren Zeit erst mit dem Umsturze der Scholastik zu dem Bewufstseyn des Princips und der grundwesentlichen Eigenthümlichkeit der philosophischen Thätigkeit zu gelangen, und sich in der Eigenschaft eines *freien* und *selbständigen*, nur durch die Regeln der Methode

geleiteten und lediglich durch die Grenzen des menschlichen Erkenntnifsvermögens beschränkten Strebens nach der systematischen Entwicklung der Vernunftbegriffe geltend zu machen. Jene Neuscholastiker — unter denen allerdings Mehrere durch Geist und Beredtsamkeit dazu geeignet sind, eine bedeutende literarische Wirksamkeit zu üben, strengen sich an, die Philosophie wieder zurückzuführen zur Unfreiheit und Unselbstständigkeit, zum Stande einer Magd der orthodoxen Theologie. Unter den in das Gebiet der Speculation sich eindrängenden Leistungen dieser Art haben wir anzuführen:

Vorlesungen über speculative Dogmatik, von *Franz Baader*. *Zweites* Heft. Münster, in d. Theissingschen Buchhandl. 1830. VIII u. 114 S. (*Erstes* Heft, Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta, 1828. X u. 113 S.) *Drittes* Heft, 1833.

Philosophische Schriften und Aufsätze von *Franz Baader*. Vom Verfasser gesammelt und neu durchgesehen. Münster, Theissingsche Buchh. I. B. 1831, 325 S. II. B. 1832. XXXII u. 452 S. Beilage zum *ersten* Bande der philos. Schriften und Aufsätze. *Erstes* Heft, ebendas. 1833. 41 S. Von demselben Vf. auch der kleine Aufsatz „Ueber das Verhalten des Wissens zum Glauben", ebendas., 1833. Aus einem Sendschreiben an Hn. *C. Schlüter*. 23 S.

Der Mensch und seine Geschichte. Ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums, von *J. H. Pabst*. Wien, 1830, VI u. 192 S. Von dem nämlichen Vf. 1832 die Broschüre: Giebt es eine Philosophie des positiven Christenthums?

Peregrins Gastmahl. Eine Idylle in eilf Octaven aus dem deutschen wissenschaftlichen Volksleben, mit Beiträgen zur Charakteristik europäischer Philosophie in älterer und neuerer Zeit, von *Anton Günther*, Wien, 1830. XVI u. 562 S. (Früher ist von dem nämlichen Vf. erschienen: *Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums*. In Briefen. *Erste* Abth. Die Creationslehre. Wien, 1828. X u. 217 S. *Zweite* Abth. Die Incarnationslehre. Wien, 1829, XV u. 421 S.)

Mittheilungen über den Einfluss der Philosophie auf die Entwicklung des inneren Lebens, von *Albert Kreuzhage*. Münster, 1831, 292 S.

Die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart, ein Schulprogramm von *Adam Martinet*. Bamberg, 1833, 28 S. 4.

Janusköpfe für Philosophie und Theologie. Von *A. Günther* und *J. H. Pabst*. Wien, b. Wallishäuser, 1834. XIV u. 431 S.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie. Von Dr. *Sengler*. Mainz, b. Kupferberg, 1834. XXIV u. 312 S.

Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit. Mit allgemeinen Entwicklungen der Hauptwahrheiten auf dem Gebiete der Philosophie und Religion, und Grundzügen zu einer Geschichte der speculativen Theologie. Von Dr. *Franz Anton Staudenmaier*. *Erster* Th. Frankfurt a. M., Andreäische Buchh. 1834. IX u. 482 S.

Auch sind hier zu erwähnen die *Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie*, herausgeg. von *Kühn, Locherer, Lüft* und *Staudenmaier*, die mit dem J. 1834 begonnen, und *Senglers religiöse Zeitschrift für das katholische Deutschland*, als Fortsetzung der Kirchenzeitung für das katholische Deutschland. Jahrgang 1833.

II.

Von einem eigenthümlich gefafsten Standpuncte der menschlichen Selbsterkenntnifs aus suchte der vor kurzem dahingeschiedene ehrwürdige Denker *David Theodor August Suabedissen* (gest. zu Marburg als Professor der Philosophie daselbst am 14. Mai 1835, geb. zu Melsungen in Niederhessen am 14. April 1773) die philosophische Anerkennung des Urgrundes der Wirklichkeit über die einander entgegengesetzten Einseitigkeiten des Dualismus und des Pantheismus zu erheben in der zuletzt von ihm herausgegebenen Schrift:

Die Grundzüge der philosophischen Religionslehre. Marburg und Cassel, b. Krieger. 1831. XVI u. 264 S.

Hinsichtlich des Verhältnisses, welches er zwischen der philosophischen Religionslehre und der Metaphysik (insbesondere der metaphysischen Theologie) annimmt, hat er sich nicht verständlich und entschieden genug ausgesprochen. Die Religion ist ihm zugleich ein Wissen von Gott und von Gottes Verhältnisse zur Welt und die mit dem Namen der Frömmigkeit bezeichnete Gesinnungs- und Handlungsweise. Von der Religionsphilosophie behauptet er, dafs sie, in der Metaphysik stehend und selbst Metaphysik seyend, in die Mitte trete zwischen die Metaphysik und die, der zeitlichen Wirklichkeit, mit dem Bestreben, sie aus ihrem Grunde zu begreifen, zugewandte, Philosophie, dafs sie so die rechte Lebensmitte der ganzen Philosophie ausmache, und dafs sowohl das Denken als das Wollen in ihr seine Begründung und seine Wahrheit finde. Ihrerseits werde die Religionsphilosophie durch die Selbsterkenntnifs des Menschen vermittelt. In Berücksichtigung dieser Verbindung habe er die vorliegenden Grundzüge unmittelbar auf seine „*Grundzüge der Lehre von dem Menschen*" folgen lassen (Marburg und Cassel 1829), obgleich in einer andern Hinsicht betrachtet die Metaphysik hätte vorausgehen müssen. — Unstreitig aber

aber erfodert die wissenschaftliche Behandlung der philosophischen Religionslehre nächst der erkenntnifstheoretischen Grundlage auch die hier mangelnde metaphysische. Ueberhaupt wird zwar viel Wahres, Sinnreiches und Treffendes in diesem Buche angetroffen, und nicht unrichtig wird in ihm nach dem Dafürhalten des Rec. sowohl das Eigenthümliche der Wesentlichkeit und Gewifsheit der menschlichen Gotteserkenntnifs, als auch das Verhältnifs Gottes zur Welt im Allgemeinen angedeutet. (Unser Wissen von Gott als dem Urwesen, dem Urleben und dem Urgeiste ist nach dem Vf. in unserem Lebensbewufstseyn selbst enthalten — die Welt ist nicht von Gott getrennt, oder geschieden, sondern Gottes Seyn, wie der Vf. in seiner eigenthümlichen Weise sich ausdrückt, ist das Grundseyn, und Gottes Wirklichkeit ist das Urwirken, durch welches das Grundseyn ausgewirkt wird zum äufserlich wirklichen Seyn, der Welt Seyn ist das ausgewirkte Seyn und ihre Wirklichkeit ist die stete Wirkung des Urwesens.) Dagegen ist die systematische Entwicklung und Begründung der Gedanken mangelhaft, und nebst der mehr das Gemüth und die Phantasie ansprechenden, als für das Verständnifs befriedigenden, Diction keinesweges zur Bestimmtheit und Deutlichkeit gediehen. Was das Erkenntnifstheoretische betrifft, so bemerkt der Vf. zwar der Wahrheit gemäfs, dafs dem Menschen die Erkenntnifs des Urwesens wirklich wird, wenn er in seiner Wirklichkeit zu sich selbst, zu seinem Wesen und eben damit zu seines Wesens Grund kommt. Jedoch läfst er es bei Versicherungen dieser Art bewenden, und wendet sich nicht zur Lösung der hier vorliegenden Aufgabe des philosophischen Forschens, welche darin besteht, dafs wir uns des allgemeinen, wesentlichen, gesetzmäfsigen Weges, auf welchem die Menschen bei aller Verschiedenheit des Grades der Klarheit, der Ungetrübtheit und der Zuverlässigkeit zur Anerkennung des göttlichen Waltens gelangen, mit Vollständigkeit und Deutlichkeit bewufst werden. Dieses philosophische Bewufstseyn ist von ihm bei weitem nicht erreicht. Er verkennt sowohl das Eigenthümliche der menschlichen Causalerkenntnifs, als die in derselben sich ausdrückende Bedeutung des Schlusses, überhaupt das Wesen und die Form des menschlichen Denkens, indem er annimmt, dafs man nicht von dem Denken aus, nicht vermittelst einer Verknüpfung von Begriffen und Urtheilen, nicht durch den Schlufs von dem Bedingten auf das Unbedingte, von dem Zufälligen auf das Nothwendige, zu der Ueberzeugung von Gott geführt werde, sondern dafs vielmehr die Ueberzeugung diesen Schlüssen schon zum Grunde liege. Alles, was er selbst anführt zur Hervorhebung der Wahrheit des Gottesbegriffes aus dem innersten Selbstbewufstseyn, beruht auf Schlüssen, welche, wie gewöhnlich in unserem Gedankenausdrucke, nicht streng förmlich, sondern kryptisch ausgedrückt erscheinen, deren Vorhandenseyn, deren Charakter und Bedeutung aber von ihm ignorirt wird. Nicht minder unbefriedigend ist die metaphysische Seite seiner Erörterungen. Hier fehlt vor Allem die Auseinandersetzung der kosmologischen Ideen, ohne welche die Darstellung der philosophisch theologischen Wahrheiten, die er doch in seiner Religionslehre erstrebt, nicht wissenschaftlich durchgeführt werden kann.

Auf einer eigenthümlichen Bahn strebt nach Ueberwindung des Pantheismus, wie des Dualismus, und nach Vermittlung des Gegensatzes zwischen dem Supernaturalismus und dem theologischen Rationalismus die metaphysische, den Standpunct des echt philosophischen Theismus für sich in Anspruch nehmende Gottes- und Religionslehre des im J. 1832 verstorbenen, durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und durch die eifrigste, fleifsigste Bemühung für die Fortbildung sowohl der Mathematik, als der Philosophie sehr rühmlich bekannt gewordenen *Karl Christian Friedrich Krause*. Nachdem die Hauptzüge der *Krause*schen speculativen Theologie und Religionsphilosophie dem Publicum bereits an mehreren bei Lebzeiten des Vfs. herausgegebenen Schriften, vornehmlich in dem „*Urbild der Menschheit*, Dresden, 1812", den „*Vorlesungen über das System der Philosophie*, Göttingen, 1828", und „den *Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft*, ebendas. 1829" vor Augen gelegt waren, so ist im Herbste 1834 eine Erörterung, Vertheidigung und Anwendung der auf dieses Forschungsgebiet sich beziehenden Ansichten des Verewigten in dem *ersten* Bande eines kritischen Werkes erschienen, welches er schon 1824 begonnen und 1827 für den Druck vollendet hatte:

Die absolute Religionsphilosophie in ihrem Verhältnisse zu dem gefühlglaubigen Theismus und nach der in ihr gegebenen endlichen Vermittlung des Supernaturalismus und Rationalismus. Dargestellt in einer philosophischen Prüfung und Würdigung von *Friedrich Bouterweck's* Schrift: die Religion der Vernunft, und von *Friedrich Schleiermachers* Einleitung zu dessen Schrift: der christliche Glaube. *Erster* Band. Dresden und Leipzig in Commission der Arnoldischen Buchh. 1834. XXXVIII u. 520 S.

Auch unter dem Titel:

Karl Christian Friedrich Krause's handschriftlicher Nachlafs. Herausg. von Freunden und Schülern Desselben. Zweite Reihe: *Synthetische Philosophie.* I. Die absolute Religionsphilosophie in ihrem Verhältnisse zur Glaubenslehre des Gefühles und nach ihrer Vermittlung des Supernaturalismus und des Rationalismus. In zwei Bänden.

Die Herausgeber beabsichtigen, bei gehöriger Unterstützung, den ganzen handschriftlichen Nachlafs ihres Lehrers und Freundes, welcher aufser den philosophischen auch mathematische, sprachwissenschaftliche, geschichtliche und vermischte Schriften umfafst, und ungefähr fünf und zwanzig Bände, mei-

meistens zu 36 Bogen füllen wird, dem Druck zu übergeben. Die erste, der „synthetischen Philosophie" vorausgehende Reihe unter dem Titel der „analytischen Philosophie" enthält Vorlesungen über die analytische Logik und die Encyclopädie der Philosophie, eine Reihe Vorlesungen und einleitender Abhandlungen über den Begriff der Philosophie, Vorlesungen über das akademische Studium und Vorschläge zu einem allgemeinen wissenschaftlichen Verein, Vorlesungen über psychische Anthropologie, und endlich einige Fragmente und Aphorismen. Dem *ersten* Bande der „absoluten Religionsphilosophie u. s. w." soll ein *zweiter* noch etwas stärkerer folgen, welcher den Schluss von der Kritik der *Bouterweck*schen Vernunftreligion und die Prüfung der Einleitung in *Schleiermachers* Dogmatik bringen wird. Eine so ungemein weitschweifige und detaillirte Beurtheilung fremder Ansichten, wie die vorliegende der nicht einmal sehr bedeutenden von *Bouterwek*, ist eine unglücklich gewählte Form, um den eignen Gehör und Anerkennung zu verschaffen. Uebrigens gilt dies überhaupt von der philosophischen Gedankenmittheilung unseres Vfs., dass man bei der Breite die Tiefe, und bei dem Ringen nach genauer, scharfer und rein deutscher Begriffsbezeichnung den richtig leitenden Tact und Geschmack vermisst. Wenn gleich Ree. mit dem Vf. darin übereinstimmt, dass nur auf dem Wege der, durch eine Untersuchung des menschlichen Erkenntnissvermögens vorbereiteten, regressiven rein vernünftigen Causalbetrachtung die wissenschaftliche Einsicht in die Wahrheit und Gewissheit der höchsten Idee — des Gottesbegriffes — gewonnen werden kann, so zeigen sich ihm doch in der Weise, wie Hr. *Krause* diesen Weg verfolgt hat, beträchtliche Mängel und Sprünge. Der Vf. sucht zunächst in dem menschlichen Selbstbewusstseyn die Anerkennung des Ich's als eines organischen Ganzen darzuthun, und fasst hierbei den Begriff des Organismus mit Einmischung einer gewiss nicht zulässigen, irrthümlich in der Verwechslung eines blos logisch-formalen und eines realen Unterschiedes angenommenen Determination, welche für sein ganzes, von ihm mit der Benennung des *Absolutismus* bezeichnetes System von entscheidender Bedeutung ist. Er behauptet (was er gleichfalls nur *versichert*, und keineswegs im Gegensatze gegen die freilich nicht haltbare Kantische Annahme *beweist*, dass der Mensch blos die Erscheinungen seines Seelenlebens unter den subjectiven apriorischen Formen der Zeit und des Ich auffasse): das Ich erkenne sich selbst mit vollkommener Wahrheit und Zuverlässigkeit. Mit solcher objectiven Gültigkeit soll das Ich als ein organisches Einzelwesen sich erkennen, als ein Wesen, welches *erstlich* ein untheilbares Ganze sey, und *zweitens* mannigfache entgegengesetzte Bestimmungen, z. B. die des Unendlichen und des Endlichen, des Beharrlichen und des Veränderlichen, des Geistes und des Leibes in sich vereinige. Hiernach sollen die drei Kategorien Thesis, als Setzung der Einheit des Einzelwesens, Antithesis als Setzung der verschiedenen Eigenschaften, und Synthesis als Verknüpfung derselben unter einander und mit der Einheit in dem Begriffe des Organismus sich geltend machen, die Einheit als Thesis aber soll *vor* und *über* der Antithesis und der Synthesis seyn. Diese Vorstellung, dass die Einheit in dem Begriffe des organischen Ganzen vor und über dem Unterschied und dem Zusammenhange des Mannigfaltigen eine eigenthümliche Macht und Bedeutung besitze — eine Meinung, welche schon bei der Betrachtung des menschlichen Individuums nicht zugegeben werden kann, da die Einheit des Menschenwesens in dem Individuum nichts Anderes ist, als die Einheit oder Vereinigung von einander unzertrennlicher einhelliger Bestimmungen — wird nun zur Auffindung und Feststellung der Idee Gottes folgendermafsen von dem Vf. benutzt. In der Reihe der unsinnlichen und übersinnlichen Vorstellungen und Erkenntnisse des Ich's sollen die Natur und die Vernunft als die höchsten einander noch entgegengesetzten und mit einander in Wechselwirkung stehenden Ganzen der Wirklichkeit, mithin als die obersten Theilganzen des gesammten Seyns dem Bewusstseyn sich darstellen. Demzufolge sollen beide Ideen mit intellectueller Nothwendigkeit zu der Anerkennung des noch höheren Ganzen, worin Natur und Vernunft organisch vereinigt seyen, als der schlechthin allumfassenden, absoluten Einheit unser Bewusstseyn führen. Dieses unbedingte Ganze soll auf der einen Seite — gemäfs den Kategorieen der Antithesis und der Synthesis — die Natur und die Vernunft als seine beiden ihm zunächst untergeordneten Theilganzen organisch in sich befassen, und selbst sowohl die Natur, als die Vernunft seyn. Auf der andern Seite soll es — gemäfs der Kategorie der Thesis — *vor* und *über* dem Gegensatze von Natur und Vernunft gedacht, und als das allbewusste, mit naheschränkter Freiheit, Weisheit, Macht und Güte über allem Einzelnen und Besonderen waltende Urwesen anerkannt werden. Aber der Vf. vermag nicht darzuthun, dass die Natur und die abhängige Vernunft, welche in seiner Gedankenfolge als Theilganze zu der Idee des absoluten selbstständigen Ganzen leiten, wirklich als nebengeordnete Theile zu einander sich verhalten, dass nicht jene Vernunft, das heifst, das geistige Leben der Menschheit im Universum, eben so wie das sinnliche Leben der Thiere und das blos vegetative der Pflanzen, zu den Thätigkeiten im Umkreise der Natur — nach dem Begriffe der Stufenfolge dieser Thätigkeiten — gehört. Noch weniger ist er im Stande, einen wahrhaft denkbaren Inhalt an der Behauptung nachzuweisen, dass Gott eben so wohl im Bezug auf Vernunft und Natur die Totalität sey, welche Beide als ihre organischen Bestandtheile in sich verknüpfe, wie auch zugleich das Höhere, welches über Natur und Vernunft als Grund und Quelle von Beiden stehe.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

Uebersicht
der
Literatur der speculativen Philosophie
vom Anfange des Jahres 1830 bis zum Ende des Jahres 1834.

(*Beschluss von Nr. 7.*)

Nach einer Vermittlung der bisher in der Philosophie hervorgetretenen Gegensätze strebt auch aus dem besonderen Gesichtspuncte der Versöhnung der Empirie mit der Speculation durch eine neue philosophische Methode, für welche er die Bezeichnung „intellectueller Empirismus" geeignet hält, *Friedrich Fischer*, Verfasser der Schrift:

Von der Natur und dem Leben der Körperwelt oder philosophische Physik. Tübingen, b. Osiander. 1832. XIV u. 276 S.

Die Philosophie, behauptet er, muss gegenwärtig zu der einzig möglichen Erkenntnisquelle, zu der Erfahrung sich zurückwenden, obgleich sie nicht innerhalb des engen Kreises, auf welchen die Empiriker die Erfahrung beschränkt haben, ihren Inhalt suchen kann. Die allgemeinen Grundzüge seiner Methodologie hat er zwei Jahre früher in einer Abhandlung:

Ueber den Begriff der Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf seine Gestaltung im absoluten Idealismus. Tübing., b. Osiander. 1830. XIV und 114 S.

dem Publicum vorgelegt. Hier stellt er, um damit eine neue Theorie der Sinneswahrnehmung zu begründen, die Ansicht auf, dass das Bewusstseyn oder das Ich bei der sinnlichen Wahrnehmung in die an sich ausser ihm befindlichen Gegenstände eingehe. Später hat er in dem Aufsatze „*über den Sitz der Seele*, Leipz. Weidmannsche Buchhandl. 1833. VIII u. 31 S." und ausführlicher in dem ersten Hefte seiner „*Naturlehre der Seele*" (4 Hefte, Basel, Schweighausersche Buchhandl. 1834 u. 35. VI u. 641 S.) seine Meinung über das Eingehen der Seele in die wahrgenommenen Aufsendinge und über die Verbindung der Seele und des Leibes bestimmter ausgesprochen. Ohne in die Beurtheilung dieser Meinungen sich hier einlassen zu wollen, bemerkt Ref. nur, dass er dem Vf. in dem Hauptpunkte seiner erkenntnistheoretischen Ansicht beistimmt, insofern dieser Hauptpunkt in der Anerkennung besteht: dass das wahre Wesen und Innere der wirklichen Dinge keineswegs hinter dem Aeussern und der Erscheinung für uns verhüllt bleibt, sondern in seiner Einheit mit dem Aeusseren und dem Erscheinenden vermittelst desselben unserem bewusstvollen Wahrnehmen offenbar wird, demzufolge auch der Inhalt unseres philosophischen Wissens aus dem Inhalt unserer bewusstvollen Wahrnehmungen in dem natürlichen Entfaltungsgang unserer Intelligenz sich entwickelt. Für unzulänglich aber muss Ref. die Anwendung halten, welche der Vf. von diesem richtigen erkenntnistheoretischen Grundgedanken sowohl in seiner philosophischen Physik, als auch in dem metaphysischen Theile seiner Seelenlehre durch die Annahme des Verhältnisses macht, in welchem die ursprünglichen und wesentlichen Eigenschaften der Dinge zu den abgeleiteten und erscheinenden stehen sollen. Er bekennt sich in seiner metaphysischen Körperlehre zu der monadistisch-dynamischen Ansicht, und behauptet hiernach, dass die Ausdehnung und die Figur als eine blosse Erscheinungsform der Materie zu betrachten seyen. Die wahren Elemente der Körper bestehen nach seiner Meinung aus untheilbaren ausdehnungslosen Einheiten, aus substanziellen Kräften. Die Ausdehnung ist ihm nichts Anderes, als das Nebeneinanderseyn der Monaden und ihre Aneinanderreihung nach der dreifachen Dimension, die Gestalt nichts Anderes, als die Lage der Monaden gegen einander. Nachdem der Vf. dergestalt die Sichtbarkeit und Handgreiflichkeit dem Wesen des Körperstoffes genommen und sie als gröbere Form der Erscheinung geltend gemacht, so hat er hierdurch den Weg sich gebahnt, auf welchem er in seiner Psychologie zu der Behauptung fortschreiten kann: die Seele sey, wie der Leib, eine im Raume sich erstreckende, den Raum einnehmende und erfüllende Kraft, und wie zwei Körperstoffe chemisch vereinigt zusammen den nämlichen Raum inne haben, so durchdringe die Seele; als ein substanzielles, an und für sich bestehendes Wesen ih-

ihren Leib, und sey mit dem Leibe chemisch zu einem Ganzen vereinigt. Nach dem Dafürhalten des Ref. sind diese Vorstellungen von dem Wesen des Körpers und der Seele, und von der Vereinigung des Leibes und der Seele irrig; er begnügt sich damit, das Irrige in Bezug auf die Ansicht des Vfs. von der Immaterialität des Körperwesens kurz anzudeuten. Die Ausdehnung ist als blofse Folge und Erscheinung des Nebeneinanderseyns ausdehnungsloser Elementarsubstanzen nicht wahrhaft denkbar. Wären die vermeintlichen Elementarsubstanzen an und für sich ausdehnungslos, so würden sie gar keine Beziehung auf einen Raum haben; sie würden nicht im Raume bestimmt und folglich nirgends seyn, ihnen könnte daher auch die Eigenschaft des Nebeneinanderseyns nicht zukommen. Wollte man sich auf den mathematischen Punkt berufen, um zu erweisen, dafs Etwas im Raume determinirt und doch ausdehnungslos seyn könne, so befände man sich hierbei in dem Irrthume, dafs man diesen Punkt als etwas für sich Bestehendes denken zu können vermeinte. Der mathematische Punkt aber läfst sich durchaus nur als Grenze einer Linie, so wie die Linie nur als Grenze einer Fläche, die Fläche als Grenze der dreifachen Dimension, und diese als räumliche Bestimmtheit des physisch Körperlichen wirklich denken. Diejenigen Vorstellungen, welche das, was lediglich als Bestimmung des realen Körpers wahrhaft gedacht werden kann, in einer abstrahirenden Vereinzelung als etwas für sich Bestehendes festzuhalten suchen, sind blofse Blendwerke. Wollte man zweitens das Daseyn der individuellen, erfahrungsmäfsig erkennbaren Kräfte überhaupt und der Seelen insbesondere zum Beweis anführen, dafs Etwas ausdehnungslos und doch im Raume determinirt seyn kann, so wäre diese Anführung deshalb bedeutungslos, weil eben jede individuelle Kraft und die Seele insbesondere nur als Eigenschaft des Ausgedehnten, als Fähigkeit desselben, zu wirken und zu leiden, existirt und in der That denkbar ist.

Ref. theilt mit den unter der letzten Hauptrubrik angeführten Behandlungen metaphysischer und erkenntnifstheoretischer Probleme das sie im Allgemeinen charakterisirende Bestreben, insoweit es darin besteht, die philosophische Welt- und Erkenntnifs-Erklärung über jene beschränkten Gesichtskreise, welche in der Geschichte der Philosophie mit den Benennungen des die Erfahrungsaussprüche verwerfenden Rationalismus und des zur Vernunftbetrachtung nicht emporsteigenden Empirismus, des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus, des entweder spiritualistischen oder materialistischen Monismus und des Dualismus, des Pantheismus und des dualistischen Theismus bezeichnet werden, zu einem höheren, die Erfahrung mit der Speculation, die Ueberzeugungen des gesunden Verstandes — unter ihnen die religiösen — mit den Resultaten der philosophirenden Vernunft in Uebereinstimmung bringenden Standpunkte zu erheben. Dieser Standpunkt mufs sich dadurch in seiner Gültigkeit erweisen, dafs er von Seiten der Erkenntnifslehre über die wahre Natur unseres bewufstvollen Vorstellens und unserer sinnlich-geistigen Lebensthätigkeiten insgesammt, über das Verhältnifs der subjectiven logischen Denkformen zu den objectiven metaphysischen Erkenntnifsformen in unserem Denken, und über den gesetzmäfsigen Entwickelungsgang der menschlichen Intelligenz die für eine besonnene metaphysische Forschung unentbehrlichen Aufschlüsse herbeiführt, und dafs er im Gebiete der Metaphysik die ewigen Denkbestimmungen des göttlichen Denkens, welche in dem All der abhängigen Wirklichkeit für unsere Vernunft vernehmlich sich aussprechen, und das Begriffenseyn des Universums in der unendlichen Lebenssphäre des lebendigen und persönlichen Urwesens mit wissenschaftlicher Deutlichkeit, Reinheit und Gewifsheit uns erkennen läfst. Was Ref. am Schlusse dieser Uebersicht von seinen eignen Beiträgen zur Erstrebung des angedeuteten Standpunktes hier zu erwähnen hat, ist die im Sommer 1834 erschienene

Darstellung der Metaphysik. Gotha und Erfurt, Hennings'sche Buchh. XIV u. 524 S., in Verbindung mit der 1832 ebendas. herausgekommenen

Theorie des menschlichen Erkenntnifsvermögens, XIII u. 522 S. (Man vergl. hiermit: *Lehrbuch der philosophisch propädeutischen Psychologie.* Jena, b. Mauke. 1835.)

Ernst Reinhold.

TASCHENBÜCHER
für 1836.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Herausgeg. von *St. Schütze.* 1836. 300 S. 12. (1 Rthlr. 12 gGr)

Acht kleine Kupfer von *Heidelof* gezeichnet, von *Schuler* gestochen, bilden so zu sagen das Vorgemach, durch welches man in die niedlichen Appartements der Freundschaft und Liebe eingeführt wird. Es ist auffallend, dafs der talentvolle Heidelof bei der Ausschmückung dieses Vorsaals nicht an das schöne Geschlecht gedacht hat, das dieser Ausstellung stets am zahlreichsten zuströmt, oder dafs er vergessen hat, ihre zarten Nerven zu schonen. Denn nicht ohne Schrecken werden sie auf die Mehrzahl dieser Bilder schauen, die wirklich von Schrecken wimmeln — überall Zank und Streit, Ueberraschungen aller Art, sogar eine Auferstehung von den Todten! Nur auf dem zweiten Bilde herrscht einige Ruhe: ein gequälter Ehemann ist, wahrscheinlich

nach

nach der Lectüre eines, vom jungen Deutschland verfafsten, Tagblattes, selig entschlummert, mufs aber im Traum für seinen Misgriff in der Wahl der Lectüre büfsen, denn ihm ist, als sey er in einem unfeinen Hause, wo man ihm, nachdem er sein Geld verlor, die Karten an den Kopf wirft, hohe Rechnungen vorlegt und den Todmüden zum Tanze auffordert; aber er läfst sich durch dies Treiben nicht irre machen und schläft ruhig fort. Wir hoffen, im nächsten Jahre auf weniger drohende Darstellungen zu stofsen und treten in die literarischen Gemächer. „*Die braune Marthe*", Novelle von *Storch*, empfängt uns zuerst. Die Erfindung ist ziemlich arm, aber *Storch* erzählt gut und bewährt auch hier sein schönes Darstellertalent. „*Das Auge*" von *A. von Chamisso* — eine der schönsten Gaben des Taschenbuchs, sinnig und kräftig, wie die meisten Dichtungen dieses beliebten Sängers. „*Die geistliche Comödie*", eine thüringische Chronikensage von *L. Bechstein*, eine anmuthreiche, wohlthuende Dichtung. — „*Die Robler*", Tyrolerbilder von *Wilhelm Blumenhagen*, — lebendig-kräftige Darstellung, Charaktere, wie sie in die Gebirgswelt passen, das Ganze höchst anziehend. „*Winterlandschaft*" von *B. Raupach* — unbedeutend. „*Montalto*", eine Erzählung von *C. von Wachsmann*. Breit und farblos. Die Gedichte des *Herausgebers* zeichnen sich durch sorgfältige Politur der Sprache vor ähnlichen Almanachsgaben vortheilhaft aus. Einige, den Erzählungen und Gedichten beigegebene Kupfer sind gut erfunden und ausgeführt.

Leipzig, b. Brockhaus: *Urania*. Taschenbuch auf das Jahr 1836. 356 S. 12. (2 Rthlr.)

Drei Novellen von bedeutendem Umfange und verschiedenem Werthe. 1) *Die Gebrüder Breughel*. Novelle von *A. Freiherr von Storberg*. Die Idee, welche dieser Novelle zum Grunde liegt, dürfte vielleicht durch den bekannten Spruch: „*per aspera ad astra*" am kürzesten und bezeichnendsten ausgedrückt werden. Die Novelle des Hrn. *v. St.* ist eine Kunstnovelle im eigentlichen und zugleich im besten Sinne des Wortes. Rubens und eine Reihe seiner berühmten Zeit- und Kunstgenossen treten hier in dem eigenthümlichen Kostüm ihrer Zeit und, wenn wir so sagen dürfen, ihres Geistes auf, und lassen uns einen tiefen Blick in das Wesen der Kunst im Allgemeinen, in das der niederländischen Malerkunst im Besondern thun, während die eigentliche Handlung nur wie ein zierlicher Rahmen um die geistreichen Portraits berühmter Künstler sich ausspannt. Die hervortretendste und originellste Figur ist der sogenannte Höllen-Breughel. Der Dichter führt mit grofser Wärme und Lebendigkeit den ewig wahren Satz aus, dafs nur solche Kunstschöpfungen den Stempel der Vortrefflichkeit an sich tragen und ehrenvoll auf die Nachwelt übergehen, welche innern Seelenzuständen entsprungen sind, welche unmittelbar aus der Natur und dem Leben hervorgehen. Johannes Lukas, der Sammt-Breughel, wird dem wilden Jugendbilde seines Bruders kunstreich entgegengestellt. Aus dem Ganzen scheint hervorzugehen, dafs der Dichter nicht nur mit dem theoretischen, sondern auch mit dem praktischen Theile der Malerkunst vertraut ist und die Niederländische Kunst mit eigener, gründlicher und erschöpfender Ansicht kennt. Sind die ausgesprochenen Urtheile auch nicht immer richtig, so sind sie doch in der Regel geistreich und originell. — 2) *Alles wiederholt sich nicht im Leben*. Novelle von *Emerentius Scävola*. Der Vf. gehört zu den beliebtesten Erzählern unserer Zeit. Originalität und Reichthum der Erfindung, Mannichfaltigkeit und Tiefe der Charakteristik, Welt- und Menschenkenntnifs und eine lebendige Darstellungsgabe zeichnen ihn vor Vielen aus. Wir möchten indessen die vorliegende Novelle nicht zu den Besten rechnen, das er geschaffen. Es ist hier alles zu schwarz und düster gehalten. Der Dichter soll und kann die Nachtseite der Natur und des Lebens nicht aus dem Bereiche seiner Schöpfungen ausschliefsen; allein er darf nicht mit zu grofser Vorliebe dabei verweilen, ihr nicht einseitig huldigen, weil er sonst jene beruhigende Harmonie aufhebt, welche aus einer höhern Vermittelung hervorgeht. Der Eindruck, welchen die genannte Novelle auf den Leser macht, ist eher ein peinigender, als ein beruhigender, wohlthuender. Man freut sich am Schlusse, dafs man zu dem Schlusse gekommen ist. Das echte Kunstwerk soll aber gerade den entgegengesetzten Eindruck hervorbringen. Die Charakteristik und die Darstellung sind meisterhaft und söhnen einigermafsen mit den dunkeln Schlagschatten des Ganzen aus. — 3) *Eigensinn und Laune*. Novelle von *Ludwig Tieck*. Wir empfehlen die Lectüre dieser Novelle allen Freunden einer geistreichen Unterhaltung, namentlich aber Frauen, die an Eigensinn und Laune, und Männern, die an Ehrgeiz, Hochmuth, Ueberschätzung ihrer selbst, und so manchen andern Gebrechen unserer Zeit leiden, wohin wir unberufenes Einmischen in Politik u. s. w. bis zu dem leidigen, stets mehr überhandnehmenden Gebrauch des Tabaks herab rechnen. Einige Portraits sind mit bewundernswürdiger Wahrheit aufgefafst und dargestellt, so dafs man annehmen dürfte, der Dichter habe nach wirklichen Originalen gearbeitet. Die Diction ist kräftig und körnig, das Ganze fast dramatisch gehalten.

Unter den sechs Stahlstichen zeichnen wir *Auber's* fleifsig gearbeitetes Portrait und die *Schnitter* nach *L. Robert* aus. Der erste Stich ist charakteristisch und, wie Rec. behaupten darf, getreu; der zweite phantasiereich und wahr, ideal und doch treu aus dem Leben gegriffen. Die Erläuterungen, welche ein Ungenannter dazu gegeben hat, sind langweilig. Die andern Stiche „die barmherzige Schwester", „der Gang zur Kirche" und „der Spanische Hirt" (*nach Velasquez dit Silva*) sind sorgfältig gearbeitet, aber ohne künstlerischen Werth. „Lissabon" haben wir in Hartleben's Bildermagazin besser

ser gesehen und der Commentator giebt selbst zu, dafs die Dimensionen dieser Ansicht zu klein sind. Das Bildchen ist nicht sowohl auf Treue, als auf Effekt berechnet.

Wien, b. Buchholz: *Aurora.* Taschenbuch für das Jahr 1836. Herausgeg. von *J. G. Seidl.* 253 S. 12. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Dieser Jahrgang hat vielfache Vorzüge vor dem vorigen, die Kupfer sind besser, die Erzählungen gewählter, die Gedichte weniger einförmig. Das ansprechendste hat der Vf. des *St. Wolfgangs-See's* geliefert. Aehnliche Gaben haben für den Leser stets einen zweifachen Reiz; sie belehren, indem sie sich das Ansehen geben, blos zu unterhalten. Wir haben schon im vorigen Jahre darauf hingedeutet, dafs man es mit vielem Danke hinnehmen würde, wenn die österreichischen Dichter und Literatoren anziehende Oertlichkeiten ihres Vaterlandes mit Vorliebe zur Anschauung brächten. Wie Vieles ist da auszubeuten! wie reich und mannichfaltig der Stoff und, mit Goldsmith zu reden, *the legendary lore.*" *Adelin's* „*Wiedersehen über dem Grabe*" ist schaurig, *Puff's Veronika von Dessenitz*" durchaus anziehend, „*die Doppelbraut*" von *Mikolasch* nicht ohne Talent vorgetragen, und „*der Alchymist*" von *Basedow* wenigstens in einzelen Theilen gelungen. Eine gewisse Einförmigkeit ist über alle diese, gewifs wohlgemeinten Prosa-Gaben, ausgegossen; der frische, warme, erquickende Hauch der Poesie fehlt und die vielen Worte, die starren Phrasen, die wohlbekannten Charaktere können natürlich dem Mangelnden nicht aufhelfen. — Unter den *Gedichten* findet sich manches Anziehende. Die Gaben des Herausgebers zeichnen sich besonders durch Phantasie und sorgfältige Feile aus. *Kaltenbrunner* ist nicht ohne Talent. Die Gaben von *Puff*, *v. Eyb*, *Renn* sind sehr dankenswerth, unbedeutend dagegen die Legende „*die Nonnen von Burgos*", wahrscheinlich blos als Lückenbüfser angehängt. Haben wir unter den prosaischen Mittheilungen den topographischen Aufsatz über den St. Wolfgangsee hervorgehoben, so müssen wir der Abbildung dieses Sees auch unter den artistischen Spenden den ersten Platz einräumen. Das Titelkupfer ist leblos, affektirt, manierirt.

Berlin, b. Enslin: *Jucunde.* Dramatisches Taschenbuch für 1836 von *Carl Blum.* 408 S. 12. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Der Herausgeber ist ein dem Publikum längst bekannter und in Deutschland längst beliebter Bühnendichter. Er hat früher sein schönes Talent und seine Kenntnisse zu Uebersetzungen ephemerer Erscheinungen der französisch dramatischen Literatur hergegeben; hier tritt er, wenn auch nicht durchweg selbständig und selbstschaffend, doch selbständiger auf als in manchen seiner frühern Gaben. Der vorliegende Jahrgang enthält 1) *Capriccosa.* Lustsp. in 3 Aufzügen nach *Federici.* 2) *Der Hirsch.* Schauspiel. 3) *Metastasio.* Lustsp. nach *Federici.* 4) *Lisette.* Lustsp. in 1 Aufzuge. Da diese Stücke bereits auf vielen Bühnen mit Beifall gegeben und in öffentlichen Blättern ausführlich besprochen worden sind, scheint es überflüssig, auf eine nähere Betrachtung derselben einzugehen. Der freundlichen Gabe gereicht das Portrait der Schauspielerin *von Hagn* zu einer besondern Zierde. Warum sie dem Beschauer den Rücken zuwendet, leuchtet uns nicht ein; aber die Kunst ist von jeher capriciös gewesen. Der Druck thut dem von den kleinen Lettern der Aurora noch geblendeten Auge wohl.

Frankfurt, b. Sauerländer: *Phantasiegemälde.* Von *Eduard Duller.* 1836. 223 S. 12. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Dem Titelblatte gegenüber erblicken wir ein reichgeschmücktes, reizendes weibliches Wesen, nach einer Zeichnung von *Parris* durch den geschickten Künstler *Ryal* zu London gestochen. Die Anmuth des jugendlichen Antlitzes, das sanfte Feuer der Augen, der graciös wilde Lockenwald, der Stirne, Schläfe und Hals umwallt, die Brüsseler Spitzen- und orientalische Perlen-Pracht, welche Schultern und Arme umfängt, fesseln den Blick des Anschauers und spannen seine Neugierde, mit dieser holden Persönlichkeit nähere Bekanntschaft zu machen. Wir haben uns über den vorhergehenden Jahrgang dieser Phantasiegemälde nicht ganz günstig äufsern können, weil der Dichter mit seinem Pfunde nicht so gewuchert hatte, wie er sollte. Er hat offenbar einen andern und, wir freuen uns, es sagen zu können, einen bessern Weg eingeschlagen. Die Erzählung, welche dieses Bändchen füllt, ist „*die Verdächtigen*" überschrieben. Die Fabel ist zu verwickelt, als dafs wir sie in der Kürze genügend skizziren könnten; auch würden wir den Leser dadurch um den Reiz der Ueberraschung bringen. Der Werth dieser Erzählung ist übrigens, wie es uns scheint, weniger auf die Handlung, als auf die Entwickelung der Charaktere basirt. In der Darlegung der verschiedenen Individualitäten, von Julius und Amalie bis zu Brandl, Prenz und Consorten herab, zeigt Hr. *D.*, dafs er den Menschen und das Leben wirklich kennt und poetisch darzustellen vermag. *Birnbaum*, *Beaulieu*, so wie die Rüpel (man denkt unwillkührlich an ähnliche Groteaken in Shakspeare's Sommernachtstraum) sind wahr, frisch, lebendig gezeichnet und mit Treue und Geschick durchgeführt. Die Entwickelung ergiebt sich rasch und unerwartet. Das Grelle und Grasse, zu dem unser Vf. früher mit Vorliebe gegriffen hat, ist hier ganz aus dem Spiele gelassen. Druck und Papier sind sehr schön.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Osiander: *Die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten (!) Begründung, mit Rücksicht auf das Bedürfniss der Zeit*, kurz dargestellt von Dr. *Joh. Christian Friedr. Steudel.* 1835. XLVI u. 516 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Der etwas seltsame Ausdruck auf dem Titel: „nach ihrer *guten* Begründung", giebt freilich keine nähere Bezeichnung der Eigenthümlichkeit dieser Glaubenslehre, denn den Anspruch auf eine gute Begründung wird wohl jeder Dogmatiker für seine Dogmatik machen; in sofern ist also der Zusatz ganz überflüssig. Vielleicht aber sollte diese „gute" Begründung dadurch eine nähere Bestimmung erhalten, dafs sie mit der „Rücksicht auf das Bedürfnifs der Zeit" in einem gewissen Gegensatz gedacht wird, so dafs etwa gemeint wäre: manche neueren Glaubenslehren sind nur auf das Bedürfnifs der Zeit gegründet, diefs wäre aber keine gute Begründung; nachdem aber diese auf andere Weise geleistet wäre, könnte man allerdings auf das Bedürfnifs der Zeit noch „Rücksicht" nehmen, die jedoch gröfstentheils nur eine polemische ist. In diesem Sinne wenigstens spricht sich der Vf. schon in der Vorrede über die allgemeine Tendenz seiner Glaubenslehre vorläufig aus. Es geschieht diefs in den folgenden vier Punkten: 1) „will diese Glaubenslehre in treuem Sinne dem Grundprincipe der evangelisch-protestantischen Kirche gemäfs durchgängig nur auferbaut seyn auf die nachweisbaren Ergebnisse der *heil. Schrift*", mit Verzichtung auf alles künstliches angeblich geistreiches Auffassen und Hineindeuten, nur sich stützend auf eine „keusche, nüchterne Exegese." 2) Sie sucht auch „das Wesentliche dessen, was in den *Symbolen* als Ansicht niedergelegt ist, aufrichtig unverfälscht vorzuführen und zu entwickeln." Eben so entfernt von denjenigen, welche „den Inhalt der ehrwürdigen Bekenntnifsschriften unsrer Kirche so viel als möglich als widersinnig darzustellen" suchen, als von denen, welche sich anstrengen, „auf jedem Wege die symbolischen Fassungen der christlichen Lehre als das unverbesserlich und einzig Wahre — durch Aufwand kunstfertiger Dialektik zu rechtfertigen", wird diese Glaubenslehre es unverhohlen aufdecken, wo die symbolische Fassung der Lehre über das biblisch Begründete hinausgeht oder noch nicht als durchgebildet genug vorliegt. 3) Ihren Charakter als eine evangelisch-protestantische Glaubenslehre sucht sie auch darin, dafs sie rücksichtslos einer Grundrichtung der neueren Theologie entgegentritt, die dem Vf. mit dem Christenthum unverträglich scheint und deren Wesen er darin bezeichnet, dafs sie „jede menschliche Thätigkeit, so weit sie eine selbständige wäre, mit der göttlichen zusammenfallen und in ihr aufgehen läfst." Diefs wäre also ein Kampf des *Theismus gegen den Pantheismus.* Endlich 4) erklärt sich der Titel noch ausdrücklich gegen die bei einer gewissen Klasse von Dogmatikern so beliebte Methode der *Andeutung* oder des *Allegorisirens* und *Symbolisirens*, indem er die Forderung an sich stellt, über die Glaubenslehren „recht deutlich und verständlich sich auszusprechen, alles so oder anders Deutbare zu vermeiden." In diesen Grundsätzen spricht sich der achtungswerthe Ernst, die treue Wahrheitsliebe und die gewissenhafte Sorgfalt und Mäfsigung in der Ergründung der reinen christlichen Wahrheit als einer unmittelbar göttlichen, abgesondert von aller menschlichen Entstellung aus. Es ist das System eines gemäfsigten biblischen Supernaturalismus, das sich darin kund giebt. Die Bibel ist die alleinige Quelle der christlichen Wahrheit, sie ist eine übermenschliche, göttliche Quelle. Zur Ermittelung und Erläuterung des wahren Inhalts der biblischen Lehre wird zwar kein Hülfsmittel des Vernunftgebrauches verschmäht, aber sie selbst ist der Vernunft übergeordnet und der Vernunft kömmt kein Recht der freien Prüfung derselben zu. Dieser rein biblische Standpunkt ist nun freilich, nach der Ueberzeugung des Rec. für die Dogmatik ein viel zu enger und unzureichender, da ihm (dem Rec.) weder die christliche Wahrheit in dem Wort der Bibel abgeschlossen, noch die göttliche Offenbarung, (wenn man überhaupt in strenger wissenschaftlicher Bedeutung von einer solchen redet) in einem einmaligen Act abgethan ist. Beide leben vielmehr als freie Principien in der ganzen Geschichte der christlichen Kirche, die zwar in der heil. Schrift ihren ersten historischen Anfang haben, keineswegs aber auch ihren Abschlufs. Also auch noch abgesehen von der letzten Entscheidung der Streitfrage zwischen Vernunft und Offenbarung, ist schon darin der Standpunkt dieser Glaubenslehre ein zu beschränkter, dafs alle geschichtliche Entwickelung der Dogmen von der heil. Schrift an bis auf unsere Zeiten, mit wenigen Ausnahmen völlig in ihr mangelt. Der Vf. begnügt sich immer nur damit, jede Lehre biblisch zu erörtern und von da aus dann einige neuere Ansichten darüber, blofs nach dem biblischen Maafsstab, zu beurthei-

theilen, bisweilen auch die symbolischen Bestimmungen dieser Beurtheilung zu unterwerfen. Das ist aber jedenfalls keine Dogmatik, sondern eine biblische Theologie. Die Dogmatik — auch die supernaturalistische — darf nicht dabei stehen bleiben, zu untersuchen: was steht in der Bibel? sondern sie mufs die Resultate der ganzen geschichtlichen Entwickelung des christlichen Glaubens bis auf unsere Zeiten herab zusammenfassen, sie mufs also auch aufnehmen, was im Laufe der Zeiten aus dem biblischen Glaubensgehalt sich entwickelt und als Glaube der bestehenden Kirche festgestellt hat. Denn auch unter der Voraussetzung einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung der Bibel, wird man diese doch unmöglich heutzutage noch so nehmen wollen, dafs der christliche Glaube bei ihrem Worte starr festhalten müsse und sie nicht in sich frey fortwirken und sich, der fortschreitenden Bildung gemäfs, weiter entwickeln lassen dürfe. Der Vf. erklärt sich selbst immer für eine solche lebendigere Ansicht von göttlicher Offenbarung; um so weniger aber hätte er dann an dem Biblischen allein als an dem ausschliefslich Christlichen so starr festhängen, und alle geschichtliche Entwicklung der Dogmen aus dem Biblischen (wenn auch darüber hinaus) als Entstellung des Göttlichen durch Menschliches abweisen sollen. Will man aber auch noch den höheren wahrhaft wissenschaftlichen Maafsstab der freien Vernunft an die dogmatische Ansicht des Vfs. anlegen, so erscheint sie noch weit mehr als eine höchst beschränkte und hinter den Ansprüchen an eine Dogmatik „mit Rücksicht auf das Bedürfnifs der Zeit" weit zurückstehende. Denn die Dogmatik soll für *menschliche* Ueberzeugung religiöse Wahrheit wissenschaftlich begründen, zwar mit Rücksicht auf eine bestimmte Kirche und ihre historische Grundlage, aber auch durch keine Autorität im Voraus gebunden. Denn für menschliche Ueberzeugung giebt es schlechterdings kein anderes Kriterium der Wahrheit, als die eigene Vernunft. Freilich ist diese menschliche Vernunft keine absolute, sondern eine von Aufsen erregbare; deswegen nimmt sie unaufhörlich aus der Geschichte und Gemeinschaft Nahrung in sich auf und bildet sich an ihr fort. Aber so wenig als die körperlichen Nahrungsstoffe uns wirklich als Nahrung unseres Körpers dienen können, so lange sie nicht in unser Fleisch und Blut verwandelt, also den Gesetzen unseres Organismus unterworfen sind, so wenig können die geistigen Nahrungsstoffe, welche die Geschichte und Gemeinschaft darbieten, unseren Geist wirklich nähren, sondern sie stehen uns immer als ein Fremdes gegenüber, so lange sie nicht unserem persönlichen Geistesleben assimilirt und den Gesetzen unserer Vernunft unterworfen sind. Alles historisch Gegebene, also auch die Bibel, hat aber nur diese Bedeutung der Anregung und Ernährung unserer eigenen Vernunft, und der Act der Assimilation des geschichtlichen Nahrungsstoffes ist die freie Vernunftprüfung, wodurch das uns Angemessene aufgenommen, das Fremdartige ausgestofsen wird. Dieser Assimilationsprocefs oder dieser Act der freien Vernunftprüfung ist es, der an dem geschichtlich gegebenen Glaubensgehalt einer kirchlichen Gemeinschaft in der Dogmatik vollzogen werden soll. Ihre Aufgabe ist, nach dem Kriterium der Vernunft zu entscheiden, was in dem gesammten historischen Material des religiösen Glaubens einer Kirche als religiöse Wahrheit gelten und in die Ueberzeugung und das Leben der Mitglieder der Kirche aufgenommen werden könne und solle, und was nicht. Dafs dafür der blofs biblische Standpunkt nur ein sehr untergeordneter seyn könne, leuchtet ein, denn die Bibel ist selbst nur ein Theil — wiewohl der wichtigste Theil — jenes historischen Materials, das dem Prüfungsprocefs in einer christlichen Dogmatik unterworfen werden soll. Den gesammten buchstäblichen Inhalt der Bibel als solchen im Voraus als absolute Wahrheit proclamiren, hat gar keinen Sinn für die menschlich freie Ueberzeugung, da für diese doch nur als Wahrheit wirklich gilt, was ihrer Vernunft entspricht; alles Gerede von objektiver Wahrheit, göttlicher Wahrheit, Offenbarung u. s. w. aufser oder über der persönlichen Vernunft ist an sich völlig bedeutungslos. Für die Dogmatik kann es daher noch keineswegs genügen, dafs von einer Lehre aufgewiesen ist, sie sey in der Bibel enthalten: es fragt sich zugleich, ob sie auch wahr sey. Zu einer genauen historischen Entwickelung der Dogmen von ihrem Anfangspunkte in der Bibel an bis auf unsere Zeiten herab, um zuvörderst das zu beurtheilende historische Material vollständig zu ermitteln, mufs daher für eine wahrhaft wissenschaftliche Dogmatik auch eine entschiedene und klar durchgebildete philosophische Religionsansicht verlangt werden. Denn ohne diese würde keine Sicherheit in der Vollziehung der rationalen Kritik möglich seyn. Aber eben so wie eine historische Entwickelung der Dogmen, vermifst man an dieser Glaubenslehre auch eine entschiedene philosophische Ansicht und philosophische Kritik der Dogmen. Nur hie und da sucht der Vf., aufser der biblischen Begründung der Dogmen, auch ihre Einstimmung mit den religiösen Bedürfnissen des Menschen darzuthun, und übt hierin eine Art von Kritik aus; aber nur nach dem Maafsstab des zufälligen subjektiven religiösen Gefühles, nicht nach der nothwendigen und allgemeingültigen Idee der Religion in der menschlichen Vernunft. Der Vf. wird freilich diese Ansicht von der freien Vernunftkritik, die auch auf die Bibel sich erstreckt, für ungeeignet halten, der Dogmatik den Charakter der Christlichkeit und des Evangelisch-Protestantischen zu erhalten, so wie er dann auch S. XXIV der Vorr. diejenigen Beurtheiler, welche zu genaue Rücksicht auf das Wort und zu genaues Anschliefsen an dasselbe in seiner Glaubenslehre finden, auffordert, „nur einen Weg zu zeigen, auf welchem ohne Verletzung des Rechtes, *christlich* zu heifsen, von der Beachtung des Wortes unabhängigere Ergebnisse sich ermitteln lassen." Allein das Christliche ist nicht blofs in den Wurzeln, sondern

dern auch in dem Stamme, den Aesten, Zweigen, Blättern, Blüthen und Früchten des christlichen Baumes, d. h. nicht blofs in der Bibel sondern in der ganzen Geschichte des Christenthums. Es ist überhaupt nicht ein fertiger Glaubens*stoff*, sondern eine lebendige Glaubens*kraft*, die sich in dem ganzen religiösen Leben der christlichen Kirche wirksam erweist, nicht eine abgeschlossene religiöse Lehre, sondern ein religiöser Geist, der in dem Leben und der Wissenschaft der Christen lebt. Diese Kraft und dieser Geist wird sich daher auch in der Wissenschaft des Glaubens geltend zu machen wissen, er wird in ihr herrschend bleiben, sofern er ein Geist wahrer Religion ist. Unsere Wissenschaft ist, historisch betrachtet, eine Frucht der Kraft und des Geistes des Christenthums, also eine christliche. So wird also auch die freie Prüfung der Vernunft und Philosophie in der Dogmatik sich nicht von dem Geist des Christenthums loszureifsen vermögen, wenn wir auf die Wahrheit desselben vertrauen, wie frei sie sich auch bewegen möge, denn sie ist doch selbst nur in dem Christenthum aufgewachsen, von christlichem Geiste genährt und gebildet. Es bedarf also für denjenigen, der einmal der Kraft der Wahrheit im Christenthume vertraut, nicht des ängstlichen Anklammerns an den Buchstaben der Bibel, um christlich zu bleiben, sondern in immer neuen Gestalten offenbart sich der lebendige Geist des Christenthums. Die Dogmatik als Wissenschaft aber darf sich nie durch ein gegebenes Wort einen Schlagbaum gegen ihr Fortschreiten setzen lassen, denn sie ist frei in ihrem Streben nach Wahrheit. Als einen grofsen Irrthum müssen wir es daher ansehen, wenn der Vf. die Aufgabe der Dogmatik nur darauf beschränkt: „rein *historisch* anzugeben was dem Christen zu glauben sich *darbeut*", — ein Irrthum den der Vf. freilich sogar mit Schleiermacher, obgleich in einem anderen Sinne, gemein hat. Der Glaube darf überhaupt nicht vorgestellt werden, als etwas das sich uns als Gegebenes von Aufsen her „darbeut", sondern er mufs als innerlich producirt gefafst werden. Die Dogmatik aber ist nichts weniger als blofs historische Wissenschaft, so wenig als blofs philosophische; sie ist historisch-philosophische, nämlich philosophische Auffassung eines historisch Gegebenen, philosophische Kritik des historischen Glaubens. —

Obgleich demnach Rec. diese Glaubenslehre, was den dogmatischen Standpunkt derselben im Allgemeinen betrifft, für verfehlt und den Bedürfnissen der Zeit nicht entsprechend erklären mufs, so gesteht er ihr doch, von diesem Standpunkt aus angesehen, manche Vorzüge zu, wodurch sie, auch über diesen Standpunkt hinaus, im Allgemeinen sehr beachtenswerth bleibt und namentlich auch viel Zeitgemäfses enthält. Diese Vorzüge sind in dem ehrenwerthen Sinn und Geist begründet, der durch das Ganze waltet, und der über dem in Begriffen ausgesprochenen Princip erhaben steht. Wir meinen nämlich einestheils den innigen, religiösen Sinn, von dem alle Schriften des würdigen Vfs. belebt sind, und der ihn, verbunden mit seiner gründlichen exegetischen Gelehrsamkeit, in der Erforschung des Inhalts der heil. Schrift oft durch den todten Buchstaben hindurch das wahrhaft Religiöse und Wesentliche klar erschauen und hervorheben läfst; anderntheils die treue und lautere Wahrheitsliebe, mit der er die ihm gewordene Ueberzeugung offen und unverdeckt, unbekümmert um herrschende entgegenstehende Zeitmeinungen ausspricht, und die edle Entrüstung, mit der er dem sophistischen Spiele mit der dogmatischen Wahrheit bei so vielen neueren Dogmatikern entgegentritt. Aus diesem ehrenwerthen Geiste hervorgegangen ist das Verhältnifs des Vfs. zu der *symbolischen Kirchenlehre*, wie er es im obigen zweiten Punkte ausgesprochen und auch in der Ausführung treu festgehalten hat. Mit unbefangener Freimüthigkeit beurtheilt er — freilich nur nach dem Maafsstabe seiner Bibellehre — diese symbolische Lehre und scheut sich nicht, die Mängel und Irrthümer derselben, wo er sie findet, aufzudecken: mit gebührender Verachtung dagegen weist er die Künste unserer dogmatischen Dialektiker ab, welche, unter dem Scheine in den Formeln der Symbole die vollkommenste Wahrheit zu finden, so geschickt diese in ihre ganz fremdartigen Philosopheme umzudeuten wissen. „Von uns gewichen ist der Geist der Stifter unserer evangelisch-protestantischen Kirche, und der Geist, in welchem sie gegründet ist, sagt der Vf. Vorr. S. VIII, sobald wir, absehend von der nachweisbar festen Begründung im Worte Gottes, die symbolische Fassung der Lehre als einen feststehenden *Buchstaben* zur Geltung erheben und an ihn *als solchen* die Gewalt einer einseitig fortschreitenden Speculation und die Künste einer gewandt sich durchschlagenden Dialektik verwenden." Vorzüglich aber zählt Rec. zu den aus jener treuen Wahrheitsliebe hervorgegangenen Vorzügen dieser Glaubenslehre den Kampf gegen die neuere *pantheistische* Richtung in der neueren Dogmatik, der sich durch das ganze Werk hindurchzieht, und als deren Hauptrepräsentanten er gewöhnlich *Schleiermacher* und die *Hegel'sche Schule* hervorhebt. Diese polemische Seite der Schrift ist es, in welcher Rec. am meisten mit dem Vf. zusammenstimmen konnte und worin ihm auch bei sehr verschiedenen dogmatischen Ansichten alle diejenigen gröfstentheils beistimmen werden, denen es um unverfälschte, klare Wahrheit in der Dogmatik zu thun ist, und die sich deshalb nicht mit geistigen Taschenspielerkünsten täuschen lassen mögen. Mit dem Vf. erscheint es wenigstens auch dem Rec. als unleugbar, dafs jene pantheistische Weltansicht, welche sowohl der Schleiermacher'schen als der Hegel'schen Religionsphilosophie, wiewohl in beiden auf ganz verschiedene Weise, zu Grunde liegt, dem Geiste des Christenthums fremd und mit dem ursprünglich biblischen sowohl als protestantisch-symbolischen Lehrinhalte im offenbaren Widerspruch steht, und dafs mithin der Anschein der biblischen und symbolischen Rechtgläubigkeit, den sich die Dogmatiker dieser Schulen zu geben pflegen, auf leeren sophisti-

stischen Künsten beruhe, die schonungslos aufzudecken, ernste Pflicht jedes mit der dogmatischen Wahrheit es Wohlmeinenden ist. Sehr rühmenswerth ist es daher, wenn der Vf., mit seiner zwar immer milden und schonenden, aber doch ernsten und entschiedenen Polemik gegen diese Richtung ankämpft, und es nicht scheut, von seinen Gegnern mit vornehmer Miene des oberflächlichen Verstandesräsonnements oder der Urtheilsunfähigkeit über diese Angelegenheiten, die nur den Eingeweihten eröffnet seyn sollen, beschuldigt zu werden. (Wie ängstlich der Vf. besorgt war, den Vorwurf der *Persönlichkeit* in seiner Polemik zu vermeiden, ist u. a. auch daraus sichtbar, dafs er immer die Namen derer verschweigt, deren Meinungen er bestreitet: nur hebt er diese an sich schon überflüssige Vorsichtsmafsregel dadurch selbst wieder auf, dafs er, um verständlich zu werden, diese Namen in dem Inhaltsverzeichnifs doch nennt, und damit seinen Zweck wieder aufhebt, die Verständlichkeit des Textes hingegen erschwert.) Die Waffe, mit welcher der Vf. gegen diese dogmatische Richtung ankämpft, ist hauptsächlich der einfache Bibelglaube. Damit konnte freilich der Vf. die eigentliche speculative Bedeutung jener Philosopheme und der darauf gegründeten Auffassungen und Deutungen der Dogmen, nicht genug würdigen, und von dieser Seite ist daher auch die Polemik des Vfs. nicht besonders stark. Dagegen aber reichte sein biblischer Standpunkt wenigstens dafür hin, die Unverträglichkeit jener dogmatisch-speculativen Ansichten mit dem Lehrinhalt des Urchristenthums nachzuweisen und den falschen Schein von Rechtgläubigkeit aufzudecken. Ungeachtet dieser Opposition aber bemerkt man in den Ansichten des Vfs. selbst doch auch sichtbare Spuren von dem Einflusse jener Dogmatiker auf seine eigene dogmatische Denkart, namentlich von Schleiermacher. Und auch diefs, weit entfernt ein Vorwurf zu seyn, gereicht ihm vielmehr sehr zur Ehre und erscheint als ein neuer Beweis seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, die ihn das Wahre, auch wo er es an seinen Gegnern zu finden meint, nicht verschmähen läfst.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

TASCHENBÜCHER
für 1836.

Hamburg, b. Herold: *Wintergrün.* Taschenbuch auf 1836. Herausgegeben von *Georg Lotz.* 322 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Dieses Taschenbuch bringt gewöhnlich eine gröfsere Novelle oder einen Roman und der Herausg. ist auch in diesem Jahrgange dem Herkömmlichen nicht untreu geworden. Er theilt uns nämlich eine historische Novelle von *Maria Norden* mit, welche den Titel führt: „*Die Verschwornen und ihre Gegner.*" Was eine historische Novelle sey, ist so recht eigentlich bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Ein wenig Geschichte mit einer Masse des willkürlich Erfundenen, oder ein wenig Erfundenes mit einer Masse wirklicher Thatsachen — zwischen diesen Extremen schwanken wenigstens die meisten, welche dieses Feld zu bebauen den Beruf in sich fühlen. Von vorn herein wird man an solchen historischen Novellen irre, wenn sie durch falschen Prunk und eitles Wortgeklingel die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen bemüht sind. Die Vfn. der vorliegenden Novelle, welcher wir eine ziemlich gründliche Kenntnifs der Geschichte des nördlichen Europas, eine lobenswerthe Abstractionsgabe, viel Menschenkenntnifs und eine nicht gewöhnliche Beredsamkeit gern zugestehen, zeigt vor allem den Grundfehler der meisten schriftstellernden Frauen, dafs sie zu breit und redselig ist; dafs sie zu sehr mit blümelnden Phrasen kokettirt und dafs sie männliche Charaktere weder aufzufassen noch zu halten versteht. Welche weitläufige, wässerige, allen künstlerischen Motiven fremde Gespräche! welche nichtige, in sich zerfliefsende männliche Charaktere, ohne Wahrheit, ohne Natürlichkeit erfafst, ohne Leben, ohne Geist dargestellt! Von dem Stile unserer Vfn. geben die zwei ersten Sätze ein hinreichendes Bild. „Es war einer jener freundlichen und heitern Octobertage, welche als das letzte Geschenk des abgeschiedenen Sommers dem Norden Europa's so häufig zu Theil werden und das drohend nahende Gespenst des eisigen Winters dem lebensfrohen Auge in lieblicher Umhüllung schauen lassen. Hell und klar spiegelten die fernhin schillernden Strahlen des noch in vollem Glanze an dem herbstlichen Himmel leuchtenden Tagesgestirns sich in den blauen Wellen der Ostsee, welche, von einem leisen Südwind bewegt, auf ihrer schaukelnden Oberfläche ein Fahrzeug trugen, das der Stadt Kopenhagen zueilte." Die Geschichte von Dänemark im Anfange der siebziger Jahre hat viele Elemente, welche dem Romanzier gut zu statten kommen können; je grofsartiger und, wir dürfen wohl sagen, je tragischer das Drama ist, das jene Periode darbietet, desto gröfser sind die Ansprüche an die Feder, welche sie zu schildern versucht. — Artistische Zugaben fehlen diesem Taschenbuche. Druck und Papier sind schön.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

THEOLOGIE.

TÜBINGEN, b. Osiander: *Die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten Begründung, mit Rücksicht auf das Bedürfniss der Zeit*, kurz dargestellt von Dr. *Joh. Christian Friedr. Steudel* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 9.)

Was endlich den zuletzt ausgesprochenen Grundsatz der *Deutlichkeit* und *Verständlichkeit* im Ausdruck betrifft, so ist Rec. zwar fest überzeugt, dafs der Vf. ihm nie wissentlich und absichtlich zuwider handelte, also nie absichtlich einer Zweideutigkeit oder Dunkelheit sich schuldig machte; er kann aber nicht in Abrede stellen, dafs gerade Klarheit und Bestimmtheit nicht als besondere Tugend dieser Schrift gerühmt werden darf: sey es nun dafs nur eine gewisse Schwerfälligkeit und Unklarheit im Ausdruck, oder dafs eine Unklarheit und Unsicherheit im Denken selbst der Grund dieses Gebrechens sey, an dem die meisten Schriften des Vfs. mehr oder weniger leiden. Oft auch mag es eine übertriebene Aengstlichkeit seyn, die ihn, um nach keiner Seite hin ungerecht zu werden und die Wahrheit in den verschiedensten Ansichten zu berücksichtigen, schwankend, ja bisweilen auch widersprechend werden liefs.

An dieser Unbestimmtheit und Unsicherheit leidet vorzüglich die *Einleitung*, welcher freilich die schwierigste Aufgabe der Feststellung der allgemeinen dogmatischen Begriffe und Grundsätze zukömmt. Sie zerfällt in *drey* Kapitel. Das 1ste handelt von der Aufgabe der Dogmatik und den erforderlichen Vorbegriffen (Religion, Kirche, Symbole); das 2te von den Quellen der evangelisch-protest. Glaubenslehre (Gültigkeit der Symbole, der Vernunft, der heil. Schrift); das 3te von der Bestimmung des göttlichen Ansehens der h. Schrift nach ihren eigenen Aussagen. Man bemerkt schon in dieser Anordnung die Unsicherheit in dem Gedankengang über die ersten Grundbegriffe. Der Vf. handelt gleich zuerst von der Aufgabe der Glaubenslehre, ehe er noch von dem Wesen des Glaubens, der Religion, der positiven Religion, und namentlich der Offenbarung und der Kirche gesprochen hat; und doch hängt die Aufgabe ganz von der Fassung jener Begriffe ab. Wie ganz anders wird sich die Aufgabe der Dogmatik stellen bei den Offenbarungsgläubigen, als bei den Vernunftgläubigen, wie ganz anders, je nachdem man die Autorität der Kirche und ihrer Symbole verschieden fafst. Das 2te Kap. spricht dann von den Quellen der Glaubenslehre, und doch wird erst im 3ten Kap. die Gültigkeit der h. Schrift in Hinsicht ihres göttlichen Ansehens begründet, obgleich erst von diesem göttlichen Ansehen die Gültigkeit der h. Schrift als Quelle der Glaubenslehre in ihrem Verhältnifs zu den andern Quellen, den Symbolen und der Vernunft, abhing. — Aber auch die hier aufgestellten Grundsätze selbst haben den Rec. wenig befriedigen können. So schwankt der Vf. in der Bestimmung der Aufgabe der Glaubenslehre zwischen der historischen und nichthistorischen Bestimmung derselben. Die Glaubenslehre soll den in einer Kirche *geltenden* Glauben zum Gegenstande haben (S. 1); sie soll aber doch auch diesen geltenden Glauben als *wahr* darstellen (S. 2). Allein der Eine Grundsatz schliefst den andern aus: soll ich nur in die Glaubenslehre aufnehmen was gilt, so darf ich nicht nach der Wahrheit fragen, die nicht von dem Gelten abhängt, soll die Glaubenslehre nur aussprechen was mir *wahr* ist, so darf ich mich darin nicht nach dem Geltenden richten. Oder wie wollte sich der Dogmatiker nach des Vfs. Grundsätzen benehmen, wenn sich entweder in dem geltenden Glauben etwas fände, was er nicht für wahr anerkennen konnte, oder wenn er etwas für wahr hielte, was doch in der Kirche noch keine Gültigkeit hätte? Offenbar wollte der Vf. durch diese Bestimmungen der Glaubenslehre auf der einen Seite einen historisch-positiven Charakter sichern, und doch auf der andern den Indifferentismus gegen die Wahrheit des dogmatischen Gehalts, wie er z. B. bei Schleiermacher sich findet, vermeiden. Daher setzt er gegen diesen sehr richtig die Bemerkung hinzu, dafs die verschiedenen Confessionen nicht gleich wahre Arten der Religion seyen (S. 2). Und allerdings müssen auch diese beiden Elemente des Historischen und des Philosophischen in der Dogmatik ihre Stelle finden, aber, nach der oben entwickelten Ansicht des Rec., so, dafs das Historische nur das zu beurtheilende Material ist: daher er nicht den *geltenden* Glauben sondern den in einer Kirche gelten *sollenden* Glauben als wahren Inhalt der Dogmatik bestimmen möchte. Wie weit hingegen der Vf. in seinem Mifstrauen gegen den Einfluss der Philosophie auf die Dogmatik gehe, ist u. a. auch daraus sichtbar, dafs er sogar die blofs *logische* Anwendung der Philosophie verschmäht, indem er (S. 5 fg.) auf die Form eines strengen *Systems* für seine Glaubenslehre verzichtet, weil er dadurch die Eigenthümlich-

keit des christlichen Glaubensgehaltes für gefährdet hält. Der Vf. bedenkt nicht, dafs er damit den Anspruch auf Wahrheit seiner Glaubenslehre, die dem Menschen nur in logischer Form zum Bewufstseyn kommen kann, aufgiebt. — Das Wesen der *Religion* bestimmt der Vf. nach der Ansicht Vieler so, dafs sie gleichmäfsig dem Erkennen, Fühlen und Handeln angehöre (S. 7 fg.), jedoch huldigt er auch zugleich der gangbareren Ansicht, dafs die Religion vorzüglich der Erkenntnifs angehöre (S. 9). Auffallend ist die Aeufserung (S. 8), dafs das Gefühl nur eine „Zugabe" (?) Gottes zur Erkenntnifs und Handlung sey (S. 8); wiewohl Rec. dem Vf. in der Bestreitung des Schleiermacher'schen Abhängigkeitsgefühls als Princip der Relig. vollkommen beistimmt. Auch hat er die Erkenntnifsweise der Religion ganz richtig als *Glaube* bestimmt, und fafst auch das Verhältnifs desselben zu dem Wissen sehr richtig so, dafs nicht der Glaube selbst in ein Wissen zu erheben sey (wie in der Hegel'schen Schule fälschlich versucht wird), sondern dafs das Wissen nur dazu dienen solle, den Glauben zu sichern (S. 10). Der Vf. geht von hier aus gleich zur Darlegung seiner Ansicht von der *Offenbarung* über, für die man aber bei ihm, dessen ganze Glaubenslehre auf der Offenbarungstheorie beruht, eine befriedigendere Erklärung hätte erwarten sollen. Er unterscheidet Offenbarung im weiteren und im engeren Sinne, und versteht unter letzterer das in der Geschichte, worin sich ein *absichtliches* Hinwirken Gottes auf die Entwickelung der Idee (der Religion) *dem Menschen erkennbar* darstellt (S. 11). Allein mit diesem Merkmal fällt die Realität der Offenbarung ganz hinweg, denn ein „absichtliches Wirken" Gottes ist für den Menschen im speciellen Fall *nie* mit Sicherheit erkennbar, sondern das Vernehmen göttlicher Wirksamkeit Gottes in der Erscheinungswelt beruht nur auf subjektiven Gefühlsurtheilen. Ueberhaupt ist die Vorstellung von einem absichtlichen Wirken Gottes durch einzelne Handlungen nach einem Zwecke hin, eine anthropopathische Vorstellung, weil sie ein endlich vermitteltes Handeln Gottes bezeichnet. Der Vf. hätte wenigstens die Möglichkeit dieser Erkennbarkeit näher nachweisen sollen. — Was der Vf. ferner im 2ten Kap. über die Gültigkeit der *symbolischen Bücher* als Quellen der Glaubenslehre bemerkt, ist gröfstentheils sehr wahr. Er gesteht ihnen nur *in sofern* diese Gültigkeit zu, als sie mit der h. Schrift übereinstimmen (S. 18 fg.); aber warum erklärt sich dann doch der Vf. gegen eine Verpflichtung auf die symb. Bücher mit der Formel „*quatenus*", wenn überhaupt eine Verpflichtung statt finden soll, was Rec. sehr in Abrede stellt. Ueber die Gültigkeit der *Vernunft* hingegen als Quelle der Dogmatik erklärt sich der Vf. äufserst schwankend. Er verwirft zwar die Ansicht der symb. Bücher, dafs der durch die Sünde gänzlich verdorbenen Vernunft gar keine Stimme in göttlichen Dingen zukomme, er zeigt, wie diese symb. Bücher sich doch genöthigt sehen, einen Keim von Urtheilsfähigkeit (*obscura scintillula*) zuzugeben, um die geoffenbarte Wahrheit aufzunehmen, und behauptet einen freien (?) Gebrauch der Vernunft *neben* der h. Schrift (S. 22); aber über das Wie? dieser Nebenordnung erfahren wir hier nichts näheres, jedoch wird sie sehr bedenklich, wenn wir im folgenden §. erfahren, dafs nicht die Vernunft, sondern die h. Schrift die wahre Grundlage für die Ueberzeugung des evangelischen Christen ist. Dieses Verhältnifs erklärt der Vf. in einer späteren Stelle (S. 77 fg.) dahin näher, dafs die Offenbarung eine ursprüngliche Befähigung zur religiösen Erkenntnifs (Vernunft) voraussetze, indem nur das der Vernunft Einstimmige bei dem menschlichen Geiste Anklang finden und nur das Einstimmige als Offenbarung angeeignet werden könne; aber die Offenbarung dürfe nicht nur auf das (der Vernunft) *Selbst*verliehene beschränkt werden, sondern als ein *Gott*verliehenes reiche sie *darüber* hinaus. So weit verbreitet auch diese Ansicht bei den s. g. rationalen Supernaturalisten, zu denen auch der Vf. zu zählen ist, gefunden wird, so mufs sie doch Rec. für eine in sich widersprechende erklären. Da nämlich das Wesen der Vernunft nur *Anlage* (nach dem Ausdruck des Vfs. ein „Geeignetseyn des menschlichen Geistes") ist, so mufs auch Alles, was mit der Vernunft einstimmt, der Vernunft als Anlage gemäfs seyn, d. h. es kann von der Vernunft als Wahrheit erkannt werden, ist also nicht *über* die Vernunftfähigkeit hinausgehend. Was der Anlage der Vernunft gemäfs ist (oder in ihr Anklang findet), das kann auch unter den erforderlichen Anregungen, *aus* der Vernunft allein (als Anlage oder Selbstthätigkeit) hervorgebildet werden. Die Vernunft, als Selbstthätigkeit, kann überhaupt gar nichts in sich aufnehmen, als Anregungen, zur Entwickelung ihrer Anlagen oder Stoff zur Erfüllung ihrer Formen, also auch die Offenbarung, wenn sie von der Vernunft aufgenommen werden soll, kann nichts seyn als Anregung zur Entwickelung der Vernunftanlage. Mit der Vernunft einstimmig seyn und über die Fähigkeit der Vernunft hinaus seyn, ist daher widersprechend. — Im 3ten Kap. wird nun das *göttliche Ansehen der h. Schrift* näher bestimmt, aber höchst sonderbar *nur* nach ihren eigenen Aussagen, so dafs also die Demonstration rein auf einem Cirkel beruht; denn blofs als menschliche Aussagen betrachtet bedurften diese Aussagen der h. Schrift ohne Zweifel erst einer weiteren Würdigung durch die Vernunft, und nur wenn sie schon als göttliche Aussagen vorher betrachtet wurden, konnten sie als Bestimmungen des göttlichen Ansehens der h. Schrift gebraucht werden. Von dem Standpunkt der biblischen Dogmatik aus hat übrigens der Vf. sehr gut die Lehren von der Offenbarung der h. Schrift, und zwar theils nach den Aussagen Jesu selbst, theils nach denen der Apostel, der nichtapostolischen Verfasser neutestamentlicher Schriften, des A. T., ausgeführt. Dafs aber von diesem biblischen Standpunkte aus das Verhältnifs der Vernunft zur Offenbarung und die Wür-

Würdigung der Systeme des Rationalismus und Supernaturalismus, so wie der Vermittlungsversuche neuerer Dogmatiker (S. 76 fg.), nicht befriedigend ausfallen konnte, ist offenbar. Diefs sind Fragen, die unabhängig von der Bibel erwogen werden müssen und von deren Beantwortung erst die Autorität der Bibel selbst abhängt.

Der Vf. theilt seine Glaubenslehre in *drei* Abschnitte. In dem *ersten* stellt er das religiöse Bewufstseyn dar, abgesehen von Christo, im *zweiten* entwickelt er das religiöse Verhältnifs, wie es durch Christum wird, im *dritten* die durch Christum zu gewinnende Vollendung. Der Trennung der beiden ersten Abschnitte liegt die Unterscheidung zwischen *articulis puris* und *mixtis* zu Grunde oder zwischen den rein positiven und zugleich auch rationalen Elementen des christlichen Glaubens, und da in diese beiden die ganze Glaubenslehre zerfällt, so wären diese zwey Abschnitte schon hinreichend. Der *dritte* Abschnitt pafst nicht unter den Eintheilungsgrund der beiden ersten, und steht nur wie ein Anhang für die Eschatologie da. Auch kann die Unsterblichkeitslehre, wenn einmal das religiöse Bewufstseyn ohne Christus und mit Christus geschieden wird, nicht allein als durch Christus bedingt dargestellt werden, sondern das Bewufstseyn der Unsterblichkeit findet sich auch schon abgesehen von Christus in dem Menschen, so gut wie das der Freiheit und der Sünde.

Der *erste* Abschnitt zerfällt am natürlichsten in eine Lehre *von Gott* (Kap. 1) und eine Lehre *von den Menschen* (Kap. 2). — In der Lehre von Gott fehlt es nicht an Zeichen von dem rühmlichen Streben des Vfs., sich von den in diesem Artikel in der älteren Dogmatik herrschenden scholastischen Fesseln der Definitionen, Beweise, des Systems der Eigenschaften u. s. w. zu befreien, doch gelingt ihm diefs nur zum Theil. Mit Recht verwirft er die Begründung des Glaubens an Gott durch Beweise, aber mit eben so viel Recht fordert er darum doch, sich der Gründe dieses Glaubens bestimmt bewufst zu werden und tadelt als schädlichen Irrthum die Vernachlässigung dieses Bewufstseyns. Allein wenn wir dann weiter nach der Art dieser Begründung ohne Beweise fragen, so läfst uns der Vf. darüber sehr im Dunkeln. Er kritisirt die gewöhnlichen Beweise für das Daseyn Gottes und zeigt ihre Nichtigkeit als Beweise, will sie aber doch als Gründe des Glaubens an Gott gelten lassen (S. 95 fg.) Wie soll man diefs verstehen? „Wenn auch keiner dieser Beweise die volle Idee Gottes darreicht, sagt er, so *helfen* sie doch sie zu *rechtfertigen* (?), da die Idee in uns liegt." Wohl! aber wie sichern wir eben die Ueberzeugung, dafs diese Idee in uns liegt? Der Hauptgrund seines Glaubens an Gott scheint in folgendem Gedankengang zu liegen (S. 99): Die Idee Gottes liegt als Keim im Menschen. Das Vorfinden dieser Idee aber kann, wie die Nichtigkeit der Beweise zeigt, nicht aus dem natürlichen Denken erklärt werden, es kann also nicht anders erklärt werden (?) denn als eine „Urmitgabe Gottes an den menschlichen Geist", ist ihm also allerdings Gewähr für Gottes Seyn. Diese Deduction drückt der Vf. anderwärts auch so aus: Wenn das Nachdenken die Idee Gottes nicht geben kann, so zeugt das dafür, dafs diese Idee für menschliches Denken zu hoch sey, um erdacht zu werden, sie mufs also einen höheren Ursprung — aus Gott haben. Allein der Einwand bietet sich dagegen leicht dar: wie kann etwas als Gabe Gottes gedacht werden, wie also die Idee Gottes aus Gott abgeleitet werden, wenn an Gott noch gar nicht geglaubt wird? Abgesehen davon, dafs es noch dazu psychologisch unrichtig ist, dafs die Idee Gottes aus der geistigen Natur des Menschen nicht erklärt werden könne. Am naivsten drückt er diesen Gedanken auch so aus: „*weil* Gott ist, gelten alle Beweise als Zeugnifs, dafs Gott ist"; aber woher wissen wir, *dafs* Gott ist? Was wir vermissen, ist nichts Anderes, als eine bestimmtere Erklärung über die Begründung des Glaubens an Gott durch eine psychologisch-kritische Deduction. — Ueber die Begriffe der *Schöpfung*, *Erhaltung* und *Regierung* findet man viele treffende und scharfe Bemerkungen, namentlich auch die, dafs in ihnen nur verschiedene Beziehungen des Einen Verhältnisses der Bedingtheit der Welt durch Gott zu denken sind. In der Lehre von der Regierung findet man, wie gewöhnlich, einen Versuch zu einer Theodicee, der aber nicht besser gelingt, als alle anderen, und der Vf. hätte also wohl besser gethan, es bei der völlig wahren Bemerkung (S. 113) bewenden zu lassen: „Immer ist das Gotteswürdigste (= Wahrste) an jedem menschlichen Versuch einer Theodicee, dafs der gelungenste immer nicht *die* Theodicee, sondern nur eine Annäherung zu ihr geben mag." — Die Lehre von den *Eigenschaften* Gottes enthält viel Eigenthümliches und von der gewöhnlichen Fassung Abweichendes. Ungeachtet vieler einzelnen guten Gedanken, ist doch das Ganze sehr verworren ausgeführt. So behauptet der Vf. zwar eine Unbegreiflichkeit des Wesens Gottes, aber doch ein wahrheitsgemäfses Erkennen Gottes (S. 120). Also ein Erkennen ohne Begriffe? Seltsam ist ferner die Unterscheidung zwischen Eigenschaften *Gottes* und Eigenschaften *an Gott* (S. 117 fg.). Unter den ersteren versteht er solche, welche sich auf das *Seyn* Gottes beziehen, unter den letzteren solche, „welche die *Darlegung* des Seyns Gottes betreffen, also gewisse Vortrefflichkeiten als *an Gott* sich findend, gleichsam als *Besitz* Gottes angeben." Rec. gesteht, von etwas *an* Gott, von einem *Besitz* Gottes noch aufser seinem Seyn, keinen Begriff zu haben. Sehr wahr hingegen spricht sich der Vf. über die *Persönlichkeit* Gottes aus, die er als einen wesentlichen Bestandtheil des christlichen Gottesglaubens mit Recht festhält. Der Beachtung im hohen Grade werth ist u. a. die folgende Bemerkung (S. 140): „Verwechslung ist's, wenn die Persönlichkeit selbst als eine Schranke genommen wird, statt dafs nur die Persönlichkeit, wie sie im Menschen sich ausprägt,

prägt, eine beschränkte ist." Der Vf. berührt damit sehr treffend den Grundirrthum des Pantheismus, der Gott die Persönlichkeit absprechen zu müssen glaubt, weil er die sinnliche Beschränktheit des Einzelwesens darunter versteht. Eben so wahr und zeitgemäfs ist ferner auch die Aeufserung (S. 141): „Die Ansicht von Gott als dem Persönlichen legt ihm Seyn aufser und über der Welt bei nur in dem Sinne, dafs Gottes Seyn nicht zusammenfällt mit dem Seyn der Welt, noch durch deren Art zu seyn irgend gebunden ist." Der Vf. deutet damit auf gewisse sophistische Deutungen hin, durch welche bei Schleiermacher die Ausdrücke „aufser und über der Welt" als unanwendbar auf Gott dargestellt werden sollten. Er entwickelt hieraus die Begriffe *Theismus*, *Deismus*, *Atheismus* und *Pantheismus*, und verweilt vorzüglich bei dem letzteren länger (S. 142 fg.), indem er die philosophischen Systeme *Spinoza's*, *Fichte's*, *Schelling's*, *Schleiermacher's* und *Hegel's* ausführlicher beurtheilt. Zwar möchte wohl schwerlich die eigentlich philosophische Bedeutung dieser Systeme hier eine genügende Würdigung erhalten haben; doch lag dieſs auch nicht in der Absicht des Vfs., sondern er wollte nur zeigen, dafs das religiöse Bedürfnifs des Menschen nur auf dem Boden des Theismus Befriedigung finde, und für diesen Zweck hat er unstreitig viel Treffendes und zu Beherzigendes bemerkt. — Dagegen müssen wir aber zum Schlufs der Lehre von Gott (S. 164) das Daseyn der Engel, guter und böser, so wie des Teufels und seines Reiches, als angeblich christliche Wahrheit hinnehmen.

In der Lehre *von dem Menschen* (Kap. 2) erörtert der Vf. hauptsächlich die Lehre von der *sittlichen Freiheit* und von der *Sünde*. Seinem biblischen Standpunkte und seiner im Ganzen unbefangenen Exegese gemäfs konnte er sich unmöglich der strengeren unbiblischen augustinischen Theorie hingeben, sondern er sucht eine Vermittlung zwischen ihr und der pelagianischen Ansicht. Mit Entschiedenheit behauptet er zuvörderst dem Menschen die sittliche Freiheit, nämlich als *Anlage*, nicht als *Zustand*. Auch symbolisch sucht der Vf. diese Ansicht zu behaupten, ob mit Recht, ist sehr zu bezweifeln. Auf der andern Seite aber behauptet der Vf. doch auch eine allgemeine Sündhaftigkeit und zwar eine von den Stammältern fortgepflanzte (S. 186). Der Widerspruch zwischen einem Ererbtseyn und doch Selbstverschulden der Sünde bleibt freilich auch hier, wie immer, ungelöst. Bei näherer Erklärung kann auch der Vf. selbst als das Ererbte nichts weiter festhalten, als die bloſse *Anlage* oder *Neigung* zur Sünde, wogegen er jede *wirkliche* Sünde doch immer auf einen Act der Freiheit jedes Einzelnen gründet. Der Begriff von einer ererbten Sünde ist eben so widersprechend als der von einem hölzernen Eisen; denn in sofern etwas ererbt ist, ist es ohne unsere Freiheit, also ohne Schuld, also nicht Sünde, und in sofern etwas Sünde ist, ist es unsere Schuld, also mit unserer Freiheit nicht ererbt. Hier giebt es schlechterdings keinen Weg dazwischen durch. — Kap. 3 handelt von dem *Verhältniſs des Menschen zu Gott* unter Voraussetzung des vorher dargestellten Zustandes der Sündhaftigkeit. Aus dieser entwickelt der Vf. die Begriffe der *Strafe* und der *Gnade*.

(*Der Beschluſs folgt.*)

TASCHENBÜCHER
für 1836.

Leipzig, im Ind.-Compt.: *Vielliebchen.* Historisch-romantisches Taschenbuch für 1836. Von *A. v. Tromlitz.* 445 S. 12. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Inhalt: 1) *Karl IX. und die Bartholomäus-Nacht.* 2) *Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich.* 3) *Die Wallfahrt.* Das Genre, dem sich der Vf. dieses Taschenbuchs mit der determinirtesten Ausdauer und Beharrlichkeit geweiht hat, ist so bekannt, dafs wir der Mühe überhoben sind, darüber ein Wort zu verlieren. Wenn die Geschichte je von einem Romanzier mishandelt worden ist, so geschah es in der ersten der genannten Erzählungen. Wie konnte der Vf. nur einen von der Geschichtsforschung so durcharbeiteten Stoff mit so unerfahrnen Fingern antasten. Die Individualität der Hauptpersonen dieses Drama's ist so scharf ausgeprägt, so bis in das Kleinste beleuchtet und lebendig hingestellt, dafs ein verzweifelter Muth dazu gehört, der Welt glauben zu machen, der geschichtliche Karl der Neunte, der geschichtliche Coligny u. s. w. seyen falsch portraitirt und dem Vielliebchen sey die Aufgabe anheim gefallen, diese Gestalten in ihr wahres Licht zu setzen. Damit der Titel dieser historisch-romantischen Novelle die zartnervigen Leser nicht erschrecke, bemerken wir, dafs der Vf. das Blut, welches er als *historischer* Schriftsteller vergiefsen lassen mufs, als *romantischer* Autor mit so viel Wasser verdünnt hat, dafs der Anblick durchaus nichts Schreckhaftes mehr hat. Der Vf. weifs das Gräfsliche so kunstreich in die Florfalten einer süfslich breiten, geleckt coquettirenden Sprache zu hüllen, dafs man zuletzt gar nicht recht weifs, was eigentlich dahinter ist. Die zweite Erzählung versteigt sich im Tone nicht so hoch wie die erste und wird daher auch denen, die Geduld genug haben, der unergründlichen Mattigkeit der Darstellung bis zum Schlusse zu folgen, besser gefallen. „*Die Wallfahrt*" ist wahrscheinlich ein Lückenbüfser. Sie unterscheidet sich von den beiden ersten Gaben dadurch, dafs sie gereimte Prosa ist. — Unter den Kupfern sind einige sehr ansprechende Frauenköpfe zu sehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Osiander: *Die Glaubenslehre der evangelisch-protestantischen Kirche, nach ihrer guten Begründung, mit Rücksicht auf das Bedürfnifs der Zeit*, kurz dargestellt von Dr. *Joh. Christian Friedr. Steudel* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 10.)

Wir gehen sogleich zu dem 2ten *Abschnitt* weiter, der *von der Erlösung handelt*. Im ersten Kap. wird die Frage beantwortet, was Gott zur Erlösung der Menschen veranstaltete, im zweiten, wer derjenige ist, durch welchen die Erlösung veranstaltet ward. Im ersten Kapitel also soll das Werk der Erlösung, im zweiten die Person des Erlösers dargestellt werden. Diese Eintheilung hat jedoch das Unbequeme, dafs die Ausführung der Erlösung schon die Natur des Erlösers voraussetzt und die erstere nur aus der letzteren vollständig begriffen werden kann; daher auch der Vf. schon im 1sten Kap. manches über die Natur und Person Christi vorausnimmt. Die Erlösungstheorie ist sehr unklar und schwankend dargestellt, indessen bemerkt man als das Vorherrschende immer die mildere, gemäfsigte, supernaturalistische Ansicht, die mit der rein sittlichen derselben möglichst im Einklang zu bleiben sucht. Die drei Paragraphen, in denen er sich darüber ausspricht, lassen nicht mit völliger Bestimmtheit den Umfang der Wirksamkeit der Erlösung auf den Menschen erkennen. Im 1sten §. heifst es: Christus beut uns in Lehre und Beispiel ein reines und vollendetes Bild des Gottgefälligen Guten dar. Hiernach liefse sich die Erlösungsthätigkeit Christi noch ganz auf ein rationales Verhältnifs reduciren. Was zuerst seine erlösende Wirksamkeit durch sein Beispiel betrifft, so beruht diese auf der Unsündlichkeit Jesu. Doch diese läfst sich so, wie sie der Vf. fafst, nicht wohl festhalten. Er nimmt sie allerdings milder nur als factischen Zustand, nicht als eine nothwendige Folge seiner höheren Natur. Jesus selbst lehnt die Bezeichnung seiner als gut von sich ab (Matth. 19, 16. Luc. 18, 19) und verweist sie allein an Gott, und schwerlich hat der Vf. den Sinn dieser Stellen richtig gedeutet, wenn er behauptet, Christus wolle damit nur auf Gott als die einzige Quelle des Guten verweisen; denn von der Quelle des Guten ist hier nicht die Rede. Auch setzt die Versuchungsgeschichte Jesu, mag sie nun als Geschichte, oder als Mythus, oder als Parabel genommen werden, jedenfalls die Möglichkeit, die Fähigkeit des Sündigens in ihm voraus. Ohne diefs wäre ja Versuchung Unsinn. Der Vf. will auch ausdrücklich die Sündlosigkeit Jesu nur als gegründet auf das *posse non peccare* gründen, nicht auf das *non posse peccare*. Diefs *posse non peccare* aber kömmt allen Menschen zu, Jesus war also nicht der Natur und Anlage nach über die Menschen erhaben. Sehr wahr bemerkt der Vf. (S. 243): das *posse non peccare* treibt zu Christo hin (als Vorbild für uns), das *non posse peccare* entfremdet von Christo hinweg. Allein da hiernach die Unsündlichkeit Jesu ganz auf die menschliche Natur gegründet wird, so läfst sich das Bedenken nicht abweisen, ob sich denn mit dieser menschlichen Natur der Zustand einer völligen Unsündlichkeit als vereinbar denken lasse, ob nicht die Endlichkeit oder Beschränktheit der menschlichen Natur auch die Sünde mit in sich schliefse. Wenigstens bleibt immer die allgemeine Sündhaftigkeit des absoluten Schuldgefühls stehen, welches unmittelbar aus der Beurtheilung unserer Endlichkeit und Beschränktheit nach der Idee der Freiheit hervorgeht, und an dem also auch Christus, als Mensch, Theil gehabt haben müfste. Ferner in Hinsicht der von ihm vorgetragenen Lehre wird behauptet, „dafs er im Besitze einer in allen Beziehungen richtigen, dem Wesen Gottes selbst mangellos entsprechenden Kenntnifs Gottes sich befand" (S. 247), und dafs die durch die Sünde verderbte Menschenvernunft zwar unfähig war, diese reine Wahrheit in sich selbst zu entwickeln, aber doch die Fähigkeit hatte, sie aufzunehmen. Rec. hat schon oben das Widersprechende in dieser Behauptung gezeigt. Das Hauptmoment der Erlösungsthätigkeit Christi ist aber sein *Leiden und Tod* (§. 3), obgleich er auch diefs nicht in dem harten Sinne einer *satisfactio vicaria* nimmt. Nach ihm ist durch Christi Leiden und Tod zur Vergebung unserer Sünden allein nicht genug gethan, sondern unsere eigene Besserung ist auch dazu nothwendig. Ausdrücklich stellt er seine Ansicht als die biblische der kirchlichen Satisfactionstheorie gegenüber (S. 268), und bestreitet recht gut den Versuch *Göschel's*, diese Theorie mit Hegel'scher Speculation zu rechtfertigen. Allein Rec. konnte sich dennoch durch diese Bestreitungen der Satisfactionstheorie von dem Vf. nicht ganz befriedigt finden, weil er die Versöhnung nicht ganz rein als ganz sittliches Factum betrachtet, sondern zu der sittlichen Umkehr des Menschen zu Gott doch immer noch ein Etwas von Seiten Christi und Gottes hinzugeben will, wodurch das reine Verhältnifs Gottes zu den Menschen verschoben und

die sittliche Bedeutung gestört wird. Das Kap. schliefst mit einer Würdigung der messianischen Weissagungen des A. T., als Vorbereitungen auf das Erscheinen der christlichen Offenbarung.

In der Lehre von der *Person Christi* (Kap. 2) spricht sich der Vf. äufserst vorsichtig und verschränkt über die göttliche Natur und ihr Verhältnifs zu der menschlichen Natur aus. Er begnügt sich dafür, die Vorstellungen und Ausdrücke der Bibel möglichst getreu festzuhalten, ohne diese selbst noch einer höheren Beurtheilung zu unterwerfen, er verzichtet auf die Begreiflichkeit dieses Verhältnisses für den menschlichen Verstand, und verlangt, dasselbe als ein für uns unauflösliches Geheimnifs im Glauben anzunehmen (S. 327), er beruft sich darauf, dafs sich keine bestimmten Grenzen feststellen lassen, wie weit sich Gott dem Menschen und die Menschen Gott nähern können (S. 335), und sucht das Verhältnifs nur durch die Formel etwas deutlicher zu machen, dafs das Selbstbewufstseyn Christi mit dem Bewufstseyn Gottes des Ewigen zusammenfiel (S. 336). Dabei aber ist zu erwägen, dafs der Vernunft die Annahme eines solchen Verhältnisses auf blofsen Glauben nicht zugemuthet werden kann, ohne ihr einen blinden Glauben aufzubürden; ferner dafs sich allerdings die Grenzen der Annäherung zwischen Gott und Menschen im Allgemeinen bestimmen lassen durch die unübersteigliche Kluft zwischen Endlichem und Unendlichem, dafs also auch ein völliges Zusammenfallen eines menschlichen (d. i. endlichen) Bewufstseyns mit dem göttlichen (d. i. unendlichen) undenkbar sey. Was aber die Bezeichnungen der Göttlichkeit Christi im N. T. betrifft, so sind diese theils nur als Bestimmungen der allen Menschen gemeinsamen geistigen oder idealen Einheit mit Gott zu verstehen, die allerdings in besonders hohem Grade von Christo ausgesagt wurde, theils sind es Ausdrücke des orientalischen mystischen Philosophems von dem göttlichen Lógos, theils jüdisch volksthümlich mythische Darstellungen der Messiaswürde, theils endlich nur allgemeine symbolische Formen des subjectiven erhöhten religiösen Gefühles der Apostel und Evangelisten, die also sämmtlich nicht einen reflectirten Glauben an eine reale Göttlichkeit Christi begründen können. Der Vf. verwirft zwar sehr mit Recht die künstliche kirchlich-symbolische Ausführung dieser Lehre als die von der *communicatio idiomatum*, und bleibt dagegen bei dem einfachen biblischen Standpunkt stehen. Aber wird einmal die Göttlichkeit Christi in realer Bedeutung und nicht blofs in mythisch-symbolischem Sinne anerkannt, so war dann die kirchliche Theorie, mit allen ihren Künsten und feinen Bestimmungen, mit ihren Streitigkeiten, Secten u. s. w. durchaus nothwendig, fast wie Naturnothwendigkeit. Denn so war in der Bibel das Problem ungelöst gegeben, das der menschliche Verstand nothwendig lösen mufste. Die von Schleiermacher und von Hegel aufgestellten Theorieen von der Göttlichkeit Christi findet der Vf. mit Recht eben so wenig befriedigend.

Im dritten Kap. kömmt der Vf. auf die sog. *Heilsmittel*. Er handelt zuerst von den Bedingungen, unter denen der Einzelne an der Erlösung Theil hat, Glaube und Werke, dann von dem Zusammentritt der Gläubigen zu einem Ganzen, der Kirche und drittens dem in der Kirche waltenden Geist, dem h. Geist. — Mit vollem Rechte stellt der Vf. als die wahre Grundbedingung der Theilnahme an der Erlösung den *Glauben* hin, nämlich in dem Sinne, wie der Vf. ihn nimmt, als die für die Hinnahme der Erlösung erforderliche Stellung des Gemüths oder als die religiös-sittliche Gesinnung, bei welcher der Mensch den Absichten Gottes entspricht. Nur hätte bei *dieser* Ansicht von dem Glauben, den guten Werken und dem Verdienst ein gleicher Werth für die Erlösung zugestanden werden sollen, wogegen die Gnade, streng genommen, gar keine Stelle mehr dabei finden könnte. Denn ist der Glaube religiös-sittliche Gesinnung, so ist er eben damit gutes Werk d. i. innere religiös sittliche That, — an die blofs äufsere Erscheinung der Werke wird man doch wohl dabei nicht denken wollen. Ferner, ist der Glaube die den Absichten Gottes entsprechende Gesinnung, so ist er eben damit auch zugleich das wahre Verdienst vor Gott d. i. der innere religiös-sittliche Werth des Menschen. Freilich darf man dann nicht bei dem Verdienst an einen Anspruch auf einen Lohn aufser der Tugend und Frömmigkeit selbst denken, wie der Vf. es zu nehmen scheint (S. 363). Ein *solches* Verdienst freilich hat der Mensch nie. Aus diesem Gesichtspunkt wäre es ein Widerspruch, den Glauben die der Erlösung entsprechende Gemüthsverfassung zu nennen, und doch diese Erlösung aus Gnade hervorgehen zu lassen, weil dann eben der Glaube der Erlösung *nicht* entsprechen dürfte. Der Vf. sagt selbst (S. 359), „der Mensch *gilt* (d. h. hat Werth, Verdienst) vor Gott überhaupt nur was er innerlich ist"; also er wird doch nur nach seinem Verdienst gewürdigt, nicht nach Gnade. In den Ansichten über die *Kirche* (§. 2) und den *h. Geist* (§. 3), namentlich in der nahen Stellung des letzteren zu der Kirche, nähert sich der Vf. den Ansichten Schleiermacher's. Indessen fafst er den h. Geist doch nicht, wie jener, als christlichen Gemeingeist, sondern als die Quelle der göttlichen Gnadenwirkungen in der Kirche, also als übermenschliche Kraft, und bezieht ihn daher näher auf die Person Gottes (vgl. bes. S. 383), was allerdings biblischer ist, aber darum doch nicht richtiger. Und wie die supernaturalistische Erlösungstheorie überall, wo man es mit den Begriffen etwas strenger nimmt, auf Widersprüche führt, so nun auch das, was der Vf. über die Wirksamkeit des h. Geistes zur Erlösung feststellt. Die erlösende Thätigkeit Christi, sagt er, ist die objektive Bedingung der Erlösung, der h. Geist die subjektive Bedingung der Aneignung derselben. „Die ganze Erscheinung Christi als thatsächliche Offenbarung der erlösenden Liebe Got-

Gottes ist das Bedingende für das Zustandekommen der Erlösung; sie ist es aber nur, in sofern sie vom Menschen angeeignet wird; die zu solcher Aneignung nöthigende Kraft ist das πνεῦμα. Wenn der Mensch einerseits ohne die Erscheinung Christi das ihm noththuende Allbefriedigende als ein Objectives gar nicht anzueignen gehabt hätte; so würde andrerseits eben diese Erscheinung Christi ohne die Wirksamkeit des Geistes für ihn ein Aeufseres bleiben" (S. 376). Wenn also hiernach das Objective und das Subjective der Erlösung, das Heil und die Kraft zur Aneignung desselben von Gott verliehen wird, was bleibt denn eigentlich noch dem Menschen übrig? Nichts. Das ganze Werk der Erlösung geht in ein leeres Spiel über, das Gott mit den Menschen als passive Maschinen treibt. Wie kann man dann doch noch dem Menschen eine zur Aufnahme der Erlösung erforderliche eigene Thätigkeit zuschreiben, wie der Vf. thut? Er sagt: „daher ist keine Sündenerkenntnifs, kein Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, keine Umkehr des Sinnes, kein Glaube, kein Eintreten in die Gemeinschaft mit Gott und Christus u. s. w., welches aus des Menschen eigenem sündigen Wesen und nicht vielmehr aus der ihm entgegenwirkenden Kraft des göttlichen Geistes hervorginge; aber es ist auch keine Sündenerkenntnifs u. s. w., welches anders zu Stande käme, denn durch die hiezu *sich leihende* Thätigkeit des Menschen" (S. 378). Nur sich leihen, sich passiv hingeben soll die menschliche Thätigkeit. Aber auch dieses sich leihen schon ist undenkbar, wenn jede geringste Regung zum Guten, jede Richtung zu Gott erst von Gott verliehen seyn mufs. Es müfste also eben so erst wieder eine Kraft von Gott verliehen werden, damit der Mensch sich die Wirksamkeit des h. Geistes aneignen könnte, dann wieder eine, um sich jene Kraft anzueignen und so im unendlichen Regrefs fort, in dem man nie zum wirklichen Aneignen selbst kommen wird, bis man eine Selbstthätigkeit der Aneignung im Menschen setzt. Dann aber ist schon die Wirksamkeit des h. Geistes in der angegebenen Weise überflüssig, der Mensch kann unmittelbar die dargebotene Erlösung Christi sich aneignen. So bleibt als das einfache und wahre Verhältnifs nur dieis stehen: was Gott dem Menschen in der Geschichte als objective Bedingung der Erlösung darbietet, das hat für den Menschen nur die Bedeutung der *Anregung* seiner Selbstthätigkeit, die subjective Seite der Erlösung gehört rein dem Menschen, ist Act seiner Selbstthätigkeit. Rec. verkennt gar nicht, dafs auch der Vf. nicht der strengeren, die Freiheit des Menschen völlig vernichtenden Ansicht huldigt, wie auch daraus einleuchtet, dafs er die symbolische Lehre hier für noch nicht hinlänglich ausgebildet erklärt, und namentlich die Lehre von dem *servum arbitrium* nicht als wahres Grundprincip des Protestantismus anerkennen mag (S. 379), so wie er auch eine Vermittlung zwischen der augustinischen und pelagianischen Theorie als die echt biblische vorschlägt. Rec. wollte nur zeigen, wohin die obigen Erklärungen, wenn man sie scharf fafst, führen, wie denn der Vf. sehr oft wider seine eigene Absicht nach dem Einen oder andern Extrem hinüber schwankt. Dafür bietet auch einen neuen Beweis der von dem Vf. vorgeschlagene Vermittelungsversuch zwischen Augustinismus und Pelagianismus (S. 382), worin er der menschlichen Freiheit eine bei weitem gröfsere Ausdehnung zugesteht, als es nach obigen Bestimmungen möglich wäre. Uebrigens ist die wahre Vermittlung ganz anders auszuführen, nämlich nicht durch ein Zusammenwirken beider Kräfte, der göttlichen und der menschlichen, sondern durch eine Identificirung beider, so dafs die Differenz derselben nur aus einem subjektiv verschiedenen Standpunkt zu erklären ist, der von der göttlichen Kraft oder Gnade aus dem ideal-religiösen, der von der menschlichen Kraft aus dem natürlich-sittlichen. Aus demselben Gesichtspunkte ist auch der Gegensatz zwischen Praedestination und menschlicher Freiheit zu beurtheilen. — Im 4ten §. handelt der Vf. von den *Gnadenmitteln*, wozu er die Predigt, das Gebet und die Sacramente zählt. — Das 4te Kap. hat die *Dreieinigkeit* zum Gegenstande. Man wird sich wundern, wie diese Lehre gerade hier vorkömmt, und in der That hat ihr der Vf. in so fern eine ganz eigenthümliche Stellung angewiesen als er sie nicht als einen Theil der Lehre von Gott nimmt, sondern als Lehre von dem Verhältnisse, in welchem sich der Mensch im Lichte der Erlösung befindet. Dadurch verliert diese Lehre ihre unfruchtbare abstracte und speculative Bedeutung und gewinnt eine practische Beziehung. Er fafst die Dreieinigkeit als drei verschiedene Offenbarungsseiten des Einen Gottes, also nicht als drei Personen. Dieis ist nun auch allerdings die richtige biblische Ansicht, aber zu leugnen ist auch nicht, dafs es die sabellianische Ansicht ist. Dennoch zählt der Vf. den Sabellianismus zu den irrigen Ansichten über die Dreieinigkeit (S. 436). Am Ende findet man eine zum Theil gute Beurtheilung der verschiedenen älteren und neueren Auffassungen der Dreieinigkeit, namentlich der von *Schleiermacher*, *Töllner*, *Lessing*, *Eschenmayer*, *Schelling*, *Hegel*, *Marheineke*. Rec. zählt dieses ganze Dogma zu denjenigen, denen nur als historisches Material eine Stelle in der Dogmatik zukömmt.

Der *dritte Abschnitt* begreift, wie erwähnt wurde, die *Eschatologie* in sich. Hier pafst die Ueberschrift nicht ganz zu dem Inhalte. Die Ueberschrift heifst: „Von dem Ziele, zu welchem *in Folge der Erlösung* der Mensch und die Menschheit sich entwickelt." Unmöglich aber kann man behaupten, dafs dem Menschen die Unsterblichkeit der Seele erst in Folge der Erlösung zu Theil werde, dafs also die Nichterlösten davon ausgeschlossen seyen, wenn auch der Zustand des künftigen Lebens bedeutend durch die Erlösung modificirt wird, und der Glaube daran durch die christliche Lehre an Sicherheit und Klarheit gewonnen hat. — Der Vf. behandelt die ganze Eschatologie in zwei Kapiteln, im Isten, „von dem

dem Ziele, zu welchem *der Mensch als Einzelner* gefördert wird." — *Unsterblichkeit*, Auferweckung der Todten, Gericht, Loos der Seligen, der Unseligen, Höllenstrafen, Mittelzustand, Hades, Fegfeuer; im 2ten, „von dem Ziele, zu welchem in Folge der Erlösung *die Menschheit* sich entwickelt" — irdische Bestimmung des Christenthums zur Herrschaft über die ganze Menschheit, tausendjähriges Reich, jüngster Tag, ewiges Reich Christi, Parusie Christi u. s. w. In Hinsicht der Unsterblichkeit behauptet der Vf., hauptsächlich der paulinischen Vorstellungsweise gemäfs, auch der menschliche Körper habe die Bestimmung, „einst in erneuerter Gestalt und Beschaffenheit das selige und unselige Loos mit darzustellen und zu *geniefsen* (!)", und die Vereinigung des Körpers mit dem Geiste werde „durch ein Machtwort Christi" ausgeführt werden (S. 449). Ferner die Auferstehung der Todten, das Gericht, die Einführung des Reiches Christi wird in einem künftigen, aber unbestimmbaren Zeitpunkt statt finden. Wir finden überhaupt auch hier nur die biblischen Vorstellungsweisen, unbekümmert darum, ob sie vor einer rationalen Kritik bestehen können oder nicht, und ohne darin zu scheiden, was der reinen Idee und was nur der symbolisch mythischen Darstellung derselben gehört.

TASCHENBÜCHER
für 1836.

Stuttgart, b. Halberger: *Vergifs mein nicht.* Taschenbuch für das Jahr 1836. Herausgeg. von *C. Spindler.* 331 S. 12. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Wie bei diesem Taschenbuche herkömmlich, ist Hr. *Spindler* auch in diesem Jahrgange der alleinige Verfasser der literärische Partie, die in zwei Theile zerfällt, deren erster dem dramatischen, der andere dem novellistischen Genre angehört. Im Allgemeinen müssen wir bemerken, dafs der vorliegende Jahrgang dieses Vergifs mein nicht's den meisten frühern bedeutend nachsteht. Von den zwei Gaben, welche wir hier vor uns sehen, ist die erste ein Bruchstück, die zweite eine aus vielen farbigen Steinen zusammengesetzte Mosaik, der man da und dort das Gewaltsame des Aneinanderstofsens ansieht und wo der rechte Centralpunkt fehlt. Der dramatische Theil hat den Titel: „*Hans Waldmann.* Fragmente aus dem historischen Schauspiele gleiches Namens." Wir haben oben schon angedeutet, dafs besagter Hans Waldmann dem fingerfertigen Romanzier A. v. Tromlitz in die Hände gefallen und in seinem Vielliebchen für die deutschen Almanachleserinnen zugeschnitten worden ist. *Spindler* führt seine Vorwürfe eher mit dem Kopf als mit den Händen, daher auch hier mehr zu erwarten ist. Indessen haben wir hier nur einen Abrifs von einem Abrifs vor uns. Der Vf. hat den Gegenstand als Roman behandelt — dieser soll nächstens erscheinen — aus dem Roman ein historisches Schauspiel geschaffen, welches zu Zürich mit vielem Beifall — sagt Hr. *Spindler* — aufgeführt und viermal wiederholt wurde. Aus diesem Schauspiele nun giebt er einige Fragmente, die auf ein ziemlich ordinäres Bühnenprodukt schliefsen lassen. Zu einem Roman eignet sich der Gegenstand bei weitem mehr, und wir freuen uns auf den versprochenen Genufs im Voraus. Der novellistische Theil ist „*Bonaccia.* Gestirnte Nächte auf dem mittelländischen Meere" betitelt und enthält sieben Erzählungen. 1) Signora Fantasca. 2) Die Wetterhexe. 3) Das Kaisergespenst in den Tuilerien. 4) Die heiligen Tauben des Markusplatzes. 5) Die Liebe im Lazareth. 6) *La bella Venezia.* 7) Die Nonne von San Procolo. Die Glanzpunkte dieser Mittheilung sind die lebenreichen, charakteristischen Scenen, welche uns der Vf. vor die Augen zu zaubern weifs. Er führt uns auf ein neapolitanisches Schiff, das im Hafen von Livorno liegt und der Abfahrt nach Neapel harrt. Unsere Romanschreiber und Novellisten lassen uns, auf den ersten Blick gewöhnlich, bemerken, dafs sie nie einen Hafen gesehen haben. Mit ihren Schiffen ist es, wie mit ihren Palästen, ihrer vornehmen Welt — sie haben ihre Notizen im besten Falle aus der vierten oder fünften Hand. *Spindler* dagegen zeigt uns den wirklichen Hafen von Livorno, ein wirkliches neapolitanisches Schiff mit seinem ganzen Zubehör, die erbärmlichen Matrosen nicht ausgenommen. Alles ist Wahrheit, Natur, Wirklichkeit, Leben. Die Charaktere, welche in das Spiel verwebt sind, zeichnen sich trefflich; bis in die kleinsten Züge ist alles das Resultat frischer Anschauung, kräftiger Zeichnung des Angeschauten. Das Schiff geht endlich aus dem Hafen. Die *Bonaccia* (Windstille) stellt sich wiederholt ein, und veranlafst die Erzählungen, welche der Vf. mittheilt. Auf den Mangel eines Mittelpunkts bei diesen Novellen und Erzählungen haben wir schon hingedeutet. Der Rahmen derselben, oder, wenn man will, die Zwischenscenen nehmen die Aufmerksamkeit des Lesers zu sehr in Anspruch. Der Rahmen ist zu schön und kostbar für diese Gemälde. — Der artistische Theil bietet eine Reihe von Kupfern zu *Spindler's* Werken, ganz in dem Genre, wie diese Galerie in frühern Jahrgängen des Vergifs mein nicht's begonnen worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

BIBLISCHE LITERATUR.

London, b. Parbury, Allen et Comp.: *Origenes Biblicae*, or Researches in primeval history by *Charles Tilstone Beke*. — *Erster* Theil. 1834. XVI u. 336 S. gr. 8.

Wenn sich die Wissenschaft hauptsächlich die Aufgabe stellte, unbefangen und vorurtheilsfrei das gesammte Alterthum im Zusammenhange zu erfassen, Geist, Charakter, Weltstellung jedes Volks zu ermitteln und so den Gang der Entwickelung des Alterthums nachzuweisen in seinen vielfachen, höchst verschiedenen Uebergangsformen; wenn specieller die Wissenschaft darauf abzweckte, die Documente des alten Hebräerthums von diesem Standpunkte aus zu erfassen und dieselben frei von falschen Theorieen der Inspiration und Offenbarung mit den übrigen Resten der antiken Welt forschend, sichtend, erläuternd in Einklang zu bringen: so mufs es befremden, wie dieser Richtung gegenüber, sich jene alte Auffassungsweise wieder erhebt, welche, den Boden historischer Forschung und comparativer Ausgleichung verlassend, das einzige Heil der biblischen Wissenschaften in den Glauben setzt, der, ohne zu wissen wie und warum er glaube, die Erzeugnisse des nichtbiblischen Alterthums für Lügen oder doch für Verirrungen eines offenbarungslosen und verwahrlosten Heidenthums ausgiebt. In diesem Geiste ist die vorliegende Schrift des Hn. *B.* verfafst. Er versucht es, die älteste nachnoachische Geographie und Geschichte, so weit sie auf den Angaben der Genesis beruhen, zu sichten und gesäubert von den Verunstaltungen der comparativen Alterthumskunde darzulegen.

Der Vf. leitet seine Untersuchungen ein mit einer Beleuchtung der Stützen, worauf die gewöhnliche Ansicht beruht. Wir theilen sie im Auszuge mit. Die h. Schrift enthält die Offenbarungen Gottes. Sie steht daher über allen anderen menschlichen Schriften und ihre Auctorität ist sowohl in historischer als doctrineller Beziehung sicher und unfehlbar. In historischen Sachen wird diese Auctorität noch dadurch gesteigert, dafs die beglaubigte Profangeschichte da erst beginnt (Herodot), wo die Bibel aufhört (Nehemia, Maleachi). Dessen ungeachtet haben doch nicht allein die Gegner des Offenbarungsglaubens, sondern die Offenbarungsgläubigen selbst den heidnischen Traditionen einen so hohen Werth beigelegt, dafs sie sich der heidnischen Sagen sogar bei Erklärung der Schrift als Führer bedienten. Die Resultate jener Verdrehung der Wahrheit zeigen sich am Deutlichsten in der Bestimmung der biblischen Geographie. Der Irrthum, welcher jene Verdrehung veranlafste, entstand so: Die Localitäten der im Pentateuch erzählten Begebenheiten blieben den Israeliten bis auf die letzte Periode ihrer nationalen Existenz wohl bekannt. Als aber ihre Gottlosigkeit Gott veranlafste, ihre nationale Selbstständigkeit zu vernichten, war ihr intellectueller wie ihr moralischer Zustand bis auf die niedrigste Stufe herabgesunken, so, dafs sie unter andern auch nur noch ungenügende geographische Kenntnisse besafsen. Theils ihre intellectuelle Unfähigkeit, theils die Bekanntschaft mit den Traditionen und Fabeln der Babylonier und anderer Völker, unter welche sie zerstreut waren, führte aber bei dem neuerwachten Studium der Schrift grofse Irrthümer herbei. So bei den geographischen Bestimmungen, indem sie, die allein richtig leitenden Zeugnisse der Bibel verlassend, sich abhängig machten von den zu ihrer Zeit allgemein geltenden geographischen Ansichten. So entstand der Irrthum, dafs man die Gründung Babels nach der Tradition der Babylonier dem Nimrod zuschrieb, die Lage des babylonischen Thurms mit der Lage der Stadt Babel identificirte, unter Arâm das damalige Syrien, unter Mizraim das Aegypten der Profanscribenten verstand. Dieses so entstandene irrige System ging durch Vermittelung der Septuaginta zur christlichen Kirche über und wird noch jetzt befolgt, ohne dafs es, selbst von den Rationalisten nicht, welche durch das ihnen untrügliche *light of human reason* die h. Schrift erklären, entdeckt wäre.

Auch ohne unser Erinnern leuchtet es ein, wie sich die Wissenschaft durchaus negativ gegen diesen Standpunkt verhalten mufs, und es wäre lächerlich, gegen die Bemühungen des Hn. *B.*, ein anderes System, welches sich allein auf die h. Schrift, wie *er* deren Angaben versteht und combinirt, gründet, als das allein richtige geltend zu machen, nur ein Wort verlieren zu wollen. Wer übrigens, wie Hr. *B.*, bei dem Streben aus der Bibel allein zu argumentiren, die biblischen Nachrichten im mindesten nicht vollständig vergleicht, sondern es zulässig findet, so viel anzuziehen, als zu einer vorgefafsten Ansicht passen will, und wer auf der andern Seite gegen alle Beihülfe, welche man aus nichtbiblischen Nachrichten entnommen hat, eifert, aber dennoch dieselben benutzt, wo es förderlich scheint: der kann aus Allem Alles machen und es ist zu bedauern, dafs der Vf., dem wir Gelehrsamkeit und Geschick

nicht absprechen wollen, auf diesem Wege, gleich vielen seiner Landsleute, seine Kräfte an unnützen Dingen vergeudet.

Die Untersuchungen beziehen sich lediglich auf die Geschichte nach der Fluth. Cap. 2 giebt die Bestimmung des Ararat und des babylonischen Thurms. Der Vf. giebt zu, dafs Ararat müsse in Armenien gelegen haben; entschieden leugnet er aber die Identität des Babel des Nimrod mit dem des Nebucadnezar und hält den Thurm Babels davon noch verschieden. Er stützt sich dabei auf die Deltabildung des Districts am unteren Laufe der Zwillingsströme und argumentirt aus Nearchs und Plinius für diesen Zweck nichts beweisenden Angaben, dafs die Umgebungen von Babylon zur Zeit nach der Fluth noch vom Meere verschlungen gewesen seyn mufsten, folglich dort kein Thurm gebaut werden konnte. Die Identität des Thurms und der Stadt Babel widerlegt er, blind gegen die Uebereinstimmung Herodots mit der Bibel, auf unbegreifliche Weise durch Genesis 11, 9. Der Name des Landes Schinear war daher wahrscheinlich nur auf den Theil Mesopotamiens beschränkt, in welchem Noach und seine Familie sich zuerst niederliefsen und wurde erst später auf die ostwärts vom Euphrat gelegenen Gegenden bis an den Tigris hin ausgedehnt. In nicht grofser östlicher Entfernung also von dem Centralpunkte, von welchem aus die Menschen sich nach allen Richtungen zerstreuten, mag Nimrod die Reiche Babel u. s. w. gegründet haben. — Grofse Schwierigkeiten macht dem Vf. die Bestimmung des Ararat. Aus der Bemerkung, dafs zu allen Zeiten die Bevölkerung dem Laufe der Flüsse gefolgt sey, wird geschlossen, dafs Noach mit seinen Söhnen in Armenien entweder dem Araxes oder dem Euphrat habe folgen müssen. Da sie aber nicht am caspischen Meere, sondern im Lande Schinear erscheinen, so können sie nur dem Euphrat gefolgt seyn, woraus auf der anderen Seite folgt, dafs der Ararat müsse in dem vom Euphrat durchströmten Gebiete gelegen haben, mithin weder der Djudi noch der Agridagh seyn könne. Dennoch mufs es nach Gen. 7, 4. 5. einer der höchsten Gipfel des Gebirges Ararat gewesen seyn, auf welchem die Arche stehen blieb. Dabei wird aber aus Gottes Güte, die sich so herrlich an Noach offenbart hat, gefolgert, der Berg müsse so beschaffen gewesen seyn, dafs das Hinabsteigen keinen Schwierigkeiten unterworfen war; dafs er auf der Südseite des Euphrat gelegen gewesen sey, um im Schatten des Gebirges einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren; dafs der Euphrat selbst oder ein Hauptarm fortwährend überschaut werden konnte. Nur eine persönliche Untersuchung, meint der Vf., vermag eine solche Localität näher zu bestimmen. — Cap. 3 erklärt die gewöhnlichen Ansichten über die Fortbildung des Menschengeschlechts für irrig, weil Noach mit seinen Söhnen bereits einem geselligen Kreise angehörte, der schon einen ziemlich hohen Grad von Cultur erlangt hatte, wie theils aus den Notizen über Ackerbau, Viehzucht, Betreibung der Künste in der Genesis, theils aus dem 1000 Jahre vor Homer, mithin 1200 Jahre nach der Fluth verfafsten Buch Hiob hervorgehe. Daraus wird weiter gefolgert, dafs bei der Zerstreuung des Menschengeschlechts der damalige Culturzustand nicht unverändert bleiben konnte. Des Menschen Natur neigt sich nun einmal zur Verschlechterung. So ist denn das Sinken des Culturzustandes an sich erklärlich, zumal unter zerstreuten Völkern ohne Verkehr und gegenseitige Mittheilung von Kenntnissen und Wissenschaften. Nur solche Völker, die durch die Natur des Landes zu engerer Verbindung gezwungen waren, konnten die primäre Culturstufe festhalten und weiter fortschreiten.

Nach diesen Prämissen beginnt der Vf. von Cap. 3 an sein geographisches System näher zu entwickeln. Aus Gen. 11, 1. 2. folgt, meint er, dafs zur Zeit des Thurmbaus die Menschen nur eine Sprache redeten, dafs sie noch nicht getrennt waren, sondern zusammen nach Schinear zogen. Aufserdem hatte ja der Thurmbau den Zweck eine Trennung zu verhüten. Unwahrscheinlich ist es aber, dafs Noach selbst sammt seinen Söhnen sollten bei der allgemeinen Zerstreuung der Menschen getrennt seyn, theils weil die Güte Gottes ein so herbes Geschick nicht über den frommen Mann verhängen konnte, theils weil Noach, wie aus Gen. 9, 20—23. hervorgeht, bereits feste Wohnsitze gewählt hatte, also nicht den Wunsch hegen konnte in eine ferne Gegend zu ziehen. Ueberhaupt kann der Thurmbau nicht füglich früher als etwa 50 Jahre nach Noachs Tode, d. i. um 400 nach der Fluth begonnen seyn, sicherlich nicht bei Noachs Lebzeiten, weil dieser eifrige Verehrer der Befehle Gottes nicht nur nicht würde Theil genommen, sondern zuverlässig das ganze Unternehmen würde verhindert haben. Aufserdem mochte der Allmächtige die Zerstreuung der Menschen nicht früher beabsichtigt haben, als bis sie sich hinlänglich vermehrt hatten. Mithin ist es unzulässig anzunehmen, die Erde sey vor der Sprachverwirrung zur Zeit Phalegs getheilt worden, was unnöthig wird, wenn man die Geburt Phalegs 401 nach der Fluth, also gleichzeitig mit der Sprachverwirrung ansetzt, wodurch sein Name erst Bedeutung bekommt. — Gott hatte weislich das Land Schinear zum Ursitz der Menschen bestimmt, weil von hier aus eine vollständige Trennung der Nachkommen Sems, Hams und Japhets durch die festesten natürlichen Grenzen möglich wurde. So ist der Theil der Hamiten durch das Mittelmeer und den persischen Golf, der Theil der Japhetiten durch das Mittelmeer, den Pontus Euxinus und das caspische Meer begrenzt, und der Theil der Semiten liegt zwischen dem caspischen Meere und dem persischen Golf. Vereinigungspunkte gaben die Meerenge von Ormuzd und die Strafse von Gibraltar. — Die h. Schrift giebt die Zerstreuung des Menschengeschlechts nur bis in die dritte Generation an. Die Zerstreuung kann sich daher nicht bis in die entferntesten Länder der Erde ausgedehnt haben, sondern nur über die zunächst an

Schi-

Schinear angrenzenden Länder. Daraus folgen für die Erklärung des Völkerkatalogs Gen. 10. die zwei Principien: 1) *dafs die Söhne Noachs nicht nach ihrer Geburt, sondern nach der relativen Lage der von ihnen bevölkerten Länder geordnet seyen*; und 2) *dafs der inspirirte Geschichtschreiber die Nachkommen eines jeden der Söhne Noachs und die von ihnen bevölkerten Länder in genauer Ordnung von Ost nach West aufgezählt habe* (S. 78.). Während wir bis dahin glaubten, den in Rede stehenden Völkercatalog als eine alte Theorie betrachten zu müssen, welche sich stützend auf ältere Traditionen den Versuch macht, die meisten der damals bekannten Völker auf die 3 Söhne Noachs zurückzuführen, ohne dabei jüdischen Particularismus und ein verhältnifsmäfsig jüngeres Zeitalter (Gen. 10. stammt vom Jehovisten her) verbergen zu können: so lehrt uns dagegen Hr. *B.* die Angaben für untrüglich und durch die Inspiration beglaubigt anzusehen, dieselben nach dem doppelten Princip aus allem Zusammenhange mit den übrigen biblischen Nachrichten herauszureissen und eben so willkürlich deuten, als die Principien der Deutung selbst willkürlich angenommen sind. Der Inhalt weniger Capitel wird die Nutzlosigkeit des *Beke*'schen Verfahrens ausweisen.

Cap. 5 lehrt Hr. *B.*, dafs Sem für den Erstgebornen des Noach gehalten werden müsse. Dies gehe hauptsächlich daraus hervor, dafs Sem mit seinen Nachkommen, seinen Wohnsitz in denjenigen Gegenden nahm, wo sich Noach aufgehalten hatte, die Japhetiten und Hamiten dagegen sich in den angrenzenden Ländern befanden. Sems ältester Sohn Arpachschad wird nun deshalb nicht zuerst genannt, weil das von ihm bevölkerte Land in der Mitte der Besitzungen seiner jüngeren Brüder Elam und Assur auf der einen und Lud und Aram auf der anderen Seite lag. Elams Besitzungen werden nicht näher bestimmt. Assur aber ist Ninives Erbauer, denn die Worte מִן־הָאָרֶץ הַהִוא אַשּׁוּר יָצָא Cap. 10. v. 12. können grammatisch nur (!) heifsen (S. 89.): „von Schinear ging Assur aus." Von Elam, Assur und Arpachschad ist nun der Theil von Asien bevölkert, welcher östlich vom Tigris und südlich von dem Gebirge zwischen 30° u. 40° n. Br. liegt. Weil die Nachkommen von Elam und Assur in Landstrichen wohnten, deren mildes Klima und Fruchtbarkeit wenig Anstrengung zu Erlangung der nöthigen Lebensbedürfnisse erforderlich machten, so mufsten sie sich in kurzer Zeit bedeutend vermehren, waren aber der Erschlaffung und der Gefahr [illegible] eindringenden fremden Völkerschaften unterjocht [illegible] werden ausgesetzt. Das letztere fand auch Statt, als die abgehärteteren japhetitischen Bewohner Armeniens und Georgiens in einer frühen Periode durch Persien nach *Indien* eindrangen und die dortigen *Semiten* theils vertrieben, theils unterjochten und sich mit ihnen vermischten. Der Einflufs desselben Klimas glich den Unterschied der Japhetiten mit den früheren Bewohnern bald aus, aber die Sanskrit-Sprache der japhetitischen Hindus beweist noch unumstöfslich das Vorhandenseyn zweier Menschenracen im östlichen und südöstlichen Asien. Diejenigen nämlich, welche das Sanskrit reden, sind japhetitischen Ursprungs, diejenigen aber, deren Sprache vom Sanskrit abweicht (wahrscheinlich doch Prâkrit, Pali), sind *semitischen* Ursprungs. Welch ein glücklicher Fund für comparative Sprachforschung! — Cap. 6. Arpachschads Nachkommen sind im nordwestlichen Mesopotamien zu suchen, wo sie sich süd- und ostwärts am Flusse Hirmâs ausgebreitet haben, da ihnen kein anderer Ausweg blieb, um nicht in die Besitzungen der Hamiten überzugreifen. Zu Abrahams Zeit hiefsen die Arpachschaditen כַּשְׂדִּים, wahrscheinlich eine Abkürzung aus אַרְפַּכְשַׂדִּים (sic!). In ihrem Gebiete liegt Abrahams Geburtsort Ur, welches wahrscheinlich = أُور *the north*, mithin auf den nördlichen Theil der Besitzungen der Arpachschaditen hinweiset. Abraham zog auf Gottes Geheifs aus diesem Lande aus nach Hârân und Kanaan, nicht damit er vor der Gemeinschaft mit Heiden geschützt sey, sondern um ihn vor den Einfällen japhetitischer Völker zu bewahren, ein Analogon zu Loths Errettung aus Sodom, und der Befreiung der Juden aus Babylon, als Gott dieses durch die Meder zerstören liefs. — Zunächst schliefsen sich die Joktaniten an, welche man falsch in Arabien sucht. Nach dem Princip des Vfs können sie sich nicht weit von dem Gebiet der übrigen Semiten entfernt haben und müssen ihre Wohnsitze an den Ufern des Hirmâs, der damals noch unmittelbar sich in den persischen Meerbusen ergofs (was Rec. unter keiner Bedingung zugeben kann: denn wenn auch das Zurückwerfen des Flusses von Süden nach Westen zum Khabur hin nicht die ursprüngliche Richtung seyn mag, so erlaubt doch die Natur des unteren wüsten Mesopotamien nicht ein directes Ausströmen des Hirmas nach dem persischen Golf, wozu Ptolemäus seinen Saocoras südwestlich vom Flufsgebiete des Chaboras in den Euphrat leitet, was gut zu dem *Μασχᾶ ποταμός* des Xenoph. Anab. I, 5, 4. stimmt, dessen Name nur نهر ماس seyn kann, woraus هرماس statt نهر ماس „der Flufs des Masius" abgekürzt ist), bis an diesen Meerbusen hinab gehabt haben, so dafs diejenigen, welche zuerst erwähnt werden, im Osten des Meerbusens nach Persien und Indien hin sich verbreiteten, die zuletzt genannten dagegen Ophir, Chavila und Jobab sich unmittelbar an der Spitze des persischen Meerbusens ansiedelten. So wie zu allen Zeiten der persische Golf der Sammelplatz des Handels mit dem Osten war, so sind Ophir und Chavila lange schon vor der Gründung Babylons als wichtige Handelsplätze *bekannt* (!) und dies Ophir am persischen Meerbusen ist Sálomos Goldland. — Ueber Mescha, Sephar, Lud weifs der Vf. nichts besonderes zu ermitteln. Desto mehr über Arâm (S. 122—136.). Dies mufs im äufsersten Westen der semitischen Besitzungen gelegen haben. Irrig hat man darunter aber das Syria der Klassiker mit Einschlufs von Mesopotamia

ver-

verstanden, während es nur Cölesyrien seyn kann. Eben so falsch ist es, unter Paddan-Aram, oder Aram-Naharaim Mesopotamien zu verstehen, denn der Ausdruck bedeutet nur einen Landstrich Arams, d. i. Cölesyriens, der zwischen zwei Flüssen liegt, ein Name, der wie Doab in Indien auf mehrere Landstriche angewandt wird. Irrig verlegt man ferner Haran nach Mesopotamien; denn da Abraham das Land der Chaldäer, d. i. Mesopotamien, verliefs und nach Haran zog, so kann consequent weiter geschlossen Haran nicht in Mesopotamien gelegen haben, noch Paddan-Aram mit Mesopotamien identisch seyn. Aram ist vielmehr in Nordost von Kanaan anzunehmen, wie daraus hervorgeht, dafs Damascus als Hauptstadt von Aram angegeben wird und Bet-Rechob, Zoba und andere nordöstlich von Kanaan in der Nähe von Damascus gelegene Orte zu Aram gerechnet werden. Folglich mufs auch Haran in der Nachbarschaft von Damascus gesucht werden. Dies ergiebt sich 1) daraus, dafs Abraham den Klieser aus Damascus einen בֶּן-בֵּיתִי nennt, worunter nur ein in seinem Hause Wohnender verstanden werden kann, der zu Damascus geboren, während des Aufenthalts des Abraham in Haran in sein Haus kam, 2) aus der Flucht Jacobs vor Laban von Haran bis Gilead. Es ist unmöglich, dafs Jacob könne bei seiner langsamen und beschwerlichen Flucht binnen 9 Tagen von Carrae in Mesopotamien bis Gilead einen Weg von 400 Meilen zurückgelegt haben, während dies wohl stimmt, wenn man Haran in die Nähe von Damascus versetzt, wobei er nur 110 Meilen zu durchwandern hatte. Dazu pafst nun freilich nicht, dafs der eifrig verfolgende Laban den Jacob erst nach 7 Tagen erreicht. Aber der Vf. ist darum nicht verlegen. Er versteht דֶּרֶךְ שִׁבְעַת יָמִים von einer *Siebentagereise* (*a seven-days'-journey*) und alle Schwierigkeit ist gehoben. Zu weiterem Belege könnte übrigens Rec. dem Hn. *B.* noch anführen, dafs bereits arabische Geographen ein حران in der Nähe von Damascus erwähnen *) und Justin 36, 2 den Abraham einen König von Damascus nennt, wenn er nicht fürchten müfste, ihm einen schlechten Liebesdienst zu erweisen, und seine Principien durch unheilige Notizen zu inficiren. Der Vf. hält es nach jenen Erörterungen für höchst wahrscheinlich, dafs der vom Parphar und Abana durchströmte Landstrich, der nachmalige *ager Damascenus*, das Paddan-Aram der Bibel sey, doch findet er es auch nicht unwahrscheinlich, dafs der südlich von Damascus liegende Landstrich zwischen Vadi Kanudi und Vadi Lowa könne Paddan-Aram gewesen seyn. Damit kann aber nun nicht bestehen, dafs Jacob bei seiner Flucht über הַנָּהָר, d. i. den Euphrat, ging. Dies ist aber auch schon deshalb falsch, weil bereits Terach, als er Ur Casdim oder Mesopotamien verliefs, um nach Haran zugehen, bereits diesen Flufs überschritten haben mufs. Erst die späteren Juden, besonders im Exil, wurden näher mit dem Euphrat bekannt und mögen ihn κατ' ἐξοχήν הַנָּהָר genannt haben; aber es ist *ganz gewifs*, dafs in den früheren Zeiten diese Benennung nur vom *Jordan* bei Jericho gebraucht wurde. Jacob ging also nicht über den Euphrat, sondern über den Jordan und zwar über den Arm desselben, welcher jetzt Scheriat el-Mandhur genannt wird, und in der Patriarchenzeit wahrscheinlich schlechthin Jordan hiefs, während dieser Name später, wie auch jetzt noch, dem anderen durch den See Genezareth fliefsenden Arme beigelegt wurde. — Nach diesen Bestimmungen von Aram liegen Uz ostwärts in Aram, die Besitzungen von Hul, Gether und Mâsch westlich zwischen Arâm und dem mittelländischen Meere.

(Der Beschlufs folgt.)

TASCHENBÜCHER
für 1836.

Wien, b. Pfautsch: *Iduna.* Taschenbuch für 1836. 127 S. 12. (1 Rthlr.)

Die Kupfer sehr unbedeutend und handwerksmäfsig. Dieses Genre ist längst veraltet. Auch von dem literärischen Theile des Taschenbuches wissen wir nichts Lobenswerthes zu sagen. „*Die Rache*", Erzählung von *L. Schlecht*, läfst kalt; so auch „*die blasse Jungfrau*", angeblich eine rheinische Sage. Was bürdet man dem Rheine nicht alles auf! — Die Beiträge von *Vogt* sind matt. „Liebesklage", „Daphne's Gesang" ganz alltäglich. Auszeichnung verdienen dagegen „*die Hochzeitgebräuche der Slavonier*" von *S. Jowitsch* und „*Betrachtungen über das Meer*" von *P. H. W. Schnaase.* Die Lectüre dieser zwei Beiträge wirkt nach den übrigen Novellen und Reimereien, wie die frische Nachtluft und der Sternenzauber, nachdem man einige Stunden in einer alltäglichen Komödie hingebracht hat. Der kleine Druck des Büchleins thut den Augen nicht wohl.

*) Jakut im Moschtarek mss. sagt: حران من قرب غوطه دمشق.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

BIBLISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Parbury, Allen et Comp.: *Origenes Biblicae*, or Researches in primeval history by *Charles Tilstone Beke* etc.

(Beschluſs von Nr. 12.)

In gleicher Weise werden von Kap. 8 an die Hamiten innerhalb des pers. Meerbusens und Mittelmeers behandelt. Das südwestliche Mesopotamien, die grofse syr. Wüste und das Land Kanaan waren der Centralpunkt der Verbreitung der Hamiten. Die ersten Niederlassungen fanden südlich von Babel in dem am Chaboras liegenden Theile Mesopotamiens Statt, wo Nimrod Babel, Erech u. s. w. erbauete. Von da aus überschritten die Hamiten den Euphrat und verbreiteten sich über Syrien, Arabien, Afrika u. s. w. Dem Principe gemäfs müssen die Besitzungen des Kusch in der Nähe des Chaboras angenommen werden, an der Grenze der semitischen Casdim bis an die westliche Seite des pers. Golf. Nimrod, über den nichts bestimmtes angegeben wird, blieb vermuthlich an dem Orte seines Vaters Kusch. Die übrigen Kuschiten haben sich nach der westlichen Seite der arab. Halbinsel hin ausgebreitet und von ihnen sind Kolonien nach Aethiopien gegangen und haben von Aethiopien aus das Nilthal bevölkert. Die hohe Cultur Aegyptens läfst auf ein wohl civilisirtes Volk im Inneren von Arabien schliefsen. Ein solches ist freilich nicht bekannt. Hr. *B.* hofft aber, dafs eine nähere Bekanntschaft mit dem inneren Arabien durch Auffinden von Bauten und Denkmälern seine Vermuthung rechtfertigen werde. Die grofse Aehnlichkeit aber zwischen den ägyptischen Denkmälern und denen auf dem westlichen Theile der indischen Halbinsel führt auf die Vermuthung, die Bewohner der Westküste der indischen Halbinsel für Kuschiten zu halten. — In Betreff Aegyptens hält es Hr. *B.* für nöthig S. 167 unumwunden an die Spitze zu stellen, dafs es nicht das in der Bibel erwähnte Mizraim sey, wohin Abraham flüchtete, Jacob mit seiner Familie sich niederliefs, wo die mächtigen Pharaonen herrschten u. s. w., denn nach Herodot's Schilderung war Niederägypten, das sich überhaupt erst durch Anschwemmung von Land bildete, wegen der häufigen Ueberschwemmungen durch den Nil so beschaffen, dafs es von den Israeliten nicht konnte bewohnt werden. Irrig sucht man daher das Land der ägypt. Knechtschaft innerhalb der Grenzen Aegyptens. Auch können die Israeliten nicht auf der Landenge von Suez gewohnt haben, weil auch diese damals gröfstentheils vom Meere überschwemmt war. Daher kann auch der Meerbusen von Suez nicht derjenige seyn, durch welchen die Israeliten zogen. Ueber ים-סוף bestimmt die Schrift nur in denjenigen Stellen, in welchen es mit Mizraim in Verbindung steht, dafs es östlich von ihm gelegen habe Ex. 10, 19., dafs die Israeliten nach ihrem Durchzuge zu der Wüste von Schûr gekommen seyen (ib. 15, 22), welches nach Gen. 25, 18 auf der nach Assur liegenden Seite Aegyptens sich befand. Aus anderen Stellen geht hervor (1. Reg. 9, 26. 2. Chr. 8, 17. Jer. 49, 20), dafs das Schilfmeer die Küsten von Edom bespülte. Demnach kann ים-סוף allein nur auf den Meerbusen von *Akaba* angewandt werden. Dafs man nicht früher auf das falsche Identificiren des Schilfmeers mit dem Meerbusen von Suez aufmerksam wurde, liegt darin, dafs man irrthümlich Mizraim für Aegypten der Profangeschichte hielt.

Noch viele andere überraschende Resultate könnten wir unsern Lesern mittheilen, namentlich den Sprachforschern aus Kap. 10, wo Hr. *B.* die hamitischen Sprachen auf die 3 ursprünglichen, die Kuschitische, Mizritische und Kanaanitische zurückführt und uns lehrt, das Arabische sey nothwendig Mizritisch, wie auch das Hebräische, welches die Israeliten erst während ihres Aufenthalts in Mizraim erlernten, und Theile der Genesis sammt dem Buche Hiob aus dem Semitischen in das Mizritische übersetzten; das biblische Chaldäisch sey nicht Landessprache von Chaldaea gewesen, sondern es sey nur ein entstelltes Hebräisch und viele andere Dinge, welche von tiefer, vergleichender Sprachforschung Zeugnifs ablegen. Dem Ganzen ist eine elegant gestochene Landkarte beigegeben, auf welcher das Delta noch vom Meere verschlungen ist, so wie der Landstrich am unteren Laufe des Euphrat und Tigris bis zu 34° n. Br., im übrigen die Theorieen des Hn. *B.* veranschaulicht erscheinen.

Es ist begreiflich, dafs die Ergebnisse der neuern namentlich deutschen Kritik über die Bücher des A. T. wenig mit des Vfs. Ansichten harmoniren. Noch umschlungen von den drückenden Banden seiner Kirche mufs Hr. *B.* als Vertheidiger der Orthodoxie auch hier dem freien Aufstreben der Wissenschaft ent-

entgegen wirken oder doch wenigstens den neugewonnenen Resultaten den Stempel der Rechtgläubigkeit aufdrücken. So giebt er S. 116 ff. zu, dafs die Genesis nicht von Mose verfafst sey; nur darin irrten wir Deutschen besonders, dafs wir sie für jünger als Mose hielten. Gen. 10, 30 werden Mescha und Sephar als allgemein bekannt erwähnt. Da aber, schliefst der Vf., später die Israeliten nach dem Auszuge aus Aegypten die Localitäten derselben nicht mehr gekannt zu haben scheinen, so kann dieser Theil nicht von Mose verfafst seyn, sondern mufs einen früheren Ursprung haben. Beide Landschaften stehen aber mit Ur Casdim in Beziehung, daraus ist zu vermuthen, dafs dieser Theil der Genesis zu Ur selbst, folglich noch vor dem Weggange Abrahams aus jenem Lande verfafst sey (vgl. mit S. 313). Die Genesis mufs mithin *mehrere Verfasser* haben, welche zu verschiedenen Zeiten lebten. Der Inspiration des Buchs wird dadurch aber kein Abbruch gethan, sondern diese vielmehr durch das Zeugnifs der Propheten und den Umstand, dafs Mose dasselbe mit seinen Gesetzbüchern vereinigte, bekräftigt und bewiesen. Das wichtigste auf diesem Felde ist aber die Untersuchung über das Alter des Hiob. Schon S. 51 gedenkt der Vf. des 1000 J. vor Homer und Hesiod geschriebenen Buches Hiob und leitet daraus bereits oben erwähnte Folgerungen ab. Das 7te Kap. enthält die Rechtfertigung folgender Gestalt: Alle Bücher des A. u. N. T. haben vorzüglich das Bestreben bei jeder Veranlassung der geschichtlichen Facta des jüdischen Volks zu gedenken. Da nun im B. Hiob nur auf die Ereignisse von Adam bis zur Zerstörung von Sodom und Gomorrha Bezug genommen ist, so kann Mose nicht der Vf. seyn, weil er sonst nothwendig der wichtigen Begebenheiten von Abraham bis auf seine Zeit hätte gedenken müssen, sondern das Buch mufs einer früheren Periode angehören. Hierbei ist der doppelte Fall denkbar: entweder ist das Buch älter als Abraham, oder, wenn es jünger als Abraham ist, so mufs es in einer Gegend verfafst seyn, in der man unbekannt mit den Schicksalen Abrahams und seiner unmittelbaren Nachkommen blieb. Um hierüber zu entscheiden, ist von der Lage des Landes Uz auszugehen, welches nach der Schrift östlich von Canaan lag, ohne dafs man doch das קֶדֶם ängstlich genau zu nehmen hat. Den Namen Uz führen 3 Personen: ein Sohn des Aram Gen. 10, 23, ein Sohn des Nahor ib. 22, 21, ein Sohn des Dischan, des Sohnes Seirs des Horiten ib. 36, 20 ff. Der letztere kann dem Vaterlande des Hiob den Namen nicht gegeben haben, weil er im Lande Seir, im Süden von Canaan lebte. Die Bewohner seines Bezirks konnten nicht בְּנֵי־קֶדֶם genannt werden. Uz, der Sohn Aram's, besafs den äufsersten westlichen Theil, von Aram und das von ihm benannte Land mufs in der Nähe von Damascus, also auch in der Nähe von Haran, gelegen haben. Hingegen Uz, Nahor's Sohn, hat vermuthlich in der Nähe von Paddan-Aram, wo seine Familie sich aufhielt, einen nach ihm benannten Landstrich innerhalb der Besitzungen des Arathiten Uz inne gehabt. Uz, Sohn Nahor's, gab vermuthlich dem Vaterlande Hiobs den Namen. Dazu stimmen die im Buch Hiob erwähnten Sabaeer und Chaldaeer; ferner Theman das Land des Eliphas, Schuach das Land des Bildad. Ersteres heifst *blos* das Land im Süden und lag südlich von Uz; Schuach ebenfalls südlich, weil nach Gen. 25, 6 Abraham Schuach und seine Brüder nach Osten hin schickt. Naama, das Land Zophars, nicht zu verwechseln mit dem Jos. 15, 21 erwähnten, ist unbekannt. Weil nun Hiob ein Nachkomme eines Neffen Abrahams, Bildad ein Nachkomme von einem Sohne Abrahams, nämlich von Schuach, war, so ist es offenbar, dafs das Buch Hiob erst *nach* der Zeit des Abraham abgefafst ist. Schwierigkeit macht hierbei die Frage: wie kam das Buch Hiob in den Canon, wenn es in einem fremden Lande geschrieben wurde? Diese Schwierigkeit läfst sich nur durch die Annahme beseitigen, dafs das Buch dem Jacob während seines Aufenthalts in Paddan-Aram bekannt und von ihm angenommen wurde. Es könnte allerdings den Anschein gewinnen, als sey Jacob selbst der Verfasser. Allein das Buch Hiob kann keine Fiction seyn, sondern mufs von einer Person herrühren, die allen im Buche dargestellten Scenen zugegen war, was nicht auf Jacob anwendbar ist. Wahrscheinlich hat daher der Patriarch Hiob selbst oder Elihu das Buch verfafst und es ist von einem derselben dem Jacob während seines Aufenthalts in Haran mitgetheilt worden. Vermuthlich beschrieb Jacob selbst noch die letzten Schicksale des Hiob und setzte einen Theil des Prologs zum Buche hinzu. So ist das Buch mit nach Mizraim genommen und entweder von Jacob selbst oder doch von einem unmittelbaren Nachkommen desselben aus dem Aramäischen in die Sprache übersetzt worden, in welcher wir es jetzt besitzen. Wir wissen bereits, dafs dies Mizritisch ist.

In drei Anhängen behandelt zum Schlufs Hr. *B.* 1) die Lage des Gartens in Eden, 2) die Fluth und 3) das Gopherholz, wovon Noach's Arche gebaut war. — Druck und Papier sind mit gewohnter Eleganz.

F. T.

TASCHENBÜCHER
für 1836.

Leipzig, b. Leo: *Rosen.* Ein Taschenbuch für 1836. 505 S. 12. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Das allegorische Titelkupfer ist sinnig erfunden und gut ausgeführt; um so mehr ist zu bedauern, dafs der linke Arm stark verzeichnet ist. Das zweite Kupfer (Betty) ist ausdruckslos; das dritte (Doña Blandina und der angebliche Navarese Don Jose, den

den sie für Eugenio, ihren Geliebten hält) ziemlich alltäglich; das vierte (Damgaja, Don Jose's schöne Zigeunerbraut) zu theatralisch; auch hier ist der linke Arm unglücklich ausgefallen; das fünfte (*Tortoni*, der in der Erzählung durchweg *Turtoni* heifst, und *Thekla*) und sechste (Melitta) sehr ansprechend; die beiden letzten (Gabriele und Maria) gelungen, besonders Gabriele ungemein zart und reizend gehalten. — Der literärische Theil des Taschenbuchs ist sehr mannigfaltig und an Stoff, Farbe und Ton wechselnd, wie die bunte Lesewelt der Almanache es gern hat. „*Das Götzenauge*", Novelle von *Ludmilla Rose*, eröffnet den Reigen. Die Vffn. giefst dem Leser das Wasser ihrer Rede unbarmherzig über den Kopf. Wir haben lange keine solche breite, nichtssagende Geschwätzigkeit gefunden, wie sie in dieser nicht sowohl verwickelten, als verzerrten Novelle sich kund giebt. Am Ende dreht sich alles um Liebeleien, um ein armes junges Mädchen und einen reichen Jüngling, welcher nach 108 enggedruckten Seiten voll Liebe und Unsinn, Gift und Mord, prosaischen Jammer und jämmerlichen Reimen (denn auch ein Schlummerlied *à la* Stumme von Portici findet sich eingewebt) die Braut heimführt. — Die zweite Mittheilung ist von *Wilhelm Blumenhagen* und hat den Titel „*die Töchter der Haide*" (soll heifsen „Heide."). Ein junger Spanier von vornehmer Geburt knüpft sein Schicksal an das eines schönen Zigeunermädchens. Sein Vater will ihn mit *Doña Blandina* vermählt wissen; diese hat aber schon einen Geliebten, der der Sohn einer Zigeunerin zu seyn scheint, aber als der Sohn des vornehmen Spaniers erkannt und so von drohendem Tode gerettet wird, während der andere Jüngling mit seiner schönen Damgaja und deren Grofsvater eines elenden Todes stirbt. Diefs ist der nackte Umrifs der Novelle und man wird darnach die Erfindungskraft des Vfs. nicht allzu hoch in Anschlag bringen. Die Ausführung ist jedoch in hohem Grade ansprechend. Wir haben aus vielen einzelnen Zügen, z. B., der Art, wie der Jose mit der Zigeunerin vereheligt wird, gesehen, dafs der Vf. sich bemüht hat, seiner Aufgabe Herr zu werden und sich mit den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Zigeuner gründlich bekannt zu machen. Auch die blumenreiche und doch so kräftige Sprache dieser seltsamen wanderungslustigen Menschenrace hat er recht gut kopirt, ohne, was so leicht ist, der Uebertreibung anheim zu fallen. — Die dritte Gabe ist überschrieben: „*Liebe und Verbrechen.*" Wir haben es hier mit einem Kriminal-Fall zu thun, den Hr. *C. V. Mielau* treu nach den Acten berichtet zu haben behauptet. Dieses Genre ist durch den Dänen *Kruse* einigermafsen in Miskredit gekommen, weil derselbe solche Fälle in Hülle und Fülle aus Noth und überall mit Geschichten spukte, über welche ein peinliches Halsgericht eher zu verfügen berufen war, als die schöne Lesewelt. Hr. *Mielau* schreibt aber nicht nur ein besseres Deutsch als Hr. *Kruse*, sondern versteht es auch besser, die kriminellen Partieen in den Hintergrund zu drängen und das hervorzuheben, was rein menschliches Interesse gewährt und, indem es eine anziehende Unterhaltung abgiebt, ohne Pedanterie belehrt, warnt und mahnt. Der vorgetragene Fall ist durchaus auf wahre Thatsachen gegründet — eine Bemerkung, die dem Leser nicht entgehen wird. Sind die Namen auch geändert und vieles Persönliche weggelassen, so hat der Vf. doch gesorgt, dafs die Handelnden in ihrer ganzen Individualität an das Licht treten; dafs die feinsten Faden ihres Herzens sich uns allmählig zeigen und wir das ganze Gewebe der Leidenschaften der Hauptfiguren nach und nach durchschauen. Einzelne eingestreute Bemerkungen lassen uns in dem Vf. einen feinen Menschenkenner und Herzensforscher erkennen und wir ermuthigen ihn, sein schönes Talent nicht unangebaut zu lassen. Die Introduction ist zu breit und schadet der Wirkung des Ganzen. — Den Beschlufs macht eine historische Novelle aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von *L. Rein*, betitelt: „*Der Tuchmacher von Brügge.*" Rec. gesteht, dafs er nicht im Stande war, dem Vf. bis an das Ende seiner langwierigen Geschichte zu folgen.

STUTTGART, b. Liesching: *Bad-Almanach.* 1836. Herausgeg. von *A. Lewald.* 514 S. 8. (3 Rthlr.)

Wir begegnen in dieser in die Reihe der Almanache neu eintretenden Gabe mehr äufserem Prunk als innerm Gehalte. *Gustav Pfizer* leitet das Ganze mit einem Gedichte „*Der Wanderer im Schwarzwald*" ein. Bei sorgfältiger äufserer Glätte fehlt der echt poetische Geist, Gedankenfülle und jene Erhebung des Gefühls, welche der Gegenstand erwarten liefs; *G. Pfizer* hat Gewandtheit des Geistes und technisches Geschick, aber nicht die Seele eines Dichters. Goethe, dem man in dergleichen ein Urtheil zutrauen mufs, hat sein Talent gewogen und zu leicht befunden. *Wolfgang Menzel's* „*Reisebilder der Vorzeit*", welche nun folgen, sind nichts weiter als Auszüge aus dem bekannten, zweimal ins Deutsche übersetzten Werke der Gräfin *d'Aunoy*. So anziehend diese Mittheilungen sind, mufste eine Compilation aus einem ältern Werke um so mehr auffallen, als früher ähnliche Excerpte aus diesem Werke in einer deutschen Zeitschrift abgedruckt waren. Hr. *M.* hätte, bei seinem reichen Geiste, seinen guten Willen gegen den Herausgeber besser an den Tag legen können. Wir müssen dem Mittheiler jedoch Gerechtigkeit wiederfahren lassen und anführen, dafs er die alte reisende Schönheit in ein anmuthiges, modernes Gewand gekleidet und die Runzeln des Alterthums mit der besten Schminke, die unsere schöne Sprache darbietet, überkleistert und übertüncht hat. An diese Gabe reiht sich „*Arabella*", eine Novelle von *Karl Gutzkow*. Der Fadheit

der

der Erfindung kömmt nur das Seichte und Wässerige der Ausführung gleich. Arabella hat einen schlechten Teint. Sie gebraucht das Bad vergeblich. Ein geheimnifsvoller Marquis verkauft ihr um den höchsten Preis, den ein tugendhaftes Mädchen zugestehen kann, ein Mittel gegen ihre Bleiche und sie strahlt eine Zeitlang in der höchsten Schönheit, um dann das Gesicht zu verlieren und später plötzlich in einen Aschenhaufen zusammen zu fallen. Eine solche aus der Luft gegriffene, aller innern und äufsern Wahrheit entbehrende Fabel wird weder durch eine geeignete Charakterzeichnung, noch durch die Kunst der Darstellung gehoben. Der einzige Eindruck, welcher dem Leser von der Lectüre dieses wässerigen Machwerks bleibt, ist ein mächtiges Staunen über die Unverschämtheit, mit welcher der Vf. dieses Dunstgebilde vor das Auge des Beschauers bringt. Dieses Staunen wächst noch, wenn man bedenkt, mit welchem Uebermuth Hr. *G.* in seinen Kritiken unsere besten Köpfe und unsere edelsten Männer in den Staub zu treten bemüht war. — „*Geschichtliche Erinnerungen*" aus den Jahren 1806 bis 1813. Aus den Papieren eines Freundes mitgetheilt von *August Lewald*. Lange, breite, wässerige Erinnerungen, die der Herausg. am besten für sich behalten hätte. — „*Bilder aus Baden und der Umgegend*" von *A. Schreiber*. Diese Bilder gehören zu den besten Gaben, welche dieser Almanach bietet. Sie sind lebendig, anziehend, unterhaltend und belehrend. — „*Meerschaum-Flocken*" von *Willibald Alexis*. Ein mit furchtbarer Ausführlichkeit und Oberflächlichkeit erzähltes See- und Land-Abenteuer armer Badegäste, welche von der Laune des Erzählers, um nicht das Schicksal in ein so kleines Spiel zu verflechten, auf alle Weise geneckt und an der Nase herumgeführt werden. Die auftretenden Personen sind uns schon aus ähnlichen Productionen zum Uebermaafs bekannt und leiden an einer zahmen, philisterhaften Alltäglichkeit. — „*Aus England*" von einer *Deutschen*. Nichts Neues. — „*Veste Engelhaus.*" Böhmische Sage von *W. A. Gerle*. Einfach und gediegen. — „*Das schwäbische Bad Cannstadt*" von *A. Zoller*. Recht anziehend. — „*Regentage auf Helgoland*" von *Rudolf Heimbert*. Viel wässerige Conversation. Der Vf. erzeugt in dem Leser ganz das Unbehagen, das er selbst an den Regentagen, die er auf Helgoland verlebte, gefühlt haben mag. — „*Die Feuer von Baku.*" Aus den Tausend Sprüchen eines Indischen Dorfweisen, von *Fr. Rückert*. Eine sehr schätzbare Gabe. Den Beschlufs machen „*Blicke auf deutsche Bäder*" vom *Herausgeber* — eine ganz dankenswerthe, obgleich sehr lückenhafte Zugabe. — Einige der Stahlstiche sind gelungen; unsere vaterländischen Künstler scheinen von der Verlagshandlung ausgeschlossen worden zu seyn, um Engländern den Vorrang zu lassen.

Hamburg, im Mag. f. Buchhandel: *Dramatische Desserts* für das Jahr 1836. Herausgeg. v. *E. M. Oettinger*. 403 S. 12. (2 Rthlr.)

Der Herausgeber hat sich das ernste Drama verbeten und die ernste Larve der tragischen Muse, so wie das Alltagsgesicht des Familienschauspiels und das modische Lockenköpfchen des Singspiels fern gehalten. Er will nur die heitere Muse unter seinen Schutz nehmen, durch sie seine Leser erfreuen. Für Mannigfaltigkeit hat er gesorgt — Burlesken wechseln mit Schwänken, Schwänke mit Lustspielen; wo es an Tiefe fehlt, hilft die Breite nach, und wenn das bessere Publikum von den Plätzen verdrängt ist, kann sich's der grofse Haufe recht bequem machen. Unsere dramatische Literatur ist in einem jämmerlichen Zustande. Das Schicksal unserer Bühne könnte zu einer Tragödie Stoff geben, wenn wir einen tragischen Dichter hätten. So ernsthaft es Gutzkow mit seinem Nero meinte, ist er doch die fürchterlichste Satyre, die man auf die dramatische Literatur unserer Tage schreiben kann. Wir wiegen uns in so behaglicher Prosa, dafs der tiefe Ernst des Lebens, die Stürme der Leidenschaften, die Mysterien des Menschenherzens den Bühnenschriftstellern etwas ganz nichtiges dünken; aber an Stoffen für das Lustspiel fehlt es uns nicht; jeder Tag bietet neue Sujets dar. Allein statt aus dem Leben zu schöpfen, statt das Bild der Zeit in seinen wechselnden Formen für höhere Kunstvorwürfe zu erfassen, greifen unsere Lustspiel-Schwänke- und Burlesken-Fabrikanten nach Anekdoten und machen Lustspiele daraus, oder verpflanzen französische Fadheiten, von welchen selbst die leichtsinnige französische Kritik mit Wegwerfung spricht, auf deutschen Boden. Wir wünschen, es möge Hrn. *Oettinger* gelingen, das deutsche Lustspiel wieder zu einigem Ansehen zu bringen und die Abgeschmacktheiten zu verbannen, mit welchen uns *Lebrun* und Consorten bisher jährlich langweilten. Unter den acht hier mitgetheilten Stücken sind wenigstens einige, welche man vorzüglich nennen kann. Möchte der nächste Jahrgang dieses neuen dramatischen Almanachs *nur* Ausgezeichnetes bringen und lieber weniger beleibt auftreten. Die äufsere Ausstattung ist lobenswerth. Kupfer sind nicht beigegeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

JURISPRUDENZ.

GREIFSWALD, b. Mauritius: *Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte.* Nach den Grundsätzen des Römischen Rechts dargestellt von Dr. *C. F. Mühlenbruch*, Geheimen Justizrath u. ord. Professor d. Rechte zu Göttingen, Ritter d. Rothen Adlerordens dritter Klasse. *Dritte* sehr veränderte und vermehrte Auflage. 1836. XXXII u. 631 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.)

Es ist gewifs eine der erfreulichsten Erscheinungen für den Freund der Wissenschaft, und das beste Zeugnifs für die wissenschaftliche Richtung der Zeitgenossen, wenn classische Monographieen wiederholt aufgelegt werden, um so mehr, als Werke dieser Art schon ihrer ganzen Tendenz nach einen weit kleineren Kreis von Lesern haben, als Bücher, welche zu unmittelbaren Hülfsmitteln beim Studium oder bei der Anwendung des Rechts dienen sollen. Dafs das vorliegende Werk zu den classischen Bearbeitungen einzelner Theile des Civilrechts gehöre, dies hier erst nachweisen zu wollen, würde eben so anmafsend als überflüssig seyn. Die allgemeine Anerkennung seines bedeutenden Werthes spricht sich von neuem deutlich darin aus, dafs wiederum eine Auflage nöthig geworden ist. Dieses Wiederauflegen darf aber hier nicht blos aus dem obigen Gesichtspunkte, oder etwa blos für den Vf. und Verleger als ein erfreuliches Ereignifs betrachtet werden, sondern es ist mit vollem Recht als ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft selbst zu bezeichnen. Denn der unermüdliche Eifer des berühmten Vfs hat die Gelegenheit, seine früheren Ansichten durch die Resultate ununterbrochen fortgesetzter Studien, durch neugesammelte Erfahrungen und in Folge von Einwendungen anderer Gelehrten weiter auszuführen und genauer zu begründen, oder zu berichtigen, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Die auf diese Weise entstandenen Aenderungen und Vermehrungen haben das Werk in vieler Hinsicht zu einem ganz neuen und somit auch zu einer neuen Bereicherung der Literatur gemacht. Der Unterzeichnete ist durch die Revision der Druckbogen in den Stand gesetzt worden, diese Umgestaltungen des Werkes früher, als irgend Jemand aufser dem Vf. kennen zu lernen, und er glaubt kein undankbares Geschäft zu übernehmen, wenn er sogleich nach Vollendung des Drucks das juristische Publikum mit dem, worin die neue Auflage von den früheren abweicht, so vollständig wie möglich bekannt macht. Soll aber diese Berichterstattung nicht zu spät kommen, und der hauptsächlichste Nutzen, welchen der Unterzeichnete sich von ihr verspricht, nicht verfehlt werden, so mufs sie sich in den Schranken einer blofsen Relation halten, da jede andere Natur derselben durch die Kürze der Zeit von selbst ausgeschlossen wird. Um so mehr glaubt Ref. sich aller lobenden Bemerkungen, welche ihm schon an sich in Betracht der Stellung des Vfs. und der seinigen nicht ganz passend zu seyn scheinen, enthalten zu müssen, so vielfache Veranlassung ihm auch die ganze literarische Thätigkeit des Vfs. und insbesondere dieses Werk zu solchen Bemerkungen ihm darböten.

Betrachten wir zuvörderst die Vermehrungen, welche die neue Auflage erhalten hat, nach ihrem äufseren Umfang, so könnten sie auf den ersten Anblick weniger bedeutend erscheinen. Die zweite Auflage zählte 604 S. und diese dritte besteht aus 631 S., so dafs der Zuwachs nicht einmal zwei Bogen zu betragen scheint. Allein die neue Auflage hat auf jeder Seite 2 Zeilen mehr, als die frühere, und dafs dies bei einem Werke von etwa 40 Bogen auf das Ganze nicht wenig ausmache, läfst sich leicht berechnen.

Aber wichtiger und ergebnifsreicher, als diese Berechnung, ist die Betrachtung der Natur und des Inhalts dessen, was die vorliegende Auflage Neues bietet. Sehen wir zunächst auf Aenderungen in der Form, so mufs es sehr dankenswerth erscheinen, dafs die einzelnen Paragraphen jetzt mit Ueberschriften versehen sind, eine Einrichtung, welche die Einsicht in das System der Abhandlung bedeutend erleichtert. Dieses System selbst aber hat folgende Aenderungen erfahren. In der zweiten Auflage enthielt der §. 17. noch einer Literärgeschichte des Begriffs auf S. 216. 217 Bemerkungen über den Sprachgebrauch in der Bezeichnung des Aufgebens eines Rechts und insbesondere der Uebertragung einer Forderung auf einen Anderen. Der §. 18. enthielt sodann eine Erörterung der Frage: welche Forderungen überhaupt cessibel seyen, im §. 19. wurde der Begriff der Cession und der Unterschied derselben von ähnlichen Rechtsverhältnissen bestimmt, im §. 20. der Zweck der Abhandlung angegeben und im §. 21. die Stellung der Cessions-Lehre im System besprochen. Hierauf begann der zweite Abschnitt (von den Erfordernissen der Cession) im §. 22. mit einer Angabe des Planes desselben, worauf im §. 23. eine Prüfung der gewöhnlichen Regeln über die Cessibilität einer Forderung folgte. — An die Stelle dieser Anordnung ist in

neuen Auflage folgende getreten. Aus dem
17. sind die oben bezeichneten Sprachbemerkun-
weggefallen; er enthält nur die Literärgeschichte
Begriffs und eine Kritik früherer Meinungen.
f ihn folgt jetzt als §. 18. der ehemalige (jedoch
mehreren Punkten geänderte) §. 19. unter der
berschrift: „Begriffsbestimmung der Cession";
Anfang desselben stehen die früher im §. 17. be-
llichen Bemerkungen über den Sprachgebrauch.
f gleiche Weise ist der ehemalige §. 20. zu §. 19.
t der Ueberschrift: „Begrenzung des Gegenstan-
") und §. 21. zu §. 20. (mit der Ueberschrift:
tellung der Cessions-Lehre im System") gewor-
. Der sodann beginnende zweite Abschnitt ent-
t zuerst im §. 21. („Einleitung" überschrieben)
, was sonst im §. 22. stand. Der neue §. 22.
r (mit der Ueberschrift: „Cessibilität einer For-
ung I) an sich betrachtet") besteht theils aus den
ei ersten Absätzen des ehemaligen §. 23., theils
dem vollständigen früheren §. 18. (jedoch wie-
um mit vielen Veränderungen in der Sache selbst).
ilich folgt dann im §. 23. mit der Ueberschrift:
rüfung einer allgemeinen Regel über Nichtcessi-
tät", der Inhalt des bisherigen §. 23. jedoch mit
em neuen Anfang. — Aufser dieser wichtigen
nderung in der Form ist noch zu erwähnen, dafs
die Berichtigung des Ausdrucks und der Dar-
lung ungemein viel geschehen ist; Ref. kann ver-
ern, dafs es wenige Seiten giebt, auf welchen in
er Hinsicht nicht wenigstens Etwas geändert ist.
lich mag hier noch berührt werden, dafs der Vf.
t der früheren Citirart (bei den Digesten mit:
und bei dem Codex mit: c.) jetzt die auch in
ren Schriften von ihm befolgte (z. B. *L.* 1. *D.*
C.) angewendet hat.

Indem sich Ref. jetzt zu den viel bedeutenderen
für die Wissenschaft selbst einflufsreicheren Ver-
rungen in der Sache selbst wendet, mufs er bemer-
dafs er nur auf die hauptsächlichsten Rücksicht
nen kann, da eine Erwähnung aller bei der über-
grofsen Zahl derselben dieser Anzeige einen
gewöhnlichen Grenzen weit überschreitenden
ng geben würde. Den Anfang mögen
) diejenigen Aenderungen machen, welche dar-
vorgegangen sind, dafs der Vf. über einzelne
nstände jetzt andere Ansichten hat. — S. 241.
A. stellte der Vf. die Regel auf: dafs *alle* ei-
chen Indossationen unter dem gemeinrechtli-
Gesichtspunkt der Cessionen ständen, sofern
Particularrechte oder Gewohnheiten Ausnah-
iervon enthielten. Jetzt hat er S. 233 f. dies
auf die Indossationen der nicht an die Ordre
mittenten lautenden Wechsel beschränkt, bei
dossationen der an Ordre gestellten eigentli-
Vechsel aber verworfen, wozu ihn hauptsäch-
s, von ihm selbst als vortrefflich bezeichnete,
mm von *Carl Einert*: *meditationum ad ius cam-*
ec. VI. Lips. 1829. veranlafst hat. Zugleich
er bemerkt werden, dafs der Vf. den früher
Frage: ob das blofse Innehaben des Schuld-
scheins schon auf eine Cession schliefsen lasse?)
S. 449. f. in Bezug auf die auf jeden Inhaber lauten-
den Schuldscheine gebilligten Unterschied zwischen
denen, welche schlechthin auf den Inhaber, und de-
nen, welche auf den getreuen Inhaber lauten, jetzt
S. 458 ff. verworfen, und überhaupt diese ganze
Materie neu bearbeitet hat. — Wie in der ersten
Aufl., so trug der Vf. auch in der zweiten S. 335.
die gewöhnliche Meinung vor, dafs wenn beim *pignus*
nominis, und also, nach der Ansicht desselben, auch
beim *pignus pignoris* (s. Nr. 2.), der Gegenstand
nicht Geld („eine nicht fungible Sache" war wohl zu
umfassend ausgedrückt) sey, nach geschehener Lei-
stung, gleichviel, ob dieselbe an den ersten oder an
den zweiten Gläubiger geschehen sey, das Recht des
letzteren sich in ein Pfandrecht an dem geleisteten
Object verwandle. Das Meiste kommt hier auf die
Erklärung des Ausdrucks *pignoris loco* am Schlus-
se der L. 13. §. 2. *D. de pignoribus* an. Der Vf. ver-
steht denselben jetzt vom Retentionsrecht (welche
Bedeutung sehr häufig in den Quellen vorkommt,
während eine Beziehung des Ausdrucks auf ein wirk-
liches Pfandrecht noch durch keine einzige Stelle
nachgewiesen ist), und bestimmt daher den Sinn der
citirten Stelle so: der Pfandnehmer hat an dem Object
der Forderung überall kein Recht, wenn die Lei-
stung an den Verpfänder geschehen, — er hat ein
Compensations- und Retentionsrecht, wenn sie ihm
geschehen ist. In diesem Resultate stimmt der Vf.
mit *Trotsche* (das Verpfändungsrecht des Pfandgläu-
bigers §. 26.) überein, aber die Argumente des er-
steren sind ganz anderer Art, als die des letzteren.
— S. 404. d. 2. A. hatte der Vf. den Satz aufge-
stellt, dafs wenn einer von mehreren Mitbürgen zah-
len müsse, er von dem Gläubiger die Abtretung der
ganzen Forderung, wie er sie habe, also ohne Ab-
zug des auf den in Anspruch genommenen Mitbür-
gen fallenden Antheils, verlangen könne. Dagegen
ist der Vf. jetzt (S. 412 f.) der Meinung, dafs die
Cession der Klagen gegen die Mitbürgen immer nur
auf so viel erfolge, als nach Abzug des auf den Ces-
sionar kommenden Antheils übrig bleibe. — Die
Frage: ob im Falle eines verpfändeten *nomen* der
Pfandnehmer nicht schon vor der Verfallzeit seiner
Forderung sein Recht am *nomen oppigneratum* gel-
tend machen könne (d. h. in dem Falle, wenn das-
selbe noch nicht fällig ist, sich wenigstens durch
eine Anzeige an den Schuldner, gegen welchen es
zusteht, sicher stellen dürfe), hatte der Vf. S. 507 f.
d. 2. A. schlechthin verneint. Jetzt hat er sich
S. 526 f. für die bejahende Meinung entschieden. —
Unter den Einreden, welche dem Cessionar aus der
Person des Cedenten entgegengesetzt werden kön-
nen, war S. 568 ff. d. 2 A. die *exceptio doli* beson-
ders hervorgehoben. In Bezug auf dieselbe stellte
der Vf. den Unterschied auf, dafs ein das Forde-
rungsrecht unmittelbar afficirender *dolus* des Ceden-
ten die Einrede gegen den Cessionar begründe, ein
die Forderung nur mittelbar afficirender aber diese
Wirkung nicht habe, sondern nur ein Rechtsverhält-

hältnifs zwischen dem Cedenten und dem *debitor cessus* herbeiführe, ausgenommen, wenn die Cession aus einem lucrativen Erwerbsgrunde erfolgt sey, in welchem Falle die Einrede ohne Einschränkung gegen den Cessionar zugelassen werde. In der dritten Aufl der *Doctr. Pandect.* Vol. II. §. 500. not. 12. aber hatte der Vf zwischen einem gleich beim Eingange des Vertrags und einem später begangenen *dolus* unterschieden, und im letzteren Falle die Einrede gegen den Cessionar ausgeschlossen. Beide Unterscheidungen verwirft er jetzt S. 593 ff. und läfst die Einrede gegen den Cessionar immer in so weit zu, als sich das geltend zu machende Recht auch wirklich auf den *dolus* des Cedenten gründet. Zu dieser Meinungsänderung hat ihn eine Abhandlung *Francke's* im Archiv f. d. civil. Praxis Bd. XVI. Nr. 15. veranlafst, dessen Ansicht er jedoch nicht unbedingt beitritt. — Ebenso hatte der Vf. bisher S. 571 f. behauptet, dafs bei der Frage: ob eine Einrede, welche sich darauf gründe, dafs die Forderung *per exceptionem* wieder aufgehoben sey, aus der Person des Cedenten gegen den Cessionar zugelassen werden könne, — eine Anwendung von dem Unterschied zwischen *pacta in rem* und *p. in personam* zu machen sey. Gegen diese Behauptung ist der erwähnte Aufsatz *Francke's* ebenfalls gerichtet, und der Vf. hat in Folge desselben seine Meinung dahin geändert (S. 599.), dafs jener Unterschied nur in sehr beschränkter Beziehung anwendbar sey, so dafs er die Ansicht *Francke's* wiederum nicht unbedingt angenommen hat. — Weit zahlreicher, als diese auf einem Aufgeben früherer Meinungen beruhenden Aenderungen, sind

2) diejenigen Stellen der neuen Auflage, in welchen der Vf. die in der zweiten Auflage vorgetragenen Meinungen gegen die Ansichten Anderer in Schutz nimmt. — S. 6. f. hatte der Vf. den Besitz für ein unmittelbares, unabhängig von einer *obligatio* bestehendes Sachenrecht erklärt, und dazu in der Anm. 7. bemerkt: „dafs eine Klage aus dem Besitz erst durch eine voraufgehende *Obligatio* begründet werde, beweise nur, dafs der Besitz kein dingliches Recht sey, nicht aber, dafs er ins Recht der Forderungen gehöre. Sonst würde man auch annehmen müssen, dafs vor der Entstehung der *Obligatio* noch überall kein Recht des Besitzes vorhanden sey." Diese letztere Ansicht, so unmöglich sie auch dem Vf. geschienen hatte, war aber dennoch ausgesprochen und besonders von *Rudorff* (in d. Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswissensch. Bd. VII. Nr. 3.) vertheidigt worden. Dies hat den Vf. veranlafst, der cit. Anmerkung (S. 5 ff. N. 8. der 3. Aufl.) einen langen Zusatz beizufügen, in welchem er sich gegen jene Ansicht erklärt und seine frühere Meinung über die Natur des Besitzes und die Stellung desselben im Rechtssystem (besonders auch gegen den Aufsatz des jüngeren *Hesse* im Rhein. Museum Bd. VII.) von Neuem rechtfertigt. — Mit dem, was der Vf. S. 12 f. über die innige Verwandtschaft von *obligatio* und *actio* gesagt hatte, schien der jüngere *Hasse* in dem erwähnten Aufsatze nicht übereinzustimmen. Gegen die Ansicht desselben erklärt der Vf. sich in der neuen Aufl. S. 17 f. Anm. 26. — Abweichend von der Meinung des Vfs. (S. 29. d. 2. A.) nimmt *Keller* an, dafs die Litiscontestation eine wahre Delegation enthalte. Dies widerlegt der Vf. S. 35 ff. Not. 64.

(*Der Beschluss folgt.*)

TASCHENBÜCHER *für* 1836.

Heidelberg, b. Engelmann: *Cornelia.* Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1836. Herausg. von *A. Schreiber.* 303 S. 12. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Dieses Taschenbuch gehört stets zu den freundlichsten Gaben dieser Art und Herausg. und Verleger wetteifern, ihm den guten Namen, welchen es sich in der gebildeten Welt erworben, zu erhalten. Zu dem artistischen Theile haben Englische und Deutsche Künstler mitgewirkt und wenn auch nichts Grofsartiges oder Imposantes zu Stand gekommen, so sind die diesjährigen Stahlstiche doch nicht alle *unter* der Mittelmäfsigkeit. Höheren Werth als diesen Blättchen gestehen wir dem literarischen Theile zu. Dieser ist in dem vorliegenden Jahrgang ausgezeichnet reich und mannigfaltig. „*Eliza*" von *Adelbert von Schoonen* versetzt leider in eine Zeit, welche schon ziemlich von Romanziers ausgebeutet ist; die französische Revolution hat noch Interesse für den Historiker, für den Psychologen; aber der Dichter wendet sich von diesen Blutscenen gern ab, er müfste denn der neuern französischen Schule huldigen, die ihr Heil im Gräslichsten und Schauderhaftesten sucht und sich am liebsten in Menschenblut badet. — „*Der Wächter des Throns*" von *A. Schreiber* ist ein vollendetes Zeit- und Charaktergemälde. — „*Walter von Steigenberg*" von demselben zieht weniger an; Ton und Färbung ist matt und breit. „*Das Bild*" und „*die Tulpenzwiebel*" sind liebliche kleine Gaben, rasch und lebendig vorgetragen. Auch „*das Ballfest von Mailand*" nach *Bazzoni* ist eine unterhaltende Novelle. Die „*Gedanken*" des *Zurückgezogenen* sind tief und geistreich. Zu den *Poesien* haben *A. Schreiber* und *Karl Geib* ihr Bestes gespendet. Einige Charaden aus *Haug's* Nachlafs machen den Beschlufs.

Leipzig, b. Leo: *Vergifsmeinnicht.* Ein Taschenbuch für 1836. 468 S. 12. (2 Rthlr.)

Fünf Erzählungen, unter welchen wir der ersten „*Die Probefahrt nach Amerika*" von *Leopold Schefer* den Preis zuerkennen, ja, wir möchten sie die beste aller diesjährigen Almanachserzählungen nennen. Sie hat mit diesen modischen Unterhaltungsversuchen gar nichts gemein. Kein Redegeflitter, keine faden Liebeleien, keine Mondscheinphantasien, keine Vampyre, keine Blutbäder, keine Blutschande —

kurz

kurz gar nichts, was durch die Franzosen jetzt Mode geworden und was die jungen deutschen literarischen Elegants wie gewöhnlich auf eine tölpelhafte, bärenartige Weise nachahmen. Der Zauberduft der Poesie weht durch diese Schöpfung — Natur, Wirklichkeit, Leben haben ihr Recht behalten. Die Wahrheit wird Poesie, die Poesie Wahrheit. — „*Die Moskowiter Braut.*" Historische Erzählung von *Friedrich Pitt*. Diese Erzählung ist ganz geeignet, der erstern als Folie zu dienen. Wie dort alles einfach, natürlich, lebensgetreu sich darstellt, die Localfarben, die Charakterabstufungen und Gruppirungen eben so kunstmäfsig als weise gehalten sind; so treibt hier der gewöhnliche Almanachsspuk sein tolles Wesen und wir freuen uns nicht eher, als bis wir die schöne Afanasy auf neutralem Grund und Boden sehen und der Refrain aller Taschenbüchernovellen „dein auf immer" in unsern Ohren verhallt. Die Tagebücher so vieler Ausländer, welche sich in der Periode, in welcher diese Geschichte spielt, in Moskau aufgehalten haben (die Mitte des 17ten Jahrhunderts), können allein die Localfarben liefern, welche der Erzähler zu benutzen hat, wenn er nicht an der ersten Bedingung eines jeden Kunstwerkes — der Wahrheit — sündigen will. Die Sentimentalität, hinter welche sich Hr. *P.* verschanzt, war kein Ingredienz des damaligen Hoflebens zu Moskau. — „*Jaques Callot*", Novelle von *J. Lyser*. Der Stoff ist nicht übel, aber die Behandlung desselben sehr stümperhaft. — „*Laura Verastegui.*" Eine Erzählung von *C. v. Wachsmann*. Einfacher und anziehender als die „letzten Frangipani" von dems. Vf in der Penelope. — *Der Engel der Wüste oder der Miri*, Novelle von *Zehner*. Die Darstellung zeugt von einem schönen Talente, nur ist die Aufgabe, welche sich Hr. *Z.* gesetzt, für ein blofses Talent zu umfassend und grofsartig. Dafs selbst *Walter Scott* es nicht wagte, Shakspeare redend einzuführen (in seinem Kannilworth) ist ein Wink, den sich Dichter, welche grofse Genien auftreten lassen, wie Hr. *Z.* in seiner Novelle „Napoleon", nicht genug beherzigen können. Und doch war es dem berühmten Schotten unendlich leichter, den Dichter *par excellence* sprechend einzuführen, als dies bei Napoleon geschehen kann, da von Napoleon die feinsten Schattirungen und Nüancen des Charakters und Geistes, des Gemüthes und Herzens uns nahe liegen, während wir uns Shakspeare's Individualität nur aus seinen Schriften abstrahiren können und der Phantasie dadurch ein unendlicher Spielraum gelassen ist, von welchem z. B. Ludwig Tieck gehörig Nutzen zog. — Die artistischen Zugaben sind sehr gemischter Art. Das Titelkupfer ist schmuckreich und affektvoll. Die „Nordamerikanerin" hat keine Aehnlichkeit mit dem sittig reizenden, spröd ernsten Charakter der Neuengländerinnen. „Irene" streckt die Finger aus, als wollte sie eine Fliege von dem prachtvollen Armleuchter verjagen. „Afanasia" sehr schön, sehr zart, die schönste unter diesen Rosen. „Callot und Alice" abschreckend. „Engel der Wüste" affektvoll.

Leipzig, b. Hinrichs: *Penelope.* Taschenbuch für das Jahr 1836. Herausgeg. v. *Th. Hell.* 392 S. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Die künstlerische Ausstattung dieses Taschenbuchs verdient alles Lob. Das Titelkupfer, die Erzherzogin Therese von Oestreich vorstellend, ist sehr ansprechend; Johanna von Aragonien, als historisches Bild bedeutsam und die, das italienische Volks-Leben versinnlichende Stiche meisterhaft, voller Leben und Geist, Anmuth und Originalität. Auf der ersten Scene „der Orangerie-Transport" sind die Orangen ein wenig zu grofs ausgefallen; sonst ist das Bild malerisch und lebenreich. Auf der zweiten sehen wir den noch zu *Civita vecchia* verhafteten Räuber Casperone mit einer Zigeunerin verkehren, welche der geschätzte *Linden* zu Sorrent nach der Natur zeichnete. „Römische Brunnenscene" und „Römische Fischerscene" sehr brav und echt römisch. Die „Aussicht von der Insel Procida" ist weniger ansprechend. Sämmtliche, diesen Stichen beigegebene Gedichte sind höchst matt und fade. — Unter den literarischen Gaben begegnet uns zuerst „*der Stern von Prerau.*" Ein historisches Bild von *W. Blumenhagen*. Blumenhagen hat eine Manier, die sich ewig wiederholt und im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen dieselben bekannten Persönlichkeiten, Farbentöne und Redeweisen vorführt. „*Der Bildhauer.*" Erzählung von *W. v. Lüdemann*. Ein alltägliches Almanachsgeschichtchen. Viele Worte um einen Kohlkopf. — „*Joseph Conghy*" sehr ungenügend; der Mann verdient einen besseren Biographen. Bei der Lebensgeschichte des Künstlers ist die geistige Entwickelungsperiode das wichtigste; davon ist hier kaum eine Andeutung gegeben. Seine bürgerlichen Auszeichnungen, seine Orden, sein Leichenbegängnifs u. s. w. sind Lappalien im Vergleich mit dem, was der Künstler als solcher war, wie er es geworden ist und wie er sich zu seinen Kunstgenossen verhalten hat. — „*Die letzten Frangipani.*" Eine Novelle von *C. v. Wachsmann*. Viel Jammer und Elend! Viel Gespräche! und Landschaftgepinsel! Aber die poetische Idee, die wie der rothe Faden durch das Ganze läuft, die künstlerische Ausführung, die höhere Charakteristik, das innere Leben — alles das und vieles andere, wodurch das Wesen eines Kunstwerks bedingt wird, fehlt und der Leser wendet sich, auf den Schlufs nicht begierig, von dem ephemeren Produkt ab. — „*Das Privattheater.*" Novelle von *Isidor*. Schrecklich, gräfslich, langweilig! — Unter den Gedichten zeichnen sich die gefühlswarmen, lebenreichen Gaben des zu früh aus dem Leben geschiedenen *Karl v. Hohenhausen* aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

JURISPRUDENZ.

GREIFSWALD, b. Mauritius: *Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte* — — Von Dr. *C. F. Mühlenbruch* u. s. w.

(Beschluss von Nr. 14.)

Die Frage: kann Jemand durch Cession der *conducti actio* es bewirken, dafs der Vermiether den Cessionar als Miethsberechtigten anzusehen habe, oder durch Cession der *locati actio*, dafs der Cessionar den *debitor cessus* als seinen Miethsmann in Anspruch nehmen dürfe? hatte der Vf. in den früheren Aufl. (S. 311 ff. d. 2. A.) verneinend entschieden. Gegen diese Meinung hat sich *Cropp* in seinen und *Heise's* jurist. Abhandlungen Bd. II. Nr. 10. erklärt, und dies veranlafst den Vf., seine Ansicht, jedoch im Einzelnen modificirt, in der neuen Aufl. S. 310 ff. weiter auszuführen und gegen die Einwürfe *Cropp's* zu vertheidigen. Gegen die Interpretation der L. 2. C. *de luit. pignoris* (S. 330 f.) hatte *Francke* Einwendungen gemacht, welche der Vf. S. 334 f. zurückweist. — Ueber die Wirkung der Suppignoration hatte der Vf. S. 332 ff. die Meinung aufgestellt, dafs in dem *pignus oppigneratum* zugleich ein *nomen oppigneratum* liege. Bekanntlich ist diese Lehre in der neuesten Zeit ein Lieblingsthema geworden, und so haben sich denn auch Mehrere, namentlich *Hepp*, *Büchel* und *Trotsche* gegen den Vf. erklärt, und die beiden letzteren ins besondere die Afterverpfändung als eine Verpfändung des Pfandes geltend zu machen gesucht. Der Vf. hat in der neuen Aufl. S. 337 ff. in einem sehr ausführlichen Zusatz seine frühere Meinung wieder vertheidigt und die Einwürfe der Gegner bekämpft. — Ferner hatte der Vf. früher die Verpfändung eines *nomen* (oder eines *pignus*) als eine eventuelle Cession betrachtet, nämlich für den Fall, wenn der Schuldner nicht zur rechten Zeit zahlt (S. 506. d. 2. A.). Gegen diese auch von Anderen, z. B. von *Huschke*, *Gaupp* und *Pfeiffer* angenommene Meinung ist in der neuesten Zeit *Trotsche* aufgetreten. Der Vf. ist in der Hauptsache bei seiner Ansicht geblieben, und hat dieselbe S. 519 ff. von Neuem durchgeführt; doch haben ihn die Einwürfe *Trotsche's* allerdings zu einer von der früheren etwas abweichenden Darstellung veranlafst. — Ueber die Frage: ob dem Fiscus, als Cessionar, seine Privilegien zu Statten kommen, hatte sich der Vf. S. 556 ff. dahin erklärt, dafs dies mit sämmtlichen Privilegien, aber nur vom Augenblick der Cession an, für die Folgezeit der Fall sey. Diesem durch die L. 6. *D. de iure fisci* bestätigten Satz scheint die L. 3. §. 7. *D. eod.* zu widersprechen. Allein der Vf. hatte S. 558. nachgewiesen, dafs sie recht wohl mit der ersteren Stelle sich vereinigen lasse. Nichtsdestoweniger hat die Meinung, dafs die L. 3. §. 7. *cit.* vom Pfandrecht des Fiscus, die L. 6. *cit.* aber vom persönlichen *privilegium exigendi* handle, auch in der neueren Zeit noch Vertheidiger, namentlich an *v. Schröter* (Zeitschr. f. Civilr. u. Proc. Bd. I. S. 336 ff.) gefunden, welcher jedoch die Ansicht des Vfs. gar nicht berücksichtigt hat. Dieser weist S. 580 ff. d. 3. A. nach, dafs diese abweichende Ansicht durchaus nicht begründet sey. — Berücksichtigen wir ferner

3) diejenigen Stellen, an welchen der Vf. frühere Meinungen weiter ausgeführt, mehr begründet oder auch Theilweise geändert hat, ohne dazu gerade durch die Einwürfe Anderer veranlafst worden zu seyn, so müssen vorzüglich folgende hervorgehoben werden. — Der Anfang des §. 2., in welchem der Gegensatz zwischen einem unmittelbaren Sachenrecht und einem Forderungsrecht bestimmt wird, ist neu bearbeitet. — Die S. 9 f. Note 20. ausgesprochene Vermuthung, dafs die hypothecarische Klage auf ein fingirtes Eigenthum gegründet gewesen sey, wird jetzt S. 13 f. Note 20. weiter ausgeführt und mit inneren und äufseren Gründen unterstützt. Auf die gegen diese Ansicht von *Büchel* vorgebrachten Argumente hat der Vf. noch in der Vorrede Rücksicht genommen. — Warum die *in iure cessio* nicht zur Uebertragung von Forderungsrechten dienen konnte, und warum die durch dieselbe veräufserten Erbschafts-Forderungen ganz verloren gingen, wird jetzt S. 30 ff. genauer untersucht, als es früher S. 26 ff. der Fall war. — Die Stellvertretung im Formularproceſs, von welcher S. 41 ff. die Rede war, ist jetzt S. 48 ff. auf andere Weise entwickelt. — Ueber den Unterschied zwischen *cognitor* und *procurator* und die Geschichte desselben findet sich im §. 7. S. 65 ff. eine ganz neue, umfangreiche Erörterung. — Die Entstehung und Bedeutung der Litisdenuntiation (S. 68 ff. d. 2. A.) ist jetzt viel ausführlicher und in einzelnen Punkten von der früheren Darstellung abweichend behandelt (S. 80 ff.). — Was S. 147 ff. über die *in factum actiones* und über die *in ius* und die *in factum conceptae formulae* gesagt war, ist in der neuen Aufl. S. 155 ff. etwas weiter ausgeführt. — Die Darstellung der verschiedenen Meinungen über den Begriff der Cession im §. 17. ist jetzt, aufser mehreren einzelnen Aende-

rungen, hauptsächlich darin umgestaltet worden, dafs der Vf. nicht mehr zwei, sondern drei Hauptmeinungen unterscheidet, indem er die früher unter der ersten Hauptmeinung begriffenen zwei Ansichten als besondere aufführt. — Wesentlich geändert und vervollständigt sind die Bemerkungen über den Unterschied zwischen der Cession auf der einen und der Delegation und der Assignation auf der anderen Seite, welche früher S. 234 ff. standen, jetzt S. 225 ff. sich finden. — Die bejahende Beantwortung der Frage: ob Natural-Obligationen Gegenstand der Cession sind? (S. 228 ff. d. 2. A.), ist jetzt S. 252 ff. genauer motivirt. — Die Untersuchungen über die Geschichte des Verbots der Veräufserung litigiöser Sachen (S. 341 ff.), sind jetzt gröfstentheils umgearbeitet (S. 353 ff.). — Dasselbe gilt von den Bemerkungen (S. 432 ff. d. 2. A.) über die Fragen: ob der Gläubiger von dem einen unter mehreren solidarisch verpflichteten Hauptschuldnern auch dann noch Befriedigung verlangen könne, wenn sein Klagerecht gegen die übrigen verloren gegangen oder unwirksam geworden ist und er dasselbe also jenem nicht mehr cediren kann? und: wie es sich mit der Cessionsverbindlichkeit des Gläubigers verhalte, wenn derselbe gegen Bürgen oder Pfandbesitzer klagt, sein Hauptrecht aber auf einer blofsen *naturalis obligatio* beruht? (S. 440 ff. d. 3. A.) — In vielen Punkten verändert ist die im §. 44. enthaltene Erörterung der Fälle, in welchen gesetzliche Cessionen Statt finden, und zwar ein Zwang zur Cession zum Grunde liegt. — Die Anwendbarkeit der *Anastasiana lex* auf die Cession einer *universitas nominum* oder die Uebertragung eines ganzen Vermögens und auf den Verkauf von Staatsschuldscheinen und anderen auf den Inhaber lautenden Papieren (S. 525. ff. d. 2. A.), ist jetzt (S. 544 ff.) weit ausführlicher besprochen; auch berücksichtigt der Vf. zugleich die vor Kurzem aufgeworfene Frage: ob die *lex* auf die Cession der sog. Engagements-Briefe anwendbar sey? — In der Lehre von den Rechten des Cedenten, welche auf den Cessionar übergehen, ist die Frage: welche Einschränkungen der Regel, dafs die mit einem Forderungsrecht ein Mal verknüpften Vorrechte auf die Cessionarien übergehen, anzunehmen sind, und in welcher Verbindung dieselben mit dem Unterschied zwischen *causae* und *personae privilegia* stehen, von grofser Wichtigkeit. Diesen Unterschied enthält namentlich die L. 196. *D. de reg. iuris.* Die Erklärung derselben weicht in der neuen Aufl. (S. 566 ff.) ganz von der früheren (S. 546 ff.) ab. Ganz neu sind die Bemerkungen (S. 570 ff.) über einige besondere Fragen in dieser Lehre, z. B. ob der Inhalt der L. 42. *D. de adm. tut.* auf Vormünder zu beschränken, oder auf ähnliche Fälle auszudehnen sey? — Ebenfalls neu ist das, was S. 596 ff. über die Zulässigkeit der Compensations-Einrede aus der Person des Cedenten gegen den Cessionar gesagt ist. — Endlich sind

4) noch die Zusätze zu erwähnen, welche die Literatur betreffen. Sie sind, wie sich dies von selbst erwarten läfst, sehr reichlich, und man wird nicht leicht eine seit dem Jahre 1826 erschienene Schrift von Bedeutung, welche in die vom Vf. behandelten Materien einschlägt, an dem betreffenden Orte vermissen. Wenn dies aber wirklich rücksichtlich einiger seit dem Jahr 1834 herausgegebenen Bücher und Abhandlungen der Fall seyn sollte, so kann dies dem Vf. nicht zur Last gelegt werden, da er die neue Auflage bereits in dem genannten Jahre ausgearbeitet und das Manuscript sich seitdem am Druckorte befunden hat. Er hat dies selbst in der Vorrede berührt und dabei zugleich zwei literarische Notizen nachgetragen; diesen können noch beigefügt werden: S. 332 ff. und 519 ff. bei der Erörterung der Controversen aus dem Pfandrecht das erste Heft der Pfandrechtlichen Streitfragen von *Sintenis* (der Vf. gedenkt S. 337. Note 201. einer noch nicht gedruckten Abhandlung dieses Schriftstellers, welche wahrscheinlich mit der ersten Abhandlung der erwähnten Schrift identisch ist), S. 605 f. die Abhandl. von *Burchardi* über die Beweislast in Betreff der *Lex Anastasiana* im neuesten Hefte des Arch. f. d. civ. Praxis (Bd. XVIII. H. 2.), und S. 613 ff. die Abhandlung von *Backe Interpretatt. iuris R. caput III., ubi quaeritur: quatenus in mutua debitoris actione defendere creditorem teneatur procurator in rem suam factus.* — Ref. kann aber nicht unterlassen, hier zugleich mit darauf aufmerksam zu machen, wie manche der von dem Vf. schon in der zweiten Aufl. ausgesprochene Ansichten von neueren Schriftstellern ganz übersehen worden und unberücksichtigt geblieben sind, zu welchen, aufser dem oben unter Nr. 2. am Ende berührten Fall, namentlich die Meinung gehört, dafs die Rechte des Cessionars und der Concursgläubiger in Hinsicht auf Geltendmachung der dem Gemeinschuldner zustehenden Forderungen nicht gleich zu behandeln seyen (S. 237 ff. d. 2. Aufl. vergl. mit S. 232. Note 449. d. 3. A.), so wie das, was der Vf. im §. 29. über die Veräufserungsverbote litigiöser Sachen und Klagen gesagt hat (vergl. S. 351. Note 230. d. 3. A.).

Durch die Erweiterungen und Veränderungen, welche die Inhaltsangabe erfahren hat, so wie dadurch, dafs ein besonderes Quellen-Register hinzugekommen ist, wird hoffentlich der Gebrauch des Werkes noch mehr erleichtert seyn. Dasselbe gilt von den für das Nachschlagen sehr bequemen Columnenüberschriften. Auch sonst hat sich das Aeufsere sehr vortheilhaft verändert, namentlich ist das Papier viel weifser, als in der früheren Auflage. Hinsichtlich der Correctheit des Drucks glaubt Ref. der neuen Auflage ebenfalls den Vorzug vor der früheren geben zu können; wenigstens ist keine Mühe gespart worden, um die vielen Druckfehler, welche sich in der letzteren fanden, auszumerzen und neue zu vermeiden. Wenn nichts desto weniger am Schlusse des Werkes acht, zum Theil freilich ganz unbedeutende Fehler verzeichnet sind, und Ref. sich genöthigt sieht, hier noch vier (nämlich S. 413. N. 377. Z. 12. v. u. st. *Miterben* l. *Mitbürgen*, S. 527.

S. 527. Z. 20. v. o. st. *Das* l. *Daſs*, S. 593. Z. 14. v. o. nach *Vertrage* setze: *begangenen*, S. 599. Z. 17 u. ff. v. o. muſs es heifsen: *die ersteren — könnten*, wobei *ihnen*) hinzuzufügen, so muſs er zugleich zu seiner Rechtfertigung bemerken, daſs sie meistens in besonderen, für das gröfsere Publikum gleichgültigen Umständen ihren Grund haben. Auch darf hier nicht unbemerkt bleiben, daſs S. 506 in der Note es heifsen soll: *Tretsche* halte die der seinigen entgegenstehende Meinung zwar für diejenige, welche stets in den Gerichten die Oberhand behalten, wofür sich jetzt auch alle lebenden Schriftsteller erklärt hätten, dennoch aber für eine todte Theorie. — So wie der Satz jetzt lautet, muſs man glauben, daſs *Tr.* seine eigene Meinung für die allgemein gebilligte und in der Praxis anerkannte erkläre. Noch muſs er berühren, daſs die zuweilen sich findenden Ungleichheiten in der Schreibart ebenfalls groſsen Theils auf Rechnung der 2. Auflage kommen, mitunter aber auch ganz andere Veranlassungen gehabt haben. Unter diesen mag wenigstens eine erwähnt werden. S. 334. N. 194. steht *Franke*, während es S. 568 ff. richtig *Francke* heifst. Jener Fehler wurde dadurch veranlaſst, daſs Ref. der Schreibart des Namens auf dem Titelblatt des Archivs für die civ. Praxis folgen zu können glaubte, indem er freilich nicht ahnete, daſs sogar der Name eines Redacteurs auf allen Titelblättern falsch gedruckt sey, während er sonderbar genug in den Ueberschriften einzelner Abhandlungen richtig *Francke* lautet.

Noch muſs Ref. erwähnen, daſs diese neue Auflage nicht blos ein Geschenk für Jeden, der an der Wissenschaft Theil nimmt, sondern zugleich auch eine würdige Festgabe zur Jubelfeier eines hochverdienten Rechtsgelehrten, des Herrn Geh. Justizrath *Schmelzer* zu Halle, ist. Möge den berühmten Vf. bei seinen unausgesetzten Anstrengungen stets eine kräftige Gesundheit begleiten, damit er ferner zur Belehrung und zur Erweiterung der Wissenschaft in so reichem Maafse beitragen könne, wie bisher!

Dr. *Robert Schneider.*

BIBLISCHE LITERATUR.

Stuttgart, b. Löflund: *Schneckenburger, Ueber den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums.* 1834. 171 S. 8. (18 gGr.)

Gleich fern von leichtsinniger Zweifelsucht, wie von dogmatischer Befangenheit, knüpft Hr. *Sch.* seine kritische Untersuchung an die Schrift *Sieffert's* „Ueber den Ursprung des ersten kanon. Evangel." an, und vervollständigt zuvörderst die *Sieffert*'schen Gründe für die Unechtheit, nämlich: 1) Unbekanntschaft des Verfassers mit Dingen, die ein Apostel hätte wissen müssen. 2) Unchronologische Ordnung der Thatsachen bei der Absicht, chronologisch zu erzählen. 3) Beschaffenheit der gröfsern Lehrvorträge des Herrn, welche den Schluſs veranlassen, daſs diesen in der Erinnerung des Evangelisten der historische Hintergrund gefehlt haben müsse. 4) Unrichtigkeiten der Erzählung, welche z. Th. eigne Combination des Ref. verrathen. 5) Traditionelle Umbildung von Thatsachen. 6) Die syntomistische Form und Methode des Ev. überhaupt. 7) Abhängigkeit von andern Evangelien. Alsdann prüft Hr. *Sch.* die *Sieffert*'sche Hypothese: daſs unser Matthäus eine im Wesentlichen unveränderte, nur durch einzelne Zusätze vermehrte Uebersetzung des Matthäus sey, und begründet endlich eine andere Ansicht über die Entstehung unsres Ev. Er nähert sich eines Theils der Ansicht von *Fischer*, daſs unser griechischer Matthäus eine besondre Redaction des Hebräer-Ev. sey, andern Theils der von *Schleiermacher*, daſs dem gesammten Gebiet der Hebräer-Evangelien die Urschrift des Matthäus zum Grunde liege; aber er nimmt nicht mit letzterm nur das Verhältniſs der Verwandtschaft überhaupt zwischen dem griechischen und dem Hebräer-Ev. und der coordinativen Abhängigkeit beider von der Matthäischen Urschrift an, noch auch erklärt er mit ersterm die ganze Tradition der Väter von einer hebräischen Schrift des Matth. blos von dem Hebräer-Ev. Kurz: der Apostel Matthäus sey nicht Verfasser des Ev., sondern es sey eine aus dem Hebräer-Ev. entstandene abkürzende Bearbeitung desselben, später mit Zuratheziehung der andern Evangelien verändert. Die zum Theil sehr scharfsinnig ausgeführten Gründe gegen die Echtheit des Ev.'s Matth., welche wir hier nicht im Einzelnen weiter verfolgen können, lassen sich nur einigermafsen beseitigen durch die Annahme, daſs nur der Kern des Ev.'s dem Matth. angehöre, alles Uebrige aber was Zweifel erregt, auf Rechnung eines Bearbeiters zu setzen sey.

SCHÖNE LITERATUR.

Nürnberg, b. Schrag: *Commentar zu Göthe's west-östlichem Divan*, bestehend in Materialien und Originalien, zum Verständnisse desselben herausgegeben von *Ch. Wurm* — Motto: Denn bei den alten lieben Todten — Braucht man Erklärung, will man Noten: — Die Neuen glaubt man blank zu verstehn; — Doch ohne Dollmetsch wird's auch nicht gehn. Göthe. 1834. VIII u. 279 S. 8.

In neuerer Zeit wurden wir mit der ältern orientalischen Literatur und mit des Orients Religion, Weltanschauung, Sitten und Gebräuchen durch die rühmlichen Bemühungen eines Dietz, v. Hammer, Rückert, Bopp, Silvestre de Sacy, Chardin, Andrea della Valla, Tavernier, Heyden u. A. bekannter. Wie alles im freien Reiche des Geistes — im endlich gebundenen liefs ihn manches unberührt, oder er wandte sich absichtlich davon ab — Göthe angeregt zur Productivität, indem er sich in jeder Sphäre und Gestalt desselben gern heimisch fühlen mochte, so regten ihn auch die sinnigen phantasiereichen zarten Geistesspiele der orientalischen Dichter durch verwandten Geist an, und er beschenkte uns mit einer Reihe im Sinn des Orients und orientalischer Ansicht und Sitte gebildeter Gedichte, und verpflanzte manche zarte und duftende oder glänzende

Blu-

Blume daraus in unsere Literatur. Er selbst gab dazu Noten und Abhandlungen zu besserm Verständnisse seines Divans, die aber weniger ins Einzelne gehen, als seine Ansicht von den Dichtungen und Dichtern des Orients überhaupt mit vielen schätzbaren Bemerkungen über Dichtung im Allgemeinen mittheilen, und die mannigfaltigen Anspielungen und Beziehungen in den Gedichten seines Divans selbst blieben ohne weitere Erläuterung, wodurch ihr Verständnifs allerdings für den mit dem Oriente wenig oder gar noch nicht Bekannten sehr erschwert wurde. Diesem sucht nun Hr. Prof. *Wurm* durch den vorliegenden Commentar abzuhelfen, indem er bei jedem einzelnen Gedichte, das solches ihm zu bedürfen schien, die Beziehung des Ganzen oder einzelner Beziehungen, Anspielungen und Bilder, häufig durch Anführung von Parallelstellen aus den orientalischen Dichtern und mit Angabe der Quellen, darlegt und erläutert. Er sagt darüber in der Vorrede, welche den von ihm dabei befolgten Gang angiebt: „Schliefslich bemerkt der Vf., dafs er keinen Grund fand, sich auf ästhetisches Raisonnement hier einzulassen oder dem Leser in seinem Urtheile über die Behandlung des Stoffes irgendwie vorzugreifen(,) und dafs bei Zusammenstellung dieser Materialien und Originalien seine Absicht lediglich war, zum Verständnisse des Divans so viel Stoff an die Hand zu geben, dafs der Leser bei einer für diese Lektüre erforderlichen Bildungsstufe keine gröfsern Schwierigkeiten in demselben fände(,) als in den übrigen lyrischen Producten des Dichters; und dem mit dem Orient minder Vertrauten durch Berichte Reisender und durch einzelne Stellen morgenländischer Schriften die Zustände und Vorstellungsweise jenes Volkes so weit vor Augen zu führen, dafs es ihm möglich würde, von dem richtigen Standpunkte aus das Ganze zu erfassen und zu beurtheilen." — Wir gestehen dem Vf. gern zu, dafs er sich wirklich dadurch ein Verdienst um die gerade nicht orientalisch-gebildeten Verehrer des grofsen und vielseitigen Dichters erworben hat, denn sie werden durch Hervorhebung der Einzelnheiten unstreitig mehr in das Verständnifs des Orients eingeweiht und lernen aus seinem Commentare auch manche schöne Perle kennen. — Vielleicht hätte der Hr. Commentator hier und da eine Wiederholung vermeiden können, so wie das Streben, fast jeden dichterischen Ausdruck, dessen Bedeutung keine Schwierigkeit machen kann, als von einem oder mehrern der morgenländischen Dichter gebraucht, nachzuweisen, ihn zu einiger Weitläufigkeit verleitet haben dürfte. — Uebrigens empfehlen wir seine verdienstliche und umsichtige Arbeit den Verehrern des Dichters, und können ihnen Belehrung und Unterhaltung daraus zusichern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Güntz: *Johann Christian Pohle, der Heidenbekehrer in Ostindien.* Ein unterhaltendes, Geist und Herz bildendes Buch für die Jugend von *J. Ch. K. Förtsch*, Diacon., Verfasser der lehrreichen Bilder aus dem Familienleben für die Jugend. 1836. 262 S. kl. 8.

Hr. Diac. *Förtsch* hatte Gelegenheit, mit der höchst interessanten Lebensgeschichte des Missionars *Pohle* genau bekannt zu werden. Er unterrichtete in einem adligen Hause, wo die Mutter der Zöglinge in *Pohle* ihren Lehrer verehrte, von welchem sie oft und immer mit der gerührtesten Dankbarkeit sprach. Später lernte er den Bruder und die nächsten Verwandten *Pohle's* kennen, die ihm nicht blofs die Lebensgeschichte des Missionars umständlich mittheilten, sondern auch dessen Tagebuch und 30 aus Ostindien von ihm geschriebene Briefe mittheilten. Die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes hat nun der Vf. in der hier anzuzeigenden Schrift für Kinder vortrefflich bearbeitet. Ein aus Ostindien zurückgekehrter Kaufmann (diefs ist die Fiction) erzählt den Kindern seines Bruders das Leben, Wirken und die Schicksale *Pohle's*. Das Tagebuch und zwei und zwanzig Briefe des Missionars werden im Auszuge gegeben und die nöthigen Erläuterungen eingeschaltet. Was das Tagebuch nicht enthält und in den Briefen nicht gesagt wird, ergänzt der Oncle aus andern ihm über *P.* zugekommenen Nachrichten. Er weifs natürlich von Ostindien und von seinen sonstigen Reisen viel zu erzählen, was die Kinder mit gespannter Aufmerksamkeit vernehmen; aber er vergifst auch nicht, religiöse und moralische Bemerkungen beizufügen. *Pohle* ist ein wahrhaft frommer und sehr edler Mensch, der vor Eifer glüht, seinem Berufe, den er sich auf das Mühseligste durch Besiegung von tausend unübersteiglich scheinenden Hindernissen erkämpft hatte, ganz zu genügen. Er ist ein Muster des beharrlichsten Fleifses, der herzlichsten, alles aufopfernden Liebe zu seinem Amte und zu den Seinigen, welchen er die rührendsten Briefe schreibt. Sein Vertrauen auf Gott ist unerschütterlich und nichts liegt ihm mehr am Herzen, als dafs seine geliebten Verwandten, für die er brüderlich und väterlich sorgt, Gott und der Tugend treu bleiben. Seine Frömmigkeit hat nicht das Trübe der Frömmler, sondern ist lebendiger Glaube an das Evangelium, welcher überall auf das Thun dringt. Und wie verherrlicht sich das Walten Gottes in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes! Rec. mufs diese auch für Erwachsene höchst lehrreiche Schrift, in welcher ein sehr verständiger Missionar immer spricht, wie es ihm um das Herz *ist und die Sache der Mission darstellt, wie sie ist*, unter die vorzüglichsten Schriften für die Jugend rechnen. Lange hat er nichts gelesen, was ihn so angezogen hätte, weil es gerade so geschrieben *ist*, wie man schreiben mufs, um die Jugend zu unterhalten, zu belehren und, was die Hauptsache ist, auf das Herz und Gemüth der Jugend wohlthätig zu wirken. Sie ist sehr nett gedruckt und hat auch ein wohlgerathnes Titelkupfer, welches den Abschied *Pohle's* von den Seinigen bei der Abreise nach Ostindien darstellt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

RÖMISCHES RECHT.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Die Statuliberi des Römischen Rechts*, von *Karl Otto von Madai*, Doctor der Rechte und Privatdocenten (jetzt aufserord. Prof.) an der Univ. zu Halle. 1834. X u. 206 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Besorgnifs, welche der Vf. im Anfange seines Vorworts ausspricht, — „dafs die Bearbeitung eines nur für das Römisch-Justinianeische Recht wichtigen Gegenstandes von vielen als eine nutz- und fruchtlose Verschwendung von Zeit und Kräften, die doch leicht in der Gegenwart ein würdigeres Ziel gefunden haben würden, werde angesehen werden", — diese Besorgnifs also kann Rec. durchaus nicht für gegründet halten. Denn gewifs wird Jeder, der nur irgend wahrhaft wissenschaftlichen Sinn hat, — und auf Andere hat doch ein Schriftsteller überall keine Rücksicht zu nehmen, — der Meinung seyn, dafs die Wissenschaft aus einer tüchtigen Bearbeitung eines blos der Vergangenheit angehörenden Gegenstandes eben so gut Gewinn ziehe, als aus der einer noch jetzt practischen Lehre. Es treten aber gerade bei dem vom Vf. gewählten Gegenstande auch noch besondere Gründe ein, aus welchen eine Erörterung desselben selbst Denjenigen, welche den Schriften über veraltete Institute eine geringere Bedeutung zugestehen, wichtig genug für eine sorgfältigere Berücksichtigung erscheinen mufs. Denn ein Mal ist das Institut der Statulibertät ein noch im Justinianischen Recht practisches, es ist also ein Verständnifs und ein Eindringen in den Geist des noch jetzt gültigen Rechts ohne eine genaue Kenntnifs jenes Instituts schlechterdings nicht möglich. Sodann hat sich gerade an diesem Gegenstande die Meisterschaft der Römischen Juristen in der Consequenz und in dem richtigen Tact, mit welchem sie Lehre und Leben überall gleichmäfsig berücksichtigen und in eine oft wahrhaft bewunderungswürdige Harmonie bringen, in einem hohen Grade bewährt, — es mufs also das Studium jenes Instituts nothwendig zu einer gründlicheren Kenntnifs von Eigenschaften der Röm. Juristen führen, in welchen sie ewig unsere Muster bleiben werden.

Aber auch in einem anderen Sinne wird man die Arbeit des Vfs. keine nutz- und fruchtlose nennen, vielmehr wird man bald an ihr nicht blos den grofsen Fleifs und die gründliche Bekanntschaft des Vfs. mit den Quellen erkennen, sondern auch eine besondere Gewandtheit desselben in der Behandlung und Erklärung schwieriger Stellen wahrnehmen, wie denn Rec. überhaupt die exegetische für die vorzüglichste Seite dieser Schrift hält. Dabei darf es nicht unerwähnt bleiben, dafs der Vf. auch den Basiliken und den Scholien zu denselben überall die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt hat. Alles dies erscheint aber um so lobenswerther, als der Vf. fast durchgängig nur auf eigene Forschung beschränkt war, und durchaus nicht auf Vorarbeiten sich stützen konnte, welche sich vorzugsweise auf die von ihm behandelte Lehre bezogen hätten. — Weniger kann Rec. mit der Art der Bearbeitung einverstanden seyn. Er verkennt nicht, dafs der Vf. die Aussprüche der Röm. Juristen, — verbunden, wo es nöthig war, mit der Erklärung derselben, — in grofser Vollständigkeit und in einer im Allgemeinen ganz passenden Ordnung zusammengestellt habe. Allein er hätte oft mehr als diese Zusammenstellung gewünscht, — nämlich eine überall sichtbare und den ganzen Stoff durchdringende Zurückführung der Lehre auf ein Princip und eine consequente Entwickelung der einzelnen Sätze aus einem solchen. Eine Bearbeitung in dieser Art würde um so belohnender gewesen seyn, als durch dieselbe es viel schärfer und bestimmter hervorgetreten seyn würde, wie geschickt die Röm. Juristen das sachliche und das persönliche Element, welche im *statuliber* mit einander streiten, zu versöhnen verstanden haben. Allerdings finden sich beim Vf. einzelne Andeutungen, welche einer solchen principgemäfsen Entwickelung angehören, wie namentlich S. 152 ff. — allein Rec. vermifst, wie gesagt, eine die ganze Darstellung erfassende Durchführung derselben, und zwar um so mehr, als der Vf. selbst ausgesprochen hat, wie geeignet gerade der vorliegende Gegenstand zu einer Behandlung in der bezeichneten Art sey. Er äufsert sich nämlich S. VI des Vorworts, um den Mangel einer geschichtlichen Entwickelung zu rechtfertigen, also: „Man kann sagen, dafs der Stand der *statuliberi* sich nicht sowohl von innen heraus aus einem, ihm von vorn herein innewohnenden Princip entwickelt habe, sondern vielmehr durch die Consequenz juristischer Doctrin zu einer besonderen Selbstständigkeit heraufgebildet und erhoben worden sey. Wo aber dieser Stufengang innerer allmäliger Selbstentwickelung fehlt, vielmehr das Dasein als Produkt der Abstraction aus vorhandenen Principien erscheint, da ist dieses Dasein selbst ein innerlich Zusammenhangsloses, mit einem Male Hervortretendes." — Doch mag Rec. nicht bergen, dafs ihm diese Sätze, wenn er sie anders richtig verstanden

hat, einen Widerspruch zu enthalten scheinen. Denn ist der Stand der *statul.* durch die Consequenz juristischer Doctrin ausgebildet worden, so mufs ihm doch nothwendiger Weise von vorn herein ein Princip inne gewohnt haben, aus welchem er mit Consequenz entwickelt werden konnte, und ist das Daseyn desselben das Produkt der Abstraction aus vorhandenen Principien, so mufs doch dieses Daseyn einen inneren Zusammenhang haben, — wenn anders die Consequenz und die Abstraction der Röm. Juristen diese Namen verdienen.

Der Vf. hat seinen Gegenstand in drei Kapitel vertheilt. Das *erste* (S. 1—34) handelt *von dem Begriff der statuliberi*, und von den drei §§., in welche dasselbe getheilt ist, beschäftigt sich der erste mit den Hypothesen über die frühere Bedeutung des Worts. Der Vf. giebt hier in der Hauptsache nur eine weitere Ausführung dessen, was *Hugo* und nach ihm Andere behauptet haben, dafs nämlich *statuliber* in den 12 Tafeln den *in mancipio* befindlichen bezeichnet, und also eine andere Bedeutung gehabt habe, als in der späteren Zeit. Dabei ist es nun dem Vf. ganz entgangen, dafs *Schilling* in seinen Bemerkungen über R. R. G. S. 31 ff. jene Meinung aus den triftigsten Gründen angegriffen hat. Rec., welcher ganz mit *Schilling* einverstanden ist, verweist daher auf diesen, und will nur einige Bemerkungen über die vom Vf. vorgebrachten Gründe beifügen, da dieselben von denen, welche *Hugo* angegeben hat, verschieden sind. S. 6 f. sagt der Vf.: „Die *statuliberi* des spätern Rechts sind Sclaven, denen im Testament unter einer Bedingung die Freiheit ertheilt ist. Dafs nun die 12 Taf., deren Bestimmung es war, die Grundzüge rechtlicher Verhältnisse der Freien durch einfache Grundbestimmungen gesetzlich festzustellen, damit auf ihnen als auf einem ewigen Fundament die gesammte fernere Rechtsentwickelung ruhe: dafs die 12 Taf. ein so durchaus singulaires und für jene Zeit gewifs nur untergeordnetes Verhältnifs neben so vielen ungleich wichtigeren erwähnt haben, läfst sich kaum denken. Erst eine spätere durch scharfsinnige Spaltung und Entwickelung rechtlicher Begriffe ausgezeichnete Jurisprudenz konnte zu dem Gedanken kommen, den *statuliber*, wegen des bedingten Anspruchs auf dereinstige Freiheit, aus der Reihe der übrigen Sclaven, denen er bis zum Eintritt der *conditio libertatis* in jeder Hinsicht vollkommen gleichstand, auszusondern und gewisser Mafsen als einen Zwischenstand zwischen Sclaven und Freien hinzustellen. Selbst die Bestimmung der 12 Taf. über den *statul.*, soweit wir dieselbe zu errathen vermögen, setzt, wenn wir dieses Wort in seiner späteren Bedeutung nehmen, eine bereits vorhandene dogmatische Entwickelung jenes Verhältnisses der neueren *statul.* voraus, die der Zeit der 12 Taf. wohl fremd genannt werden dürfte." Hiergegen bemerkt Rec. Folgendes: Dafs das Verhältnifs der *statuliberi* zu singulair (oder vielmehr zu speciell) und untergeordnet für die 12 Taf. gewesen sey, läfst sich schwerlich durch ein allgemeines Raisonnement über die Bestimmung der 12 Taf. rechtfertigen, und wird durch eine Hinweisung auf so manche andere ganz specielle Vorschriften derselben z. B. über das Behauen der Bäume, das Auflesen der Früchte auf fremdem Grund und Boden, das *tignum iunctum*, u. dgl. m. hinlänglich widerlegt. Nicht erst eine ausgebildete Jurisprudenz führte auf die Hervorhebung der *statul.* vor anderen Sclaven, sondern ein nur etwas erwachtes Rechtsgefühl mufste darauf hinleiten, dafs der eine besondere Berücksichtigung verdiene, welchem auf rechtmäfsige Weise die Aussicht eröffnet war, nicht mehr blos Object, sondern Subject von Rechten zu seyn. Endlich mufste eben dasselbe Rechtsgefühl es auch schon sehr früh als rechtlich nothwendig erkennen lassen, dafs einem *statul.* jene Aussicht nicht durch eine willkürliche Handlung des Erben verkümmert werden dürfe, dafs er also auch frei werden müsse, wenn er das, was er dem Erben geben sollte, demjenigen leiste, an welchen dieser ihn veräufsert hatte. — Ferner sagt der Vf. S. 9: „Der *statul.* war bis zum Eintritt der Bedingung seiner Freiheit vollkommen Sclave, konnte also wie jeder Sclave als Sache von seinem Herrn veräufsert werden. Hier war es denn einfache Folgerung des Satzes: *res transit cum sua iure, transit cum suo onere*, dafs der *statul.* durch Zahlung der ihm auferlegten Summe an den Käufer frei werden müsse. Diese Bestimmung ist also wohl eher als eine der Doctrin angehörende Folgerung aus vorhandenen Principien, denn als eine Verordnung anzusehen, deren Sanction durch das 12 Taf.-Gesetz es bedurfte." Allein so nothwendig folgte aus dem angegebenen Rechtssatz noch nicht, dafs der *statul.* durch die Leistung an den Käufer frei werden müsse; man konnte recht wohl darüber zweifeln, ob nicht bei der Anordnung eines Testators, dafs ein Sclave durch Geben an den Erben frei werden solle, nur die Person des Erben berücksichtigt und also die Erfüllung an einen Anderen erfolglos sey; daher war eine Vorschrift hierüber gar nicht so überflüssig. Noch bemerkt Rec., dafs man doch den Röm. Juristen, welche eine Vorschrift über die *statul.* den 12 Taf. zuschreiben, ein gar zu unkritisches Verfahren zutraut, wenn man, wie der Vf. S. 9 annimmt, sie hätten eine Vorschrift der 12 Taf. blos deshalb, weil in ihr das Wort *statul.*, aber in einer ganz anderen Bedeutung, als in der späteren Zeit, vorkam, ohne Weiteres auf die *statuliberi* der späteren Zeit bezogen. Uebrigens wird die schon an sich so unsichere Hypothese, welcher der Vf. huldigt, dadurch noch unsicherer, dafs es zweifelhaft ist, ob überhaupt das Wort *statul.* in den 12 Taf. stand, da nur Modestinus dasselbe bei Erwähnung jener Vorschrift der 12 Taf. gebraucht, (*L.* 25. *D. h. t.*), während Pomponius (*L.* 29. §. 1. *D. eod.*) und Ulpianus (*Fragm. II.* 4) es nicht haben. — In den beiden anderen §§. dieses Kapitels ist noch die Rede von der Bedeutung der *statuliberi* im späteren Recht, und von verwandten Rechtsverhältnissen. Eine Bemerkung über das Sprachliche des Worts *statuliber* wäre in diesem Kapitel

pitel gewifs nicht überflüssig gewesen, zumal da *Hugo* eine eigene Ansicht darüber aufgestellt und *Schilling* derselben widersprochen hat.

Das *zweite* Kapitel enthält (S. 35 — 151) eine *Erörterung der bei der Statulibertät vorkommenden Bedingungen.* Vielleicht wäre es zweckmäfsiger gewesen, wenn dieses reichhaltige Kapitel demjenigen, welches jetzt das *dritte* ist, und *die Rechtsverhältnisse des statuliber und des Erben* behandelt, nachgestellt worden wäre. Es zerfällt aber jenes zweite Kapitel wieder in drei Abschnitte, von welchen der erste die *Conditiones in dando*, der zweite die *Cond. in faciendo* und der dritte die *Cond. mixtae* bespricht. Den letzteren Ausdruck gebraucht der Vf. in einem ganz ungewöhnlichen Sinne, indem er unter *cond. mixtae* solche Bedingungen versteht, welche theils an ein, von der Willkür des *statuliber* unabhängiges Ereignifs, theils an bestimmte Handlungen dritter Personen, namentlich des Erben, den Eintritt der Freiheit des *statul.* knüpfen. Rec. kann es nie gutheifsen, wenn Ausdrücke, welche bestimmte technische Bedeutungen haben, wie dies mit dem Ausdruck *conditiones mixtae* der Fall ist, von den Neueren in ganz anderen Bedeutungen gebraucht werden, und mufs daher auch jenen noch dazu ohne dringenden Grund geschehenen Gebrauch des Ausdrucks *cond. mixtae* in einem nicht quellenmäfsigen Sinne mifsbilligen. Noch weniger kann er aber damit einverstanden seyn, dafs der Vf. gegen den Begriff der eigentlichen *conditio*, — welche er selbst S. 147 f. sehr richtig vom *dies* unterscheidet, — unter jenen s. g. *conditiones mixtae* auch den *dies* begreift, und daher diesen beiläufig im dritten Abschnitt des zweiten Kapitels bespricht. Es wäre jeden Falls — da die Statulibertät theils durch bedingte, theils durch betagte directe testam. Freilassung entsteht — angemessener gewesen, wenn der Vf. dem *dies* einen besonderen Abschnitt, getrennt von der *conditio*, gewidmet hätte. — Ueber Einzelnes im zweiten Kapitel erlaubt Rec. sich folgende Bemerkungen. S. 56 f. sagt der Vf. ganz richtig: wenn dem Sclaven eine *conditio dandi* auferlegt sey, so komme es bei der Zahlung auf die Genehmigung des Erben nicht an, wenn nur der Sclave in der Absicht, die Bedingung zu erfüllen, zahle. Er werde selbst dann frei, wenn er wider Wissen und Willen des Erben zahle. Dann fährt er so fort: „Streitig aber war es unter den Röm. Juristen, ob dann, wenn die Zahlung gegen Wissen und Willen des Erben an einen *extraneus* geschehe, dieser *extraneus* auch Eigenthümer der empfangenen Summe werde. Der letzteren Ansicht waren Julian und Paulus (*L.* 20. §. 1. *D. h. t.*); Pomponius dagegen behauptete, der *extraneus* besitze die empfangene Summe nur *pro possessore*, und dem Erben stehe jeder Zeit das Recht zu, dieselbe zu vindiciren (*L.* 110. *D. de condit. et demonstr.*)." Hierzu bemerkt der Vf. noch in der Anm. 39, nachdem er mit Recht die Art, wie die Glosse die beiden angef. Stellen zu vereinigen sucht, verworfen hat: „Am einfachsten erklärt sich der Widerspruch der a. St. aus der Annahme einer wirklichen Meinungsverschiedenheit. Darauf deuten auch die in beiden St. gewählten Ausdrücke: *Julianus existimat*, und: *videtur possidere*, hin." Nun sagt aber der Vf. selbst S. 196. Anm. 19, die Methode, einander widersprechende Stellen durch die Annahme einer Meinungsverschiedenheit der Röm. Juristen zu erklären, sey die, wiewohl leichteste, doch gewifs immer am meisten bedenkliche, so lange noch durch möglichst genaue Sonderung der verschiedenen Fälle ein anderer Weg der Erklärung offen stehe. Von diesem ohne Zweifel vollkommen richtigen Princip ausgehend kann Rec. die obige Erklärung des Vfs. schlechterdings nicht billigen, und findet auch in den Stellen selbst, und namentlich in den vom Vf. angeführten Worten, durchaus kein Argument zur Unterstützung derselben. Vielmehr löst sich der scheinbare Widerspruch ganz einfach und natürlich auf, wenn man die *L.* 20. §. 1 cit. im Zusammenhang mit dem *princ.* derselben *L.* betrachtet, wie dies nothwendiger Weise geschehen mufs. In diesem *princ.* ist aber davon die Rede, dafs einem Sclaven *das peculium legirt*, und unter der Bedingung einem Anderen 10 zu geben, die Freiheit ertheilt sey. Nun wird im §. 1 die Frage aufgeworfen, ob der Sclave, wenn er (*aus diesem ihm legirten peculium*) wider Wissen oder Willen des Erben 10 gebe, dieses Geld zum Eigenthume des Empfängers mache, und dies wird ganz natürlich mit Beziehung auf Julianus bejaht (*ex hac causa concessam videri statuliberis alienationem nummorum etiam invito herede, et ideo facere eos accipientis pecuniam*). In der *L.* 110 *cit.* dagegen ist ohne Zweifel von einem Falle die Rede, in welchem den Sclaven das *peculium* nicht legirt ist, und dafs in *diesem* Falle der Sclave, wenn er das Geld wider den Willen des Erben aus dem *peculium* giebt, den Empfänger nicht zum Eigenthümer desselben mache, und dafs der Erbe es daher vindiciren könne, versteht sich ganz von selbst. — S. 62 spricht der Vf. von dem Falle, wo das Testament, in welchem einem Sclaven unter der Bedingung einer bestimmten Geldzahlung an den eingesetzten Erben die Freiheit ertheilt ist, von den nächsten Intestaterben als *inofficiosum* angefochten wird. Dabei ist es dem Rec. aufgefallen, dafs der Vf. das Recht vor der Nov. 115 und das durch dieselbe begründete gar nicht unterscheidet, vielmehr die Sache so darstellt, als ob durchaus keine Verschiedenheit zwischen beiden Rechten Statt gefunden hätte. Und doch war bekanntlich nach dem älteren Recht die Freiheitsertheilung, welche in einem *test. inofficiosum* geschehen war, in der Regel ungültig, (die Ausnahmen s. m. bei *Mühlenbruch* in der Forts. von *Glück's* P. C. Bd. 35. S. 390 ff.) während sie nach dem neueren Recht gilt. Es wäre daher Aufgabe des Vfs. gewesen, zu prüfen, wie die in der *L.* 29. §. 1. *extr.* gebilligte Meinung des Aristo, welche sich mit der Nov. 115 allerdings recht gut verträgt, aber dem früheren Recht zu widersprechen scheint, mit diesem zu vereinigen sey, welche Prüfung der Vf. auch bei der recht guten Erklärung der

L. 29. §. 1 *cit.*, welche sich S. 169 ff. findet, schuldig geblieben ist. Dem Rec. scheint die *L.* 29. §. 1 *cit.* eine Ausnahme von der Regel des früheren Rechts zu enthalten. — S. 67 wird gesagt, wenn der Erbe den Sclaven, bevor dieser durch Zahlung der ihm auferlegten Summe frei geworden, einem Dritten legirt habe, so werde dieser dritte nicht Eigenthümer des *statul.*, da derselbe *conditionem suam secum trahit*, aber er erhalte in Folge des Legats das Recht, die Zahlung der Summe vom *statul.* zu verlangen. Das letztere ist richtig; dagegen ist es unrichtig, dafs der Legatar nicht Eigenthümer des *statul.* (natürlich bis zur Erfüllung der Bedingung) werde. Vielmehr wird er dies nach den ausdrücklichen Worten der vom Vf. *cit. L.* 6. §. 3. *D. h. t.* Auch widerspricht sich der Vf. selbst, indem er auf der folg. Seite das Eigenthum des *statul.* durch Usucapion erwerben läfst, (welcher Fall in der *L. cit.* mit dem Legat zusammengestellt wird,) und als Folge davon, dafs derselbe *conditionem suam secum trahit*, nur angiebt, dafs er durch Zahlung an den Usucapienten frei werde. — S. 81 giebt der Vf. eine sehr richtige Erklärung der *L.* 39. §. 4. *D. h. t.*, welche durch eine gehörige Interpunction der Stelle, nämlich durch das Setzen eines Punkts oder Colons zwischen „*idem*" und „*si postea*", bedingt ist. Diese Interpunction findet aber Rec. auch in mehreren *Gothofredischen* Ausgaben, welche ihm gerade zur Hand sind, z. B. Frankft. 1663. 4., (mit welchen vermuthlich die übrigen übereinstimmen,) und daher ist, in sofern man die *Gothofredischen* als die gewöhnlichen Ausgaben ansehen kann, das in der Anm. 106 Gesagte nicht durchaus wahr. — S. 87 f. ist die Rede davon, dafs, wenn einem Sclaven die Freiheit unter einer *conditio in non faciendo* ertheilt sey, die *cautio Muciana* nicht anwendbar sey. Ganz dasselbe kehrt S. 150 f. wieder, (ohne dafs auf das frühere verwiesen wird,) nur mit dem Unterschied, dafs an der letzteren Stelle der Grund der Unanwendbarkeit der *cautio* bei solchen Freiheitsertheilungen viel bestimmter und genauer angegeben wird, als an der ersteren. Hier heifst es nämlich: „Diese *caut.* konnte *wohl* nur von Freien geleistet werden" (?) dagegen wird S. 150 gesagt; weil der Sclave, wenn er gegen die Bedingung gehandelt hätte, weder die Freiheit noch deren Werth habe restituiren können, sey die *cautio* unanwendbar gewesen. — S. 163 f. berührt der Vf. den Widerspruch zwischen *L.* 23. §. 1 und *L.* 31 *extr. D. h. t.*; nach der ersteren Stelle soll ein Sclave, welchem unter der Bedingung der Rechnungsablegung die Freiheit ertheilt ist, „*si non patitur heres, rebus peculiaribus venditis, reliqua solvere*", frei werden, gleich als hätte er die Bedingung erfüllt. In der letzteren Stelle wird aber eine Freiheitsertheilung der Art: „*Stichus, quum rationes reddiderit, cum contubernali sua liber esto*", besprochen, dabei bemerkt, dafs die Bedingung auch für die *contubernalis* gelte, und daraus der Schlufs gezogen, dafs, wenn Stichus gestorben sey und Rückstände hinterlassen habe, jene dieselben bezahlen müsse, „*nec tamen licitum, ex suo peculio dare, quia id illis permissum sit, qui principaliter pro sua libertate pecuniam dare jubentur.*" Der Vf. stellt nun mit Berufung auf diese Stelle die Regel auf: dafs, wenn der *statul.* in Folge der Rechnungsablage zu einer Zahlung verpflichtet werde, er dieselbe nicht aus dem *peculium* leisten dürfe, — und glaubt die erstere Stelle mit dieser Regel so vereinigen zu können, dafs er die Worte: „*rebus peculiaribus venditis*", auf einen Verkauf der *res peculiares* nicht von Seiten des Sclaven, sondern von Seiten des Erben bezieht. Hiernach giebt er als den Sinn der Stelle an: „sobald der Erbe durch Verkauf der *res peculiares* dem *statul.* es unmöglich macht, seiner Verpflichtung des *reliqua solvere* zu genügen, soll derselbe sogleich eben so frei seyn" u. s. w. Allein dem Rec. will es auf keine Weise einleuchten, wie durch diese Erklärung der Widerspruch der Stelle mit der vom Vf. aufgestellten Regel, dafs der *statul.* die Rückstände nicht aus dem *peculium* berichtigen dürfe, nur im Geringsten beseitigt werde. Denn wenn gerade dadurch, dafs der Erbe die *res peculiares* verkaufte, dem *statul.* die Erfüllung der Bedingung unmöglich gemacht worden ist, also, falls der Verkauf unterblieben wäre, die Erfüllung möglich gewesen wäre, so kann dies doch nichts anderes heifsen, als: der Sclave hätte, wenn der Erbe die *res peculiares* nicht verkauft hätte, dieselben zur Erfüllung der Bedingung verwenden können. Es kommt ganz auf eins hinaus, ob der Sclave dadurch, dafs er selbst nicht verkaufen durfte, oder ob er dadurch, dafs der Erbe verkaufte, an der Erfüllung der Bedingung verhindert worden ist, — in beiden Fällen ist die Schlufsfolgerung — welche der Vf. für den ersteren Fall selbst anerkennt — gleich nothwendig, dafs, wenn der Verkauf dem Sclaven gestattet, oder vom Erben nicht vorgenommen worden wäre, das *peculium* zur Erfüllung der Bedingung habe verwendet werden dürfen. Bei diesem klaren Sinn der *L.* 23. §. 1. *cit.* trägt Rec. kein Bedenken, aus ihr die Regel zu abstrahiren: dafs der Sclave, welcher unter der Bedingung der Rechnungsablegung freigelassen worden ist, die Zahlung der Rückstände aus dem *peculium* leisten dürfe. Diese Regel wird noch theils dadurch unterstützt, dafs der *statul.* auch zur Erfüllung von Bedingungen, deren unmittelbarer Gegenstand eine Zahlung ist, das *peculium* verwenden darf, und die hier eintretende Praesumtion, dafs der Testator diese Verwendung gewollt habe, doch auch da statthaft seyn mufs, wo der Testator leicht voraussehen konnte, dafs zur Erfüllung der von ihm auferlegten Bedingung (der Rechnungsablegung) eine Zahlung nöthig werden möchte, — theils durch die Basiliken, deren Auctorität der Vf. gerade hier ohne irgend einen haltbaren Grund bezweifelt. Die *L.* 31. *ex. cit.* dagegen beschränkt Rec. mit der Glosse blos auf den speciellen in ihr enthaltenen Fall, wo ein Sclave zur Erlangung der Freiheit diejenigen *reliqua* zu zahlen hat, zu deren Entrichtung eigentlich ein anderer Sclave, der unter der Bedingung der Rechnungsablegung mit jenem zugleich freigelassen worden ist, verpflichtet gewesen wäre. Recht passend konnte von jenem Sclaven gesagt werden, dafs ihm nicht „*principaliter pro sua libertate pecuniam dare*" auferlegt worden sey.

Im *dritten* Kapitel endlich werden die Rechtsverhältnisse des *statuliber* (im ersten Abschnitte, S. 152 bis 188) und die des Erben (im zweiten Abschnitte, S. 189 bis 206) erörtert. Auch dieses Kapitel steht den früheren an Vollständigkeit der Quellenbelege und an gelungenen Erklärungen derselben nicht nach.

Noch bemerkt Rec., dafs ihm an mehreren Stellen der Mangel einer genauen Revision des Mscpts. oder der Druckbogen aufgefallen ist; so steht z. B. S. 100 zwei Mal „Gläubiger" statt Schuldner, S. 107 „Rechenschaft zu legen", S. 187 „wegen seines Sclavenstandes" st. während s. Scl. u. dgl. m. Im Uebrigen sind Druck und Papier gut.

Dr. *Robert Schneider.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

MEDICIN.

COPENHAGEN, auf Kosten des Vfs, gedruckt im Königl. Taubstummen-Institute zu Schleswig: *Medicinisches Schriftsteller-Lexicon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker und Naturforscher aller gebildeten Völker.* Von *Ad. Carl Pet. Callisen*, Doct. der Med. u. Chir., ord. öffentl. Prof. u. Bibliothekar u. s. w. zu Copenhagen. *Eilfter* Band. *Lall — Lur.* 1832. 534 S. 8. *Zwölfter* Bd. *Lus — Mes.* 1832. 487 S. *Dreizehnter* Bd. *Met — Nid.* 1833. 516 S. *Vierzehnter* Bd. *Nie — Pfen.* 1833. 489 S. *Funfzehnter* Bd. *Pfeu — Reus.* 1833. 509 S. *Sechszehnter* Bd. *Reuss — Sam.* 1833. 522 S. *Siebenzehnter* Bd. *San — Sel.* 1833. 527 S. *Achtzehnter* Bd. *Sem — St.* 1834. 513 S. *Neunzehnter* Bd. *Su — Unt.* 1834. 525 S. *Zwanzigster* Bd. *Unv — Wels.* 1834. 535 S. *Ein und zwanzigster* Bd. *Welt — Zz.* 1834. 530 S. (Jeder Band 2 Rthlr. 8 gGr.)

Wir schliefsen die Anzeige der neu erschienenen eilf Bände dieses mit grofser Sorgfalt und Genauigkeit fortgeführten Werkes an unsere frühere Anzeige derselben in diesen Blättern (Jahrg. 1833. Nr. 30.) an, indem wir uns auf unser früheres Urtheil hinsichtlich des Allgemeinen beziehen und nur bei wenigen einzelnen Artikeln einige specielle Bemerkungen uns erlauben:

Lemuel Lancet, wohl pseudonym. — *Carl Lang* ist schon seit mehreren Jahren verstorben. — *J. Gfr. Langermann* starb zu Berlin am 5. Septemb. 1832. — *Dominique Jean B. de Larrey*; hieher gehört ein Aufsatz von Christoph Euseb. Raschig: „Berichtigung einer Aeufserung Larrey's über Amputationsweise Kön. Sächs. Militärwundärzte", in der Dresdener Zeitschrift f. Natur- und Heilk. Bd. 2. S. 138. — *Carl Rud. Lechla* ist Amtsphysicus zu Altenberg in Sachsen; und ist geboren zu Geringswalde im Jahre 1806. — *Leonh. van Leeuwen*; der Vf der obstetricischen Schrift möchte wohl der Präses Ed. Sandifort seyn, vgl. Th. 5. S. 531. — *Jac. Gotthilf Leiblin*, Bergarzt an den Kön. Kohlenwerken bei Dresden. — *J. M. Leupoldt*; hier ist N. 1893 wohl zu streichen, es ist nichts anders als der falschgeschriebene Titel von N. 1892, allgemeine Geschichte der Heilkunde; dagegen würde dieses Vfs neuestes Werk: „die gesammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäfse Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft, für Aerzte und Nichtärzte", Erlangen, b. Palm, 1833. 8., zwei Theile einzuschalten seyn. — *Jer. Rud. Lichtenstädt*; die Einschiebung des Artikels 2171 b kann es zweifelhaft machen, ob die unmittelbar darauf folgenden 4 Aufsätze auch in Pierer's Annalen stehen, wie es in der That aber der Fall ist. — *Locher-Balber (Hans)* ist auch Vf. der „Grundzüge der Propädeutik zum Studium der Medicin." Zürich 1832. 8. — *F. Löhmann* lebt als Lehrer der Mathematik zu Dresden. — *W. G. Lohrmann* ist Oberinspector des mathematischen Salons daselbst, besonders durch seine Mondcharten bekannt.

Mahon (jeune) schrieb „*Recherches sur le siège et la nature des teignes.*" Paris, chez Baillière, 1829. 8.; hiernach ist der Titel (Bd. 12. S. 232) zu berichtigen, denn die Namen Lyon, Rouen, Dieppe, Elboeuf et Louviers gehören zu den Namen des Vfs., es sind nämlich die Orte, in welchen er für die Heilung des Kopfgrindes in den Spitälern angestellt ist; die Behandlung hält er aber geheim und das Traitement ist daher weder auf dem Titel, noch in dem Buche selbst zu finden. — *Mor. Gust. Martini* ist jetzt Irrenarzt an den Irrenanstalt zu Kloster Leubus in Schlesien. — *Heinr. v. Martius* ist gestorben. — *Jo. Tob. Mayer*; der Titel am N. 2258 mufs heifsen: Lehrbuch über die physische Astronomie u. s. w. — *J. Friedr. Meckel* starb am 31. Oct. 1833. — *Fried. L. Meifsner*; von den „Forschungen des 19. Jahrhunderts im Gebiete der Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten" ist auch der 4. bis 6. Band erschienen (Leipz. 1833.), welcher den Zeitraum 1826 — 1832 umfafst. — *Paul Franz Meifsner*; der Titel N. 2659 mufs heifsen: Die Arhometrie u. s. w. — *H. F. Meurer* jetzt Mitbesitzer der Marienapotheke in Dresden. — *Edward Milligan* war geboren zu Kirk-bean in Solway-Frith in Schottland, trieb Anfangs das Schuhmacherhandwerk in einer kleinen Stadt daselbst, und studirte, dieses Handwerkes überdrüssig, erst sehr spät in Edinburg; er starb im 50. Lebensjahre zu London, im December 1833. — *Mises*, ein Pseudonymus, ist Gust. Theod. Fechner, Prof. d. Physik in Leipzig. — *J. C. Mössler*; von dessen Handbuche der Gewächskunde giebt es eine zweite, von H. G. L. Reichenbach besorgte Ausgabe: Altona 1827. 29. 8. — *A. Moll*, die Uebersetzung von Angeli, „der junge Arzt am Krankenbette", ist nicht unmittelbar aus dem Italienischen, sondern aus der deutschen Uebersetzung, welche zu Leipzig 1823 her-

herauskam." — *C. Brandan Mollweide* ist gestorben. — *Joh. Müller*, gegenwärtig Professor in Berlin; zu den Schriften desselben nachzutragen: „Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen", 1. Bd. Coblenz (Hölscher) 1833. 8. — Muhammed Abdallah *Schani Sade*; hierher gehört als Nachricht über diese west-östliche medicinische Literatur: „*T. X. Bianchi notice sur le premier ouvrage d'anatomie et de médecine imprimé en turc a Constantinople en* 1820 *intitulé: Miroir des corps dans l'anatomie de l'homme*"; Paris, 1821. 8., mit türkischem Text und Abbildungen, Schani Sade ist der Sohn eines ehemaligen Hakim Baschi (Archiater) zu Constantinopel, legte seine Werke im Jahre der Flucht 1231 (nach Christus 1815—16) dem Sultan Mahmud vor, erhielt von diesem durch ein besonderes Khatti Scherif die Erlaubnifs zum Drucke dieses aus einem anatomischen, einem physiologischen und einem therapeutischen Theile bestehenden Buches, welches demzufolge zu Skutari i. J. d. Flucht 1235, oder nach Chr. 1820 gedruckt und mit Abbildungen versehen wurde. Es ist ein Werk von ungefähr 300 S. in Folio und 56 Abbildungen. — *Fried. Murer* ist *Fried. Meurer*, Apotheker zu Dresden, s. Bd. 13. S. 9. Nr. 34. — *Hermann* (nicht Anton H.) *Nasse*, N. 1201 ist hier zu streichen, da der Artikel richtiger unter N. 1203 wiederkehrt, es ist der Sohn von dem folgenden Friedr. Nasse; zu den Schriften des letztern ist nachzutragen: „Handbuch der speciellen Therapie", 2ten Bandes 1ste Abtheilung, Leipz. 1832. 8. und: „Anleitung zur Uebung angehender Aerzte in Krankheitsbeobachtungen und Beurtheilung", Bonn 1834. 8.

Vasm. Magd. Nieuhoff ars recte moriendi ist wohl nicht medicinisch. — *G. Just. F. Nöldecke*; das Citat der Allg. Med. Ann. zu N. 222 ist S. 349. — *C. Aug. Noack*, früher Repetent an der Thierarzneischule zu Dresden, jetzt Arzt daselbst. — *Nostis*, N. 156, ist Nostitz, jetzt in Ruhestand versetzt. — *Ed. Oehler* practicirte nie in Grimma, sondern erst in Leipzig, hernach in Crimmitzschau. — *J. G. Oetzmann* starb als Stadtchirurg zu Leipzig. — *G. H. Ohle* starb als Emeritus auf seinem Gute Moholz bei Weifsenberg am 17. April 1834. — *A. G. van Onsenoort*; nachzutragen: „*De militaire Chirurgie, geschiedkundig beschouwd en met betreking tot derselver uitoefening, zoo by de Land- en Zeemagt als in de koloniale dienst*" etc. Uitrecht, 1832. 8., VIII u. 136 S. mit des Vfs Bildnifs. — *F. W. Oppenheim*; nachzutragen: Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei." Hamburg 1833. 8., XII u. 143 S. — *J. W. Persch* ist gestorben.

Ph. Phoebus; nachzutragen: Ueber den Leichenbefund bei der orientalischen Cholera." Berlin 1833. 8. — *J. F. Pierer* ist 1832 gestorben. — *Ermen. Pini* schrieb *descrizione d'un mutilingua* etc. — *H. B. Plitt* jetzt Amtsphysicus zu Tharant. — *E. A. Poch* ist der schon unter N. 937 erwähnte Pech. — *Politowsky* nicht Politowskago, was eine Flexion des Namens ist. — *Carl Gottlob* (nicht *Gottlieb*) *Prinz* schrieb sein Programm „*de excolenda medicina veterinaria*" im J. 1824; nachzutragen ist seine Inauguraldissertation: „*De paralysi in animalibus domesticis observata.*" Lips. 1826. 4. 37 S.; das Progr. von *C. Glo. Kühn* enthält „*Additamenta ad elenchum medicorum veterum a I. A. Fabricio exhibitum*", P. 5.; Prinz ist geboren zu Dresden 1795, studirte erst zu Dresden, dann zu Alfort und besuchte auch die thierärztlichen Institute zu Kopenhagen, Edinburg, Glasgow, London, Paris und Wien; mehrere Aufsätze von ihm finden sich noch in den „Schriften der ökonomischen Gesellschaft" und amtliche Belehrungen über thierärztliche Gegenstände in der „neuen Sammlung Sächsischer Medicinalgesetze", Leipz. 1834. 8. — *J. Chr. C. Pröbsting* veranstaltete auch einen Abdruck der Foesius'schen Uebersetzung von *Hippocr. de aëre, aquis et locis*, Elberfeld, b. Büschler, 1834. 12. 48 S. — *C. T. V. G. Prunelle*; in N. 1517 ist zu lesen *renaissance*. — *F. A. B. Puchelt*, dessen System ist nunmehr beendigt in vier Bänden (Heidelberg, 1826—32), von welchen der zweite in zwei Abtheilungen erschien, der vierte (252 S.) blos Literatur und Register enthält. — *Ad. Quellengahr* ist der unter N. 983 aufgeführte Pellengahr. — *Ch. El. Const. von der Recke* ist am 17. April 1833 zu Dresden gestorben. — *Friedr. Reichel* ist nicht Arzt, sondern Besitzer einer Leihbibliothek zu Dresden.

Heinr. Robbi ist als Arzt in Rom gestorben. — *C. Gale Roederer*, jetzt Physicus zu Camenz in der Oberlausitz. — *I. Sauer de Essenis et Therapeutis* ist schwerlich eine medicinische Schrift, sie gehört zur Lehre früherer Philosophen und Asceten. — *Carl Christ. Schiemann*; sein Porträt wurde nach einem Gemälde von C. Bähr lithographirt von L. Zöllner in Dresden, 1833. Fol. — *E. Leop. Schippan* zu Flöha, nicht Flöra. — *Schön*, Stabsmedicus zu Dresden, ist gestorben. — *Schrag*, Vater von J. Leonh. und Ludw. Ed. Schrag, ist längst verstorben, eben so *A. W. Schreiber* und *Chr. Gotthilf Schreyer*. — *C. F. Schreyer* ist Physicus des Amtes Vogtsberg, zu welchem die Stadt Oelsnitz gehört, daher mit 855 eine Person. — *Gotthilf H. Schubert*, dessen „Briefe über das Studium der Medicin" erschienen, Leipzig, b. Weigel, 1805. IV u. 132 S. 8. — *Jo. Ed. Schwarzenberg* ist Amtsphysicus zu Mitweide im Erzgebirge. — *Seckendorff de capitis deminutione minima* ist wohl eine juristische Arbeit. — *B. Wilh. Seiler*; nachzutragen: „Beobachtungen ursprünglicher Bildungsfehler und gänzlichen Mangels der Augen." Dresden, b. Walther, 1833. Fol. VIII u. 66 S. u. 1 Kpftfl. und „zweite Nachricht über die Wirksamkeit der chir. med. Akademie", Dresden, 1834. 4. — *Romeo Seligmann* zu Wien; nachzutragen der zweite Theil zu der *Diss. de re medica Persarum*, Vienn. 1833. 8. und „Ueber drei höchst seltene Persische Handschriften, ein Bei-

Beitrag zur Literatur der orientalischen Arzneimittellehre." Wien, 1833. 8. — *C. A. Semler* ist gestorben. — *Jul. Sillig*, Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden, bearbeitete von N. 656 nur das *Carmen graecum anonymum*, welches der angeführten Ausgabe des *Macer Floridus* angehängt wurde. — *C. F. Sperber* ist Prosector an der Thierarzneischule zu Dresden. — *A. v. Steinbüchel scarabées égyptiennes* ist antiquarisch und gehört gar nicht hierher; der Vf. ist wohl der bekannte Custos an der Antiquitätensammlung zu Wien. — *F. Ad. A. Struve* ist nicht Arzt, sondern Besitzer der Salomonsapotheke zu Dresden. — *J. G. Studer* und *Ch. C. Stübel* sind gestorben.

Wie gering auch im Verhältnifs zu der grofsen Bogenzahl dieser acht Bände unsere Bemerkungen ausgefallen sind, so glauben wir doch für das Werk selbst in so fern dadurch nützlich gearbeitet zu haben, als nur die gröfste Vollständigkeit und Sicherheit solchen Sammlungen Werth verleihen kann. So wird das Callisen'sche Werk ein gutes Repertorium für den Praktiker seyn, um bei wichtigen Vorkommnissen sich Belehrung über früher schon darüber Geschriebenes zu verschaffen; es wird ein Erinnerungsmittel gewähren, durch welches mancher gute frühere Aufsatz, manche ältere Schrift, manches merkwürdige Ereignifs der sonst unvermeidlichen Vergessenheit entrissen werden wird. Dies ist um so wichtiger, als das Lexicon sich auch über die ältere Journalistik der Medicin gleichmäfsig erstreckt, folglich über eine Zeit, in welcher man nicht so schnellfingerig und leichtfertig mit Abfassung eines Journalaufsatzes war, als jetzt, ja wo selbst noch ein nützliches Geschäft seyn konnte, medicinische Zeitschriften zu lesen.

Neunzehnter Band: *F. Gabr. Sulzer* ist gestorben. — *C. F. Bd. Suttinger* gebürtig aus Lübben in der Niederlausitz; auch erschien dessen Inauguraldissertation *de angina polyposa* nicht 1810 sondern am 13. Junius 1800. — *A. M. Tauscher*, war früher Hauslehrer in Curland, durchreiste sodann die kirgisischen Steppen in naturhistorischer Hinsicht und lebt gegenwärtig in Dresden. — *Chr. Ehr. Seifert von Tennecker* ist weder Oberpferdearzt noch Lehrer an der Thierarzneischule. — *J. Gli. Thierfelder* ist Stadtphysicus zu Meifsen. — *Wilh. Gli. Tilesius*; bei dem Aufsatze über die (in Dresden selbst nicht einmal dem Namen nach bekannte) in Dresden angeblich endemisch herrschende Krankheit, der Dresdener Auswischer, ist zu bemerken, dafs die dazu gehörige colorirte Abbildung das Gesicht des Vfs. seyn soll. — *Töchon d'Anneci, sur les pierres antiques, qui servaient de cachets* etc. — *Carl Friedr. Trautzsch*, Amtsphysicus zu Grünhain im Sächs. Erzgebirge. — *Jo. Barthol. Trommsdorff*; zu bemerken ist noch die zu seinem Jubiläum am 1. Octob 1834 geschlagene Medaille mit seinem Bildnisse. *Heinr. Gli. Tzschirner* ist gestorben.

Zwanzigster Band: *Nicol. Abr. Ursin*, gegenwärtig in Helsingfors. — *Vordoni*, in dem Titel der Schrift 1598 mufs ein Wort fehlen. — *C. Franz Chr. Wagner*, *progr. de Egeriae fonte et specu* ist wohl mit Unrecht hier eingeschlichen, da nicht von der Quelle zu Eger, sondern von der der Egeria zu Rom die Rede ist. — *Sam. Friedr. Günther Wahl* ist gestorben. — *Friedr. Gli. Welcker*, hier fehlt der Aufsatz: „Chiron der Phillyride" in der Allgem. Schulzeitg. 1831. Abth. 2. N. 99.

Einundzwanzigster Band: *Gfr. Traug. Wenzel* lebt nicht mehr. — *Jo. Adolph Ludw. Werner*, gegenwärtig Privatlehrer der Gymnastik zu Dresden. — *Wilh. Ed. Wimmer*, gegenwärtig Amtsphysicus zu Frauenstein im Sächs. Erzgebirge. — *Sam. Reinhold von Winckler*, dessen Dissertation führt wohl den Titel: *de variis Aesthionum* (nicht *Aethiopum*) *medicamentorum generibus*. — *J. C. Wüstefeld*; das in der Biographie erwähnte *Hagiopolis* ist nichts weiter als Heiligenstadt an der Leine. — *F. X. Casim. Zimmermann*, geb. zu Burdscheid bei Aachen. — *Zuzorini* ist der schon Bd. 3. S. 388 erwähnte Buzorini.

Ein mit eben solchem Fleifse, aber auch mit hinlänglicher Bekanntschaft der alten Geschichte und Literatur der Medicin durchgeführtes lexicographisches Werk über die verstorbenen Aerzte würde höchst willkommen seyn, da Kestner's Lexicon (Jena 1740. 4.) jetzt veraltet und unvollständig, die *Biographie médicale* (Paris 1820—25. 8.) zu ungleich und unzuverlässig, *Dezeimeris* kaum erst angefangen und sehr unvollständig ist. Der Vf. des eben angezeigten Lexicons gab in der Vorrede zum ersten Theile das Versprechen eines solchen biographischen Werkes, und dazu möchten wir das Quartformat und den raumsparenden und eleganten Druck des Ebert'schen Lexicons vorschlagen. Kaum ist etwas störender für den Gebrauch eines solchen Werkes, als das Zersplittern desselben in viele kleine Bändchen.

Aufser dem Nutzen, welchen Geschichte und Biographie der Medicin aus diesem Schriftstellerlexicon ziehen können, ist es auch für die wissenschaftliche Bearbeitung der praktischen Medicin brauchbar, und wenn es auf der einen Seite lehrt, wie so Vieles in der Medicin Gedachte und Geschriebene völlig spurlos vorüber- und zu Grunde geht, wie so gar gering daher und unsicher der Ruhm medicinischer Schriftstellerei sey, so dient es auf der andern Seite bei öfterem Durchblättern selbst als Ideenmagazin, als eine Fundgrube, aus welcher der gewandte Schriftsteller zahllose neue Aufsätze und neue Bücher zu Tage fördern kann, so dafs auch von ihm gesagt werden möchte: „das Lexicon sich immer mufs neu gebären." Schreibe- und Druckfehler sind uns in diesen letzten Bänden verhältnifsmäfsig wenig, aber doch mehr noch aufgestofsen, als in den frühern, doch sind es meistens leicht zu verbessernde, den Sinn wenig störende.

Choulant.

Kö-

KÖNIGSBERG, b. Borntträger: *Symbola ad curationem phthiseos emendandam.* Commentatio, qua Viro perillustri *Christoph. Guilielmo Hufeland* Doctoratus in Medicina impetrati semisecularia gratulatur Universitas literarum Regimontana, interprete *Ludovico Guilielmo Saehs* facultatis medicae h. t. Decano. 1833. 24 S. 4. (8 gGr.)

Mit Recht rügt unser Vf. in dieser kleinen, aber geistvoll geschriebenen Gratulationsschrift, dafs wir durch *Laennec's*, übrigens und besonders in diagnostischer Hinsicht nicht genug zu schätzende, Untersuchungen über die Tuberkelbildung und Erweichung bei der Phthisis in der Erkenntnifs des Wesens und der Heilung dieser Krankheit noch so geringe Fortschritte gemacht haben. Wie diese Tuberkeln entstehen, was sie sind, auf welche Weise sie sich erweichen, wie ihre Entstehung und ihre Erweichung verhütet werden könne, diefs sind Fragen, über welche uns jene schätzbaren Untersuchungen noch ganz in Ungewifsheit lassen. Hoffentlich werden uns allgemeine Pathologie und Therapie, diese unentbehrlichen Stützen der Heilkunde, einst darüber nähere Aufschlüsse geben. Auch darin sind wir mit dem Vf. einverstanden, dafs man bei der Erweichung das Vorhandenseyn eines Entzündungsprocesses annehmen müsse, nur scheint uns mit dieser Annahme nicht viel gewonnen, so lange uns noch die Einsicht in das Wesen dieses Processes abgeht. So viel scheint doch ausgemacht, dafs es ein Proceſs eigner Art und dafs die Tuberkel-Erweichung eine Vereiterung eigener Art ist, wenn sie anders eine ist, nicht eine Vereiterung, wie sie auf Verwundungen der Lungen folgt?

Unter die bedeutenden Hindernisse, welche der Heilung dieser Krankheit entgegenstehen, rechnet der Vf. die lebhafte und nicht selten vermehrte Eſslust, welcher dergleichen Kranke häufig bis zum Tode unterworfen sind. Weit entfernt, den Consumtionsproceſs zu beschränken, trägt sie vielmehr dazu bei, diesen zu beschleunigen und den Grad der Krankheit zu vermehren. Lungen und Magen erhielten Zweige von gleichen Nerven, dem Sympathicus und Vagus; schon im gesunden Zustande werde der Respirationsproceſs durch Ueberfüllung des Magens erschwert, in der Phthisis aber leide offenbar das Nervensystem an erhöhter Erregbarkeit mit verminderter Energie, daher werden auch durch Anfüllung des Magens mit Speisen die Respirationsbeschwerden in dieser Krankheit vermehrt, die krankhafte Reizung des Blutes gesteigert, Fieberbewegungen erzeugt, der Entzündungsproceſs angefacht, der Digestionsproceſs aber gestört und der Grund zu einer fehlerhaften Sanguification gelegt.

Gestützt auf diese Gründe, läfst der Vf. seine phthisischen Kranken nie satt essen, sondern erlaubt ihnen nur zuweilen, etwa alle zwei Stunden, eine kleine Quantität leicht verdaulicher Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, so dafs weder zu grofser Hunger noch vollkommene Sättigung eintritt, ein mäfsiges Verlangen nach Speise und das Gefühl der Leichtigkeit im ganzen Organismus unterhalten wird. Die wohlthätigen Folgen dieses einfachen diätetischen Verfahrens sind, dafs 1) die chronische Entzündung beschränkt und der quälende Husten seltener und leichter wird; 2) dafs das schon vorhandene Eiter resorbirt und dadurch das Fortschreiten der Entzündung verhindert wird; 3) dafs sich das hektische Fieber, besonders aber dessen Exacerbation nach dem Essen vermindert; 4) dafs die Abmagerung nicht so schnelle Fortschritte macht, ja in glücklichem Falle selbst Zunahme an Kräften und Masse erfolgt; 5) dafs die colliquativen Ausscheidungen durch Haut und Darmkanal verhütet oder wenigstens beschränkt werden, und dafs endlich 6) mehr Nachtruhe eintritt und die Anwendung des Opiums seltener nöthig wird.

Der Vf. vermeint durch dieses diätetische Verfahren keinesweges die wirkliche Phthisis heilen zu können, hält es aber doch für einen grofsen Gewinn, dadurch das Leben in dieser unheilbaren Krankheit fristen, die Schmerzen lindern und überhaupt den traurigen Zustand des Kranken erträglicher machen zu können. Wir unseres Theils aber finden seinen Vorschlag aller Beachtung werth, und so geringfügig er auch scheinen möge, so dünkt er uns doch wichtiger, als manches neue Mittel, was gegen diese Krankheit empfohlen worden ist. Sollte man nicht überhaupt dadurch, dafs man bei derselben dem Assimilations- und Sanguifications-Proceſs eine andere Richtung zu geben suchte, indem man den Kranken auf eine einseitige differente Nahrung setzte, eine Reconstruction des tuberculosen Bildungsprocesses zu bewirken vermögen? Man denke an die gelungenen Curen durch Milchdiät, Molkencuren, thierisches Fett, namentlich das alte Volksmittel: Hundefett, Gurkensaft. Rec. beobachtete selbst eine Kranke, die bei erblicher Anlage zur Lungenschwindsucht und nach mehrmaligen nicht unbedeutenden Anfällen von Bluthusten sich von der anfangenden Phthisis dadurch befreite, dafs sie sich im somnambulen Zustande, nebst öfteren reichlichen Aderlässen, ein blofses stark saturirtes Zuckerwasser mit Zitronensäure als *einziges* Nahrungsmittel verordnete, und diese Cur mehrere Monate lang beharrlich fortsetzte. Dergleichen Curen eignen sich indessen vorläufig nur zu Versuchen in Krankenhäusern, indem sie in der Privatpraxis selten consequent durchzuführen sind.

Hbm.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

MEDICIN.

Hannover, im Verl. d. Hahn. Hofbuchh.: *Ueber die Homöopathie* von Dr. *Johann Stieglitz*, K. Hannoverschen (m) Obermedicinalrath (e) und Leibarzt (e). 1835. 223 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Der eben so scharfsinnige Forscher als tüchtige praktische Arzt *Stieglitz* giebt in vorliegender Schrift eine Beurtheilung der wesentlichen Lehrsätze *Hahnemann's*. Da nun der Streit zwischen der alten und neuen medicinischen Schule schon längst nicht mehr einzig die Angelegenheit der Männer vom Fache, sondern hauptsächlich der Laien ist, und von diesen mit seltner Animosität für die Homöopathie selbst in Ständeversammlungen gekämpft wird; so wird Rec. in diesen dem *wissenschaftlichen* Publikum gewidmeten Blättern den Gang der *Stieglitz*'schen Untersuchung mittheilen und dadurch gewifs Manchen zum Lesen der interessanten Schrift anregen.

I. Der erste der vier wesentlichen Lehrsätze *H's* fordert von dem homöopathischen Arzte, dafs er vollständig und genau auffasse, was ihm bei jedem Kranken in die Sinne fällt und der Leidende von seinen inneren Empfindungen ihm angiebt; allein den Zusammenhang der aufgefundenen Erscheinungen zu erforschen, ist streng verboten. Hierin unterscheidet sich die rationelle Medicin hauptsächlich von der Homöopathie, da auf diesen Erforschungen der seit mehreren 1000 Jahren trotz aller verschiedenen Theorien feststehende Heilungssatz: *Tolle causam*, basirt ist. Die alte Medicin verwirft auch nicht die durch die Fortschritte der Wissenschaften erlangten Untersuchungsmittel, die chemischen Reagentien, die Forschungen mit dem Hörrohre u. s. w., auf welche die neuere Schule auch nicht die geringste Rücksicht nimmt. Indessen hat das Mifslingen der Heilungen bedeutender chronischer Krankheiten den Stifter der Homöopathie an den genannten alten Erfahrungssatz erinnert und so entstand vor einigen Jahren seine Psoratheorie.

II. Ein Homöopath, der eine Krankheit zu heilen unternimmt, hat einerseits sich ihre Symptome auf die oben vorgeschriebene Weise zu vergegenwärtigen, andrerseits aber zu ermitteln und zur Gewifsheit zu erheben, welcher Arzneistoff Gesunden gereicht, ähnliche Erscheinungen bewirkt, als jener Krankheit eigen sind. — Auf welche Weise die Homöopathen Beobachtungen über die Wirkung der Gesunden gegebenen Arzneimittel machen, und welche Folgerungen sie aus den zusammengewürfelten Aussagen verschiedener, oft nicht einen Begriff von Beobachten besitzender Prüfungssubjecte ziehen, geht aus den 6 Bänden der reinen Arzneimittellehre *H's.* und verschiedenen Journalaufsätzen zur Genüge hervor. Es zeigt der Vf., wie unnütz dergleichen Prüfungen für die Behandlung Kranker sind, und erinnert, dafs selbst gerichtliche Untersuchungen über die Zeichen von Vergiftungen gesunder Individuen uns bei Behandlung von Kranken mit denselben Arzneistoffen keine gröfsere Sicherheit gewähren, als wir in Hinsicht auf Anwendung nur an Kranken geprüfter Arzneimittel besitzen. Rec. macht noch auf die Verschiedenheit der Wirkung mancher Mittel, besonders des Opiums, bei Gesunden und Kranken aufmerksam. In wie vielen Fällen können Kranke 10- ja 30mal mehr Opium als Gesunde vertragen! — Den Homöopathen leistet das Mittel seine Wunderwirkungen, gleichviel, ob es mit den Nerven des Magens, der Haut oder einem Nasenloche in flüchtige Berührung gesetzt wird. — Die nach *Hahnemann's* Schriften zusammengestellten Erfordernisse eines homöopathischen Arztes bestehen nach dem Vf.: „Von einem, der sich anheischig macht, nach homöopathischen Lehren und Vorschriften Krankheiten schnell, sicher und sanft zu heilen, ist nur zu fordern, dafs er lesen und schreiben kann, nicht so blödsinnig ist, um nicht bis zu 3, bis 6, vielleicht noch weiter, wenn man will, zählen zu können und nicht so schwach von Geist, um nicht die oben aufliegende, in die Sinne fallende und mit leicht verständlichen Worten zu bezeichnende Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit zweier Gegenständg erkennen oder unterscheiden zu können. Er hat blos die Gefühle und Aeufserungen des Kranken oder die Erzählung seiner Wärter und seine eigenen Wahrnehmungen über jede einzelne Krankheit genau niederzuschreiben und diese Einzelnheiten mit denen zu vergleichen, die sich ergeben, wenn Gesunde den Arzneistoff auf sich einwirken liefsen, worüber die *Hahnemann*'sche reine Arzneimittellehre ja hinlänglich Belehrung giebt, welche er erforderlichen Falls ohne Schwierigkeit noch erweitern kann. Die Uebereinstimmung oder Abweichung, die hier so leicht und unfehlbar zu bemerken ist, reicht dann hin, um ihm volle, entscheidende Gewifsheit und Anweisung zu geben, ob diesem Kranken eine bestimmte Arznei hülfreich oder unnütz seyn werde. Es wird kein weiteres Beobachten und Urtheilen dazu in Anspruch genommen, als festsetzen zu können, ob ein Kranker Kopfschmerzen, Leibesverstopfung oder Durchfall hat, an Mattigkeit, Verstimmung des Gemüths leidet, oder welche

che sonstige krankhafte Erscheinungen der Art sich darstellen; allerdings sammt allen ihren in die Sinne fallenden Nüancen. Der Arzt vergleicht dann damit, was gedruckte oder geschriebene Blätter über die Symptome lehren, welche Gesunden gegebene Arzneistoffe erregten: ob sie das ausdrücken und bezeichnen, was der Kranke klagt oder er selbst an ihm sinnlich bemerkt. Die zu treffende Auswahl des passenden Heilmittels ist, wie man sieht, blos eine einfache Rechnungsaufgabe." — Schul- und Universitätsstudien sind ihm gleich unnütz, er braucht ja nicht zu wissen, dafs es einen Magen, eine Leber u. s. w. giebt, wo sie liegen, wie sie beschaffen sind und was sie zu verrichten haben. Wozu soll er sich mit dem Erlernen der Anatomie, Physiologie und Pathologie quälen? Die ihm nöthige Chemie und Pharmacie kann er von jedem Stofser aus einer Apotheke erlernen und dieser würde, besonders was die Bereitung, Mischung und Dispensation der Pulver betrifft, mit mehr als gewöhnlich bei Homöopathen zu findender Genauigkeit zu arbeiten lehren. — Die potenzirten Arzneistoffe wirken, wenn sie in geeigneten Fällen, selbst bei eingewurzelten Krankheiten gegeben werden, so bedeutend, dafs sie diese mit der Wurzel ausrotten und aus dem Körper schaffen — ihre Arzneisymptome verschwinden dagegen von selbst oder durch Riechen an einem Gegenmittel, das meistens aus Kampher besteht. Auf diesen, freilich nicht in der Erfahrung begründeten Satz, gegen den der gewöhnliche gesunde Menschenverstand einwenden mufs: Wie kommt es, dafs eine seit langer Zeit eingenistete Krankheitsaffection sich sogleich durch die flüchtige Arzneieinwirkung verdrängen läfst?, stützt sich die Unfehlbarkeit der homöopathischen Heilungen, die mit Posaunentönen von gleichgesinnten Aerzten und Nichtärzten verkündet werden. Selbst die Krankheiten der Thiere, besonders der Hunde, Pferde und des Rinviehs entfernen sich schnell nach der Einwirkung der geeigneten Heilstoffe. (Die öffentlich bekannt gemachten Versuche in der Thierarzneischule zu Berlin zeugen freilich vom Gegentheile. Einer der jüngsten Jünger *Hahnemann's* giebt seinen ermatteten Pferden einige Streukügelchen mit Arnicatinctur befeuchtet und siehe — die Pferde bekommen neuen Muth und laufen, als wenn sie durch Fressen und Saufen gestärkt wären. Selbst die Jagdliebhaber seiner Bekanntschaft erholen sich schnell durch Riechen an dergleichen Streukügelchen und setzen unaufhörlich die Jagd fort. *Quod bene notandum* für die resp. Kriegminister und Feldherren! Die Beobachtungsgabe mufs sich nach Erlernung der Homöopathie gewaltig schärfen, denn noch vor wenigen Jahren, als derselbe Arzt noch allöopathisch behandelte, stopfte er nach einer schweren Entbindung die Vagina einer Dame mit Charpie und Bals. peruv. n. aus und rief einen Operateur hinzu, um den vermeintlichen Dammrifs [die erschlaffte u. erweiterte Vagina] zusammen zu nähen! Rec.). — „Sind alle Symptome getilgt, so ist *jeder Zeit* die Krankheit auch in ihrem Innern geheilt. Unverständig leugnet dies die alte Schule!" sagt *Hahnemann* noch im J. 1833, obschon er zu der Zeit die versteckte Psora erkannte und auf die Lehre der alten unverständigen Schule zurückgekommen war. Glaubt er die Epilepsie, Gicht, das Wechselfieber u. s. w. geheilt zu haben, wenn er das indifferenteste Mittel bald nach einem Anfalle gab und nun alle Zeichen von Krankheit verschwunden sind? Die von *H.* verheifsene, immer günstigen Erfolg gewährende Behandlung der Wasserscheu hält der Vf. für homöopathische Dichtung und gewifs noch nie in der Wirklichkeit erprobt. *H.* mufste die Fälle nahmhaft machen und constatiren, dafs sie an Wasserscheu gelitten hatten. So lange *H.* seinen Wohnort in Köthen hatte, kam daselbst und in der Umgegend nur Ein Fall von Wasserscheu vor, den *H.* aber nicht behandelte.

III. Der dritte Hauptsatz lehrt, jeden Arzneistoff nur in der möglichst kleinsten und seltensten Gabe zu reichen. Ohne diesen Lehrsatz wären, wie *St.* meint, wohl mehrere Aerzte Homöopathen geworden, da er dem gesunden Menschenverstande doch gar zu sehr entgegen und in zu grellem Widerspruche mit dem klarsten physischen, chemischen und medicinischen Wissen ist, um nicht mehr als stutzig zu machen. „Ihn und mit ihm die ganze homöopathische Heilmethode zu verwerfen, wird keiner anstehen, der sich auch nur die oberflächlichste ärztlichste Einsicht erworben hat, wenn seine Urtheilskraft nicht gar zu schwach ist, oder er sich nicht gewöhnt hat, sich vorzugsweise verkehrten und schwärmerischen Ansichten hinzugeben." Hieraus geht auch hervor, welche Subjecte Convertiten geworden sind und, zur Ehre der Aerzte, wie gering ihre Zahl ist. Den Grund zu solchen scharfen Aussprüchen liefert die Zusammenstellung der *H*'schen Ansichten über diesen Lehrsatz und des Vfs kritische Beleuchtung. — Die Gabe des homöopathischen Mittels kann nie so klein bereitet werden, dafs sie nicht noch stärker als die natürliche Krankheit wäre, deshalb läfst *H.* bei sehr aufregbaren und schwachen Kranken, wo eine Arznei dringend angezeigt ist, den Kranken mit einem Nasenloche an ein mit dem Arzneistoffe befeuchtetes, in einem Glase befindliches Streukügelchen einen augenblicklichen Athemzug thun, wovon die Wirkung eben so lange verhält als von substantiellen Einnahmegaben. Selbst Personen, die den Geruchssinn durch Krankheit verloren, ja ohne diesen geboren sind, haben gleiche Hülfe zu erwarten, als die mit dem feinsten Geruchssinne begabten. Vorzüglich in Dunstgestalt, durch Riechen und Einziehen des stets ausströmenden Arzneidunstes eines mit hoher Kraftentwickelung (die Arzneisubstanz wird durch den Proceſs des Reibens und Schüttelns aus ihrem Scheintode erweckt und ihre Kraft entwickelt, die bis in das Unendliche erhöht werden kann, weshalb man mit dem Reiben und Schütteln in Schranken bleiben mufs) einer Arzneiflüssigkeit benetzten Streukügelchens, welches trocken in einem kleinen Fläschchen liegt, wirken die ho-

homöopathischen Mittel am sichersten und stärksten. Ein Streukügelchen, wovon 10—20—106 einen Gran wiegen (welche Unbestimmtheit bei so vieler Kleinlichkeit!), mit der 30 potenzirten Verdünnung befeuchtet und dann getroeknet, behält zu diesem Behufe seine volle Kraft, wenigstens 18—20 Jahre (so weit reichen *H's* Erfahrungen) *unverändert*, gesetzt auch, dafs das Fläschchen tausendmal geöffnet worden wäre, wenn es nur vor Hitze und Sonnenlicht verwahrt wird! — Durch das homöopathische Schütteln und Reiben geschieht eine wundervolle Umänderung in den Naturkörpern, die sich sogar den chemischen Gesetzen entziehen — und, wenn sie unauflöslich waren, löslich werden. — Der Vf. veranlafste den erfahrnen Chemiker, den Oberbergcommissär *Brande*, diese Behauptung zu prüfen. Das in der Schrift mitgetheilte Verfahren zeigt das Grundlose dieser grofsen Entdeckung *H's*.

IV. Im J. 1828 erklärte *H.*: „Die Curen aller unvenerischen, beträchtlichen Krankheiten, selbst wenn sie genau nach den Lehren der bisher bekannten homöopathischen Kunst geführt worden waren, verhielten sich folgendermafsen: *ihr Anfang war erfreulich, die Fortsetzung minder günstig*, der Ausgang hoffnungslos!" — und doch verkündeten *H.* und seine Nachbeter, ob als Betrüger oder schlechte Beobachter?, die Untrüglichkeit der homöopathischen Behandlung und deren glänzende Erfolge in chronischen Krankheiten durch Wort und Schrift! *Hahnemann* mufste für ein neues Phantom oder vielmehr Spielzeug für seine Jünger sorgen und er warf ihnen die Krätztheorie hin! Wie merkwürdig die apodictischen Behauptungen *H's* sind, geht aus einzelnen hier folgenden, durch den Vf. in gröfserer Auswahl, die sich doch noch leicht vermehren liefs, mitgetheilten Sätzen hervor: „Personen, die nicht psorisch sind, leiden von Zugluft oder feuchter Kälte, wenn sie auch nicht angenehm ist, keine Verkältung, keine Nachbeschwerde; deshalb tragen Sumpfausdünstungen so viel bei, die latente Psora frei zu machen und nur durch fast durchgängige Anwendung antipsorischer Curart wird man dahin gelangen, das Mörderische der feuchten Climata zu heben und sie in erträgliche bewohnbare Gegenden umzuwandeln!" also wer sich erkältet ist ein Krätziger. „Ich habe weder in meiner Praxis, noch in irgend einem Irrenhause, je einen Melancholischen, einen Wahnsinnigen oder Wüthigen angetroffen, bei dessen Krankheit nicht Psora zum Grunde gelegen hätte, obwohl zuweilen, doch selten mit Syphilis complicirt;" seit der Krätzentdeckung und wohl auch schon mehrere Jahre vorher besuchte *H.* kein Irrenhaus. Rec. „Das Abortiren hat fast einzig in der Psora seinen Grund. Die unrichtige Lage des Kindes, sonstige gefährliche, auch wohl tödtliche Zustände bei und nach dem Niederkommen sind durch Antipsorica zu vermeiden!" Frägt man *H.* nach den charakteristischen Zeichen der latenten Psora, so entwindet er sich durch Gemeinsprüche und vermeintliche Erfahrungssätze, wie die obigen und sagt endlich, dafs aufser der grofsen Schaar der chronischen Krankheiten, selbst die epidemischen und sporadischen Fieber, so wie die miasmatischen acuten Krankheiten krätziger Natur sind, wenn sie nicht bald rein und unverweilt in Genesung übergehen, einer antipsorischen Nachhülfe bedürfen. Wer also die vielen unvollkommenen Heilungen sah und noch sieht, wundre sich nur über die gewaltige Verbreitung der Psora! Der Vf. giebt hierüber folgendes Urtheil: „Diese Behauptungen richten sich selbst; sie blos zu lesen, reicht hin, um sie zu verwerfen und über den, welcher sie der Welt als grofse Wahrheiten aufdringen will, ein Urtheil zu fällen, das auszusprechen ich gern für unnöthig erachte, da die Wahl von Worten, welche die Schicklichkeit zu gebrauchen erlaubt, in nicht geringe Verlegenheit setzen würde. Der Sachverständige, der Erfahrne, welcher ausführlichere Erörterungen und Widerlegungen Andrer bedarf, um sich hier gegen *Hahnemann* zu erklären, der ist wahrhaftig eines solchen Aufwandes von Bemühungen nicht werth und schwerlich fähig, sich durch ein noch so grofses Uebergewicht von Gründen für oder gegen eine Meinung bestimmen zu lassen."

In den *Schlufsbemerkungen* versichert unser Vf. und mit ihm gewifs Viele, dafs zwischen Homöo- und Allöopathie kein Frieden zu stiften, keine Vermittelung einzuleiten ist. „Den Streit wird nur die Zeit schlichten und endigen. Im Laufe derselben, früher oder später, siegten in der Medicin noch immer Vernunft und Wahrheit und behielten die Oberhand gegen Schwärmerei und Aberglauben, Irrthum und Sophisterei." — Ueber die Versuche mit Arzneistoffen an Gesunden, besonders Homöopathen sagt der Vf. sehr viel Beherzigendes und verweist auf die des Dr. *Seidlitz* in St. Petersburg, die die Unwirksamkeit der arzneilichen und scheinbare Einwirkung nicht arzneilicher Streukügelchen bewiesen. *St.* schlägt vor, solche Versuche im Grofsen anzustellen, und eine aus beiden Parteien zusammengesetzte Commission darüber entscheiden zu lassen. „Haben die Homöopathen hierzu die Einwirkung und Unterstützung des Staats nöthig, so wird es würdiger seyn, sich deswegen mit einer Petition an dessen Minister und Stände zu wenden, als wegen des so höchst verdächtigen Selbstdispensirens der Arzneien." — Das Nachexperimentiren an Kranken geschah ebenfalls im Grofsen in Rufsland und die aus den Acten gezogenen homöopathischen Heilversuche und Resultate, welche *Seidlitz* in *Hecker's* Annalen 1833. 3. mittheilt, berechtigen zu dem Urtheile, *dafs die Homöopathie weniger schnell, unsicherer und mit geringerer Dauer als die Allöopathie geheilt habe.* Recht Schade ist, dafs die Resultate der *Marenzeller*'schen Heilversuche in Wien nicht bekannt gemacht wurden; obschon man aus dem danach erfolgten Verbote der Anwendung der Homöopathie in den österreichischen Staaten auf den Erfolg schliefsen kann. — Ferner unternimmt der Vf. eine Beleuchtung der Jahrbücher der homöopathischen Heil- und Lehranstalt zu Leipzig, die Rec., welcher

schon

schon in den *Hecker*'scher Annalen über diese Schriften urtheilte, übergeht. Die Versuche in Stuttgart, die Krätze durch homöopathische Aerzte heilen zu lassen, ergaben ein dieser Heilmethode ungünstiges Resultat, obschon die Aerzte manches Allöopathische mit anwendeten. *Friedheim's* Erfahrungen über die Homöopathie und die Nichtigkeit der diagnostischen und prognostischen Aussprüche der Berliner homöopathischen Aerzte kannte der Vf. wahrscheinlich noch nicht. Wer constatirte Thatsachen über den Erfolg oder vielmehr Nichterfolg der neuen Heilmethode kennen lernen will, darf diese Schrift nicht ungelesen lassen *).

Dafs bei der grofsen Masse der durch Homöopathie behandelten Kranken manche auffallende Heilungen und Besserungen geschehen, beruht auf der allgewaltigen *vis naturae medicatrix*, die durch Nervencindrücke (das Auffallende in der homöopathischen Behandlung, die gegebenen Versicherungen der bevorstehenden Heilung), oft auch durch Aufhören des vielen Medicinirens verstärkt und erweckt wird. Viele werden aber auch als geheilt aufgeführt, die es nicht sind. „Wer zur Medicinal-Polizei eines grofsen oder kleinen Staates in irgend einer Beziehung steht, ja, wer nur von den Vorfällen, mit denen sie sich so oft zu beschäftigen hat, sich unterrichtet, weifs, dafs kein ärztlicher Pfuscher, der auftritt, kein Kuhhirt, kein altes Bauernweib, das sich anmafst, innere und äufsere Uebel durch den Besitz von einigen Geheimmitteln zu heilen, vortheilhafter Zeugnisse ermangelt. Es wird durch Documente und beglaubigte Aussagen jedes Mal dargethan, dafs verschiedene Personen durch sie zur Genesung wieder gelangt sind, nachdem sie bei Aerzten und Wundärzten lange Zeit hindurch vergeblich Hülfe gesucht hatten." — Indessen behauptet schon *Benjamin Rush*, dafs die Kranken der Quacksalber noch mehr lügen, als diese selbst. — Heut zu Tage sind die homöopathisch behandelten Kranken die Schildträger, Mitkämpfer, wärmsten Verfechter der Homöopathie, die vor Allem sich angelegen seyn lassen, ihren Anhang zu vermehren, jeden Kranken ihrer Bekanntschaft durch Mittel aller Art, selbst oft sehr zudringliche und unschickliche, (Rec. kam es vor, dafs ein hoher Staatsbeamter den Aeltern eines kranken Kindes versicherte, das Kind leide an einer durch allöopathische Behandlung hervorgerufenen höchst gefährlichen Krankheit, die ein Allöopath nie, wohl eher der berühmteste Homöopath *H.* heilen könne. Nach fruchtloser 6 wöchentlicher Behandlung *H's* wurde das Kind doch noch allöopathisch gerettet) für die Homöopathie zu gewinnen. „Wer," sagt der Vf. und Rec., der in der Nähe des grofsen *H.* lebte, „kann die auf gewissenhafte Beobachtungen beruhende Schilderung bestätigen", sich mit vielen homöopathisch Behandelten unterhält, oder sie beobachtet, findet noch jetzt die Aussage *H's* (der homöopathischen Cur erfreulichen Anfang, ungünstige Fortsetzung und hoffnungslosen Ausgang) bestätigt. Sie preisen oft, wie schnell ein einzelner Zufall, etwa Magenschmerz, auf den Gebrauch homöopathischer Mittel für immer oder auf eine kürzere oder längere Zeit gewichen sey. Das Wesentliche ihrer Krankheit blieb unverändert oder es traten bald andere, oft selbst heftigere Symptome ein. Sie zweifeln jedoch nicht, auch an ihrer Person habe sich die Kraft und Wahrheit der neuen Lehre wunderbar erwiesen und erprobt. Nach wie vor bleiben sie krank und sind fortwährend in der Nothwendigkeit, ärztliche Hülfe zu suchen. Der Glaube an Homöopathie, der Abscheu vor Allöopathie hat sich ihrer indefs untilgbar bemächtigt. Jahre hindurch fahren sie unvermindert fort, *Pülverchen* und Streukügelchen zu nehmen oder an letzteren zu riechen. Keine Fortdauer ihrer Uebel, keine Erhöhung derselben erschüttert ihren Glauben. Bei einigen zeigt sich zu Zeiten endlich die Naturhülfe thätig und bewirkt Heilung. Das Publikum sollte, um ein richtiges Urtheil zu fällen, seine Aufmerksamkeit darauf richten, wie ernsthaft Erkrankte, die nicht den Entschlufs fassen, sich wieder zur Allöopathie hinzuwenden, die mit homöopathischen Aerzten angeknüpfte und unterhaltene Verbindung meist nie wieder aufzuheben im Stande sind und so selten dahin gelangen, ihres Beistandes nicht mehr zu bedürfen. (Einem viel über Krankheitsgefühle klagenden, sich vor allen Schädlichkeiten ängstlich hütenden, homöopathischen Enragé, der lange Zeit von *H.* behandelt worden war und in jeder Gesellschaft die Untrüglichkeit der neuen Heilmethode mit Eifer anpries, wurde erwidert, dafs man bei ihm doch die schnelle Wirkung der angepriesenen Heilmethode nicht sehen könne, da er ja unausgesetzt seit Jahren damit behandelt würde.) Spricht das für das Vermögen der Homöopathie, grofse chronische Krankheiten zu heilen? Müssen die homöopathischen Aerzte nicht endlich zugeben und den Rath ertheilen, dafs solche Kranke nach berühmten Bade- oder Brunnenorten gehen und sich mineralischer Quellen bedienen, deren Gebrauch die neue Lehre verwirft? *H.* versicherte einst einer Kranken, dafs wenn sie die gewöhnlichsten Wasserbäder nähme, so würde die Cur mehrere Jahre länger als ohne diese dauern. Seebäder machten die Heilung irgend einer Krankheit auf homöopathischem Wege unmöglich — und seit einigen Jahren schickten dieselben Homöopathen ihre Kranken nach den Nordseebädern.

B—r.

*) Dem Rec. war bei Abfassung dieser Anzeige auch *Lesser's* interessante Schrift noch nicht bekannt geworden. Red.

Berichtigung.

Im December-Monatsregister zur A. L. Z. vorigen Jahrgangs ist zu ergänzen: Uebersicht der exegetischen Lit. des Briefs Pauli an die Römer von 1830 bis 1834 suche man Nr. 217, 513.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1836.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HEILBRONN, in d. Clafs. Buchh.: *Ueber Schwärmerei.* Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit von *J. H. v. Wessenberg.* 1835. VI u. 554 S. 8. (2 Rthlr.)

Einem tiefen und dringenden Zeitbedürfnifs wird gewifs gerade jetzt durch gründliche, umfassende und gemeinverständliche Belehrungen über die Schwärmerei Befriedigung dargeboten. Gerade jetzt, wo in allen Verhältnissen des geistigen Lebens die Schwärmerei in den verschiedensten Gestalten hervortritt, gerade jetzt, wo die gewaltsamsten Erschütterungen und Aufregungen in dem politischen, sittlichen, religiösen und wissenschaftlichen Leben so tief in das Innere des organischen Geisteslebens eingegriffen haben, dafs eine krankhafte Ueberreizung und schwächliche Abspannung die Gesundheit des Geistes wesentlich zu stören droht, gerade jetzt ist es nöthig, sich dieses bedenklichen Zustandes klar bewufst zu werden und zur Rettung nachdrücklich aufzurufen. Ein Werk also, das, selbst noch unberührt von der allgemeinen Krankheit, in gesunder Kraft und Klarheit das Uebel mit treffenden Zügen zeichnete, ein Werk, das die Schwärmerei ihrem Wesen, ihren Ursachen, ihren Wirkungen und Erscheinungsweisen nach darstellte, das mit psychologischer Tiefe die letzte Quelle derselben in dem Inneren der menschlichen Seele aufwiese, mit historischer Gelehrsamkeit aus der Geschichte sie in ihrer Entwickelung klar darlegte, mit dialektischer Schärfe und wissenschaftlicher Bestimmtheit ihren Begriff von ähnlichen Erscheinungen absonderte und sie in ihren verschiedenen Formen zerlegte und mit praktischem Takte das zweckmäfsige Mittel dagegen namhaft machte, ein Werk, das eben so wohl das wahre Wesen der Religion zu würdigen verstände, als es die Entartung derselben bekämpfte, das die so feine Grenzlinie zwischen der unlauteren Schwärmerei und der reinen Begeisterung für das Hohe und Heilige im Leben mit sichern Zügen zu ziehen wüfste, ein solches Werk, wenn es, bei wissenschaftlicher Tiefe und Sicherheit, doch zugleich gemeinverständlich und belebend und erregend abgefafst wäre, würde von unschätzbarem Werthe für unsere Zeit seyn und unberechenbaren Nutzen stiften. Und einer solchen verdienstvollen und schwierigen Aufgabe zu genügen schien dem Rec. der ehrwürdige Vf. dieser Schrift wohl geeignet. Ein Mann, der durch sein ganzes Leben und Wirken genugsam bewiesen hat, dafs er noch unberührt sey von dem krankhaften Wesen der Schwärmerei, der im Leben und in Schriften schon oft als muthigen und kräftigen Kämpfer für die Sache der Vernunft und der Freiheit sich bewährt hat; ein Mann, dem echte Frömmigkeit, vernunftmäfsiges Christenthum eben so heilig ist, als er der Schwärmerei und dem Aberglauben kämpfend entgegengetreten ist; ein Mann, reich an theologischem, historischem, philosophischem Wissen, aber auch zugleich ausgestattet mit der Gabe der beredten, anziehenden Darstellung, mit Geschmack und dichterischem Geiste; ein Mann, der durch ein bewegtes Leben und einen bedeutenden Wirkungskreis das Treiben der Menschen an ihrer innersten Werkstätte, die Entstehung der Leidenschaften, Schwächen und Irrthümer zu belauschen und zugleich in ihre gesellschaftlichen Verhältnisse einzuwirken Gelegenheit hatte, ausgerüstet mit Menschenkenntnifs und praktischem Takte, ein solcher Mann mufste vor vielen Andern berufen seyn, die Aufgabe zu lösen, die wir bezeichnet haben.

Wenn jedoch Rec. diese Aufgabe in dem vorliegenden Werke, wenigstens der Hauptsache nach, gelöst zu finden hoffte, so mufs er offen gestehen, dafs er, unbeschadet gar mancher schönen Vorzüge desselben, sich doch in diesen, vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen nicht befriedigt gefunden hat. Hauptsächlich scheint es dem Werke an dem eigentlich *wissenschaftlichen Charakter* zu fehlen: nämlich an der Tiefe der Gedanken, welche ihre Untersuchungen immer bis zu einem letzten befriedigenden Endpunkte fortführt, an der festen Haltung in der Entwickelung der Gedanken, welche ihr die Sicherheit der Ueberzeugungskraft gewährt, an der logischen Abgemessenheit und dialektischen Schärfe in der Bestimmung der Begriffe, ohne die keine deutliche Auffassung der vorgetragenen Ansichten möglich ist. Zwar scheint dieser Vorwurf dadurch bedeutend entkräftet zu werden, dafs die Schrift ihr Thema nicht für die Wissenschaft behandeln wollte, sondern für das gröfsere Publicum. Der Vf. erklärt diefs ausdrücklich gleich im Eingange seines Vorworts: „Nicht eine metaphysisch-theoretische Erörterung, auch keine fortlaufende Geschichte der Schwärmerei ist die Aufgabe, welche diese Blätter sich gesteckt haben. — Sie haben vielmehr alle gebildeten Geister im Auge, — beschränken sich auf gemeinfafsliche Forschungen und Betrachtungen u. s. w." Rec. ist es sich daher wohl bewufst, dafs der Maafsstab der strengen wissenschaftlichen Form nicht an diese Schrift angelegt werden dürfe, sondern dafs der Zweck der populären-

Belehrung und Anregung als Hauptgesichtspunkt im Auge zu behalten sey. Allein auch dieser Zweck schliefst doch keinesweges das aus, was wissenschaftlicher Charakter genannt wird. Vielmehr verlangt auch dieser mit Nothwendigkeit, dafs der Fülle und dem Glanze des populär-praktischen Vortrags die streng wissenschaftliche Sicherheit und Bestimmtheit der Gedanken zu Grunde liege: nur in der äufseren Form der Darstellung soll die wissenschaftliche Abgemessenheit nicht sichtbar werden. Ohne diese Grundlage eines streng wissenschaftlichen Gedankenganges wird auch auf das nicht wissenschaftlich gebildete Publicum kein tieferer und bleibender Eindruck hervorgebracht werden können, denn ohne diese fehlt es der Darstellung an dem Lichte, durch welches dem Leser klare Vorstellungen von der Sache erweckt werden sollen, und an der zwingenden Ueberzeugungskraft. Dafs es nun der vorliegenden Schrift an diesem wissenschaftlichen Charakter wirklich gebreche, werden wir bald durch nähere Nachweisung ihres Inhaltes darthun. Sie bietet ohne Zweifel einen grofsen Reichthum wahrer Gedanken, treffender Bemerkungen, interessanter Ansichten, belehrender geschichtlicher Mittheilungen und Beispiele dar, aber Alles diefs in der buntesten Verwirrung, in schwebender Unbestimmtheit, in planloser Anordnung. So viel Wahres und Treffendes im Einzelnen der Vf. über die Schwärmerei, über Mysticismus, Pietismus und Fanatismus sagt, so wird doch schwerlich ein Leser aus diesem Buche recht klare und bestimmte Begriffe von diesen Erscheinungen mitbringen, sondern es werden ihm nur unbestimmte, schwankende, verworrene Eindrücke von allerley Ansichten darüber übrig bleiben. Der Vf. hat sich in dem Grade einem dissoluten und rhapsodischen Vortrage überlassen, dafs Rec. oft Mühe hatte, einen Faden des Gedankenganges festzuhalten, indem er diesen durch zahlreiche Sprünge unendlich oft unterbrochen sah. Selten nur führt der Vf. eine Untersuchung in ruhiger organischer Entwickelung zu Ende, sondern er geht über die schwierigsten Punkte gewöhnlich mit einigen allgemein und unbestimmten Bemerkungen hinweg, während er sich in gelegentlichen Nebendingen oft sehr ausführlich ergiefst. Bei allen diesen Mängeln verkennt jedoch Rec. keineswegs die Vorzüge dieser Schrift. Dahin ist vorzüglich die geistig gesunde Grundansicht zu zählen, die durch die ganze Darstellung hindurchgeht. Es ist dieselbe freisinnige und vernunftmäfsige Denkart, die man schon längst an dem würdigen Vf. kennt; aber auch dieselbe Wärme für das Heilige und Höhere im Leben, dasselbe tiefe Gefühl für wahre Frömmigkeit, dieselbe Zartheit und Milde in der Beurtheilung jener Verirrungen und Entartungen des menschlichen Geistes, dieselbe schonende Anerkennung des Achtungswerthen und Wahren auch an ihnen, derselbe strebende Eifer, gegen die Herzlosigkeit des blofsen kalten Verstandes und der gemeinen Selbstsucht, die alle Regungen der Begeisterung für das Höhere im Leben als Schwärmerei oder Wahnsinn zu bezeichnen geneigt ist. Und so hat er neben der Schattenseite der Schwärmerei eben so tief und klar auch die Lichtseite derselben gefafst und dargestellt, wo sie an den wahren und edlen Enthusiasmus grenzt. Wenn man daher auch von den einzelnen Erklärungen des Vfs. sich nur selten befriedigt finden wird, indem sie gewöhnlich nur einzelne, oft ganz unwesentliche Seiten der Gegenstände anfgreifen, so kann man doch den Grundansichten im Allgemeinen selten seine Zustimmung versagen; nur dafs diese Grundansichten nirgends mit rechter Bestimmtheit hervortreten, sondern erst mühsam aus dem Einzelnen abstrahirt werden müssen. Auch durch Frische, Lebendigkeit und Wärme des Vortrags empfiehlt sich die Schrift sehr zu ihren Gunsten. Dafür dienen namentlich auch die zahlreich eingewebten und meistens gut gewählten Beispiele aus der Geschichte der Schwärmerei.

Der *erste* Abschnitt handelt „über den Charakter der Schwärmerei, insbesondere der religiösen, ihre Ursachen, Folgen und Erscheinungen, und im Allgemeinen über die Mittel ihr entgegen zu wirken." Hier war man ja wohl berechtigt, zuvörderst eine bestimmte Erklärung davon zu erwarten, was denn eigentlich Schwärmerei sey: aber man findet nichts dergleichen. Die Betrachtung geht von dem Verhältnifs zwischen *Wissen* und *Glauben* aus: allein auch über dieses Verhältnifs so wenig als über das Verhältnifs der Schwärmerei zu jenen wird die Untersuchung zu einem befriedigenden Abschlusse geführt. „Nur die Wissenschaft und der Glaube zusammen können den menschlichen Geist vollkommen befriedigen. Wo beide sich trennen, entsteht im Geist eine Leere, die Nichts auszufüllen, ein Unbehagen, das Nichts zu heben vermag." Wohl! aber was ist denn Wissen und was Glauben? „der Unterschied zwischen Glauben und Wissen, sagt der Vf., liegt in ihren Gegenständen" (S. 2). Und welches sind diese Gegenstände? davon erfahren wir hier nichts. Vielmehr heifst es ferner: beide beruhen auf Gründen, „die Gründe zum Glauben sind mehr subjektiv, die für das Wissen mehr objektiv" (S. 3). Hier läge also der Unterschied nicht in den Gegenständen, sondern in der Art der Gründe; aber auch dieser Unterschied bezeichnet die Grenzen zwischen beiden nur ungefähr, wie das unbestimmte „mehr" andeutet. Vergleichen wir damit was der Vf. im Anhang in einer besonderen Abhandlung über die „Grenzbestimmung zwischen Glauben und Wissen" (S. 445 — 461) bemerkt hat, so werden wir dadurch eben so wenig zu einem bestimmten Resultat geführt. In einer Anmerkung erklärt er dort im Voraus den *Glauben*, als Fürwahrhalten aus dem Bewufstseyn *zureichender* Gründe, das *Wissen* als Fürwahrhalten aus *gewissen* Gründen, das *Meinen* als Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe. Allein hiernach ist kein Unterschied zwischen dem Wissen und Glauben, da zureichende Gründe immer auch gewisse und gewisse auch zureichende sind. Dann heifst es ferner: nicht der Umstand, ob ein Gegenstand sinnlich oder übersinnlich sey, entscheidet darüber,

über, ob er in's Gebiet des Wissens oder Glaubens gehöre. Was aber darüber entscheide, ist nirgends gesagt, und ist auch aus den angeführten Beispielen nicht für sich klar. Dagegen sagt der Vf. S. 452 doch wieder: „Unserem Wissen ist das Uebersinnliche nicht zugänglich, wohl aber unserem Gefühl, Gewissen, Glauben." Als das Wesentliche seiner Ansicht über dieses Verhältnifs läfst sich wohl aus seinen zerstreuten Aeufserungen dieses abstrahiren: Glaube ist ihm Ueberzeugung aus (gegründeter) Autorität, Wissen, Ueberzeugung aus eigener Einsicht. Den reinen Vernunftglauben, die eigentliche Grundlage der religiösen Ueberzeugung scheint er daher ganz übersehen zu haben. S. 458 sucht er das Bedürfnifs eines solchen auf gegründete und geprüfte Autorität gestützten Glaubens für den Menschen darzuthun. Und gewifs ist es sehr wahr, dafs historisch und pädagogisch ein solcher Autoritätsglaube, namentlich unter den Bedingungen wie der Vf. es meint, unvermeidlich ist als Hülfsmittel oder Durchgangsstufe der Entwickelung der religiösen Ueberzeugung; aber nie darf dieser als erste Quelle oder letztes Ziel der Ausbildung der religiösen Ueberzeugung gelten.

Den Uebergang von diesen Vorbemerkungen über Wissen und Glauben zur Schwärmerei bilden die Worte (S. 3) „der Schwärmer hat immer *nur* subjektive Gründe für seinen Glauben. Er legt aber seinen subjektiven Gründen ein solches Gewicht bei, als ob jedermann sie ohne Prüfung anerkennen müfste." Niemand wird darin eine genügende Erklärung des Wesens der Schwärmerei finden: dennoch bricht die Untersuchung, die das Wesen der Schwärmerei aus dem Verhältnifs des Wissens zum Glauben entwickeln zu wollen schien, hier ab, und verliert sich in unwesentlichen Betrachtungen, in denen die Schwärmerei durch die Vergleichung mit dem Schwärmen der Bienen oder dem Schwärmern im Feuerwerk erläutert werden soll. Dann kömmt der Vf. (S. 6) auf die *Quellen* der Schwärmerei. Als Hauptquelle *aller* Schwärmerei nennt er die „*Ungenügsamkeit* des menschlichen Geistes mit seinen beschränkten Vermögen." Der Schwärmer will eine über die menschliche Erkenntnifskraft hinausliegende höhere Anschauung des Göttlichen, oder eine über die menschliche Beschränktheit erhobene Vollkommenheit und Gemeinschaft mit Gott erreichen. Eine zweite Quelle ist ferner (S. 13 fg.) die Vermischung der Religion mit *Genufssucht*: der Schwärmer will das Ewige und Göttliche sinnlich geniefsen. Dazu kömmt ferner (S. 14) die *Grübelsucht*, „das Trachten nach Erforschung des Unerforschlichen." Alles diefs sind Quellen der Schwärmerei, aber die *wesentlichen* sind es nicht, denn das Wesen der Schwärmerei wird daraus nicht einleuchtend. Noch unvollkommener aber sind die S. 31 aufgestellten Erklärungen: „Wer die Erzeugnisse seiner überspannten Imagination für wirkliche Wahrnehmungen oder für göttliche Eingebungen nimmt, den nennen wir einen *Phantasten*; wenn er sich dadurch zu Handlungen bestimmen läfst einen *Wahnsinnigen*, wenn er einen Anhang zu werben sucht, einen *Schwärmer*." Dieses Anhangsuchen oder s. g. Schwarmmachen ist nur dem Namen nach ein wesentlicher Charakter der Schwärmerei. Nach dieser Erklärung aber würde die Schwärmerei nur eine Art des Wahnsinns seyn. — Von S. 33 an entwickelt der Vf. die Entstehung der Neigung zur Schwärmerei in unserer Zeit aus ihren Ursachen. Hier finden wir viele treffliche Bemerkungen. Sehr treffend ist die Aeufserung (S. 29): „der Barometer der Schwärmerei steigt immer in gleichem Verhältnisse, wie der der vernünftigen Prüfung, des Ansehens gesetzlicher Einrichtungen und des Glaubens an die göttlichen Offenbarungen, die die Grundlagen des herrschenden Religionssystems bilden, fällt. Was von allem dem hat der Geist unseres Zeitalters geschont?" So zeigt er, wie der Unglaube und die Freigeisterei des 17ten und 18ten Jahrh. nothwendig in Schwärmerei umschlug, wie Kant's Philosophie dieser Richtung mächtig entgegenarbeitete, Fichte's und Schelling's Philosopheme dagegen sie begünstigten, wie ferner auch die politischen Verhältnisse sie unterstützten: der Druck der Eroberer in Deutschland, die schnell folgenden Umwälzungen aller gesellschaftlichen Verhältnisse, lenkte die Gemüther der Menschen nach Oben, die patriotische Begeisterung in den deutschen Befreiungskriegen verband sich mit einem religiösen und mit phantastischer Verehrung des Mittelalters, die Schriften alter Mystiker, *J. Böhm's*, *Schwedenborg's* u. A. wurden wieder empfohlen, die mystisch-pietistischen Sekten suchen sich auszubreiten, die Bibelvereine werden dafür benutzt u. s. w. — Hierauf geht der Vf (S. 44) zu den Mitteln, den schwärmerischen Verirrungen zu begegnen, über. Reiner unverfälschter Unterricht in den christlichen Wahrheiten, Aufrechthaltung der Moralität, und Bewahrung des Ansehens der Kirche sind die Hauptmittel, die er vorschlägt. Das letztere deutet auf den jedoch sehr gemäfsigten Supernaturalismus hin, dem der Vf. huldigt. Wie wenig er bei diesem Ansehen der Kirche an ein kirchliches Verfolgungssystem denkt, ist aus folgender Stelle zu ersehen (S. 51): „Die von Jesu gestiftete Kirche blickt mit mütterlicher Wehmuth den verirrten Schaafen nach; sie ruft sie mit inniger Theilnahme und Rührung in ihren Schoos zurück; sie betet unablässig für ihre Umkehr. Sie kann es aber nur mifsbilligen, wenn rechtgläubiger Eifer sich in unfreundliche Worte über sie ergiefst; *sie* will nur rühren, belehren und bessern; will aber nicht dafs das Gemüth der Verirrten verwundet, gereizt oder erbittert werde." Am wichtigsten und wahrsten aber ist (S. 54 fg.) der Ausspruch: „Jedenfalls sind die negativen Mittel hier gewöhnlich die wirksamsten, indem sie der Schwärmerei die Nahrung entziehen und die Stärke, die Macht der Vernunft vermehren. Die ätzenden und beizenden Mittel dienen eher den Wahnsinn zu steigern, als ihn herabzustimmen. Wann wird man einsehen, dafs Kerker

und

und Bande und Landesverweisung den Geist weder tödten noch umändern können? Sie dienen nur dazu, die wegen Ansichten, Meinungen und Ideen Verfolgten mit der Märtyrerglorie zu umgeben, dadurch ihren Muth zu erfrischen, ihren Eifer zu entflammen." Auch die *Verspottung* verwirft der Vf. als Mittel gegen die Schwärmerei (S. 56), läfst dagegen die *feine Ironie* gelten. — S. 60 fg. warnt der Vf. mit Recht eben so sehr als vor der Schwärmerei selbst vor der dieser entgegengesetzten Denkart des kalten Verstandes und der egoistischen Herzlosigkeit, die allen wahren Enthusiasmus für das Ideale, alle Erhebung des Strebens über das Gemeine als Schwärmerei verschreien möchte. „Ein Mensch, der *allein Kopf* seyn will, sagt er, ist ebenso ein Ungeheuer, als der *allein Herz* seyn will; der ganz gesunde Mensch ist beides." Er schliefst hierauf (S. 76 fg.) mit einer Darstellung der verschiedenen Arten der Schwärmerei. Aber auch hier darf man nicht eine logische Classification nach einem bestimmten Eintheilungsprincip erwarten; sondern der Vf. greift nur zufällig eine Reihe von verschiedenen Formen der Schwärmerei auf, um sie näher zu betrachten. Er gedenkt zuerst der unschädlichen schwärmerischen Steckenpferde und Liebhabereien, der häufig veredelnden Schwärmerei der Liebe, der liebenswürdigen Schwärmerei des Dichters, der thörichten politischen Schwärmereien der studirenden Jugend auf den deutschen Universitäten nach den Befreiungskriegen, geht dann zu den religiösen Schwärmereien über, und hebt hier *Schwedenborg*, *J. Böhm*, *S. Martin*, *Bombastus Paracelsus* hervor und läfst sich näher auf die herrschende Schwärmerei in der neueren Naturwissenschaft ein.

Der 2te Abschn. hat folgenden Inhalt: „Nähere Beleuchtung des Unterschiedes zwischen echter Begeisterung und Schwärmerei, und wie diese nicht nur durch Aberglauben, sondern auch durch falsche Aufklärung und Bildung gefördert wird, wogegen der weise Gebrauch der Vernunft gegen ihre Gefahren schützt." Wie sehr gerade die volle Würdigung der echten Begeisterung und die klare Unterscheidung derselben von der Schwärmerei, als eine erfreuliche Lichtseite an diesem Buche anerkannt zu werden verdient, mögen die folgenden Stellen beweisen. S. 94 sagt er: „Nicht das also ist Schwärmerei, wenn man von einem Gegenstande ganz durchdrungen ist, wenn alle Kräfte des Leibes und der Seele für ihn angespannt scheinen, wenn man für ihn sich zu opfern bereit ist, sondern wenn man, *ohne mit klarer Besonnenheit* seiner Gröfse, seine Wichtigkeit, seine Folgen und die im Wege stehenden Hindernisse durchschaut zu haben, für ihn sich opfern zu müssen wähnt, oder andern es vorgiebt: dies ist Schwärmerei. Die deutliche Erkenntnifs, die geprüfte Ueberzeugung ist die weisende Säule am Scheidewege; hier mufs der besonnene heldenmüthige Eifer mit dem edeln grofsen Entschlufs zur schweren Opferung sich von der Schwärmerei trennen; der erste weifs sicher und bestimmt, wohin sein Weg ihn führt; die andere „wähnt es nur, und giebt vor, es zu wissen." Ferner S. 96: „Freilich der engen, in selbstsüchtigem Streben befangenen Seele ist Alles Verrücktheit und Schwärmerei, was über die fünf Sinne hinaus in eine übersinnliche Welt hinübergreift, wovon die Idee für sie alle Bedeutung verloren hat."

Im 3ten Abschn. giebt uns der Vf. eine „Beleuchtung einiger der neuesten Erscheinungen der Schwärmerei, ihrer Ursachen und ihrer Verwandtschaft mit früheren, nebst einem Rückblick auf einige ältere und neuere Beispiele aufserordentlicher Begeisterung." Die einzelnen Erscheinungen, über welche der Vf. hier Betrachtungen anstellt, sind (S. 150) die Frau von Krüdener, (S. 152) die bekannten Gräuelscenen zu Wildenspuch, (S. 159) die Schwärmereien Pöschl's und Gafsner's, dann folgt (S. 160) die Geschichte der Schwärmerei eines Schäfers in Preufsen zur Zeit Friedrichs II., der nach dem Beispiel Abrahams seine drei Söhne ermordete; hierauf kömmt er (S. 162) auf die Methodisten zu sprechen, und erwähnt dann (S. 168) einer neuerlich in Baden entstandenen Schwärmersekte. Diesen Beispielen verderblicher Schwärmereien stellt er mehrere Beispiele echter, edler Begeisterung gegenüber, z. B. die christlichen Märtyrer, K. Borromä, Vinzenz Paul, Columbus, Las Casas, Arnold Winkelried, Nicol. v. d. Flue, Charlotte Corday, das Mädchen von Orleans, H. Pestalozzi.

Die folgenden Abschnitte handeln von den wichtigsten besonderen Formen der Schwärmerei, nämlich der 4te von der *politischen Schwärmerei*, der 5te von dem *Mysticismus*, der 6ste von dem *Pietismus*, der 7te von dem *Fanatismus*. Auch hier wird der Leser Vieles Zeitgemäfse und Treffende im Einzelnen finden; aber auch hier wird er sich selten durch das Ganze befriedigt finden. Rec. versagt es sich jedoch, noch weitere Bemerkungen über diese Abschnitte zu geben; Auszüge aber lassen sich bei der Abgebrochenheit der Gedankenreihe nicht wohl geben. — Auch der *Anhang* bietet noch mehrere interessante Darstellungen, gröfstentheils aus der Geschichte der Schwärmerei dar. Ueber die voranstehende Abhandlung: „Grenzbestimmung zwischen Glauben und Wissen", haben wir uns schon oben ausgesprochen. Es folgt dann II, der Klostergeist und seine Ausartungen, III, Geschichte der Geifsler, IV, Zinzendorf der Stifter der Herrnhuter, V, Geschichte einer religiösen Schwärmerei zu Altdorf-Ury, im Jahr 1649 (nach den Untersuchungsakten bearbeitet), VI, die schwärmerische Gräuelscene zu Wildenspuch im Kanton Zürich, im Jahr 1823.

MONATSREGISTER

vom

JANUAR 1836.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Allioli's, Jos. F., akadem. Reden. EB. 9, 70.
Aschenbrenner, Lehrbuch der Metaphysik. 3, 17.

B.

Baader, Fr., Vorlesungen üb. speculative Dogmatik. 1s—3s Heft. 7, 51. EB. 6, 41.
— — philosoph. Schriften u. Aufsätze. 1r u. 2r Bd. nebst Beilage. 1s Hft. 7, 51.
— —. üb. Religions- u. religiöse Philosophie — EB. 6, 42.
— — üb. das Verhalten des Wissens zum Glauben — 7, 51. EB. 6, 42.
Baltzer, J. B., Doctrina de conditione morali, in qua primi homines ante lapsum et post eundem vixerint — FB. 8, 62.
Baring, O., üb. den Markschwamm der Hoden. EB. 10, 77.
Beichte, die sakramentliche, nach Schrift u. Tradition — Gespräch zwischen einem Landpfarrer und seinem Nachbar; neue Aufl. EB. 9, 69.
Beke, Ch. T. Origenes Biblicae, or Researches in primaeval history. 1r Th. 12, 89.
Beneke, F. E., die Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Erfahrung, zur Speculation u. zum Leben. 2, 12.
Beyer, J. Fr., der einfache biblisch. christl. Glaube im Lichte eigener Erfahrung — EB. 3, 21.
Blasche, B. H., die göttl. Eigenschaften in ihrer Einheit u. als Principien der Weltregierung — 5, 33.
— — Kritik des modernen Geisterglaubens. 5, 33.
— — philosoph. Unsterblichkeitslehre — 5, 33.
Blum, K., Jucunde; dramat. Taschenbuch für 1836. 8, 63.
Bornmann, J. G., Textbuch od. Schriftstellen zu Amts- u. Kasual-Reden. 2te verm. Aufl. von dessen Sohne K. G. *B.* 4, 31.
Branis, Ch. Jul., System der Metaphysik. 5, 38.
Brenner, Fr., üb. das Dogma. Nebst Beantw. der Frage: Wer wird selig? EB. 7, 49.
— — offener Brief an Dr. *Troll* zu Aschaffenburg — EB. 7, 52.

C.

Callisen, A. K. P., medicin. Schriftsteller-Lexicon der jetzt lebenden Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer, Apotheker u. Naturforscher aller gebildeten Völker. 11ter bis 21ster Bd. 17, 129.
Christenthum, das einzig wahre, oder das reine Christenth. — von einem Laien. EB. 3, 20.
Conradi, K., Selbstbewufstseyn u. Offenbarung. 5, 33.
Conversations-Lexicon der neuesten Zeit und Literatur. In 4 Bänden 1832—34. EB. 6, 47.

D.

Daumer, G. Fr., Andeutung eines Systems speculativer Philosophie. 6, 45.
— — polemische Blätter, betr. Christenthum, Bibelglauben u. Theologie. 1s u. 2s Hft. 6, 46.
— — Philosophie, Religion u. Alterthum. 1s Hft. 6, 46.
Dobmayer, Cl. D. M., Institutiones theologicae in Compendium redactae ab E. *Salomon*. Ed. sec. correctior. 2 Thle. EB. 5, 37.
Dogmatik, katholische, Schriften üb. dieselbe. EB. 3, 23. 4, 30. 7, 49.
Drobisch, Beiträge zur Orientirung üb. *Herbart's* System der Philosophie. 3, 21.
Duller, Ed., Phantasiegemälde. 1836. 8, 64.

E.

Egger, S., die Firmung nach kathol. Lehrbegriffe — EB. 9, 69.
Eisenschmid's, L. M., Beiträge zur Kenntnifs des Katholicismus — EB. 4, 29.
Eschenmayer, C. A., Grundrifs der Natur-Philosophie. 6, 48.
Eucharistie, die. Eine Abhandl. im Katholiken von *Weis*. EB. 9, 69.

F.

Fichte, J. H., Grundzüge zum System der Philosophie. 1e Abth. 6, 42.
— — die Idee der Persönlichkeit u. der individuellen Fortdauer. 6, 44.
Fischer, Fr., üb. den Begriff der Philosphie, bes. auf seine Gestaltung im absoluten Idealismus. 8, 57.
— — philosophische Physik oder von der Natur u. dem Leben der Körperwelt. 8, 57.
— K. Ph., die Wissensch. der Metaphysik — 6, 41.
Flatz, G., hat Christus eine Kirche gestiftet, u. welches sind die Merkmale, an denen sie erkannt wird? gekr. Preisschr. EB. 8, 63.

Flet-

Fletcher, R., medicin. chirurg. Bemerkungen u. Erläuterungen. 1ste Abth. Aus dem Engl., s. Handbibliothek, chirurg. 14r Bd.
Foertsch, J. Ch. K., Joh. Christian Pohle, der Heidenbekehrer in Ostindien — 15, 119.
Fries, Handbuch der Religionsphilosophie u. philos. Aesthetik — 2, 14.
Frosch, J. W., Einiges üb. Tradition. EB. 7, 52.

G.

Gabler, J. Ph., gesammelte kleinere theolog. Schriften. 1r u. 2r Bd. EB. 8, 17.
Gau, A., de valore manuum impositionis atque unctionis in sacramento confirmationis — EB. 9, 69.
Geib, K., Handbuch der griech. u. römischen Mythologie. EB. 5, 39.
Gemmerli, G. A., Schulbibel, nach Luther's Uebersetzung. 4, 32.
Gerbet, Ph., Betrachtungen über das Dogma der Eucharistie, aus dem Franz. 2te Aufl. EB. 9, 69.
Gefsner, J. A. W., Speculation u. Traum. 2 Bde. 2, 11.
Glaeser, Jos., die Kranken-Oelung. — EB. 9, 70.
Glatz, Versuch einer philos. Beleuchtung des Wissens u. Glaubens. 1, 2.
— — die Wahrheit in ihrem wesentl. Seyn und Sichgestalten. 1, 2.
Gloeckler, Conr., die Sakramente der christl. Kirche theoret. dargestellt — EB. 9, 68.
Goeschel, K. Fr., *Hegel* u. seine Zeit mit Rücksicht auf *Goethe*. 4, 31.
— — der Monismus des Gedankens. 4, 31.
Griepenkerl, Briefe üb. Philosophie u. besond. über *Herbart's* Lehren. 8, 21.
Grotius, Hugo, de veritate religionis christianae, holländ. neu herausg. von J. Th. *Bergmann*. EB. 3, 22.
Gruppe, O. F., Antaeus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie — 1, 4.
— — Wendepunkt der Philosophie im 19ten Jahrh. 1, 4.
Günther, A., Peregrins Gastmahl — eine Idylle — 7, 51.
— — Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenths. 2 Abthll. Creations- u. Incarnationslehre. 7, 51.
— — u. J. H. *Pabst*, Janusköpfe für Philosophie u. Theologie. 7, 51.
Güth, Ph., Mittheilungen. EB. 3, 24.

H.

Hagel, M., Demonstratio religionis Christianae Catholicae. 2 Thle. EB. 5, 38.
Hamaker, H. A., akad. Voorlezingen over het nut en de belangrijkheid der grammat. verglijking van het Grieksch, het Latijn en de Germaan. tongvallen met het Sanskrit. EB. 1, 1.
Handbibliothek, chirurgische. 14r Bd. EB. 10, 73.
Hafsl's, J. A., Sions. 2 Bde. EB. 9, 70.
Hauff, K. V., die Authentie u. der hohe Werth des Evangel. Johannis. EB. 3, 22.
Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion, herausg. von *Marheineke*. 2 Bde. 4, 25.
Hell, Th., Penelope. Taschenb. für das J. 1836. 14, 112.
Herbart's kurze Encyklopädie der Philosophie aus prakt. Gesichtspunkten — 8, 21.
Herderer, J. A., s. Th. *v. Kempis*.
Herzog, Ed., Consequenzen eines alten Pfarrers — Rhapsodieen aus dem Gebiete der Religionsphilosophie. EB. 7, 53.

J.

Jahrbücher für Theologie u. christl. Philosophie, herausg. von *Kühn*, *Locherer*, *Lüft* u. *Staudenmayer*. J. 1834. 7, 52.
Iduna. Taschenbuch für 1836. 12, 96.

K.

v. Kempis, Th., auserlesene Schriften. Deutsch bearb. von J. A. *Herderer*. 4 Bde. 3, 23.
Klee, H., System der kathol. Dogmatik — EB. 6, 43.
Klüpfel, D. Cl. E., Institutiones theologicae dogmaticae — in compendium redactae a Caj. *Geist*. Edit. 2. EB. 5, 38.
Koenig, E., System der analyt. Philosophie als Wahrheitslehre. 2, 14.
Koester, F. B., Erläuterungen der heil. Schrift A. u. N. Testaments aus den Klassikern — EB. 2, 16.
Krause's K. Ch. Fr., handschriftl. Nachlafs; herausg. von seinen Freunden u. Schülern. 2te Reihe: Synthet. Philosophie — auch:
— — die absolute Religionsphilosophie — dargestellt in einer philos. Prüfung von *Bouterweck's* Religion der Vernunft u. *Schleiermacher's* Schr.: der christl. Glaube — 7, 54.
Kreuzhage, A., Mittheilungen üb. den Einfluss der Philosophie auf die Entwicklung des innern Lebens. 7, 51.

L.

Leewald, A., Bad-Almanach. 1836. 13, 102.
Liebermann, F. L. B., Institutiones Theologicae. 3te verb. Ausg. 3 Thle. EB. 5, 37.
Lotz, G., Novellen u. Erzählungen. 1, 7.
— — Wintergrün. Taschenbuch auf 1836. 9, 71.

M.

Mack, Prof., bibl. Aphorismen üb. die Lebenskraft der irdischen Geschöpfe, bes. des Menschen. EB. 9, 68.
v. Madai, K. O., die Statuliberi des Römischen Rechts. 16, 121.
Marheineke, s. *Hegel's* Vorlesungen —
Marina, Almarosa; ein Roman aus der Fürstenwelt des vorigen Jahrhunderts. 2 Thle. EB. 9, 71.
Martinet, A., die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart. 7, 51.
Mühlenbruch, C. F., die Lehre von der Cession der Forderungsrechte. 3te veränd. u. verm. Aufl. 14, 105.
Müller, A., unparteiische Beleuchtung des Hauptcharakters des röm. Katholicismus — EB. 4, 29.
Muzel, Ph. L., Christophilos üb. einige Vorzüge des Christenthums. EB. 3, 20.

N.

N.

Neubig, A., die Grundlage der Philosophie 2, 9.
Neuhaus, F., dogmat. Abhandl. üb. das Gebet. EB. 9, 70.

O.

Oettinger, E. M., dramatische Desserts für 1836. 13, 104.
Ohlert, A. L. Jul., der Idealrealismus. 1r Th. 5, 35.
Olshausen, H., Nachweis der Echtheit sämmtl. Schriften des N. Test. EB. 8, 22.

P.

Pabst, J. H., giebt es eine Philosophie des positiven Christenthums? 7, 51. EB. 8, 58.
— — der Mensch u. seine Geschichte. Ein Beitrag zur Philosophie des Christenths. 7, 51.
— — s. A. *Günther*.
Petoecz, M., die Welt aus Seelen. 3, 24.
Pfnor, F. E., Forschungen der Vernunft. 1r od. theoret. Th. 7, 50.
Preusker, K., Bausteine. 1r Th. Auch:
— — Andeutungen üb. Sonntags-, Real- u. Gewerbschulen, Bibliotheken, Cameralstudium — 1r Th. 2te umgearb. Aufl. EB. 9, 71.

R.

Rabe, C. A., warum giebt es noch immer einen Papst? EB. 9, 65.
v. *Reichlin-Meldegg*, K. A., wider römische Verketzerungssucht — nebst Sendschreiben an ihn — EB. 4, 28.
Reinhard, Fr. V., Versuch üb. den Plan, welchen der Stifter der christl. Religion zum Besten der Menschen entwarf. 5te von *Hezheimer* mit Zusätzen versehene Aufl. EB. 3, 20.
Reinhold, E., Darstellung der Metaphysik. 8, 60.
— — Theorie des menschl. Erkenntnifsvermögens. 8, 60.
Richter, Fr., die Geheimlehre der neuern Philosophie. 4, 30.
— — die Lehre von den letzten Dingen. 1r. Bd. 4, 30.
— — die neue Unsterblichkeitslehre. 4, 30
Roser, H. H. E., üb. *Herbart's* Methode der Beziehungen — 3, 21.
Rosen. Taschenbuch für 1836. 13, 100.
Rosenbaum, J. J., de controversia inter rationalismum et supranaturalismum — EB. 8, 61.

S.

Sachs, L. G., Symbola ad curationem phthiseos emendandam. Commentatio. 17, 135.
Sailer, F. S., die heil. Sacramente der christl. Religion — EB. 9, 67.
— J. M., Grundlehren der Religion — herausg. von Jos. *Widmer*. 3te verm. Ausg. EB. 3, 40.
Salat, J., die literar. Stellung des Protestanten zu dem Katholiken — EB. 9, 70.
Schlaeger, Fr. G. F., Sr. Maj. des Königs von Grofsbrit. u. Hannover Wilhelm's IV. Geburtstag, gefeiert in Hameln 1835. EB. 5, 40.
Schleiermacher, üb. die Religion. 4te Aufl. EB. 3, 22.
Schmid, H., Versuch einer Metaphysik der inneren Natur. 2, 14.
Schmidt, E., üb. das Absolute d. das Bedingte — 1, 7.
Schneckenburger, üb. den Ursprung des ersten kanonischen Evangeliums. 15, 117.
Schreiber, A., Cornelia. Taschenb. für deutsche Frauen auf das J. 1836. 14, 110.
Schuetze, St., Taschenb. der Liebe u. Freundschaft gewidmet auf 1836. 3, 59.
Schulze, G. E., üb. die menschl. Erkenntnifs. 1, 6.
Schwenck, K., Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung u. Begriffsbildung. EB. 7, 55.
Seebold, K., Philosophie u. religiöse Philosophen. 1, 3.
Seidl, J. G., Aurora. Taschenbuch für das J. 1836. 8, 63.
Sengler, Dr., üb. das Wesen u. die Bedeutung der speculativen Philos. u. Theologie in der gegenwärt. Zeit — 7, 51.
— —, religiöse Zeitschrift für das kathol. Deutschland. Jahrg. 1835. 7, 52. EB. 6, 45. 7, 49.
Silbert's, J. P., Lichtpunkte aus der hellen Kammer eines christl. Denkers. 2 Bde. EB 9, 70.
— üb. das Dogma u. den Grundtrieb der kathol. Frömmigkeit; nach dem Französischen. EB. 7, 52.
Smets, D. W., Vernunft u. Gefühl — EB. 8, 60.
Spindler, C., Vergifs mein nicht. Taschenb. für das J. 1836. 11, 87.
Stadler, J. E., üb. die Identität der Idee der Weisheit im A. Test. mit der des Wortes im A. u. N. Testament — EB. 8, 62.
Stäudlin's, Jos., Beleuchtung üb. *Klee's* histor. krit. Untersuchung: die Beichte. EB. 9, 69.
Stahl, F. Jul., die Philosophie des Rechtes nach geschichtl. Ansicht. 1r u. 2r Bd. 7, 49.
Standenmayer, Fr. A., Johannes Scotus Erigena u. die Wissensch. seiner Zeit — 1r Th. 7, 52.
Steudel, J. Chr. F., die Glaubenslehre der evangel. protest. Kirche — 9, 65.
— — Grundzüge einer Apologetik für das Christenthum. EB. 3, 19.
Stieglitz, J., üb. die Homoeopathie. 18, 137.
Strümpell, Erläuterungen zu *Herbart's* Philosophie mit Rücksicht auf ihre Gegner. 1s Heft. 3, 21.
Suabedissen, D. Th. A., die Grundzüge der philosophischen Religionslehre. 7, 52.
Syme, J., Abhandlung über die Ausschneidung krankhafter Gelenke; aus dem Engl., s. Handbibliothek, chirurgische. 14r Bd.

T.

v. *Tromlitz*, A., Vielliebchen; histor. romant. Taschenbuch für 1836. 10, 80.

U.

Uebersicht der Lit. der speculat. Philosophie vom Anf. des J. 1830 bis Ende 1834. 1, 1.
— — — der systemat. Theologie aus den J. 1830 bis 1833, als Fortsetz von Nr. 44 des vorigen Jahrgangs. EB. 3, 17.
Ullmann, C., was setzt die Stiftung der christl. Kirche durch einen Gekreuzigten voraus? EB. 3, 19.
— — üb. die Sündlosigkeit Jesu. 2ter verb. Abdruck. EB. 3, 19.
Urania. Taschenbuch auf das J. 1836. 8, 61.

V.

Vergifsmeinnicht. Taschenbuch für 1836. 14, 110.
Vertheidigung des kathol Lehrbegriffs von der Beichte; aus dem Franz. EB. 9, 69.
Vorpahl, K. L., Materialien zu einem festen Lehrgebäude der Philosophie, nebst Kritik der bisherigen — 6, 47.

W.

Waibel, A., Dogmatik der Religion Jesu Christi. EB. 4, 31.
— — die Mystik. EB. 5, 37.
Weifse, C. H., die philos. Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschl. Individuums. 4, 31.
— — die Idee der Gottheit — 5, 37.
— — üb. das Verhältnifs des Publicums zur Philosophie in dem Zeitpunkte von *Hegel's* Abscheiden — 5, 37.
— — System der Aesthetik — 2 Bde. 5, 37.
— L. G., üb die eigentl. Grenze des Pantheismus u. des philosoph. Theismus — EB. 8, 61.
v. *Wessenberg*, J. H., üb. Schwärmerei — 19, 145.
Wurm, Ch., Commentar zu *Goethe's* westöstlichen Divan. 15, 118.
— F. A., Ideen zu einer Religionsphilosophie. 5, 37.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 177.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte Januar 1836 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Bell in Edinburg 4, 33. *v. Donop* in Meiningen 4, 35. *Dziekonski* in Warschau 4, 33. *Eck* in Berlin 4, 35. *Endlicher* in Wien 4, 36. *Esler* in Treuenbriezen 4, 36. *Gervinus* in Heidelberg 4, 34. *Grotefend* in Göttingen 4, 35. *Heim* in Berlin 4, 33. *Koellner* in Göttingen 4, 35. *Lichner* zu Kreisfeld 4, 35. *v. Linde* in Warschau 4, 33. *Lloyd*, Propst des Trinity-College 4, 34. *Loers* in Trier 4, 34. *Mauch* in Berlin 4, 36. *Megerle v. Mühlfeld* in Wien 4, 36. *Mendelssohn* in Bonn 4, 36. *Menzel* in Breslau 4, 34. *Müller* in Göttingen 4, 35. *v. Raimann* in Wien 4, 34. *Reiche* in Göttingen 4, 35. *Roediger* in Halle 4, 33. *Rose* in Berlin 4, 33. *Rust* in Berlin 4, 34. *v. Schreibers* in Wien 4, 36. *Schumacher* in Altona 4, 34. *Seerig* in Breslau 4, 33. *Sohncke* in Königsberg 4, 34. *Tratzinik* in Wien 4, 36. *v. Waechter* in Leipzig 4, 34. *Wagner* in Berlin 4, 35. *Wolff* in Berlin 4, 36.

Todesfälle.

Anderson in Edinburg 7, 60. *v. Baader* in München 7, 60. *Bascelli* in Modena 7, 60. *v. Basedow* in Dessau 7, 60. *Baumgarten-Crusius* in Halle 7, 57. *Boettiger* in Dresden, Nekrolog 2, 17. *Chemiotte* in Helsingfors 7, 60. *Chwostow* in St. Petersburg 7, 59. *Hoeg* in Schottland 7, 60. *Lainé* in Paris 7, 61. *Otto* in Frankfurt a. d. O. 7, 59. *v. Platen* in Syrakus 7, 60. *Schott* in Jena 7, 61. *Sinclair* in Edinburg 7, 62. *Speckter* in Hamburg 7, 60. *v. Storch* in St. Petersburg 7, 59. *Tod* in London 7, 59. *v. Voss* in Berlin 7, 58.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Berlin, Kgl. Akad. der Wissensch., Plenarsitzungen, Abhandll. u. Vorlesungen — 5, 41. — geograph. Gesellsch., Sitzungen, Abhandll., Vorträge — 5, 42. — Gesellsch., naturforschender Freunde, 235ste Versamml., Abhandll., Beobachtungen — 5, 41. — Gesellsch. für deutsche Sprache und Alterthum, Stiftungstagfeier und monatl. Versammll., Abhandll. — 5, 43. 44. *Goettingen*, Kgl. Societät der Wissensch., Verzeichnifs der zu auswärt. Mitgliedern aufgenommenen Gelehrten 4, 33. *London*, Kgl. Asiat. Gesellsch., Sitzung, Denk- u. Handschriften Vorzeigung 5, 46. — geolog. Gesellsch., Versamml., Abhandll. 5, 45. *Madrid*, Versamml. des *Ateneo cientifico y literario*, ernannte Präsidenten u. Secretäre zu den 4 Abtheilungen des Athenaeums 5, 45. *Niederlande*, vom König bestätigte Mitglieder u. Correspondenten des Kgl. Instituts — 4, 36. *Paris*, Kgl. Akad. der Wissensch., öffentl. Sitzungen, Abhandll., Mittheilungen, Beobachtungen, Vorlesungen, Preisertheilungen, neue Preisaufgaben 3, 35. *Perth*, ungarische gelehrte Societät, 4te allgem. Sitzung, Abhandll., Gedächtnifsrede, Nachricht üb. den siebenbürg. Reisenden *v. Körös*, nicht angenommene Preisertheilung 5, 44. *Utrecht*, Societät für Künste u. Wissenschaften, Preisaufgaben: Historische, philosoph. u. literarische 1, 8. Medicinische 1, 6. Naturwissenschaftliche 1, 1. Rechtswissenschaftliche, Staatsoeconomische u. mercantilische 1, 7. Für die Acta literaria 1. 10.

Vermischte Nachrichten.

Archaeologische Nachrichten aus Rom: Ausgrabungen der Gräber von *Volci*, Nachgrabungen von *Caere*, *Chiusi*, *Pompeji*, Entdeckung einer *Statue von Bronze* bei *Todi* ausgegraben 6, 49.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Anton in Halle 1, 14. *Baumgärtners* Buchh. in Leipzig 1, 15. 7, 63. *Brockhaus* in Leipzig 1, 11. 4, 39. *Gebauer*. Buchh in Halle 4, 35. *Geisler* in Bremen 1, 14. *Groos*, Gebr., in Freiburg a. Universit. Buchh. daselbst. *Hallberger*. Verlagsbuchh. in Stuttgart 4, 40. *Hammerich* in Altona 1, 13. 16. *Heil* in Darmstadt 5, 46. *Herbig* in Berlin 1, 15. *Hermann*. Buchh. in Frankfurt a. M. 7, 64. *Hoelscher* in Coblenz 4, 39. *Huber* u. Comp. in St. Gallen 6. 53. 7, 64. *Kochler* in Stuttgart 4, 37. *Krieger* in Cassel 4, 39. *Kummer* in Leipzig 7, 64. *Liesching* in Stuttgart 6, 55. *Meyer* in Braunschweig 6, 54. 7, 63. *Perthes* in Gotha 4, 49. 5, 45. *Perthes* in Hamburg 1, 12. 15. 2, 24. 4, 38. 6, 55. *Plahn* in Berlin 7, 61. *Schwetschke* u. Sohn in Halle 1, 12. 5, 47. Universit. Buchh. in Freiburg 1, 13. *Veit* u. Comp. in Berlin 2, 28. *Weigel* in Leipzig 1, 14. *Weller* in Bautzen 5, 48. *Wigand* in Wetzlar 6, 56. *Zeh*. Buchh. in Nürnberg 3, 31.

Vermischte Anzeigen.

Auction der *Dzondi*. Bibliothek in Halle 3, 31. — der *Münster*. Münz-Sammlung 1ste Abth. in Kopenhagen 1, 16, 4, 40. *Behrend* in Berlin, das Erscheinen des zeitherigen Repertoriums der medic. chirurg. Journalistik des Auslandes von 1836 an betr. 6, 53. *Kummer* in Leipzig, *Kotzebue's* sämmtl. Werke, Octavausg. im herabgesetzten Preise 5, 48. *de Lamotte*, *Bar.*, Spanien; aus dem Franz. von *Brinckmeyer* 7, 62. *Oeberg* u. Comp. in Rostock, aus Kasan erhaltene, um beigesetzte Preise bei ihnen zu habende Werke 1, 16. *Weigel* in Leipzig, Bücher so zu verkaufen in gebundenen Exemplaren nebst Preisen 6, 56.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Teubner: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoses.* Recensuit et perpetua annotatione illustravit *Detl. Car. Guil. Baumgarten-Crusius.* 1834. VI u. 646 S. gr. 8. (2 Rthlr. 15 gGr.)

2) *Ebendas.*: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoses.* Brevi annotatione illustravit *Detl. Car. Guil. Baumgarten-Crusius.* Tom. II. Editio *secunda* auctior et emendatior. 1835. IV u. 496 S. 8.

Nr. I. soll eine neue Textesrecension und eine *annotatio perpetua* dieses gröfsten Ovidischen Gedichtes enthalten. Ueber die Textesrecension sagt der Hr. Herausg. Vorr. S. V, nachdem er auf das willkürliche Verfahren der früheren Editoren, namentlich *Heinse's*, in der Kritik und der Behandlung des Textes aufmerksam gemacht hat: — *Heinsii vestigia indagare, et indicata, quam ille proposuerat, lectionis varietate, ubicunque licentius ille egisse videretur, locos sine iustis argumentis vexatos vel mutatos defendere et ad antiquam sinceritatem revocare conatus sum, quod quum Jahnius primus facere instituisset, a me saepius factum, aequi et diligentes iudices cognita causa facile agnoscent.* Er verspricht uns also einen Text der Metamorphosen, welcher von den vielen hundert unnöthigen und zum Theil unpassenden und fehlerhaften Aenderungen *Heinse's* und seiner gläubigen Nachtreter gereinigt sey, und welcher die neueste Recension *Jahn's*, welcher sich doch um Textesverbesserung dieses Gedichtes so sehr verdient gemacht hat (s. A. L. Z. Jahrg. 1834. EB. Nr. 70.), an Korrektheit noch übertreffe. Allein Rec. hat sich durch eine genaue Vergleichung des hier gelieferten Textes mit der *Heinsio-Burmannischen* Ausgabe überzeugt, dafs von den zahllosen Aenderungen *Heinse's* und *Burmann's* nur hier und dort eine, und meistens die unerheblichsten beseitigt worden, und kaum der vierte Theil der durch jene Editoren verdorbenen Stellen hergestellt ist. Wir sind es dem Herausg. und unsern Lesern schuldig, einen so harten Tadel, wie wir über den zweiten Haupttheil dieser Ausgabe ausgesprochen haben, auch zu beweisen: um aber jeden Schein geflissentlichen Herabsetzens zu vermeiden, wollen wir nicht einzelne Stellen aus dem ganzen Buche hervorheben, indem sich in einem jeden grofsen Werke sehr leicht einzelne Mängel auffinden lassen; sondern bei dem ersten Buche bleiben. B. I. V. 36. steht in der vorliegenden Ausgabe noch *diffundi* st. *diffudit*, und das übertriebene *rabidis* st. *rapidis*; V. 50. der von Heinse hier, wie an hundert andern Stellen, aus blofser Caprice eingeführte *pluralis verbi* bei einem *collectivum regant* st. *regat*, V. 92. *timebant* st. *timebat*, V. 99. *erant* st. *erat*, V. 132. das sinnwidrige *dabant* st. *dabat*, V. 142. *prodierant* st. *prodierat*, V. 173. *habitant* st. *habitat*, V. 183. das fehlerhafte *parabant* st. *parabat*, denn es ist zu construiren: *quisque centum anguipedum parabat coelo captivo brachia iniicere*; V. 128. steht noch *irrumpit* st. *irrupit*; V. 187. steht noch *circumsonat* mit den alten Schriften, das von *Burmann* auch wohl noch an 10 andern Stellen ohne gehörige Auctorität eingeführte *circumtonat*; V. 224. *furenti* st. *frementi*; V. 268. *lata* st. *late*; V. 290. *labant* st. *latent*; V. 284. *sinus* st. *vius*; V. 333. die Lieblingsform *Heinse's sonaci* st. *sonanti* und V. 92. *minacia* st. *minantia*; V. 337. das von *Heinse* auch an vielen andern Stellen ganz willkürlich eingeführte *ut* st. *ubi*; V. 348. *inanem* st. *apertum*, zu vergl. *Jahn*; V. 405. *coepto* st. *coepta*; V. 529. *impexos* st. *impulsos*; V. 541. *fugaci* st. *fugacis* und 637. *conatoque queri* st. *et conata queri*; V. 548. *alligat* st. *occupat*; V. 747. *linigera* st. des echt Ovidianischen *Niligena*. — Diese 25 wenig gegründete Textesänderungen der Heinsio-Burmannischen Ausgabe sind in der *Jahn*'schen Ausgabe alle richtig verbessert. Wogegen Rec. in der vorliegenden Ausgabe keine einzige Emendation des *Heinse*'schen Textes in diesem ganzen ersten Buche gefunden hat, welche sich nicht auch schon in der *Jahn*'schen fände. — I, 135 steht noch *auras*, was einen unpassenden Sinn giebt; wogegen *aurae* für den Sinn richtig ist, und auch hinsichtlich der Construction, woran die Abschreiber Anstofs genommen zu haben scheinen, keine Schwierigkeit hat. Zu vergl. *Sophocl. Oed. Colon.* V. 565. V. 269. steht noch *hinc densi* st. *et densi*; V. 53. steht noch das von *Heinse* hier wie noch wohl an ein paar Dutzend andern Stellen dem Dichter untergeschobene *igni* st. *igne*; V. 255. *longus* st. *totus*: *totus* ist hier, auch abgesehen von den MSS., passender, weil *axis* für *coelum* steht; V. 491. *quaeque* st. *quodque*; V. 531. *movebat* st. *monebat*; V. 703. steht noch *illi* st. *illam*. — Aus diesen 31 blos aus dem 1sten Buche entnommenen Stellen mögen unsere Leser ersehen, dafs die Texteskritik des Herausg. gänzlich mifslungen, und es mit den angeführten Worten der Vorrede nicht so genau zu nehmen sey, dafs er die willkürlichen Aenderungen *Heinse's* und *Burmann's* wieder hergestellt habe, und ihm dieses noch öfter gelungen sey, als dem neuesten Herausgeber dieses Gedichtes, *Jahn*. Ja Rec. hat sich durch genaue Vergleichungen überzeugt, dafs der hier gebe-

tene Text im 1sten Buche mit Ausnahme von 5 Stellen und dafs 441—54. *serpens* als mascul. hergestellt ist, genau mit dem *Gierig*'schen übereinstimmt, welcher mit Ausnahme von V. 100. 132 und 190. ein Abdruck des *Heinsio-Burmann*'schen ist. Wie nun der Text als Resultat der Kritik des Herausg. ausgefallen ist, so müssen nothwendig auch die zahlreichen kritischen Noten beschaffen seyn; worin er nun der *Heinsio-Burmann*'schen Ausgabe meistens gefolgt ist, nur mit dem Unterschiede, dafs er dieselben abgekürzt und das lästige Beiwerk von unnöthiger Gelehrsamkeit und Citaten und Emendationen anderer Schriftsteller weggelassen hat. Wir wollen von den mehr als zwei hundert ganz unrichtigen kritischen Anmerkungen dieses Commentars nur ein paar Proben, wiederum aus dem 1sten Buche, anführen. V. 36. „*Diffundi restituit Heinsius ex Urbino et Langerm., etiam auctore Lactantio Instit. Div. II. c. 5., in quo tamen et ipso incerta est lectio.*" Hier liefse sich ja gerade das Gegentheil sagen: *antiquam et integram scripturam diffudit corrupit Heinsius in diffundi, codicibus Urb. et Langerm., quorum parva est auctoritas, plus fidei tribuens, quam reliquis veteribus libris omnibus: nam apud Lactant. quoque, qui hunc locum laudat, incerta scriptura est.* V. 52. „*Igni optimi codd. probant et antiquior forma carmini epico congrua.*" Aber welches sind diese *optimi codd.*? und es ist bekannt, dafs Ovid die epischen Formen nicht liebt, niemals darnach hascht, und, wie oben schon gesagt worden, dafs *Heinse* und *Burmann* dem Dichter auch noch an vielen andern Stellen diese Form ohne Auctorität der MSS. untergeschoben haben. V. 92. *supplex turba timebat.* „*Tres* (also von den 101 Codd., welche *Heinse* benutzte, drei und man weifs nicht, ob die schlechtesten vielleicht aus einer Quelle herrührenden) *timebant* pro *timebat.*" Also ist *timebant* die richtige Lesart, und *timebat*, die Lesart aller übrigen Codd. und der ältesten Ausgaben, ist falsch und verdorben! — So sind auch die *varr. lectt.* weder vollständig, wie in der *Jahn*'schen Ausgabe, noch nach einem sicheren Plane gegeben; so dafs hin und wieder keine Varianten, an andern Stellen die unbedeutendsten und schlechtesten, an andern Stellen die besseren und aus den besten Handschriften angeführt sind. Ueberhaupt scheint der Herausg. mit dem kritischen Apparate des Ovidius noch nicht gehörig bekannt zu seyn; woher denn auch die wunderliche Behauptung S. IV entstanden seyn mag, dafs die Varianten der Metamorphosen gröfstentheils aus der Ovidischen Zeit und von dem Dichter selbst herrühren. Durch eine genauere Bekanntschaft mit der Beschaffenheit und dem Charakter der einzelnen Codd. würde Hr. BC. sich gewifs überzeugt haben, dafs die vollständigen Handschriften der sämmtlichen Werke des Ovidius sich in allen Gedichten gleich seyen und sich unter den Varianten der verschiedenen Gedichte kein anderer Unterschied zeige, als dafs einzelne Gedichte aus einem correcteren Codex abgeschrieben seyen, oder einen treueren und der Sprache kundigeren Abschreiber gehabt haben.

Ueber die Interpretation des Gedichtes sagt Hr. BC. Vorr. S. V: — *id maxime egi, ut fabularum origines et progressus demonstrarem, ordinem nexumque a poeta institutum pertexerem, verba et sententias ex hoc ipso aliisque eiusdem poetae carminibus* etc. Was nun zuvörderst die Entstehung und Fortbildung der Fabeln betrifft, so könnte es noch in Frage gestellt werden, ob dieser Art Erörterungen, in so fern der Dichter, was er manchmal thut, sich *seine* Fabel nicht selber schafft, oder dieselbe nach seinem jedesmaligen Zwecke ändert, zu einer gründlichen Erklärung dieses Gedichtes durchaus erforderlich seyen. Allein wir dürfen diese Frage hier unerörtert lassen, indem wir unsern Lesern versichern können, dafs in dem Commentar kaum mehr daran gedacht, und dafs dieses in der Vorrede nur so geredet ist. Die Angabe der Reihenfolge und der Verknüpfung der zahlreichen Fabeln zu einem zusamenhängenden Ganzen ist zum Verständnisse des Gedichtes und zur Einsicht in die Eigenthümlichkeit und das Kunstgemäfse desselben sehr wesentlich und fast nothwendig. Allein auch rücksichtlich dieses Punktes ist es wieder bei dem guten Willen des Herausg. in der Vorrede geblieben, indem in dem Commentar selbst keine Rede von dem Zusammenhang und der künstlerischen Verknüpfung der Fabeln ist und nicht einmal die ganz fertige, von *Jahn* verbesserte, Canter'sche Abhandlung über die *series fabularum* aufgenommen, geschweige noch die schönen Bemerkungen *Gierig's* und *Bach's* gehörig benutzt sind. Ueber die vom Dichter behandelten Mythen findet sich in diesem Commentar durchgehends weiter nichts, als eine kurze Angabe der Fabeln, hier und dort mit Citaten von Schriften, in welchen dieselben ausführlicher behandelt oder erklärt werden. Um sich an einigen Beispielen zu überzeugen, wie wenig der Herausg. sich die schönen Anmerkungen und Winke *Gierig's* über die Verknüpfung der Fabeln zu Nutze gemacht hat, vergleiche man nur die vorliegende Ausgabe mit der *Gierig*'schen I, 32., 151., 163., 253., 416., 452., 568.

Hinsichtlich der Sprachbemerkungen mufs man anerkennen, dafs die meisten Schwierigkeiten des Gedichtes in den Anmerkungen erklärt sind; wie sich nicht anders von einer Ausgabe erwarten liefs, wozu so vortreffliche Vorarbeiten in den Commentaren von *Heinse, Burmann, Gierig, Bach* und vielen andern vorlagen; auch mufs man anerkennen, dafs eine Menge treffender Bemerkungen durch den Herausg. hinzugekommen sind. Aber auch hier sind die reichen Schätze der früheren Editoren nicht überall gehörig benutzt und sehr viele einer Erklärung sehr bedürfende Stellen, welche bei den früheren Interpreten schon erklärt waren, gänzlich unbeachtet geblieben. So vermifst Rec. z. B. I, 27. die Anmerkung *Gierig's* über *emicuit*, V. 52. über *imminet*, V. 57. über *habendum*, V. 74. über *nitidis*, die um so weniger fehlen durfte, als *Heinse* hier den Dichter wieder meistern

stern wollte, V. 133. vermissen wir die Erklärung von *altis*, V. 117. von *inaequales*, V. 147 von *lurida*, V. 268 von *pressit*. B. VII, um auch einmal eines andern Buches zu gedenken, V. 62. eine Anmerkung über die Lage der Symplegaden, da ja auch sonst geographische Erklärungen gegeben werden, und eben so über Scylla und Charybdis und darüber, dafs Medea sagt, dafs sie, wenn sie mit Jason nach Griechenland fahre, diese Meerungeheure fürchte. VII, 67. dürfte, da der Herausg. die von *Heinse* ohne gehörigen Grund eingeführte Lesart *trahar* beibehalten hat, eine Erklärung dieses verbi nicht fehlen, die bei *Gierig* zu finden war. So vermissen wir auch die Anmerkung *Jahn's* über VII, 83., die *Gierig's* über *cantatus* V. 98., über *terrena* und *silices* V. 202., über *insuetum* V. 119., über *volvere* V. 109., über *advocat* V. 138., eben so über V. 145. 146. und über V. 170. u. s. w. — Nun könnte freilich eingewendet werden, dafs so das Buch nothwendigerweise viel stärker geworden wäre. Allein auf einem andern Wege hätte hier sehr viel Raum erspart werden können. Hr. *BC.* hat nämlich erstens auch an solchen Stellen, wo an der Richtigkeit des Textes gar kein Zweifel seyn kann, häufig unnöthige und oft sogar unpassende Conjecturen und Verbesserungsvorschläge früherer Editoren und Commentatoren aufgenommen, und zweitens findet sich in diesem Commentare ganz in der Heinsio-Burmann'schen Manier eine grofse Menge nichts sagender oder doch ganz überflüssiger Widerlegungen von Varianten, welche offenbare Schreibfehler sind, oder deren Unrichtigkeit gleich beim ersten Anblicke in die Augen fällt. Hätte er alle Conjecturen und Anmerkungen dieser Art, welche nur ein unnützer Ballast sind, der doch endlich einmal aus den Commentaren herausgeworfen werden mufs, weggelassen: so wäre bei der sehr empfehlenswerthen Kürze des Herausg. in seinen Erklärungen leicht für ein hundert Sprachbemerkungen, also schon für eine viel vollständigere Spracherklärung, Platz gewonnen worden.

Wir wollen auch diesen neuen Tadel mit Beispielen belegen, die nun aber wieder aus dem 1sten Buche geschöpft seyn sollen. I, 15. mufsten die ganz unpassenden Conjecturen *Heinse's* und *Burmann's*: *quoque ierat tellus* und *atque fuit tellus illic, ubi pontus et aer: Sic erat* etc. wegbleiben; V. 9. die Conj. *Heinse's dissortia*; V. 56. die höchst unpassende Conj. *I. a Cruce facientes fulgura*, wo gewifs eine Nachweisung, dafs die Römer geglaubt haben, dafs die Kälte durch die Winde verursacht würde, hinreichend war; eben so war V. 73. eine Erklärung des *nitidis* hinreichend, um die 3 Conj. *Heinse's mutis, simis* und *udis* mit Stillschweigen übergehen zu können; V. 77. mufste die Anmerkung über die Var. *possit* wegbleiben, da das praes. an dieser Stelle ein grammatischer Fehler ist, oder dieses zugleich angemerkt werden, und V. 79. die Anmerkung über die Var. *imago*, V. 86. die Conj. *Gronov's vultum* und daselbst die Anmerkung über die Var. *ereptos*, V. 133. die so unnöthige als unelegante Conj. *Gronov's alni* st. *altis*, und dafür die richtige Erklärung *Gierig's* von der Lesart *aitis* gegeben werden; V. 142. die unnütze Conj. *Wakefield's prodierunt*, da jetzt wohl niemand mehr an dem plusquamperf. Anstofs finden wird; V. 201. brauchte *Romanum nomen* nur nach *Gierig* gehörig erklärt zu werden, und man konnte die unpassenden Conj. *Burmann's* und *Barth's* — welchen im Ovidius selten etwas gelungen ist — *numen* und *lumen* weglassen; V. 225. mufsten die Conj. *Heinse's Nisi* und *Amyci* wegbleiben; V. 266. die Conj. *pluit*; V. 232. die Anmerkung über den offenbaren Schreibfehler *ripis* st. *rutis*; V. 548. die Conj. *Heinse's agelat* st. *occupat* u. s. w.

Wir dürfen auch nicht mit Stillschweigen übergehen, dafs in dem Commentare, neben den vielen gründlichen und richtigen Wort- und Sacherklärungen, sich auch sehr viele oberflächliche und durchaus falsche Anmerkungen befinden. Wir bleiben wieder beim 1sten Buche. I, 1:

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora —

wird construirt (s. A. L. Z. Jahrg. 1834. EB. Nr. 108.) *animus fert dicere*, und angemerkt, dafs der Infinitiv hier *Graeco more* statt *ad dicendum* stehe. In Rücksicht des *Graeco more* ist es nun erstens noch nicht so ausgemacht, ob *dicere* nicht ganz *more Latino* das Object von Verbi sey, wie in *cupio dicere*; so wie man sagt *impetus fert aliquid et aliquo*. Zu vergl. Fast. V, 523. Dann ist es überhaupt mit dem *more Graeco* an solchen Stellen eine mifsliche Sache, indem die Lateiner diesen allgemeineren Casus gewifs nicht aus dem Griechischen zuerst angenommen haben; ganz unzweckmäfsig scheint es Rec. aber, die Schulknaben (denn in der kleineren Ausgabe wird diese Anmerkung wiederholt) mit dergleichen Erklärungen *more Graeco* abzufertigen, zumal da dieselben, wenn sie die Metamorphosen lesen, mit den Eigenthümlichkeiten des Griechischen Idioms noch wenig bekannt sind. V. 21. *Hanc deus et melior litem natura diremit* — ist angemerkt „*distinguit deum, qui νοῦς erat Anaxagorae et naturam τὴν ψυχὴν τοῦ κόσμου ex antiqua generationis omnium rerum notione*", wo doch die ganze Stelle und besonders V. 32 und 48. deutlich beweisen, dafs die Worte *et naturam* nicht so verstanden werden können; auch ist es Rec. nicht einleuchtend, dafs Ovidius hier auf den unthätigen Gott des Anaxagoras hindeute. V. 50. wird über die Var. *inter utrumque* richtig angemerkt: „*in descriptione partium proprio generi suus est locus. Utrumque, τὸ ἀμφότερον, quod complexum rei v. notionis significat, non rem ipsam, aliis locis convenientius est.*" Aber an der aus II, 140. angeführten Stelle ist derselbe Fall wie hier, und *utrumque* steht dort wegen *tortum anguem* V. 138. V. 51. 52.

Imminet his (plagis) *aer, qui quanto est pondere terrae*
Pondus aquae levius, tanto est onerosior igne.
Illic et nebulas, illic consistere nubes
Jussit, et humanas motura tonitrua mentes,
Et cum fulminibus facientes frigora ventos.

Wir

Wir sehen, dafs der Dichter in diesen 5 Versen sagt, dafs der schaffende Gott der Luft, wegen ihrer Natur, ihren Platz über der Erde angewiesen und in dieselbe Luftregion auch die Wolken und Blitz und Donner gesetzt habe. Der Hr. Herausg. giebt nun zu V. 52. folgende physikalische Erklärung: „*Interpretatio loci est in versibus proximis*(?) *nebulae, ut leviores pondere terrae consistere super ea iubentur, at fulmina cum tonitribus ruere graviore aeris onere praecipitata*"?! V. 80. findet der Herausg. wieder eine Hindeutung auf ein altes Philosophem, auf das von der Weltseele. *Cognati* ist hier mit Rücksicht auf die vorhergehenden Worte *seducta super ab alto aethere* gesagt. V. 157.

Perfusam multo natorum sanguine Terram
Incaluisse ferunt, calidumque animasse cruorem —

ist angemerkt: „*geminare hoc modo repetitas voces ut incaluisse calidumque, ut prior rem factam significet, altera causam proximi eventus, Ovidiani moris est.*" Dafs nun Ovidius diese Redeweise wegen seines rhetorischen Charakters liebt, ist wahr; nur hat sie hier nicht statt. Dieses wäre dann der Fall, wenn hier *calidumque*, auf *terram* bezogen, stände. Das Blut war ja vorher warm und erwärmte umgekehrt die Erde. Beispiele, wie der Herausg. hier vor Augen hatte, sind Met. I, 402.

Mollirique (saxa) *mora mollitaque ducere formam* —

Met. I, 33.

Congeriem secuit, sectamque in membra redegit —

Fast. III, 21.

Pan videt hanc, visamque cupit, potiturque cupitam —

Trist. III, 9, 27.

Atque ita divellit, divulsaque membra per agros
Dissipat —

V. 199.

Confremuere omnes (di), *studiisque ardentibus ausum* (Lycaona)
Talia deposcunt —

heifst es unrichtig „*ardentia studia sunt auditorum faventium.*" Die Worte *studia ardentia* bezeichnen den heftigen Eifer oder das heftige Ereifern, womit die Götter den Frevler Lykaon zur Strafe fordern, und eben so ist auch das Verbum *confremuere* nicht von dem lärmenden Beifall der Götter zu verstehen, sondern heifst „*sie tobten*", gaben ihren Unwillen durch Toben zu erkennen. Planudes übersetzt richtig *συνεθορύβησαν*. Und wozu sollten die Götter denn hier dem Jupiter ihren Beifall bezeugen, welcher ihnen eben die Schandthat des Lykaon erzählt hat? Zu vergl. V. 206—209. V. 244.

Dicta Iovis pars voce probant stimulosque frementi
Adiiciunt.

heifst es über *frementi* — der Hr. Herausg. schreibt mit *Heinsius* „*furenti*" — : „*frementi non convenit uni et indignum est Iove.*" Dafs *fremere* wohl von einem gesagt werde, beweisen die Lexica (s. Forcell. in v.) und die Bedeutung des Wortes selbst. Und warum soll denn *fremere* des Jupiter unwürdig, und *furere* dem Vater der Götter besser anstehen; zumal da derselbe bei Ovidius so ganz menschlich und allen menschlichen Schwächen unterworfen erscheint. U. s. w. a. O.

Durch das Gesagte sind wir nun ferne, der vorliegenden Ausgabe allen Werth und alle Brauchbarkeit absprechen zu wollen; vielmehr mufs man anerkennen, was wir oben schon ausgesprochen haben, dafs darin die meisten Sprachschwierigkeiten durch kurze und deutlich geschriebene Anmerkungen ziemlich gelöset sind, auch für die Sacherklärung im Ganzen nothdürftig gesorgt ist; wie denn überhaupt ein auch nur aus der blofsen Gierig-Jahnschen Ausgabe mit einiger Sachkenntnifs kompilirter Commentar hinsichtlich der Sinn- und Sacherklärung schon nicht schlecht seyn kann; so vortrefflich ist derselbe in unzähligen einzelnen Theilen ausgearbeitet, und ein so reiches Material zu einer allseitigen gründlichen Erklärung dieses Gedichtes ist darin zusammengehäuft. Aber das glaubt Rec. mit Wahrheit behaupten zu können, und auch einigermafsen bewiesen zu haben, dafs die neue Ausgabe überhaupt eine sehr oberflächliche Arbeit ist, und weder dem jetzigen Standpunkte der Alterthumswissenschaft und der Bearbeitung des Ovidius entspricht, noch auch überall nach dem ganz richtigen Plane gearbeitet ist, welchen der Hr. Herausg. hier ausgeführt zu haben in der Vorrede behauptet.

Nr. II. ist ein Auszug aus der gröfseren Ausgabe. Der Text ist genau derselbe und daher sehr unkorrekt. Der Commentar dieser Ausgabe unterscheidet sich von dem der gröfsern hauptsächlich dadurch, dafs ein grofser Theil der Varianten, Conjecturen und kritischen Anmerkungen, welche einen Haupttheil und die schlechteste Partie der gröfsern Ausgabe ausmachen, weggelassen, und den Sprach- und Sachbemerkungen nicht so viele Citate und Parallelstellen beigefügt sind. Die Anmerkungen sind, mit Ausnahme, dafs der Kritik darin viel zu viel vorkommt, und dieselbe sehr häufig schlecht gehandhabt ist, für die Schuljugend im Ganzen sehr zweckmäfsig. Sie sind in lateinischer Sprache geschrieben, so dafs der Schüler auch durch die Noten in der Sprache geübt wird, sind kurz, einfach und leicht verständlich, nicht mit breiten grammatischen Ergiefsungen und unnöthiger Gelehrsamkeit überladen, auch für den Standpunkt der Schüler nicht zu hoch; und wenn sie auch sehr häufig allzu spärlich sind und den Schüler im Stiche lassen, so haben sie dagegen auch vor mancher Schulausgabe den Vorzug, dafs sie der studirenden Jugend nicht alles vorerklären und derselben den besten Stoff zur Selbstthätigkeit und zur Erprobung ihrer Urtheilskraft und ihrer Sprachkenntnifs vorwegnehmen. Der Druck ist sehr deutlich und gefällig.

Dr. *Loers.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

RÖMISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Schwetschke u. Sohn: *Justini Historiae Philippicae.* Für den Schulgebrauch historisch und grammatisch erläutert von *W. Fittbogen*, Conrector am Friedrichsgymnasium zu Frankfurt a. d. O. 1835. II u. 482 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Justinus philippische Geschichten gehören im Allgemeinen nicht zu den häufig in den Gelehrtenschulen erklärten Werken der lateinischen Literatur, worüber man sich einigermafsen wundern kann, da der Kreis der in der dritten und vierten Gymnasialklasse zu lesenden Schriftsteller sehr klein und Justinus es wohl werth ist, ihn zu erweitern. In der That hat man für jene Klassen nur etwa noch Nepos, Cäsar, Curtius; den ersteren und Cäsars Commentarien vom gallischen Kriege etwa für die vierte Klasse; die vom Bürgerkriege aber, Curtius und Justin für die dritte. So wie nun Cäsar's gallischer Krieg nicht blos durch die entschiedene Classicität der Sprache und die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung vor den Lebensbeschreibungen des Nepos für die Lesung in Schulen empfohlen zu werden verdient, auch eher leichter als schwerer ist, so möchte doch der Bürgerkrieg nicht hinlänglichen Lesestoff für die dritte Klasse darbieten und daher ein öfterer Wechsel in der Lektüre wünschenswerth seyn. Während nun Curtius wegen der nicht nur in der Darstellung der Thatsachen, sondern auch in hohlem deklamatorischen Wortgepränge seiner ganzen Auffassungsweise nach unwahr und widernatürlich erscheint, ist Justinus von diesen Mängeln ziemlich frei, da er mehr die Form und den Ausdruck des Trogus Pompejus wiederzugeben als in der ausführlichen und im Einzelnen genauen Darstellung der Thatsachen sich an ihn anzuschliefsen gesucht hat; ja er könnte ein Muster eines Epitomators genannt werden, weil er die Begebenheiten in grofsen und festen Umrissen wiedergiebt und das Wesentliche, nicht alte Beiwerke des nachgebildeten Gemäldes ausdrückt. Selbst die Gegenstände, die er beschreibt, können dazu beitragen ihn zu empfehlen, da er nicht nur für viele Theile der alten Geschichte — der Hauptaufgabe für Tertia eines Gymnasiums, unserer Meinung nach — die einzige Quelle ist, sondern auch als ein nützliches Anknüpfungsmittel zur Erinnerung und Wiederholung dienen kann, gleichwie Livius, der Hauptschriftsteller für Sekunda, deshalb für diese Klasse so sehr sich eignet, weil er (insbesondere in der dritten Dekade) und *Virgil* verbunden am passendsten in das Gesammtgemälde der römischen Gröfse einführen, mit welcher der Schüler auf jener Stufe schon vertraut werden kann.

Der Entschlufs des Bearbeiters der vorliegenden Schulausgabe verdient daher Lob, und zwar um so mehr, weil die Ausgaben von *Wetzel*, *Beneke* und *Dübner* für den Schulgebrauch theils nicht geeignet, theils gar nicht bestimmt sind. In Ermangelung eigener Hülfsmittel hielt sich der Vf. im Wesentlichen an den Dübner'schen Text. Uebrigens sind, wie in der Vorrede bemerkt wird, die Anmerkungen bereits vor zwei Jahren vollendet worden und es hat bei dem Abdruck und der Revision nicht Alles, was vielleicht sollte, nachgetragen werden können. Die Anmerkungen sind *deutsch* geschrieben, was für Schüler der dritten Klasse zweckmäfsig ist. Dem Text zur Seite stehen kurze und passende Inhaltsanzeigen; in den Anmerkungen sind theils die wichtigsten sachlichen Beziehungen erörtert, theils die Darstellung selbst zuweilen durch Verweisung auf Hauptquellen der Geschichte belegt, öfters auch berichtigt, wie wenn Justinus mit Thucydides und andern Zeugen ersten Ranges nicht übereinstimmt, alsdann die schwierigeren Constructionen, zum Theil mit Verweisung auf gangbare grammatische Werke, so wie der Sprachgebrauch und die Synonymik passend, mit klarer Einsicht und in gedrängter Form erläutert. Soweit verdient des Vfs. Arbeit alle Anerkennung; aber ein Anderes dürfte es mit dem *Maafse* der Anmerkungen seyn. Denn nach der Meinung des Rec. ist in mehrfacher Hinsicht darin zu viel gegeben. Die historischen Erläuterungen sind grofsentheils des Lehrers Sache und durften für den Schüler gar nicht geschrieben werden, da derselbe sich namentlich auf die Sachkritik des Erzählten nicht versteht und nicht einlassen kann. Die sprachlichen machen dem Schüler die Vorbereitung zu leicht und nehmen dem Lehrer zu viel verweg. Daher sind 482 Grofsoctavseiten für ein so dünnes Büchlein als der Text des Justinus ist, ein offenbar zu grofser Raum. Deshalb aber zweifelt Rec. gar nicht, dafs das Buch in den Händen der Schüler vielfachen Nutzen stiften dürfte und dem Lehrer manche Erklärung abnehmen oder erleichtern mufs. Rec. will das Gesagte durch einige Bemerkungen zum *vierten* Buche näher begründen.

IV. 1. ist von dem einstigen muthmafslichen Zusammenhange Siciliens mit Italien auf fast einer halben Seite sehr engen Druckes gehandelt, alles richtig und passend, aber warum mit dem das Buch anschwel-

schwellen, was die Stimme des Lehrers in einer halben Minute besprechen kann? Ueber die Lesarten *diremptam*, *direptam* und die Conjectur *diruptam* ist nicht weniger weitläufig gesprochen, *direptam* als unsprachlich mit Recht verworfen, *diremptam* durch die im silbernen Zeitalter herkömmliche Bedeutung von *dirimi* = *distare* ziemlich gerechtfertigt, am Ende aber *diruptam* empfohlen, wenn es nur handschriftliche Beglaubigung hätte. Aber kann man denn sagen *dirumpi a corpore* statt *abrumpi*? und ist nicht *diremptam esse* (*sey einst in den Stand der Getrenntheit getreten*, d. h. *losgerissen worden*) im Aorist der Vergangenheit so gesagt wie *Tiberis agrum Latinum a Vaticano dirimit* bei *Plin. H. N.* III. 5. von der Gegenwart? Von der Naturbeschaffenheit, insbesondere Vulkanität der Insel ist gut, aber viel zu ausführlich geredet. *Nec non* in ganz unciceronischem Sinne verdiente eine Bemerkung. Bei *incumbere* sollte nichts gegeben seyn, als die Verweisung auf Zumpt §. 416. — *antiquitas* heifst wohl nichts als die *alte Geschichte* dieser Gegenden: diese war durch Fabeln verunstaltet. Wie *alias* zu der Bedeutung von *alibi* komme, mufste gezeigt werden, auch ist die Verwechselung eigentlich nur scheinbar. Denn jener Sprachgebrauch ist von Reisenden zu erklären, welche die Merkwürdigkeiten der Orte selbst in Augenschein nehmen: von ihnen heifst es, *man treffe kein anderes Mal, keine zweite so reifsend strömende Meerenge.* — *Terga dare* zu erklären war unnütz. Wenn es von der Stelle *hinc igitur fabulae Scyllam et Charybdim peperere* heifst, Justin, der etwas confus (*sic*) geschrieben, habe nicht den strengen Verfolg des Gedankenganges beobachtet, so hat der Vf. übersehen, dafs *accedunt* im vorhergehenden Satz deutlich eine gelegentlich eingeschobene Bemerkung einführt, gleichsam eine Parenthese im Grofsen, und dafs der Schriftsteller hernach ganz passend wieder auf die Wunder der Meerenge zurückkommt. Dafs er an zwei Stellen vom Aetna handelt, kann nicht befremden, da die erste Erwähnung des Berges an die Zerklüftung und den Höhlenreichthum der Insel, als Ursache des unterirdischen Feuers geknüpft ist. Von der Scylla und Charybdis ist viel zu ausführlich geredet. Die Form *arbitrere* sollte gar nicht berücksichtigt seyn. — Was zu c. 2 über die Schreibart *Trinacria*, *Trinacia* und *Thrinacia* gesagt wird, ist unrichtig, da jene erstere auf späterer Klügelei und Deutung beruht und Homer die Insel nur *Θρινακίη* nennt. Die Bemerkungen über die Fabelgeschichte Siciliens, die nur eine Erweiterung von Justin's Erzählungen enthalten, mufsten wegbleiben. Zu c. 3 ist von dem spätern Schicksal Rhegiums und seiner Besetzung durch die Legion Campaner unter Decius Jubellius (dieser letztere Name ist fehlerhafter Weise ausgelassen) die Rede. Es gehört aber gar nicht zur Sache und ist die Frage, ob selbst der Lehrer vor Tertianern so abschweifende geschichtliche Details geben darf. *Ab Himera* ist unrichtig erklärt. Wäre das *ab* hier blos nach der von Zumpt §. 398 Anm. erwähnten Weise hinzugesetzt, so würde die Verweisung auf diese Stelle genügen. Aber *ab Himera* bedeutet ja gar nicht *von Himera her*, sondern *veterani ab Himera vocati in auxilium* sind *veterani Himerensium*, *οἱ Ἱμεραίων μισθοφόροι*. Die ganz barbarische Schreibart *latinienses* statt *latinenses* mufste weggeschaft werden. Der attische Feldherr, der in der Anmerkung erwähnt wird, heifst nur *Charöades*, und nicht auch *Chariades*, welches sogar völlig ungriechisch wäre. Der *abl. conseq. remissis auxiliis* hat nichts Bemerkenswerthes. Zu c. 4 sind die Veranlassungen des grofsen sicilischen Zuges der Athener in unnöthiger Weitläufigkeit nochmals erzählt, obgleich der Text des Schriftstellers sie schon besser und kürzer giebt. Wie *squaloris habitu ad commovendam misericordiam adquisito* heifsen könne *das Aussehen einrichten*, ist unbegreiflich. *Acquirere* heifst eigentlich *dazu erwerben*, daher von dem uns früher nicht Gehörigen übergetragen auf das *Fremdartige*, *Ungehörige*, *Angenommene*, *Verstellte*; die Gesandten erschienen in *angenommener und Unwahres vorspiegelnder Trauer*; *adscito* möchte lateinisch am nächsten kommen. Dafs *praelia pedestria summa* ohne *et* verbunden sey, weil die ersten beiden Worte einen Begriff ausmachten, dürfte auch nicht der richtige Grund seyn; er ist es *in festi dies anniversarii*, aber z. B. nicht in *festa stata anniversaria*, wo im Gegentheil der zweite Begriff epexegetisch hinzutritt; so auch bei Justinus, *praelia pedestria eaque secunda*. *Munitiones* war der Erklärung nicht bedürftig. — c. 5 hätte der wahre Sinn von *prima congressione navali* eine Erklärung verdient, da bekanntlich die Athener anfangs siegreich waren und selbst als sie schon auf den Rückzug dachten, im ersten Seetreffen nicht vollkommen unglücklich stritten. *Spem destituere* erklärt das Lexicon. Die Details von der letzten Seeschlacht und ihren Ergebnissen sind nicht nöthig.

— λλ —

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Progymnasmata Ciceroniana, sive selecta e M. T. Ciceronis libris capita, in usum tertiae gymnasiorum classis edidit Gustavus Pinzger*, AA. LL. M. Ph. D. 1835. XVI u. 192 S. (ohne die Zueignung) gr. 8.

Obgleich es unbestritten ist, dafs der Anfang der Erlernung der alten Sprachen nur durch Hülfe zweckmäfsiger Lehrbücher plangemäfs fortschreiten, lichtvoll und nützlich seyn kann, so ist doch kaum einzusehen, was Chrestomathien für die mittlern Klassen der Gelehrtenschulen nützen können. Liest man, wie man mufs, in vier bis fünf Wochenstunden tüchtige Pensa im Cäsar oder Justinus, so wird die massenhaft fortschreitende Lektüre den Reiz der Abwechselung, welchen eine Chrestomathie darbieten kann, leicht überwiegen. Will man aber aus eigener Neigung oder irgend welcher Ortsverhältnisse wegen (dergleichen sich Rec. jedoch kaum als möglich oder entschuldigend denken kann) durchaus eine Chrestomathie lesen, nun, so wähle man die von Jacobs, sie bietet die geschmackvollste Auswahl

wahl und reichhaltige Abwechselung. Wie man blos aus dem *Cicero* eine Chrestomathie für die dritte Klasse kann ausziehen wollen, ist dem Rec. unbegreiflich. Die Schönheit der Form, die Feinheit und Wahl des Ausdrucks faſst der Tertianer nicht, und es ist gar nicht die Aufgabe des Lehrers dieser Klasse, ihm Solches begreiflich und genieſsbar zu machen. Der Inhalt der Ciceronischen Schriften aber kann einem Schüler jenes Alters und jener Bildungsstufe unmöglich ansprechend erscheinen. Nur die beiden kleinen Schriften *de Senectute* und *de Amicitia* dürften eine Ausnahme machen, obgleich auch diese dem Sekundaner ungleich anziehender erscheinen werden und wegen der ausgebildeteren Fähigkeit desselben, die Form zu erfassen, auch für ihn besser geeignet sind. Die kleinen Erzählungen aber, welche Cicero besonders in seine populärphilosophischen Schriften eingemischt hat, so anmuthig und leicht sie auch in der Regel vorgetragen sind, stehen doch ihrer Kürze wegen, da sie nichts Ganzes darbieten, unter dem Standpunkte der dritten Klasse. So erscheint eine Auswahl Ciceronischer Stücke für dieselbe in jeder Rücksicht als entschieden unpassend. Der Herausgeber der gegenwärtigen Chrestomathie, obgleich er sorgfältig genug die Ciceronischen Schriften durchgegangen haben mag, hat diese Schwierigkeit gewiſs lebhaft empfunden; denn seine Wahl zeigt deutlich, wie viel Mühe es ihm gemacht haben muſs, etwa 200 Seiten ziemlich groſsen Druckes zusammen zu bringen. Die kleinere Hälfte des Raumes (S. 1—81) nehmen Erzählungen und populäre Betrachtungen ein, und dies ist der einzige Theil, welcher nicht über den Standpunkt des Tertianers hinausgeht, oft aber darunter bleibt. Doch möchten auch in diesem Abschnitte manche Stücke hinweg gewünscht werden, wie *Socratis philosophia* S. 36 (aus *Acad. Post.* I. 4), *Academici et Peripatetici* S. 38 (eben daraus), noch mehr Cicero's anziehende Erzählung von seiner Bildung zum Redner (S. 26) aus dem Brutus c. 89—91, welche schon wegen der aus der alten Rhetorik zu nehmenden Erläuterungen kaum nach Secunda, geschweige denn nach Tertia gehört; ferner die Erzählungen von des Verres Tempelräuberei und andere Schandthaten (S. 51 bis 69), die lange, schöne, aber nicht leichte Stelle aus der *Miloniana* (34—38, S. 69), hier *Milo Roma decedens* betitelt; auch würde Rec. die *Laudes C. Caesaris* aus der Rede *p. Marcello* eben so wenig aufgenommen haben als die Erzählung von Cicero's Verbannung aus der Rede *p. Red. in Sen.*, wofür die Gründe anzuführen überflüssig ist. Wenn nun schon in diesem Abschnitte wegen sachlicher und sprachlicher Schwierigkeiten Vieles der dritten Klasse unangemessene enthalten ist, so gilt dies noch in einem weit höhern Grade von dem *zweiten* Abschnitte (S. 87—151), in welchem Ciceronische Briefe zusammengestellt sind, von welchen die einen wegen der steten Rücksicht auf Zeitgeschichte und Personen, die andern wegen des Formelwerkes und der Komplimente unpassend genannt werden müssen; denn eben der Sprachsinn, welcher zum Begreifen dieser Seite des Ciceronischen Wesens gehört, geht jenen Schülern noch gröſstentheils ab. Am meisten widersprechen aber die Stellen aus Cicero's Reden (S. 151 bis 192) den Forderungen, welche billigermaſsen an sie zu richten sind. Nur die aus den catilinarischen Reden möchten zur Noth erklärt werden können, aber aus den Reden *pro Caelio*, *pro Plancio*, *p. Sextio*, *de haruspicum responsis* ist Nichts dem Begriffsvermögen und dem Interesse der Schüler jener Bildungsstufe entsprechendes herauszulesen, da die gedachten Reden sich überhaupt nur für die Interpretation in der obersten Klasse eignen.

Der Druck ist nicht ganz korrekt.

— ll —

MEDICIN.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Allgemeine Krankheitslehre* von Dr. *K. F. H. Marx*, ordentlichem Prof. der Medicin in Göttingen, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1833. XII u. 273 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Unverkennbar hat die Physiologie der neueren Zeit bedeutende Vorschritte vor der Pathologie gemacht, denn während sich dort die manchfaltigen Erscheinungen des gesunden Organismus immer mehr unter gewisse Gesetze einigen, beruht hier noch sehr Vieles nur auf schwankenden Grundsätzen und auf ungewissen Vermuthungen und wechselnden Meinungen. Vergebens sieht man sich bis jetzt noch nach einem sicheren Leitstern um, der den Weg von der einen Doctrin zur andern erhelle. Der Grund, warum die Vervollkommnung beider Wissenschaften nicht Hand in Hand geht, mag zum Theil wohl in ihnen selbst liegen, ohne Zweifel aber hängt viel von der verschiedenen Methode ihrer Bearbeitung ab. Während man dort den einfachen Weg der Naturforschung einschlug, die Erscheinungen genau beobachtete, verglich, sonderte, vereinigte und so allmählig zu Gesetzen aufstieg, ging man hier gröſstentheils von theoretischen Ansichten aus, stritt sich über Begriffe und Meinungen herum und behandelte die Wissenschaft überhaupt als einen Modeartikel, dem man heute diesen, morgen einen anderen Zuschnitt gab. Indessen scheint doch auch für die Pathologie allmählig der Tag anzubrechen und man darf fast mit Zuversicht erwarten, daſs die Methode, deren man sich bei den neueren physiologischen Forschungen bedient, nicht lange mehr ohne Einfluſs auf sie bleiben und in ihr mit der Zeit eine gänzliche Umgestaltung und Regeneration bewirken werde. Die Vorzeichen einer solchen Wiedergeburt werden in der That schon jetzt hie und da sichtbar. Namentlich ist es die hier anzuzeigende allgemeine Krankheitslehre, welche, das Gebiet dieser Wissenschaft erweiternd und nicht blos bei althergebrachten Formen

men stehen bleibend, erfreuliche Merkmale eines weiterstrebenden Geistes erblicken läfst. Man sieht, ihr Verfasser ist des Gegenstandes kundig und hat sich die Grenzen klar gedacht, in die das Ganze zu fassen seyn möchte. Dabei hat er vorsichtig neuere physiologische und pathologische Entdeckungen benutzt, so weit sie, mit dem Stempel des Wahren bezeichnet, eine solche Benutzung zuliefsen, ohne sich von gehaltlosen Hypothesen und schwankenden Irrlichtern der Zeit irre führen zu lassen. Sein Vortrag ist einfach, faslich, ohne in weitläuftige Erörterungen und leere Phrasen auszulaufen. Kurze, aber Inhaltsreiche Sätze geben hinreichenden Stoff zu weiterem Nachdenken und dienen als erregende Momente zu weiteren Erläuterungen bei mündlichen Vorträgen. So wird dann diese Schrift als akademisches Lehrbuch, wozu sie zunächst von ihrem Vf. bestimmt ist, ihren Zweck nicht verfehlen.

Das Ganze zerfällt in *zwölf* Abschnitte. I. *Von der Krankheit nnd dem Erkranken im Allgemeinen.* Bei den §§. 4 und 5 vermissen wir die Eintheilung in *Morbus simplex* und *compositus*. II. *Von den näheren Bedingungen des Erkrankens.* III. *Von dem Nervensystem als Krankheitsursache.* S. 45 heifst es: „Die Annahme von *Charles Bell*, *Magendie* und Andern, dafs die vordern Stränge des Rückenmarks das Bewegungsvermögen, die hinteren, welche gerade in das kleine Gehirn übergehen, das Empfindungsvermögen vermitteln, wird durch Präparate aus den Leichen Gelähmter in Zweifel gezogen." Der Vf. bezieht sich dabei auf eine Stelle in *Langenbeck's* Nervenlehre, die wir nicht kennen, wir sollten aber doch glauben, die Sache sey durch *Johannes Müller's* sinnreiche Versuche so gut als erwiesen. — Bei den §§. 39 und 40, wo von den Sympathieen die Rede ist, hätte auch der Sympathieen verschiedener Theile eines und desselben Gewebes, verschiedener Gewebe und ganzer Organe gedacht werden sollen, um so mehr, da es ja noch nicht entschieden ist, wodurch eigentlich diese Sympathieen vermittelt werden. IV. *Von dem verschiedenen Verhalten der Reizbarkeit als Krankheitsursache.* V. *Von dem Blute als Krankheitsursache.* S. 62 wird die Entstehung der Entzündung von erhöhter Energie der Blutkügelchen, S. 88 dagegen von einer durch qualitative Umänderung und besonders durch gröfsere Gerinnbarkeit der Blutmasse bewirkte Steigerung des Lebensprocesses im Capillargefäfssystem abgeleitet. Beides läfst sich nicht wohl vereinigen. — Bei S. 66, wo von der Entzündungshaut die Rede ist, hätte wohl bemerkt werden sollen, dafs diese Haut sich auch ohne Entzündung erzeugen könne. VI. *Von den verschiedenen organischen Geweben als Krankheitsursache.* S. 97 heifst es: „die Venen nehmen die dem Körper fremdartigen, die Saugadern die nährenden Stoffe in sich auf." Es fragt sich aber überhaupt noch, ob die Venen eine eigenthümliche Resorptionskraft besitzen, und ob nicht diejenigen Stoffe, die man als durch sie aufgenommen angesehen hat, mittelst Imbibition durch die Capillargefäfse in die Venen gekommen sind. Dafs (S. 98) die Membranen die Eigenschaft der Imbibition oder Absorption blos im kranken Zustande besitzen, ist wohl ein Irrthum, der sich schon durch die tägliche Erfahrung widerlegen läfst, dafs arzneiliche Substanzen, wenn auch nicht leicht, doch durch die äufsere Haut aufgenommen werden. VII. *Von der Ernährung, den Ab- und Aussonderungen als Krankheitsursache.* S. 128. Eben so gut als Galle und Speichel hätte hier auch der *succus pancreaticus* erwähnt werden sollen. VIII. *Von der angebornen und erworbenen Krankheitsanlage.* S. 146. Der Vf. scheint auf die Idiosynkrasie kein besonderes Gewicht zu legen. Nun ist es zwar wahr, dafs solche oft von Kranken nur vorgegeben wird, und dafs gewisse von ihnen verabscheute Substanzen oft die herrlichsten Dienste leisten; allein bei unbefangener Beobachtung wird man eben so oft finden, dafs gewisse Nahrungs- und Arzneimittel auf verschiedene Menschen ganz verschieden einwirken, und man wird daher bei der schweren Aufgabe des Individualisirens die Rücksicht auf dergleichen Eigenthümlichkeiten nicht unterlassen dürfen. IX. *Von den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen als Krankheitsursache.* X. *Von dem Einflusse der äufseren Natur als Krankheitsursache.* Strenge genommen hätte wohl der X. Abschnitt vor dem IX. stehen müssen, da wenigstens die meisten Lebensbedürfnisse auch zu den Einflüssen der äufseren Natur gehören. XI. *Von den Giften und Ansteckungsstoffen als Krankheitsursache.* XII. *Von dem Verlaufe der Krankheit.*

Den Beschlufs machen allgemeine literärische Nachweisungen und ein Schriftsteller- und Sachverzeichnifs. *Hbm.*

KATECHETIK.

Sondershausen, in d. Eupel. Hofbuchh.: *Abrifs der katechetischen Regeln* und Anweisung zur Einübung derselben von *Ernst Thierbach*, Fürstl. Schwarzb. Kons. R. u. Sup. zu Frankenhausen. 1834. 244 S. 8. (12 gGr.)

Der als gründlicher Lehrer der Katechetik durch seine „Katechesirkunst" bekannte Vf. giebt hier einen Auszug aus diesem Werke, den wir in den Händen der Kandidaten und Schullehrer zu sehen wünschten, da die Kunst, welche hier gelehrt wird, eine so sehr wichtige für ihren Beruf ist. Nur Eines können wir dabei nicht unterlassen zu bemerken, dafs über dem Wie? des Lehrens, wozu die Katechetik Anleitung giebt, das Was? nicht vergessen werde, und dazu führt nur ein gründliches Studium der heil. Schrift, sonst verschlingt die Form den Inhalt und der Unterricht wird zwar methodisch aber nicht rein christlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Quaestiones Horatianae.* I. De Bentleiana temporum, quibus Horatius poëmatum suorum libros scripserit constitutione. II. De utroquo Tigellio. III. De Satirae libri primi, secundae et tertiae temporibus. IV. De itinere Brundisino. Praemittitur vita Horatii adhuc inedita e codice MSto, subiungitur tabula chronologica Horatiana. Scripsit *C. Kirchner*, S. Theol. et Phil. Dr. scholae Prov. Portensis Rector. 1834. 60 S. gr. 4. (12 gGr.)

Der rühmlich bekannte Vf. hat in dieser Schrift einen Theil seiner Horazischen Studien und mit ihnen einen höchst schätzbaren Beitrag zur genauern Kenntnifs und Beurtheilung des Dichters wie zur Geschichte der römischen Literatur überhaupt geliefert, und sich dabei aufs neue als einen Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, gesundem Urtheil und klarer Darstellungsgabe gezeigt. Unter den *vier* Abhandlungen, welche er hier zusammen erscheinen liefs, steht die *erste*, wie an Umfang, so an allgemeiner Wichtigkeit weit voran. Der Vf. hat die Bentleyschen Annahmen über die Abfassung und Bekanntmachung der Horazischen Gedichte einer durchgreifenden Kritik unterworfen, und die gewonnenen Resultate sind um so dankenswerther, da schon Bentleys grofser Name, verbunden mit der Dreistigkeit der aufgestellten, aber nicht hinlänglich erwiesenen Behauptungen, die grofse Mehrzahl der Gelehrten für seine Ansichten gewonnen hatte. Wir können nicht umhin, dem Vf. im Wesentlichen und in allen Hauptzügen und Ergebnissen seiner Untersuchung Recht zu geben, obgleich auch er in einigen Punkten, obwohl nicht so kühn wie Bentley, dennoch jedenfalls zu weit gegangen ist, in andern blofse Vermuthungen mit zu grofser Zuversicht als Wahrscheinlichkeiten oder gar Gewifsheiten gegeben hat

Er beweist *zuerst* gegen Bentley, dafs Horatius keineswegs zu *einer* Zeit nur *eine* und *dieselbe* Dichtart bearbeitet, und also nicht zuerst *nur* Satiren, dann nur *Epoden* u. s. w. gedichtet hat. Nachdem dieser Satz schon durch Induction wahrscheinlich gemacht worden, ergiebt sich das Ungegründete aus der chronologischen Untersuchung einzelner Gedichte augenscheinlich. Denn die vierte Epode ist z. B. mit der Beschreibung der Reise nach Brundisium in einer Zeit abgefafst, um das J. 716. Die erste, siebente und neunte Epode beziehen sich bekanntlich auf den aktischen Krieg, und sind theils unmittelbar vorher, theils gleich nachher geschrieben: eben dahin gehört die zehnte Satire des ersten und die sechste des zweiten Buches. So scheinen die fünfte, dritte und siebzehnte Epode mit der achten Satire des ersten und der ersten und achten des zweiten Buches ziemlich nahe zusammenzufallen, weil die Feindschaft des Dichters gegen die Canidia in allen diesen Gedichten eine Rolle spielt. Sogar von den Oden werden mehrere mit Wahrscheinlichkeit oder gar mit Evidenz mit den Satiren und Episteln in eine Zeit gesetzt. Die siebente z. B. des zweiten Buches gehört wahrscheinlich in das Jahr 715, wo nach dem Frieden von Misenum allen Verbannten, mit alleiniger Ausnahme der Mörder Cäsars, die Erlaubnifs zur Rückkehr nach Italien zu Theil ward. Die sechste Ode des zweiten Buches scheint gedichtet zu seyn, ehe noch Horatius sein Sabinisches Landgut besafs. Die zweite Epistel des ersten Buches fällt mit der fünf und dreifsigsten Ode des ersten Buches in das Jahr 727, ja noch Epp. II, 1. und Od. IV, 15 fallen zusammen in eine sehr spätte Lebenszeit des Dichters, J. 744. *Das* aber mufs Bentley'n immerhin zugegeben werden, dafs Horatius in seinen früheren Jahren sich vorzugsweise mit Satiren und Epoden, in seinen mittlern mit lyrischen Gedichten, in seinen spätern sowohl mit diesen als vorzugsweise mit den Episteln beschäftigt habe.

Zweitens unternimmt der Vf. zu beweisen, dafs Bentley's Satz falsch sey, Horaz habe seine Gedichte nicht einzeln, sondern in ganzen Büchern herausgegeben. In dieser Beweisführung vermissen wir aber die sonst bemerkte Schärfe und es scheint, der Vf. habe zu viel bewiesen. Bentley bediente sich zuerst der Induction, deren Richtigkeit der Vf., wie es auch nicht anders seyn kann, zugesteht, die aber nicht strenge beweisend ist. Denn allerdings haben Catull, Virgil, Ovid, Statius, Martial die Herausgabe ihrer Gedichte so eingerichtet, und von Horatius selbst geht dies weniger aus den von Bentley angezogenen Proömien Horazischer Gedichte, als aus der dreizehnten Epistel an Asella und der zwanzigsten an sein Buch hervor. Es ist aber zweifelhaft, in wie fern das Gesagte von *allen* Gedichten des Horatius gilt, wie Bentley meinte. Der Vf. stellt nun den Gegensatz dergestalt auf, dafs er das Obige im Ganzen zugiebt, aber behauptet, *die einzelnen* Gedichte könnten aus verschiedenen Gründen und in verschiedener Art auch früher einzeln bekannt geworden seyn. Und hier bedient er sich

sich, wie Bentley, zuerst gleichfalls einer Induction, die so schwach ist, dafs einige Worte zur Widerlegung hinreichen. Denn theils, sagt er, konnten die Gedichte durch die von Asinius Pollio in die Mode gebrachten *Recitationen* bekannt werden, theils konnten sie durch Abschriften von den Exemplaren derer, welchen sie zugeeignet und zugesendet waren, oder durch gelegentliche Mittheilung derselben verbreitet werden. Es findet sich aber keine Spur, dafs *Horatius* seine Werke *vorgetragen* habe, was er gewifs erwähnt haben würde, da er von seinem ganzen Dichterleben auf die offenherzigste Weise Rechenschaft ablegt; ja er leugnet dies offenbar. Alsdann kann man das Bekanntwerden *einzelner* Gedichte in einem engen Kreise weniger geschmackvoller Freunde und Kunstrichter offenbar keine *Herausgabe* nennen, wovon doch Bentley allein gesprochen hat. Freilich eignen sich bei weitem nicht alle, ja nur die geringere Zahl der Gedichte durch ihre persönlichen Beziehungen zur Weihung und Zusendung an die Gönner und Freunde des Dichters. Noch viel schwächer ist der andere Theil des Inductionsbeweises, welchen der Vf. giebt. Es sey nicht abzusehen, sagt er, wie besonders die auf Staats- und Zeitverhältnisse sich beziehenden Gedichte nicht hätten zu der Zeit bekannt gemacht seyn sollen, wo ihr Gegenstand neu und interessant war, während sie durch spätere Bekanntmachung sowohl Reiz als Bedeutung verloren. Das pafst nur auf das *Carmen seculare*; von den übrigen würde es nur gelten, wenn Horatius ein Verfertiger schaler Gelegenheitsgedichte gewesen wäre. Sind uns Klopstock's Oden und Schiller's und Göthe's lyrische Gedichte deshalb gleichgültig und reizlos, weil die Zeit ihrer Abfassung ein halbes Jahrhundert hinter uns liegt, oder haben diese Dichter alle ihre Gedichte einzeln heraus zu geben für nöthig erachtet? Noch viel weniger ist dies von den Römern wahrscheinlich, deren Jeder die riesenhaften und oft gräuelvollen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit im Gedächtnisse haben mufste. Nicht schlagender ist, was von der zehnten Satire als einer Apologie der vierten gesagt ist, dafs Alles nämlich darauf hindeute, diese können nicht blos wenigen Freunden bekannt geworden seyn. Konnten nicht die Einwendungen dieser Freunde den Dichter zu jener Apologie veranlafst haben; wenn es auch sinnvollen Lesern aus dem gröfsern Publicum überlassen blieb, später, nach dem Erscheinen des ganzen Buches, sich den Zusammenhang jener beiden Gedichte innerlich zu construiren? Wenn nun gar die allgemeine Kunde von den horazischen Satiren aus jenem der Canidia in den Mund gelegten Worten Epod. XVII, 58: *et Esquilini pontifex venefici, impune ut urbem nomine impleris meo* bewiesen werden soll, so ist dies eine ganz willkürliche Annahme. Denn sie stände nur dann sicher, wenn es denkbar wäre, dafs Canidia wirklich zu dem Dichter so gesprochen. Was endlich über *libellus* Serm. I, 10 extr. gesagt wird, ist an sich richtig, beweist aber nichts für die Behauptung, Serm. I. 4, 71. würden die *einzelnen* Satiren durch *libelli* bezeichnet. Gesetzt, es nenne jemand seine dichterischen Versuche *Kleinigkeiten*, und sagte: *ich will meine Kleinigkeiten nicht in den Buchhandel geben, sondern durch meine Freunde verbreiten*, meint er damit, er wolle sie *einzeln* durch seine Freunde bekannt machen lassen?

Drittens wird Bentley's Behauptung widerlegt, Horatius habe die einzelnen Bücher seiner Gedichte jedes für sich, nicht mehrere zusammen herausgegeben. Aus den Zeugnissen der alten Erklärer und Grammatiker geht weiter nichts hervor, als dafs den drei ersten Büchern der Oden nach langem Zwischenraume das vierte hinzugefügt worden. Dasselbe gilt offenbar auch von dem zweiten Buche der Episteln, obwohl dafür kein ausdrückliches Zeugnifs sich findet, wie Bentley behauptet hat. In Rücksicht der Oden beweist der Vf. die Wahrscheinlichkeit der seit Jani sehr allgemein angenommenen Meinung, dafs die drei ersten Bücher zusammen bekannt gemacht worden seyen, und bedient sich gegen Bentley der schon von Vanderbourg gebrauchten Gründe, indem die vierte, sechste, siebente und auch andern Oden des zweiten Buchs der zweiten, dritten, zwölften und vier und zwanzigsten des ersten Buches der Zeit nach weit vorangegangen sind. Aber auch Vanderbourgs eigene Meinung wird widerlegt, dafs das dritte Buch einige Zeit nach den ersten beiden veröffentlicht worden sey. Jener hatte diese Vermuthung nach dem Vorgange Anderer deshalb ausgesprochen, weil das erste und zweite Buch zusammen einen Prolog und Epilog haben, das dritte aber beides besonders für sich. Abgerechnet, dafs dieser Grund an sich nicht streng beweisend ist, da der Dichter wohl noch mehrere Epiloge hätte dichten können, auch die Anordnung der Gedichte in den Büchern von Spätern geändert seyn kann, verwickelt man sich durch jene Annahme in unlösbare Schwierigkeiten rücksichtlich der Gedichte I, 20. II, 13 und 17. III, 8. Die darin erwähnten Umstände zeigen, dafs sie alle in eine Zeit fallen, und diese Zeit kann wegen der III, 8. erwähnten Niederlage der Dacier und Cantabrer nur das Jahr 734 Varr. (733 *Capitol.*) seyn, in welchem nach Vanderbourg das erste und zweite Buch soll herausgegeben seyn. Ferner sind in dem dritten Buche mehrere Gedichte enthalten, welche früher als gewisse andere des ersten und zweiten Buches gedichtet zu seyn scheinen, jedenfalls früher, als das erste und zweite nach Vanderbourg herausgegeben worden seyn soll. Od. III, 6. gehört in das Jahr 726, 14 in das Jahr 730, 19 wenigstens vor 732, ja 21 wahrscheinlich in das Jahr 722, 24 vor 730, da der arabische Heereszug des Aelius Gallus damals noch nicht unternommen worden war; wie denn überhaupt aufser dem Prolog und Epilog kein Gedicht des dritten Buches später zu setzen ist als 735, in welchem Jahre auch I, 3 und 20 geschrieben sind. Indessen ist nach allem diesem klar, dafs des Vfs. Satz, die drei ersten Bücher der Oden seyen zusammen herausgegeben und dem Mäcenas zugeeignet worden, eben so wenig halt-

haltbar zu machen ist, als Bentley's entgegengesetzte Meinung. Im Gegentheil, da es sicher ist, dafs in allen drei Büchern Erzeugnisse der verschiedensten Zeiten enthalten sind, so ist eben so wohl das Eine als das Andere möglich. Nicht sicherer ist das von der Herausgabe der Sermonen Gesagte. Dafs keiner der Alten Bentley's Meinung begünstigt, Alle nur von den zwei Büchern als einem zusammengehörenden Ganzen reden, ist gar nicht beweisend. Nicht zwingender ist die Induction S. 13, da sie ganz und gar auf dem oben angefochtenen Gedanken beruht, die Gedichte seyen einzeln, wie sie geschrieben worden, auch bekannt gemacht. Wenn es ferner auch wahrscheinlich ist, dafs die Satiren an Ofellus und Damasippus früher als andere geschrieben wurden, so folgt daraus gar nicht, dafs beide Bücher der Sermonen zusammen herausgegeben wurden, weil sonst die gedachten Satiren im ersten, nicht im zweiten Buche befindlich seyn würden. Denn wir kennen die Grundsätze nicht, nach welchen der Dichter bei Ordnung seiner Gedichte verfuhr.

Viertens zeigt der Vf., dafs die Anordnung der Jahre, in welchen Horatius seine verschiedenen Gedichte nach Bentley abgefafst haben soll, ganz unrichtig ist. Eigentlich ist dies indirekt durch die *erste* Beweisführung bereits dargethan. Dagegen legt der Vf. bei dieser Gelegenheit seine eigene Anordnung der Gedichte nach der Zeitfolge dar, wie er sie einzeln und ganz genau in der angehängten Tabelle durchgeführt; und dieser kann Niemand seinen Beifall versagen, wenn auch hier manches Dunkle oder blos Vermuthete mit unterläuft. Sicher ist, dafs nicht *zwei*, sondern volle *zehn* Jahre für das erste Buch der Satiren (aber nach dem Obigen nicht allein) in Anspruch genommen werden müssen, 713—23. Das zweite Buch scheint im Jahre 726 vollendet worden zu seyn. Hierbei ist Bentley's Annahme über die Zeit der sechsten Satire des zweiten Buches, welche er in das Jahr 718 nach dem Siege über Sextus Pompejus setzt, widerlegt und mit klaren Gründen nach den Quellen das Jahr 723 (oder 724) und die Zeit nach der aktischen Schlacht als das Richtigere angenommen. Sehr anziehende Aufklärungen werden über die *Epoden* gegeben, welchen Bentley auch nur zwei Jahre, 723 und 724, zuerkannte. Wir bemerken hier zuerst die vollkommen gelungene Widerlegung der gewöhnlichen Ueberschrift der *vierten* Epode, an *Menas*. Alsdann wird mit überzeugenden Gründen die *sechzehnte* als die, der Zeit nach, erste dargestellt, weil sie höchst wahrscheinlich nicht unmittelbar vor den *aktischen* Krieg, sondern in den *perusinischen* Krieg, J. 713, gesetzt werden mufs. Was über Epod. VI. X. XIII. gesagt wird, ist nur ungewisse Vermuthung. Aber sehr vorzüglich ist die Widerlegung der gewöhnlichen Annahme, dafs die sechste Epode den Cassius Severus geifsele, der weder von irgend Jemandem als Dichter genannt wird, noch als anerkannt gröfster Redner seiner Zeit, trotz aller seiner Schmähsucht, auf eine so erniedrigende Weise von Horatius bezeichnet werden konnte, noch endlich überhaupt genannt seyn kann, weil er, gestorben in der Verbannung J. 786 (Tac. Ann. IV, 21.), zwischen 720—30 höchstens zehn bis zwanzig Jahre alt gewesen ist. [? Siehe Weichert *de Cassio Parmensi* p. 208. sqq.] Mit Wahrscheinlichkeit wird die Abfassung von Ep. XII. 714, VIII. 715, XI. 717 gesetzt. Die Epoden, welche Canidia betreffen, werden vermöge der Vergleichung mit Serm. I, 8. muthmafslich 720 und 721 oder 722 fallen. Endlich wird Epod II. als die wahrscheinlich letzte angenommen und auf 724 gesetzt. Weniger merkwürdige Resultate gewährt die Betrachtung der Oden. Doch mufs Rec. die Untersuchung über die Beziehungen und die Zeit von Carm. IV. 2 und 14 mit besonderer Auszeichnung hervorheben. Von den Episteln ist es allerdings aus innern Gründen wahrscheinlich, dafs eine und die andere erst nach dem Jahre 736 geschrieben seyn dürfte, an äufsern und ganz sichern Beweisen fehlt es dagegen, und so dürfte noch Zweifel genug übrig bleiben und Bentley's Meinung in dieser Rücksicht immer ihre Anhänger behalten. Besonders ist das über die letzte Epistel des ersten Buches Gesagte wenig befriedigend. Obgleich im Jahre 733 die Episteln wahrscheinlich noch nicht alle vollendet waren, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, dafs der Dichter die Zueignung an das Publikum sehr wohl hat früher dichten können, wenn er gleich eine oder die andere Zugabe noch später seiner Sammlung einverleibt haben mag. Jedenfalls ist es wenig wahrscheinlich, dafs der Dichter irgend ein unbestimmtes Buch anrede, welches er zur Herausgabe vollendet hatte, wie der Vf. S. 37 annimmt. Die bisher gewonnenen Resultate werden S. 39—41 zusammengestellt.

In der zweiten Abhandlung *von den beiden Tigelliern* hat der Vf. mit Belesenheit und Scharfsinn nach dem Vorgange Anderer wahrscheinlich gemacht, dafs der *Sarde Tigellius* (warum der Vf. *Sarder* schreibt, bekennen wir nicht einzusehen), der Freund und Günstling des Cäsar und des Octavianus, um dessen Wiederversöhnung es einst dem Cicero so sehr zu thun war (Cic. ad Fam. VII, 24.), der von Licinius Calvus versöhnt wurde, und dessen Oheim Phameas einst Cicero seine Dienste bei der Bewerbung um das Consulat antrug, obwohl auch ein beliebter Sänger, doch verschieden ist von dem Sing- und Musikmeister *Tigellius Hermogenes*, welcher ein Feind des Horaz war und von ihm in mehreren Satiren angegriffen wird, welche unzweifelhaft nach dem Tode des erstern geschrieben sind (s. Serm. I, 1. 2. 3. 9.). Auch wird dieser nie der *Sarde* und nur einmal (Serm. I, 10, 90.) *Tigellius* genannt, sonst immer *Hermogenes* oder *Tigellius Hermogenes*, während wiederum der ältere nie jenen griechischen Freigelassenen-Namen führt. Dieser griechische Name ist aber ein starker Grund gegen des Vfs. Annahme, der jüngere Tigellius sey ein Adoptivsohn des ältern gewesen (S. 48), wenn gleich die Erwähnung eines Oheims des letztern, mit Namen

men Phameas, hinlänglich zeigt, dafs auch er höchstens ein Neubürger seyn konnte. Doch möchte Rec. den jüngern eher für einen Freigelassenen des ältern ansehen, welcher sich als Client nach dem Namen des Patrons nannte.

Die *dritte* Abhandlung setzt nach Gründen, denen man beipflichten mufs, die Abfassung der zweiten Satire in das Jahr 715, die der dritten in den Ausgang des Jahres 716 oder Anfangs 717, in welches Jahr auch die Reise nach Brundisium fällt, von welcher die *vierte* Untersuchung handelt, in welcher nach Massons Vorgange gegen Wesseling gezeigt wird, dafs sie nicht auf die nach Brundisium angesetzte Zusammenkunft des Jahres 716, welche durch Octavians Schuld nicht zu Stande kam, sondern auf die bei Gelegenheit des Tarentinischen Vertrags dort zu haltende zu beziehen ist.

Am Schlusse dieser Beurtheilung hat Rec. noch zu bemerken, dafs die Schrift zwar in einer fafslichen und leichten Schreibart gehalten ist, dafs aber darin der Verstöfse nicht nur gegen die feinere Latinität, sondern auch wider grammatische und logische Angemessenheit und Richtigkeit eine grofse Menge vorkommt. *Seculum Bentleianum* S. 1 ist ganz unlateinisch; da nach Bentley kein Jahrhundert benannt wird, mufste es *seculum* oder besser *aetas Bentleii* heifsen. Eben da ist *superbo supercilio qua illud Bentleius despexit nihil iniustius fieri* ganz unlogisch, denn *supercilium non fit*. Gleiches ist S. 3 von *inventum suum pro certissima norma hominibus venditavit* zu sagen, da eine Erfindung oder Erdichtung keine Richtschnur seyn kann, ohne dafs hinzutritt, *wobei* oder *worin*? Eben da ist *translatio Uebersetzung* ganz barbarisch. Bei Quintilian heifst es zuweilen freilich *Uebersetzung*, d. h. *Art des Uebersetzens*, z. B. wenn man sagt, *diese Uebersetzung ist falsch*. Die Ablativi absoluti sind öfter falsch gebraucht, wie *secuto Doeringio* S. 8. *Unum corpus duobus libris contentum* S. 13 ist nicht nur unlateinisch, da *contentus* niemals *enthalten* bedeutet, sondern auch unlogisch, da ein Ganzes zwar *zwei Bücher enthalten*, aber niemals *in denselben enthalten seyn* kann. Diese falsche Bedeutung von *contentus* kommt mehrmals vor. Schief gedacht ist S. 25 *Cassio Severo oratori hic locum esse arbitratur*. Unlateinisch gebraucht sind die Ausdrücke *Bentleius Horatium uno anno maiorem, quam vere fuit, nobis exhibuit* S. 14, *secus iudicare* S. 16, *unicus rerum arbiter* S. 17, *coacta interpretatio* S. 32 u. öfter, *maturioris aetatis sapientiam in ea (epistola) explicitam* S. 34, *forte delevit* S. 40, *disconveniens* S. 43: denn obgleich Horaz *disconvenire* gebraucht hat, so ist das Particip doch nie zum Adjectiv geworden; *poetam secum certantem efficere* (mit sich wettstreiten lassen!!) S. 46; *generice* ebendaselbst ist gar *ἐσχάτως βάρβαρον*. Diese Proben könnten leider sehr vermehrt werden, doch bricht Rec. davon ab.

FEAM.

GESCHICHTE.

Aachen, in Comm. b. Mayer: *Geschichte der ehemaligen Reichs-Abtei Bürtscheid, von ihrer Gründung im 7ten Jahrhundert bis* 1400. Nebst Urgeschichte der Stadt Aachen, des Fleckens Stolberg, des Städtchens Gangelt und einer Uebersicht der Länder zwischen Ruhr und Maas *bis* auf Karl d. G. von *Christian Quix*, Oberlehrer und Stadtbibliothekar. Mit 192 Urkunden. Auf Kosten des Verfassers. 1834. VII u. 452 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Viel mehr als die Hälfte des Buchs besteht aus dem vollständigen Abdruck mittelalterlicher, gröfstentheils noch nicht publicirter Urkunden, zum Theil von grofser Wichtigkeit für die Geschichte von Bürtscheid und der Orte und Länder, welche noch sonst auf dem Titel angedeutet sind, und hierin suchen wir auch den besondern Werth des Werkes, welches dadurch für jeden gründlichen Bearbeiter der Lokalgeschichte unentbehrlich wird. Ueberhaupt haben wir dem Vf. in den vielen kleinen, von ihm bereits herausgegebenen Lokalbeschreibungen und geschichtlichen Mittheilungen den Abdruck vieler denkwürdiger Urkunden schon zu verdanken, und wenn auch sein Talent als historischer Schriftsteller an sich nicht sehr grofs ist, so hat er durch sein fleifsiges Sammeln und Mittheilen von Original-Quellen doch ein ganz besonderes Verdienst. Wir können daher nur wünschen, dafs er in solcher Weise fortfahren möge, denn in den alten Archiven von Aachen und der Umgegend, besonders von den ehemaligen Abteien und Klöstern herrührend, mag noch ein wahrer Schatz von geschichtlichen Denkmälern zu finden seyn, und vielleicht selbst noch mehr in Privathänden, in welche dergleichen Dinge im Strudel der französischen Revolution in grofser Anzahl gekommen sind. Die amtliche Stellung des Vfs. als Stadtbibliothekar in dem historisch so wichtigen Aachen macht ihm vieles leicht zugänglich, was bei seinem anerkannt unermüdeten Fleifse gute Früchte tragen kann.

Die eigentliche Geschichte, welche das Buch enthält, ist beinahe ganz vollständig mit Urkunden belegt, dabei aber gerade nicht sehr musterhaft geschrieben, zum Theil sehr kurz, über Bürtscheid selbst doch gehörig ausgeführt. Sie giebt in jedem Fall einen guten ausführlichen Index der mitgetheilten Urkunden ab. Zugleich kann es nicht in Abrede gestellt werden, dafs der Vf. manche Schriftsteller unter genauer Citaten-Angabe gut benutzt hat. — Das Typographische des Buchs ist nicht sonderlich zu rühmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Gotha u. Erfurt, b. Hennings: *Demosthenis orationes selectae commentariis in usum scholarum instructae* ab *Jo. Henr. Bremi*. Sectio II. *Oratio de Corona*. (Bildet von der unter der Leitung von *Jacobs* und *Rost* erscheinenden *Bibliotheca Graeca B. scriptorum orat. pedestris* vol. XV. sect. II.) 1834. 226 S. 8.

Eine zweckmäfsige Ausgabe der herrlichen Rede des *Demosthenes περὶ στεφάνου* zum Gebrauche der ersten Klasse der Gymnasien und für die Privatlectüre von Studirenden würde ein eben so zeitgemäfses als nützliches Unternehmen seyn. Denn während die Philippischen Reden und einige andre Werke des genannten grofsen Atheners in der neuesten Zeit vielfach bearbeitet worden sind, entbehrten wir von dieser Rede eine Ausgabe zu dem erwähnten Zwecke bisher gänzlich. Alle enthalten entweder, wie die *Bekker'schen*, den blofsen Text, der bei einem so mannichfache Erläuterungen aus den attischen Staatsalterthümern und der Geschichte bedürfenden Werke nicht hinreicht, oder, wie die *Harles-Wunderlich'sche*, bei einem oft verdorbenen Texte eine schlechte lateinische Uebersetzung und einen Wust von jetzt grofsentheils unnützen, grammatische Unkunde verrathenden und die Schwierigkeiten in den Sachen entweder übergehenden oder sehr unvollständig lösenden Anmerkungen. Und doch ist auf der andern Seite die Möglichkeit eine tüchtige Ausgabe zu liefern für den, welcher die vorhandenen Vorarbeiten gewissenhaft benutzt, jetzt sehr erleichtert. Theils ist der Text von *Bekker* durch Vergleichung trefflicher Handschriften so weit berichtigt worden, dafs derselbe nur noch in einzelnen Stellen, wo entweder der genannte Gelehrte seinen Handschriften zu viel oder zu wenig traute, oder keine handschriftliche Lesart ausreicht, eine Revision bedarf, und in einer Schulausgabe unbedenklich fast überall unverändert gelassen werden kann; theils haben die attischen Staatsalterthümer, die hier in Betracht kommen, die vielfachsten Aufklärungen erhalten, sind die Trierarchie, die Symmorien und andres der Art mehr durch *Boeckh*, das Gerichtswesen durch *Meier* und *Schoemann* und andre, mit besonderer Rücksicht auf die einzelnen Stellen des *Demosthenes* so erläutert worden, dafs man über die meisten antiquarischen Zweifel in diesen Büchern, und den allgemeinern Werken von *Wachsmuth* und *Fr. Hermann* die irgend mögliche Auskunft findet; endlich sind die historischen und chronologischen Verhältnisse, die in der Rede zur Sprache kommen, um *Clinton* nicht erst zu erwähnen, von *Winiewski* in einem eigenen Buche (*Commentarii historici et chronologici in Demosthenis orationem de Corona*) untersucht worden. Unter diesen Umständen freute sich Rec., als er diese neue Ausgabe zum Schulgebrauche erhielt, da er von einem Gelehrten, der durch andre Werke rühmlichst bekannt ist, und der sich schon längere Zeit mit den griechischen Rednern beschäftigt hat, nur eine gediegene Arbeit erwarten zu können glaubte. Aber wenn schon die *Bremi*sche Ausgabe der Philippischen und einiger andern Reden in dem ersten Bändchen dieser Sammlung nicht vollständig befriedigt, wenn billige Richter in derselben zweckmäfsige Einleitungen, genügende historische und antiquarische Erläuterungen und andres mehr mit Recht vermifst haben; so ist die vorliegende Arbeit noch weit unbefriedigender. Sie läfst so vieles, was einer Erläuterung wesentlich bedurfte, unbeachtet, benutzt die erwähnten sachlichen Vorarbeiten so wenig, enthält, was Rec. von einem von ihm hochgeschätzten Gelehrten sagen zu müssen bedauert, aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht verschweigen darf, so viele Spuren von Flüchtigkeit und Fahrlässigkeit, dafs man sieht, der Herausg. habe sich seine Arbeit sehr leicht gemacht, und den Schülern zu Liebe nicht vielen Fleifs darauf verwenden zu brauchen geglaubt.

Zuerst wäre bei einer so umfangreichen und so kunstvoll angeordneten Rede, wenn man jungen Leuten das Verständnifs derselben erleichtern will, doch wohl eine Einleitung nöthig, welche die Veranlassung und die Beschaffenheit des Rechtshandels, die Zeit desselben, die von *Aeschines* gewählte Behandlung und Anordnung, die sich darauf gründende Disposition des *Demosthenes* und deren Kunst aus einander setzt, nicht nur die Haupttheile, sondern auch die Unterabtheilungen der Rede mit genauer Bezeichnung des Umfanges und kurzer Entwickelung des Inhaltes jedes einzelnen angäbe, das ganze Werk sowohl mit Hinsicht auf Recht und Unrecht, als von der ästhetischen Seite, theils nach den vielfachen und trefflichen Andeutungen alter Kunstrichter theils nach eigenem Urtheile würdigt; etwa nach der Art, wie es in dieser *Bibliotheca Graeca Stallbaum* in seinen trefflichen Einleitungen zum *Plato* zu machen pflegt. Schulmänner wissen, wie schwierig es ist selbst bei solchen Einleitungen Schülern auch der obersten Klasse ein

ein klares und anschauliches Bild irgend eines philosophischen oder oratorischen Kunstwerkes beizubringen. Hier aber findet sich statt jeder Einleitung des Herausgebers nur die ihrem unzureichenden Charakter nach genügend bekannte *Αἰβανίου ὑπόθεσις* und die andre in den Ausgaben befindliche *ὑπόθεσις* nicht einmal durch Anmerkungen erläutert, in denen die erheblichsten Mängel der Darstellung der Grammatiker ergänzt und berichtigt wären. Schon durch Hinzufügung einiger Abschnitte von *Cicero's* kleiner Schrift *de optimo genere dicendi* und eines Auszuges der *Taylor*schen Einleitung hätten sich ohne grofse Mühe für den Herausgeber jene griechischen Summarien vervollständigen lassen. Aufserdem hätte wenigstens die Disposition der Rede entweder in einiger Vollständigkeit vorausgesandt, oder mindestens kurz am Rande (wie im *Zumpt*schen Textabdruck der *Verrinen*) angedeutet seyn sollen; aber auch dieses ist nicht geschehen, so dafs der Lehrer sich genöthigt sieht eine solche Disposition zu dictiren, welches Dictiren doch besonders durch Schulausgaben überflüssig gemacht werden mufs.

Gehen wir von der fehlenden Einleitung zu dem Texte fort, so ist dieser die beste Seite des Buches, da hierin der Herausg. in der Regel *Bekker* folgt, jedoch nicht ohne in einzelnen Stellen nach Gründen von demselben abzuweichen. Doch zeigt sich auch hier schon ein Mangel an Genauigkeit darin, dafs mehrmals der *Bekker*sche Text auch stillschweigend und ohne hinlänglichen Grund verlassen ist, worauf der Redacteur der Ausgabe, Hr. Prof. *Rost*, gewöhnlich kurz aufmerksam macht. So §. 111. *ἁπλῶς δὲ τὴν αὐτὴν ὁδὸν περὶ τῶν δικαίων διαλέξομαι.* „*Vocabulum ὁδόν, quo carent libri tres praestantissimi, omisit Bekker.*" *Rost.* Wo *ὁδόν* offenbar ein Glossem ist. Ferner §. 120. *σκαιὸς εἶ καὶ ἀναίσθητος, Αἰσχίνη, ὥςτ' οὐ δύνασθαι λογίσασθαι.* „*Δύνασαι e libris praestantioribus restituit Bekker.*" *Rost.* Wo, wenn *δύνασθαι* beibehalten werden sollte, wenigstens die Verbindung von *οὐ* mit dem Infinitiv bei *ὥςτε* zu rechtfertigen war; aber der Indicativ ist offenbar von Abschreibern in den nach *ὥςτε* häufigern Infinitiv verändert worden. §. 121. *νόμους τοὺς μὲν μεταποιῶν, τῶν δ' ἀφαιρῶν μέρη.* „*Τοὺς μέν ad fidem codicis Σ exclusit Bekker.*" *Rost.* Da *ὁ δέ* mehrmals so vorkommt, dafs das in dem vorhergehenden Gliede zu erwartende *ὁ μέν* nicht ausdrücklich hinzugesetzt wird, und da die Handschrift *Σ* die beste ist, so mufs auch hier *τοὺς μέν* als Glossem getilgt werden. Dazu kommen noch Stellen, wo man zwar zweifelhaft seyn kann, ob man den *Bekker*schen Text annehmen soll oder nicht, aber derselbe wenigstens nicht stillschweigend zu verlassen, und in einer Schulausgabe am besten zu behalten war. Auch hier giebt Hr. Prof. *Rost* gewöhnlich die erforderliche Andeutung. So §. 139. zu *ἐνεστήκει*, zu §. 159. *οὗτός ἐστιν.* Solche Stellen sind jedoch nur wenige, da in der Regel der Herausgeber entweder den *Bekker*schen Text beibehalten, oder nicht ohne Angabe von gröfstentheils annehmbaren Gründen verlassen hat. §. 139. in *ἐν τῷ τότ'* ist dieses ohne Anführung einer Ursache geschehen, vielleicht mit Recht; da jedoch eine blofse Conjectur aufgenommen ist, und *Bekker πώποτ'* beibehalten hat, so durfte die Rechtfertigung der gewählten Lesart nicht fehlen. Ungenügend ist diese Rechtfertigung §. 131. in *ἃ δ' ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν καθαρῶς ἀπεδείχθη πράττων, ταῦτα ἀναμνήσω*, wo, da die von *Bekker* aufgenommene handschriftliche Lesart *ἀπεδείχθη* beibehalten ist, nach dem sonst beobachteten Verfahren gar keine kritische Anmerkung zu erwarten war; wenn aber eine solche geliefert werden sollte, als Grund, warum *ἀπεδείχθη* vorgezogen ist, nicht angeführt seyn durfte: *hoc enim coarguendi perfectionem significat.* Zeigt denn etwa *ἐπιδεικνύναι coarguendi initium* an, und ist nicht der Unterschied dieser Verba ein ganz andrer? Noch müssen wir einer unglücklichen Conjectur des Herausg. §. 157 in der verzweifelten Stelle *τοῖς δὲ μὴ συναντήσασι παρδημεὶ χρησόμεθα, τοῖς δὲ συμβούλοις ἡμῖν [μὴ] κειμένοις ἐπιζημίοις*, gedenken. Hier schlägt er nämlich zu lesen vor: *τοῖς δὲ μὴ συναντήσασι παρδημεὶ χρησόμεθα τοῖς διὰ συμβουλῆς ἡμῖν κειμένοις ἐπιζημίοις* Dafs dieses aber nicht die richtige Lesart seyn kann, würde er selbst erkannt haben, wenn er, statt eine blofse Paraphrase *qui autem non venerint, eos omnibus copiis persequemur, poenis eos afficientes iis, de quibus in communi consilio inter nos convenerat*, zu geben, die Worte der Conjectur genauer hätte übersetzen wollen. Denn dieses könnte, damit jener Sinn entstände, nur so geschehen: *contra eos autem, qui non venerint, utemur omnibus poenis de quibus — convenit.* Dafs aber *χρῆσθαι* mit dem doppelten Dativ nicht heifsen könne *uti aliqua re contra al.*, sondern eine ganz andre Bedeutung hat, bedarf keines Beweises.

Doch wir wollen uns nicht länger bei dem kritischen Theile, der bei dem Zwecke dieser Ausgabe nur sehr untergeordnet ist, aufhalten, sondern, nachdem wir gleich hier beiläufig einige kleine Druckfehler des sonst sehr correcten Textes, nämlich §. 40. *ταιγαφοῖν*, §. 144 zu Ende *θεάσασθε* statt *θεάσεσθε*, §. 155. *Κλειταγόρου* statt *Κλειναγόρου* angegeben haben, zur Betrachtung der die Hauptsache ausmachenden erklärenden Anmerkungen fortgehen. Hier nun zeigt sich die grofse Nachlässigkeit, über die wir oben geklagt haben, zuerst darin, dafs dieselben Sachen sehr oft zweimal mit denselben oder wenig veränderten Worten erklärt werden. So dafs *καταβάλλειν vocabulum proprium* sey *de scriptis publicis deponendis* §. 55. und 103., dafs *ἐπήρεια* sey *κάκωσις οὐχ ἵνα τι αὐτῷ, ἀλλὰ μὴ ἐκείνῳ*, §. 12. und 138., der Gebrauch von *πάθεν*; und *πολλοῦ γε καὶ δεῖ* §. 47. und 140., beide Male etwa in 11 Zeilen, die *ἱερομνήμονες* bei den Amphictyonen §. 90. und 141., *διαμαρτύρεσθαι obtestari, deos hominesque testes invocare*, §. 23. und 143., das Verhältnifs von *κατακλησία* zu *σύγκλητος ἐκκλησία* §. 37. und 73., der Gebrauch von *ἀγήοχα* §. 39. und 73., *πρυτανεύειν* und *πρυτανεία* §. 29. und 75., die Dauer des Elaphebolion §. 29. und 54., die des

Boe-

Boeckhenion §. 73. und 157., die Lage von *Serrium* §. 27. und 70. Wenn so etwas in grofsen Werken ein oder das andre Mal vorkommt, so mag die Vergefslichkeit entschuldigt werden; aber wenn in einem Werkchen von so geringem Umfange dergleichen Wiederholungen oft sich finden, mit welchem Namen soll man dieses Verfahren bezeichnen? Hierher gehört auch, wenn an einer Stelle kürzer, an einer andern weitläuftiger von einer Sache die Rede ist, ohne dafs in jener auf diese, die noch überdiefs bisweilen die spätere ist, verwiesen ist. So findet sich zu §. 89 folgende Anmerkung: *ἀπόστολοι sunt classes, quae aliquo mittuntur, ἀποστολεῖς sunt earum praefecti.* Die letzte Behauptung ist falsch; was ἀποστολεῖς sind, kann man von dem Herausg. selbst aus den beigebrachten Stellen des *Harpocration* und *Pollux*, in deren ersterer auch die ἀπόστολοι erklärt werden, zu §. 107 lernen, ohne dafs auf diese Stelle verwiesen ist. Eben so ist von den Logisten zu §. 55. und §. 117 die Rede, von welchen Anmerkungen die eine die andre ergänzt, ohne dafs dieses angedeutet ist. Hierher gehören auch zum Theil die beiden schon oben erwähnten Anmerkungen über die Hieromnemonen in der Versammlung der Amphictyonen. Endlich ist auch hier zu bemerken, dafs bisweilen Ausdrücke, die ganz auf dieselbe Weise zwei Mal vorkommen, erst das 2te Mal erklärt sind. So Ὀλυνθός §. 105., obgleich es schon §. 29 dagewesen ist, ὁ ἐπὶ τῶν ὅπλων § 115 st. §. 38.

Ein zweiter grofser Mangel dieser Anmerkungen ist die oben angedeutete höchst seltene Benutzung und Anführung der diese Rede erläuternden historischen, antiquarischen, chronologischen Schriften. *Boeckh's* Staatshaushaltung, in welchem Werke doch so sehr oft auf diese Rede Rücksicht genommen ist, von dem Herausg. citirt zu sehen ist eine grofse Seltenheit; das erwähnte Buch von *Winiewski* hat Rec. nie aufser in dem 2ten Excurs von demselben angeführt gefunden. Hr. Prof. *Rost* hat daher auch hierin nachzuhelfen gesucht, und an mehrern Stellen auf die genannten und andre Werke verwiesen. So zu §. 55. und 117 über die Logisten und Euthynen, zu §. 90 über die Angelegenheiten vom Oropus, zu §. 157 über die Demiurgen, in der kritischen Anmerkung zu §. 155 und öfter. Man könnte vielleicht sagen, der Herausg. habe diese Citate in einem für Schulzwecke bestimmten Buche absichtlich weggelassen, da Schüler solche Werke nachzusehen weder die Gelegenheit noch die Gewohnheit hätten. Aber erstlich mufs man bedenken, dafs Schriften, wie *Boeckh's* Staatshaushaltung, in jeder leidlichen Schulbibliothek vorhanden sind; dafs diese Rede nur von den Schülern der ersten Klasse und von Studirenden gelesen wird, denen man das Nachschlagen eines solchen Werkes schon zumuthen kann; endlich dafs durch solche Citate den Lehrern bei der Erklärung sehr zu Hülfe gekommen wird. Es ist aber auch an mehrern Stellen sehr deutlich zu ersehen, dafs unser Herausg. nicht absichtlich jene Citate weggelassen, sondern die genannten Bücher selbst nicht nachgesehen hat. So würde er, wenn er *Boeckh's* Staatshaush. II. S. 88 verglichen hätte, zu §. 99 in der Anmerkung über die ἐπιλογεῖς τριήραρχοι nicht behauptet haben, sie hätten dieses Amt *ob penuriam aerarii publici* übernommen, statt zu sagen „*weil nicht genug solche Bürger, die gesetzlich zur Leistung der Trierarchie verpflichtet werden konnten, vorhanden waren.*" Eben so würde er in der Anmerkung zu δημιουργοί nicht ganz unrichtig lehren: *videntur primi magistratus Doriensium δημιουργοί appellati fuisse, qui πρυτάνεις erant apud Athenienses, apud Lacedaemonios v. c. γέροντες*", wenn er entweder die von Hn. *Rost* citirte Stelle aus *Müller's* Doriern gekannt, oder sich die Mühe genommen hätte nachzusehen, ob nicht die Ausleger zu der von ihm angeführten Stelle *Thuc. I*, 56. Erklärungen oder Verweise über das Wort geben. Auch würde zu §. 118 ἐπέδωκε τοῖς ἐκ πασῶν τῶν φυλῶν θεωρικοῖς nicht unerwähnt geblieben seyn, dafs die Richtigkeit der Lesart angefochten und θεωροῖς empfohlen worden ist, wenn die von dem Redacteur beigeschriebene Stelle des *Boeckh*schen Werkes dem Herausg. bekannt gewesen wäre. Ja es geht so weit, dafs, obgleich der Herausg. selbst im 2ten Excurs die Ansichten *Boeckh's* über die ἄρχοντες ψευδεπώνυμοι, wonach dieselben keineswegs als Stellvertreter gestorbener Archonten zu betrachten sind, billigend und bestätigend mittheilt, er doch in der Anmerkung zu *Πολυκλέους* §. 105 gegen *Corsini* bemerkt, es sey nicht wahrscheinlich, dafs schon im 3ten Monate der ἄρχων ἐπώνυμος gestorben; und ein ψευδεπώνυμος ihm gefolgt sey, worin übrigens an sich nichts Unwahrscheinliches enthalten ist. Ganz dieselbe Art zu schliefsen findet sich in der Anmerkung zu §. 29. Ferner wird in der Anmerkung zu §. 155 der ἄρχων ψευδεπώνυμος *Mnestithides* in *Ol.* CX, 2., wo *Lysimachides* ἐπώνυμος war, versetzt, in dem Excurs §. 217 aber in *Ol.* CX, 1. unter den ἐπώνυμος *Theophrastus.*

(*Der Beschlufs folgt.*)

PÄDAGOGIK.

Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Das Volksschulwesen in den Preufsischen Staaten.* Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche den Elementarunterricht der Jugend betreffen, von Dr. *Johann Ferdinand Neigebaur*, Königl. Preufs. Geh. Justizrathe. 1834. XVI u. 344 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Ebendas., b. Ebendems.: *Die Preufsischen Gymnasien und höheren Bürgerschulen.* Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche den höheren Unterricht in diesen Anstalten umfassen, von Dr. *J. F. Neigebaur*, u. s. w. 1835. XVI u. 365 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Dafs vorstehende Schriften einem vielseitig und lange schon gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen bestimmt

stimmt sind, weifs Jeder, der sich, aus irgend welchem Grunde, für das Schulwesen überhaupt oder für das Preufsische insbesondere interessirt. Sie dürfen daher einer günstigen Aufnahme bei einer nicht geringen Zahl von geistlichen und weltlichen Beamten, namentlich unter den Predigern und Schulmännern, gewärtig seyn. Denn wenn man auch in einzelnen Provinzen der preufs. Monarchie dem unvermeidlichen Uebelstande abzuhelfen suchte, den das Auffinden der das Schulwesen betreffenden Verordnungen in den Gesetzsammlungen, Amtsblättern u. s. w. verursachte, und Register zu denselben drukken liefs, so hatte man damit doch noch nicht immer die betreffenden Verfügungen, Rescripte u. s. w. selbst; und am schwierigsten, ja fast unmöglich war es dem Einzelnen, sich eine generelle Uebersicht über die Jugendbildung in den niederen und höheren Schulen des preufs. Staats auf diesem Wege zu verschaffen, oder die allmäligen Fortschritte in derselben geschichtlich zu verfolgen. Auch dem Vf. würde es nicht gelungen seyn, die nöthigen Materialien dazu so vollständig zu liefern, als sie in obigen Schriften vorliegen, wäre er dabei nicht von dem betreffenden Ministerio mit der gröfsten Bereitwilligkeit unterstützt worden, (S. das Vorw. der 1sten Schrift. S. I., und das der 2ten S. V. u. VI.) Ueber den Inhalt dieser Schriften steht uns natürlich hier kein Urtheil zu. Auch würde das begründetste Lob der hohen Behörde, von welcher die vielen Verbesserungen des preufs. Schulwesens in neuerer Zeit ausgegangen sind, viel zu spät kommen, da sie selber im In- und Auslande schon längst die wohlverdiente allgemeine Anerkennung gefunden hat. Nur die Anordnung des vollständig gegebenen Materials könnte einer Beurtheilung unterliegen, und eine solche würde sich nicht ohne einige Umständlichkeit gehörig motiviren lassen, wenn wir Etwas daran auszusetzen hätten; wir halten sie aber für sachgemäfs und übersichtlich, und glauben das am besten durch eine gedrängte Inhaltsanzeige auch unsern Lesern zu veranschaulichen. Die erste Schrift zerfällt in XI. Hauptabschnitte. I. *Allgemeine organische Bestimmungen über die Einrichtung des Schulwesens in Preufsen.* S. 1—63. (Dieser Abschnitt ist in der zweiten Schrift, um Wiederholungen zu vermeiden, weggelassen, und in so fern schliefst sich diese an jene an.) II. *Die Pflicht der Eltern, ihre Kinder in die Elementarschule zu schicken.* S. 63—68. III. *Der Unterricht und die Erziehung der Schuljugend.* S. 68—115. IV. *Verpflichtung der Gemeinen zur Unterhaltung der Volksschulen und der Lehrer.* S. 116—120. V. *Das Recht zur Berufung der Elementar-Lehrer.* S. 120—124. VI. *Verhältnisse der Lehrer.* S. 124—177. VII. *Leitung des öffentlichen Unterrichts durch die verschiedenen Behörden.* S. 177—209. VIII. *Schulvermögen.* S. 209—240. IX. *Besondere Verhältnisse der städtischen Schulen.* S. 240—246. X. *Besondere Lehranstalten.* (Taubstummenanstalten, Waisenhäuser, Confirmanden-Unterricht, Anderweite unter der Aufsicht des Staats stehende Anstalten für Volksbildung.) S. 246 bis 300. XI. *Bildung der Volksschullehrer.* S. 300—344. Die 2te Schrift zerfällt in zwei dem Umfange nach sehr ungleiche Hauptabschnitte. I. *Von den Gymnasien.* 1. *Verfassung der Gymnasien.* S. 1—193. 2. *Verhältnisse der Schüler auf den Gymnasien von ihrer Aufnahme bis zu ihrem Abgange.* S. 194—229. 3. *Verhältnisse der Lehrer an den Gymnasien.* S. 229 bis 308. 4. *Lehrmittel.* S. 308—313. 5. *Schulschriften und Programme.* S. 314—318. 6. *Vermögen-Verwaltung.* S. 318—335. II. *Höhere Bürger-, Kunst- und andere Schulen für besondere Zwecke.* S. 336—362. *Anhang. Disciplinargesetze für die Scholaren des Gymnasii zu Potsdam.* S. 362—365. Ein genaues Inhaltsverzeichnifs giebt zu jedem Hauptabschnitte die Unterabtheilungen und die in fortlaufender Nummer geordneten einzelnen Gesetze u. s. w. an, welche darin vorkommen, so dafs man leicht und sicher Alles auffinden kann, worüber man sich zu unterrichten wünscht. Aufser diesem Inhaltsverzeichnisse findet sich aber auch in jeder Schrift noch ein zweites, welches die in den Sammlungen enthaltenen Gesetze, Verordnungen u. s. w. nach der Zeitfolge aufführt. Danach enthält die erstere Schrift deren 239 und beginnt mit den *Principiis regulativis* für das Königreich Preufsen vom 30. Juli 1736; die zweite 206, wovon die älteste ein Circular vom 23. Februar 1797 ist. Nach dem Vorworte zur ersten Schrift haben wir von dem Vf. noch eine Dritte zu erwarten, welche die *Universitäten und andere Central-Anstalten für den öffentlichen Unterricht* umfassen wird. Je unverkennbarer das Verdienst ist, welches sich der Vf. durch die bereits erschienenen Sammlungen um das In- und Ausland erworben hat, um desto mehr wünschen wir ihm Mufse und Kraft, die mühevolle Arbeit vollenden zu können, und sind gewifs, dafs seine Schriften um so mehr eine gute Aufnahme finden werden, als sie auch der Verleger mit gutem, weifsem und starkem Papier und mit einem scharfen und schwarzen Drucke, welcher der Raumersparnifs halber freilich eng seyn mufste, ausgestattet hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOTHA u. ERFURT, b. Hennings: *Demosthenis orationes selectae commentariis in usum scholarum instructae* ab *Jo. Henr. Bremi* etc.

(*Beschluss von Nr.* 23.)

Drittens zeigt sich auch die nicht genügende Sorgfalt, welche auf diese Ausgabe verwandt ist, in der Wahl des Erklärten und Nichterklärten. Während manche einzelne Ausdrücke, über die der Schüler das Nöthige in jedem Wörterbuche finden kann, als *διασύρειν* §. 120, *χλευασμός* §. 85, *βαυσάνη* §. 45, *φενακίζειν* §. 41, *φρούρια* (es ist *φρουρία* accentuirt) §. 37, erläutert, grammatische Bemerkungen über *οὐκ ἐᾶν vetare* zu §. 55, *τοῦ λοιποῦ* und *τὸ λοιπόν* zu §. 78, ja über den Accusativ *Ἀπόλλω* statt *Ἀπόλλωνα* zu §. 141 gemacht werden, über welche alle Dinge, wenn ja etwas gesagt werden sollte, auf jede Grammatik verwiesen werden konnte: ward mehrmals entweder der Sinn schwierigerer Stellen oder Ausdrücke nicht entwickelt, oder die historischen Beziehungen nicht erläutert, oder auf das Anomale der Sprache nicht aufmerksam gemacht. Um von dem letzten Punkte anzufangen, so wird in dem Decret der Byzantiner §. 90 fg., während die gewöhnlichsten Dorismen als *ἱερομνάμονος*, *τὰς βωλᾶς*, *ἅμιν* u. s. w. erklärt sind, nicht die Ungleichheit des Dialekts angedeutet, und Formen wie *κατθεῖτε* §. 91 und *ἡμῖν* das. nicht als dem Dorismus entgegen und verdorben bezeichnet. Eben so wenig sind die Schüler vor dem unattischen *εὐχαριστία* in demselben Decrete und dem ihm entsprechenden *εὐχαριστῶν* in dem der Bewohner des Chersones (vgl. Lob. zu Phryn.) gewarnt. Ganz unverzeihlich ist, dass gleichfalls §. 91. zu den Worten *στᾶσαι δὲ καὶ εἰκόνας τρεῖς ἑκατὸν δεκαπήχεις ἐν τῷ Βοσπορίῳ* gar nichts bemerkt ist, und der Herausg. uns also nicht sagt, was wir unter diesem *Βοσπόριχος* verstehen sollen, ob und nach welchem Gesetze das Wort mit *Βόσπορος* gleichbedeutend seyn, oder, wenn an den Hieromnemon dieses Namens gedacht werden soll, was die Präposition *ἐν* bedeuten soll. Ferner §. 73., wo die Worte stehen *Ἀσωδάραντα καὶ τὰ μετ' αὐτοῦ ἀποσταλέντα ὑπὲρ εἴκοσιν ἐπὶ τὴν τοῦ σίτου παραπομπὴν εἰς Ἑλλήσποντον ὁ παρὰ Φιλίππου στρατηγὸς Ἀμύντας καταγήοχεν εἰς Μακεδονίαν*, haben die Gelehrten an *εἰς Ἑλλήσποντον* Anstofs genommen, weil es gleich §. 77. von demselben Admiral der Athener heifst, *ὃς τὸν σῖτον παραπέμψοντα ἐκ τοῦ Ἑλλησπόντου εἰς Λῆμνον*. Diese Schwierigkeit, auf welche auch ein aufmerksamer Schüler stofsen mufs, war also zu beseitigen. Unter den Männern, die in der Rede vorkommen, durfte §. 21. über Philokrates nicht geschwiegen werden. Bei Eubulus das. war zu erwähnen, dafs es aufser dem Anaphlystier damals noch 1 oder 2 Demagogen gleiches Namens gab, und einige selbst hier an den Probalisier gedacht haben. Eben so war bei Kephisophon das. der Rhamnusier und der Anaphlystier zu scheiden. §. 99., wo von dem Versuche der Thebaner, sich Euboeas zu bemächtigen, die Rede ist (*σφετεριζομένων Θηβαίων τὴν Εὔβοιαν*), ist nicht nur nicht angegeben, wann und bei welcher Gelegenheit dieses geschehen, sondern die Anmerkung, der das Wort *Θηβαίων* vorgesetzt ist, mufs sogar verleiten, dieses Unternehmen mit der Einnahme von Oropus durch Themison und Theodorus für gleichzeitig zu halten, da doch letztere 366 v. Chr., jener Versuch 358 erfolgte. Auch der Ausdruck *ὁ ἀποψηφισθεὶς Ἀντιφῶν* §. 132. verdiente, zumal da er an sich doppelsinnig ist, eine Erläuterung aus dem attischen Recht. §. 157. wird der Macedonische Monat Lous mit dem attischen Boedromion gleichgestellt, während er doch sonst dem Hekatombaeon entspricht. Deshalb will Corsini die Lesart ändern. Vgl. *Ideler* Handb. d. Chronol. I. S. 402. und *Winiewsk.* S. 219 fg. Unser Herausg. aber beobachtet hierüber völliges Stillschweigen. Eine Stelle aber, wo Schüler den nicht angegebenen Sinn nicht verstehen werden, ist z. B. §. 140. *ἆρ' οὖν οὐδ' ἔλεγεν, ὥςπερ οὐδ' ἔγραφεν*, welche Worte selbst den Gelehrten Noth gemacht haben. Dasselbe gilt §. 116. von den Worten *εἰπὲ Καλλίας προτάνεων λεγόντων βουλῆς γνώμη*. Einer grammatischen Erläuterung war weit eher als die oben genannten Wendungen *οὖν ἐᾶν* u. dgl. werth, z. B. §. 103. *γράψεις τὸν ἀγῶνα*, noch mehr aber §. 155. *διότι*, das nicht nur an sich dort nach den gewöhnlichen Ansichten über diese Partikel als unattisch erscheinen kann, sondern dessen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden dunkel ist. Endlich sollte bei den verschiedenen einzelnen in den Decreten vorkommenden, dem Sprachgebrauche dieser Staatsschriften widersprechenden Formeln auf die Stellen des 2ten Excurses, in welchen hiervon gehandelt ist, verwiesen seyn. Von Redensarten verdiente z. B. §. 2. *ἐκ περιουσίας* eine Erklärung.

Ein 4ter Mangel der Anmerkungen dieser Ausgabe besteht in der gar zu schlechten Latinität. Man ist zwar gewohnt, in dem Notenlatein manche Unvollkommenheiten zu finden, und darf deshalb nicht zu strenge Anforderungen an dasselbe machen; aber ein so schlechtes Latein, wie in diesen Anmerkun-

gen sich findet, ist bei einem namhaften Gelehrten dem Rec. in der neuesten Zeit nicht leicht vorgekommen. Während dieses aber bei demjenigen, der sich in seinen Anmerkungen zum Cornelius Nepos und in andern Ausgaben lateinischer Schriftsteller als einen feinen Kenner der Latinität bewiesen hat, um so mehr zu verwundern und nur aus der Flüchtigkeit dieser Arbeit zu erklären ist, so ist der Uebelstand selbst in einer Schulausgabe um so gröfser, da die Schüler sich nur zu leicht an eine schlechte Latinität gewöhnen, von der sie wieder abzubringen viele Noth macht. Einige Proben werden hinreichen, die Latinität unseres Herausgebers zu charakterisiren. S. 69. col. 1. *pro lubitu.* S. 71. col. 1. *versus orientem*, das. *urbs florebat etiamnum post Christ. tempora*, das. *dicuntur superesse urbis ruderа.* S. 74. col. 1. *διέλεια erat praemium, quod civibus bene de republ. meritis tribuebatur, ut scilicet immunes essent a tributis.* Nicht besser *nempe* S. 77. col. 1., und so diese Partikeln mehrmals. Gleichfalls S. 77. col. 1. *decimam sextam.* S. 78. col. 1. *ἀποτίνειν — differt a πάσχειν, quod poenas spectat in personam ipsam cadentes.* S. 80. col. 2. *populum implorat auxilium.* Das. *erat templum Artemidis. Hic confugerunt trierarchi.* S. 82. col. 1. *verbum ποιεῖν subintelligendum.* S. 84. col. 2. *Eius mentio fit ut archontis eo tempore, quum Demosthenes, Elatea capta, Athenienses hortaretur* (statt des richtigern *hortabatur*) *ad societatem — ineundam, quod accidebat* (statt *accidit*) *Ol.* CX, 2. Und so an andern Stellen, noch auffallender das Imperfect statt des Perfects. (z. B. S. 18. *per eversionem Thebarum, quae per Alexandrum accidebat Ol.* CXI, 2.) S. 85. col. 2. *tenendum in genere armorum nomina saepe poni pro mititibus.* S. 86. col. 2. *certamina erant trium generum, currendo et equitando, gymnica et musica.* Also sogar stärkere grammatische Fehler! Wie gleich darauf wieder: *tribus collegiis cura erat demandata, ut perspiciatur, quanti res aestimetur.* S. 91. col. 1. *feminae — festo θεσμοφορίων se ipsas* (statt *inter se*) *conviciis proscindebant.* Das. col. 2. *ferebant applausum.* S. 92. col. 1. *innuit calumniam esse Aeschinis.* S. 98. col 2. *blanditiis seductus* (verführt). S. 99. col. 1. *consultator* (das beliebte Justinische *tum temporis* nicht zu erwähnen). S. 100. col. 1. *ad Aeschinem lectores ablegat Wolfius.* S. 103. col. 2. *Demosthenes nonnisi vult fore, ut posset multa addere* statt *Demost.* (*id*) *tantum dicere vult se posse m. a.* S. 104. col. 2. *accusabantur hi Κιθαῖαν πεδίον laborasse.* In derselben Anmerkung findet sich *valere* mit dem Infinitiv, 2 Mal das Imperfect statt des Perfects u. a. S. 107. col. 1. *Aeschini culpam tribuit, quoniam — causa fuerit, quod Philippus in Phocidem intrare potuerit.* Alle diese Proben haben wir aus einem Raume von wenigen Seiten entlehnt, und dort nur das Auffallendste ausgehoben, von falschen Formen in Eigennamen, als *Byzantini, Chersonesus Thracica, ex Amphictyonibus civitatibus*, und andern Dingen mehr absehend. Es würde uns unnütz aufhalten, wenn wir so die Latinität des übrigen Buches durchmustern wollten. Zum Schlufs also nur noch 3 besonders auffallende Beispiele. S. 24. col. 1. *pax cum Philippo Elaphebolionis die* 18 *et συμμαχία* 19 *concludebatur* (wo das Wort selbst und das Tempus gleich anstöfsig sind). S. 52. col. 1. *ab oriente Euboea erat suae auctoritati subiicienda.* S. 57. von den *προέδροις τῶν φυλῶν τῶν μὴ πρυτανευουσῶν: eorum erant novem.* Sehr selten sind diese Fehler durch Schuld des Setzers vermehrt, da der Druck auch in den Anmerkungen correct und *res quos* S. 44. col. 1. und *iniuria* statt *incuria* S. 93. col. 2. die einzigen von Rec. bemerkten Fehler der Art sind. Auch im Griechischen ist in den Noten durch falsche Artikelstellung einige Male gefehlt, als S. 52 *τὰς πύλας Ἑλληνίδας* (wo *τάς* zu streichen), S. 69. col. 2. *ἡ προαίρεσις πολιτική.* Druckfehler scheint zu seyn S. 67. col. 2. zu Ende *εἶμεν* statt *εἶμες.*

Bei allen diesen grofsen Mängeln des verliegenden Buches will Rec. nicht leugnen, dafs dasselbe, weil, wie im Eingange dieser Beurtheilung bemerkt ist, eine andre für Schulen berechnete Ausgabe dieser Rede mit Anmerkungen nicht vorhanden ist, *verhältnifsmäfsig* am meisten Schülern empfohlen werden kann, und für sie auch vieles Nützliche enthält. Die Hauptmängel dieses Werkes liegen nämlich, wie wir gesehen haben, zunächst in dem Plane, der Wahl des zu Erklärenden, der Form der Erklärung. Betrachtet man dagegen, hiervon abgesehen, nur das wirklich Erläuterte, so wird man die Erläuterungen selbst, wie dieses von Hn. *Bremi* zu erwarten war, in der Regel richtig finden, und Schülern wird durch manche gute Sprach- und Sachbemerkung das Verständnifs vieler Stellen erleichtert werden, was Rec. um so freudiger anerkennt, je mehr er leider bisher zu tadeln genöthigt gewesen ist. Nur selten finden sich Ungenauigkeiten oder Unrichtigkeiten der Erklärung, von welchen Rec. aufser den schon oben gelegentlich bemerkten hier noch einige andeuten will. §. 6. wird gesagt, *ἀξιῶ* und *δέομαι* seyen so verbunden, wie im Lateinischen *oro rogoque*; es mufs aber *rogo atque oro* heifsen. §. 15. *τοῦ μὲν ἀγῶνος ὅλου τὴν πρὸς ἐμὲ ἔχθραν προὔστασθαι, οὐδαμοῦ δ' ἐπὶ ταύτην ἀπηντηκὼς ἐμοὶ τὴν ἑτέρου ζητῶν ἀτιμίαν ἀφελέσθαι φαίνεται.* Hier findet sich die Note: „*ἐπὶ ταύτην sc. ἔχθραν, sub hoc praetextu.*" Aber wie ist es möglich, dafs dieser Sinn aus den Worten *ἐπὶ ταύτην τὴν ἔχθραν* hervorgehe? Sollte er darin liegen können, so müfste *ἐπί* mit dem Accusativ etwa *wegen* bedeuten können, was doch unmöglich ist. *Ἐπὶ ταύτην* heifst vielmehr *ad hanc monstrandam*, und der Ausdruck ist vom Kriege entlehnt, *ἀπαντᾶν τινὶ ἐπὶ μάχην.* Eine ganz falsche Erklärung findet sich §. 45. *τῶν δὲ ἰδιωτῶν καὶ πολλῶν τὰ μὲν οὐ προορωμένων, τὰ δὲ τῇ κυδ' ἡμέραν ῥᾳστώνῃ καὶ σχολῇ δέλεαζομένων, καὶ τοιουτονί τι πάθος πεπονθότων ἁπάντων, πλὴν οὐχ ἑφ' ἑαυτοὺς ἑκάστων οἰομένων τὸ δεινὸν ἥξειν.* Hier wird behauptet, *τοιουτονί τι πάθος πεπονθότων — οἰομένων* bedeute *quum omnes ita affecti essent, ut putarent*, und *πλήν* heifse *certe, saltem.* Weder das

eine

eine noch das andre ist möglich. *Τοιουτονί τι πάθος* bezieht sich auf das Verhergehende: *τοιουτονί τι πάθος, οἷον ἔπαθον*, d. i. *ὥςτε δελεάζεσθαι καὶ διαφθείρεσθαι· πλήν* aber bedeutet wie oft (vgl. Kühn. Gr. Gramm. §. 741. Anm. 4.) so viel als *πλὴν ἀλλά, indeſs, jedoch*. Der Sinn also ist: *quum universis hoc accideret, attamen singuli non opinarentur ad se illud malum perventurum.* §. 55. in der berüchtigten Formel *τραγῳδῶν τῇ καινῇ* behauptet der Herausg., *εἰςόδῳ* könne nicht füglich ergänzt werden, da dieses vielmehr von Schauspielern als von Dichtern gesagt würde; von letztern würde *εἰςάγειν* gebraucht, deſshalb sey vielmehr *εἰςαγωγῇ* zu suppliren. Aber diese Beweisführung widerlegt der Herausg. selbst, da *τραγῳδός* in der guten Sprache nie den tragischen Dichter, sondern nur den Schauspieler bezeichnet. Vgl. *Ammon. de different. voc.* und *Passow* im Lex. Auſser den genannten Worten hat man übrigens auch *ἐπιδείξει* ergänzen wollen; Rec. aber kann sich freilich mit keiner dieser Ellipsen, die, wenn sie satthaft wären, auch anderwärts vorkommen würden, befreunden. Die andre Lesart übrigens ist nicht, wie der Herausg. sagt, *τραγῳδῶν τῶν καινῶν*, was sich offenbar gar nicht sagen lieſse, sondern *τραγῳδῶν καινῶν*. §. 67. nennt der Herausg. seltsam Methone: *urbem Thraciae, in finibus Macedoniae*, statt *coloniam Graecam in Macedonia sitam*. §. 68. hat derselbe zwar mit Recht nach *Bekker's* Vorgange *κατὰ τὴν ἡμέραν ἑκάστην* statt *καθ' ἡμ. ἑκ.* geschrieben, da jene Lesart sich in Σ und andern Handschriften findet; als Grund aber wird fälschlich angeführt: *singularem enim et huic loco aptissimam articulus addit vim*; statt zu untersuchen, ob bei Demosthenes wie bei Isocrates das mit einem Substantiv verbundene *ἕκαστος* immer den Artikel bei sich hat, oder, wie bei Xenophon, sowohl mit ihm als ohne ihn gefunden wird. §. 87. in *χαράκωμα βαλόμενος πρὸς τῇ πόλει καὶ μηχανήματ' ἐπιστήσας* wird *χαράκωμα* durch *obsidio, μηχανήματα ἐφιστάναι* durch *machinas instruere, parare*, erklärt, da doch jenes *vallum*, dieses *machinas in eo (vallo) collocare, disponere*, daraufstellen (nicht, wie *Harleſs* übersetzt, *admovere*, Griech. *προσάγειν*) bedeutet. §. 89. *ὧν διαμάρτοιεν, καὶ μὴ μετάσχοιεν ὧν ὑμεῖς οἱ τὰ βέλτιστα βουλόμενοι τοὺς θεοὺς αἰτεῖτε, μηδὲ μεταδοῖεν ὑμῖν ὧν αὐτοὶ προῄρηνται.* Hier sind die letzten Worte gegen allen Sprachgebrauch gedeutet: *quae isti sua sibi observantia contrahunt*, statt daſs sie heiſsen: *quae ipsi sibi proposuerunt* (nämlich *μεταδοῦναι ὑμῖν*), oder wie bei *Harleſs* steht: *quae secum ipsi statuerunt*. Daſs *βέλη* §. 90. in den Worten *βοηθήσας πλοίοισιν ἑκατὸν καὶ εἴκοσι καὶ σίτῳ καὶ βέλεσι καὶ ὁπλίταις Bogenschützen* seyen können, möchte sich schwer erweisen lassen, und folgt aus den gleichgenannten Hopliten nicht, da ja auch vorher Sachen genannt sind. Zu §. 96. wird behauptet, wo einst Tanagra gestanden habe, da sey jetzt ein groſser Flecken Namens Scamino; aber die neuern Reisenden und Geographen nennen Graimada, welches auch Gremata oder Grimathi geschrieben wird. S. *Gell* Hell. S. 134. *Dodw.* u. a. (Auch wollen wir hier beiläufig die Ungleichheit bemerken, die sich darin zeigt, daſs zu Tanagra der neue Name beigefügt ist, zu den gleich darauf genannten gleichfalls mit Anmerkungen versehenen Städten Kleonae und Haliartus aber nicht. Auch sonst findet sich in Ansehung der geographischen Noten manche Ungleichheit, indem z. B. zu den meisten Namen, die eine Abstammung aus einem Flecken Attika's bezeichnen, etwas bemerkt wird, zu einigen aber nicht. Doch wir kehren zu unserem Vorhaben zurück.) §. 109. *ταὐτὸ τοίνυν ἦθος ἔχων ἔν τε τοῖς κατὰ τὴν πόλιν πολιτεύμασι καὶ ἐν τοῖς Ἑλληνικοῖς φανήσομαι.* Dazu die Note: „*Κατὰ τὴν πόλιν spectat eas civiles rationes, quae civitati Atheniensium cum aliis Graeciae civitatibus intercedebant*; *τὰ Ἑλληνικά quae universae Graeciae aut parti cum exteris erant.*" Entschieden falsch; denn weder kann *τὰ κατὰ τὴν πόλιν* an sich das bedeuten, was es der Herausg. bedeuten läſst, noch würde dieses in den Zusammenhang passen. Demosthenes hat, nachdem er von der Beschaffenheit seiner Staatsverwaltung im Allgemeinen zu sprechen angefangen hat, erstlich angegeben, welche Rathschläge er den Athenern in Bezug auf andre griechische Staaten gegeben habe (§. 95—101.), darauf, was er in der innern Staatsverwaltung, namentlich in den Symmorien und der Trierarchie, verbessert habe (§. 102 ff.). Dieses sind in dieser Recapitulation *τὰ κατὰ τὴν πόλιν*, so wie jenes *τὰ Ἑλληνικά*, wie auch aus dem gleich folgenden Zusatze *οὔτε γὰρ ἐν τῇ πόλει τὰς παρὰ τῶν πλουσίων* (die ihn gern von der Verbesserung der Symmorieneinrichtung abgebracht hätten §. 103.) *χάριτας μᾶλλον ἢ τὰ τῶν πολλῶν δίκαια εἱλόμην, οὔτ' ἐν τοῖς Ἑλληνικοῖς τὰ Φιλίππου δῶρα καὶ τὴν ξενίαν ἠγάπησα ἀντὶ τῶν κοινῇ πᾶσι τοῖς Ἕλλησι συμφερόντων.* Bald darauf §. 111. zu *τῶν λόγων, οὓς οὗτος ἄνω καὶ κάτω διακυκῶν ἔλεγε περὶ τῶν παραγεγραμμένων νόμων*, ist bemerkt: *παραγράφειν est legi iam latae aliam opponere. Ergo νόμος παραγεγραμμένος est lex violata.*" Was ist das für eine Folgerung? Weil *παραγράφειν νόμον* heiſst, *ein Gesetz gegenüberstellen*, so bedeutet *νόμος παραγεγραμμένος ein verletztes Gesetz*? *Παρά* bezeichnet in mehreren Zusammensetzungen bekanntlich das Nachgemachte, Verfälschte. So *παραποιεῖν, παρακόπτειν, παρασημαίνειν, παραχαράττειν*. Von dieser Bedeutung muſs man ausgehen, wenn man zu der Uebersetzung *leges perperam rogatae*, welche sich bei *Haleſs* findet, gelangen will. Erklärt man aber *παραγεγραμμένος* durch *ex adverso scriptus*, von welchem Sinne unser Herausg. ausgeht, so kann man nur zu der *Reiske*'schen Erklärung gelangen: „*οἱ παραγεγρ. νόμοι h. l. sunt leges, quas a scriba publico in tabula [inxta Ctesiphontis rogationem] scribi, et iudicibus ob oculos poni curaverat Aeschines.*" Seltsam bemerkt der Herausg. zu §. 139., *ἐπειδὴ φανερῶς ἤδη τὰ πλοῖα ἐσῳζώλητο*, es sey wahrscheinlich, Demosthenes meine die Schiffe, die in der ersten Philippischen Rede erwähnt seyen: *πρὸς Γεραιστῷ τὰ πλοῖα ἀλλαβὼν ἀμύ-*

ϑητα

ϑητα χρήματ' ἐξέλεξε. Dort ist ja von den Zeiten des ersten Krieges des Philipp gegen Athen, hier von den Zeiten nach der Belagerung von Korinth und Byzanz, als der letzte entscheidende Kampf gegen Philipp nahe bevorstand, die Rede. Wie konnte der Herausg. vergessen haben, wovon doch in dieser Rede selbst so viel verhandelt worden ist, dafs Amyntas auf Befehl des Philipp die Athenische Getreideflotte des Leodamas oder Laomedon aufgebracht hatte. S. §. 73. ff. Zu §. 146. behauptet der Herausg. erstlich in Ansehung des Verb. διέναι, es sey *rarius verbum de iis, qui transitum per fines suos concedunt*, wo statt *rarius* vielmehr *proprium* oder *usitatum* zu sagen war, wie mehrere Verträge über diesen Gegenstand beweisen; dann durfte nicht gelehrt werden in συνέβαινε δ' αὐτῷ (Φιλίππῳ) — τῇ φύσει τοῦ τόπου καὶ τῶν ὑπαρχόντων ἑκατέροις κακομαθεῖν (ἐν τῷ πρὸς τοὺς Ἀθηναίους πολέμῳ) bezeichne τὰ ὑπαρχ. ἑκατέροις *opes, vires, quae erant Thessalis et Thebanis*. Da diese sich in dem Kriege neutral verhielten, so konnten sie dem Philipp nicht schaden; wohl aber schadete ihm die verschiedene Beschaffenheit *seiner Macht* und *der der Athener*, von welcher jene Landmacht, diese Seemacht vornehmlich war.

SCHÖNE LITERATUR.

Berlin, b. Stuhr: *Nachklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferrand, W. Jäger, B. Kofsersky, A. Rebenstein.*

Auch unter dem Titel:

Minnehof. Lieder für Bertha. Manuskr. für Freunde. 1834. VIII u. 112 S. (12 gGr.)

Fünf junge Herren, wahrscheinlich Berliner, verlieben sich gemeinschaftlich in eine überaus holde Bertha mit braunen Flechten, die es gern hat, sich von ihnen erzählen zu lassen, und singen sie in den hier dargebotenen Liedern, meist mit H. Heine'schen Tönen an, die freilich leicht genug sind. Dawider kann weder die Welt noch die Kritik etwas haben. Allein wenn dieser „Minnehof" *gedruckt* erscheint, so hat auch die Welt ein Recht darüber zu reden, und die Kritik die Befugnifs, zu sagen, was daran ist; denn die Parenthese „Manuskript für Freunde" darf nicht buchstäblich genommen werden, da das Buch gekauft und bezahlt werden soll. Es darf sich ja wohl Jeder, der das thut, zu den Freunden der Vff. zählen, zumal wenn er ihnen die Wahrheit sagt, was die erste Pflicht der Freunde ist. Darum haben die Vff. Unrecht, wenn sie meinen, ihr Werk entziehe sich einer *strengen* Kritik, und dürfe also nur gelobt werden, weil es *Stegreif-Dichtungen* enthalte. Nun *wir* wollen ihnen übrigens den Willen thun, und sie blofs sich selbst recensiren lassen:

Trägt der Traum mich deshalb immer
Zu dem Land der Kindheit hin,
Weil so *kindlich* ist die Holde,
Oder, weil ich *kindisch* bin?

Du lächelst über mein Gedicht?
Und läfst mich noch im Zweifel?
Nun sieh', mein Kind, ich dichte *nicht*,
Das Dichten *hol'* der Teufel!

Die Blumen haben *Wasser* nöthig;
Sonst welken sie geschwind;
Drum schreib' ich diese *Verse* nieder,
Für dich und mich mein Kind!

Spafshafter Weise lernen wir am Schlufs des Vorworts noch, dafs das nahe Verhältnifs der fünf Dichter zu der Besungenen gröfstentheils ein erdichtetes ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Inschriften auf die Denkmäler unsrer Lieben* von *Adolph Broma.* Nebst einem Anhange, die sämmtlichen Bibelstellen zu gleicher Anwendung enthaltend. 1834. VIII u. 254 S. 8. (21 gGr.)

Bei einer so reichen Sammlung von versificirten Gedanken über Tod und Unsterblichkeit in verschiedenen Lebensverhältnissen, die zu erbaulichen Anregungen bei dem Gange durch die Gräber, oder auch zu Inschriften auf denselben dienen können, mufs freilich vieles Mittelgut und manches Gewöhnliche mit unterlaufen. Was die Reime betrifft, deren Reinheit der Vf. rühmt, so sind sie zu loben, doch waren reine Reime bei so kurzen Strophen keine schwierige Aufgabe. Aber die Hexameter können nicht gerühmt werden: z. B.

Du hast, Vater im Himmel, einst das Kind uns gegeben.

oder:

Bald als liebende Gattin heimzuführen die Gute.

oder:

Schwebte vom Throne hernieder, führte sie ein in den Himmel.

wo überall die Hauptcäsur vermifst wird. Eine schöne Zugabe sind die auf Tod und Unsterblichkeit sich beziehenden Bibelstellen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Cöln a. R., b. Du Mont-Schauberg: *Des Meisters Godefrit Hagen, der Zeit Stadtschreibers, Reimchronik der Stadt Cöln*, aus dem dreizehnten Jahrhundert. Mit Anmerkungen und Wörterbuch nach der einzigen alten Handschrift zum erstenmale vollständig herausgegeben von *E. von Groote*, Stadtrath. 1834. XXII u. 298 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Zeitraum von 1258—1270, dessen Ereignisse die Reimchronik des Meisters Godefrit Hagens umfasst, gehöret unstreitig zu den wichtigsten und erfolgreichsten dieser alten, ehrwürdigen Stadt. Es fallen nämlich in diese Zeit die hartnäckigen Versuche der Erzbischöfe *Conrad von Hochstetten* und *Engelbert von Falkenburg*, die freie Reichsstadt unter ihre Botmäfsigkeit zu bringen, und die Kämpfe, welche sie deshalb mit den Geschlechtern und der gemeinen Bürgerschaft *Cölns* zu bestehen hatten, und welche für die Urheber weder glücklich noch rühmlich endeten. Rec. will jedoch diese Reimchronik nicht hinsichtlich ihres geschichtlichen sondern nur hinsichtlich ihres sprachlichen und dichterischen Werthes würdigen, und diefs um so mehr, als der verdienstliche Herausgeber, der Hr. Stadtrath *Groote*, jenes in der Vorrede zur Genüge selbst gethan hat.

Was zuvörderst die Sprache betrifft, in welcher Godefrit Hagen sein Gedicht abfafste, so dürfen wir diese als eine Mundart bezeichnen, welche zwischen der mittelsächsischen und mittelniederländischen mitten inne steht, daneben jedoch auch ihre besonderen Eigenthümlichkeiten hat, worin sie sich der mittelhochdeutschen Sprache nähert. Die Niederrheinische Mundart, so werden wir sie kurz am schicklichsten bezeichnen, da die Benennung *Cölnische Mundart* doch eine zu enge seyn dürfte, folgt in den consonantischen Verhältnissen meist dem mittelniederländischen Gebrauche, mit Ausnahme des Anlautes *z* für *t*. Merkwürdiger jedoch und eigenthümlich sind ihre Vocale, und sie verdienen eine ausführlichere Behandlung. Zu den mittelhochdeutschen verhalten sie sich also:

Das mittelhochdeutsche *a* wird vor *ch* und vor consonantischen Verbindungen, welche durch *Syncope* eines Bildungsvocales entstanden sind, zu *ai*; *e* und *ê* gehen in denselben Verhältnissen in *ei* über; *i*, *o*, *u* verhalten sich wie im mittelsächsischen, nur dafs *o* vor *ld* in *oi* oder *ou* übertritt. Regelmäfsigen Umlaut zeigt nur *a*, welches zu *e* wird.

â bleibt nur auslautend *â*; an- und inlautend, zumal wenn doppelte Consonanz folgt, wird es zu *ai*. *ê* wird in den gleichen Verhältnissen zu *ei*. *î* wie im mittelsächsischen; in der contrahirten Form *gît* für *gibt* und *geschît* für *geschihet* wird es zu *ei*. *ô* wird an- und inlautend *oi*, auslautend bleibt es *ô*. *û* wie im mittelsächsischen; zuweilen geht es in *uy* (*ui*) über. Der Umlaut æ erscheint als *ê*, œ als *oi*; der Umlaut *iu* kommt nicht vor. Der Diphthong *ei* bleibt *ei*; das aus Reduplication entstandene *ie* wird zu *ei*, aber auch sonst, wiewohl nicht durchgängig, wird *ie* zu *ei*. *uo* wird, ohne Unterschied, zu *oi*, *oe* und *ue*, im Auslaut aber zu *ô*; *üe* geht in *oi* über.

Das sind die sprachlichen Verhältnisse nach der Gestalt, in welcher das Gedicht jetzt uns vorliegt, und welche dem 15ten Jahrhundert angehört; dafs jedoch diese Verhältnisse im 13ten Jahrh. nicht ganz dieselben waren, die sie jetzt sind, geht schon aus den Reimen hervor, welche zuweilen, um richtig zu seyn, andere Formen voraussetzen. Wir wollen jedoch, ohne uns darüber weiter einzulassen, jetzt in die Beurtheilung einzelner Stellen eintreten, die uns einer Verbesserung zu bedürfen scheinen.

vs. 17—19.

Der Kirst durch syner moeder beide
ind der hilgen, die da inne restent,
zo gode wert haint so gevestint,
dat Coelne etc.

Offenbar ist statt *beide* hier *bede*, Bitte, zu lesen, wie schon der Reim auf *stede*, Stadt, zeigt. Hier ist kein Grund vorhanden, das *e* in *ei* zu verwandeln und *steide* für *stede* zu schreiben, wiewohl die Sprache des 15ten Jahrh. *steide* und *beide* gesprochen und geschrieben haben mag, da im Gegentheil die niederrheinische Sprache, wie die mittelniederländische, sogar die organisch langen Vocale vor einfacher Consonanz, wenn das Wort durch das Hinzutreten eines Flexionsvocales wächst, kürzt, wenigstens solche Wörter ohne Anstand mit Wörtern, denen organisch kurzer Vocal zusteht, im Reime bindet, z. B. *varen*: *jaren* von *jâr*, wo Niemand *jairen*: *vairen* wird annehmen wollen.

vs. 39 ist ohne Zweifel *cristelichen*, und vs. 41 *eirst* zu lesen.

vs. 45 hat man den Plural *mit striden* herzustellen.

vs. 70.

Dus quamen myt der godes gnaden
ire boden zo hove sus sint beraden,

Diese Stelle ist von Hn. *Gr.* falsch erklärt worden; *dus* bedeutet hier nicht *also*, wie das Wörterbuch erklärt, sondern *dus* steht für *dos* und dieſs für *do sy*. Man hat demnach zu lesen:

Dos quamen myt der godes gnaden,
ire boden zo hove sus sint beraden:

vs. 81 lese man *kirken* für *kirchen*.

Bei *ovenge*, *obinge*, vs. 101 u. vs. 140 ist weder an *ubia* noch an „die Oberin, die Oberste" noch an den Provinzialismus *oiven*, *euven* zu denken. Das Wort ist nichts als eine geschraubte Uebersetzung von *Colonia*, welches der Dichter mit *cultus* für gleichbedeutend nahm und es demnach durch *ovinge* d. i. *Uebung*, übersetzte. Er will damit der Stadt *Cöln* schmeicheln und bezieht das *ovinge* auf den neu eingeführten christlichen Glauben. Dieſs geht deutlich aus der Stelle hervor:

Doch hedde in (den *Maternus*) *got so voir geeirt,*
dat hie Agrippe hedde bekeirt
ind held (*l. hedde*) *sy Coelne reicht genant,*
da uns ovenge is by bekant;
want die hie bekeirde zo Coelne enbynnen,
saich men got loven ind mynnen.

vs. 246.

Dat hie uns sulchen syn verlein'
dat neyman syn hulde enverzije

Aus der Bemerkung zu dieser Stelle geht nicht hervor, ob die Handschrift *verlein* oder *verlije* lese; sie sagt nur, dafs die niederrheinische Mundart die Form *verlijen* nicht kenne, sondern *verleinen* brauche. Allein man hat, gleichviel was auch die Handschrift hat, *verlije* zu lesen. Der Dichter reimt genau, und wenn auch in spätercr Zeit nur *verleinen* gebräuchlich war, so beweiset dieſs noch nichts für die frühere, wo recht wohl beide Formen neben einander bestehen konnten. Aber der Dichter braucht auch sonst *lien* vgl. vs. 524, 630.

vs. 272, 273.

so enis neyman under uns hie,
die uch zo eyme eynigen hare entzie.

Dieſs *entzie* wird fälschlich von *entzien* oder *tzien*, so dafs *en* die Negation wäre, hergeleitet. Das erste gäbe gar keinen Sinn, das andere den grade entgegengesetzten. Es kommt vielmehr von *entzein* (*entsein*), sich fürchten, her. Eine entsprechende Stelle ist *Reinaert*, vs. 53, *die hem besculdich kent*, *ontsiet*, der sich schuldig weifs, fürchtet sich (sieht hinweg). —

vs. 290, 291 hat man *leiz*, *heiz* anstatt *leis*, *heisch* zu lesen; dieſs beweiset der Reim und auch die Unstatthaftigkeit der Bedeutung von *heischen*.

vs. 322 — 326.

Do slogen sy neder up gemeyne
die eilff dusent alle up eyne
veir junge magede rein,
die sich in eins schiffens rouff hadt gelaicht,
ind sich verbarch da ynne alle die naicht.

Zu dieser verderbten Stelle bemerkt Hr. *Gr.* nur: „Wenn dies *veir* nicht *seir*, sehr, heifsen soll, so möchte es nur durch das hochdeutsche *verre*, sehr, äufserst, zu erklären seyn." Dafs diese Bemerkung nicht ausreicht, ist klar, da durch sie das Verderbnifs nicht gehoben wird. Rec. ist geneigt, die Zeile *veir junge magede rein* für eine müfsige Einschiebung eines Schreibers zu halten. Dreifache Reime können schicklicher Weise in regelmäfsig gereimten Gedichten nur am Ende der Abschnitte vorkommen, (wo sie sonst vorkommen, ist, wenn nicht wie hier Einschiebung, der Ausfall eines Verses anzunehmen) und dazu unterbricht dieſs Einschiebsel hier auch noch recht ungeschickt den Zusammenhang. Aber auch das *up gemeyne* und das darauf folgende *up eine*, nicht minder auch die Unform *schiffens*, erregt den Verdacht der Nachlässigkeit von Seiten des Schreibers. Der Dichter mag wohl geschrieben haben:

Do slogen sy neder al gemeine
die eilff dusent alle up eine
die sich in eins schifkens rouff hadde gelaicht etc.

vs. 360 — 365.

Eyn michel grois unverdrach
des konynges ougen leis got erschinen,
darzo mit eme al den synen,
mit overdeckden so grois ein her,
dat hie schentlich sunder wer
van Coelne vlo. —

Die erste Zeile nimmt Hr. *Gr.* zum vorhergehenden Satze, wie wir glauben mit Unrecht. Denn wenn sich die Dichter der kurzen Reimpaare bedienen, so fangen sie gern die neuen Sätze mit der zweiten Zeile des Reimpaares an. Haben wir recht, so steht die Zeile *mit overdeckden so grois ein her*, von der wir sogleich handeln wollen, in Apposition zur ersten Zeile. Die Zeile *mit overdeckden so grois ein her* ist verderbt. Hr. *Gr.* bemerkt dazu: „Die eigentliche Erklärung dieser Worte hat mir, aller Anstrengung ungeachtet, nicht gelingen wollen. Der Sinn ist gewifs: durch einen Zauber, bei verhüllten, umnebelten Augen: Allein es scheint eine Auslassung oder ein anderer Schreibfehler untergelaufen zu seyn." Rec. kann dieser Erklärung nicht beistimmen, denn es lag dem Alterthume fern, bei solchen Erscheinungen an Zauberei auch nur zu denken. Den Beweis liefert Godefrit's Gedicht selbst; vgl. vs. 3900 — 4015, wo von einer ähnlichen Erscheinung der eilftausend Jungfrauen die Rede ist. Ein Wort ist allerdings ausgefallen, aber nicht *ougen*, wie Hr. *Gr.* anzunehmen scheint. Das *mit overdeckden* bezieht sich ohne Zweifel auf *so grois ein her*, nicht aber auf den König. Rec. möchte „*mit over-*

deck-

dechden lifen" lesen und dieſs auf die leuchtenden himmlischen Gewande der eilftausend Jungfrauen beziehen, von welchen eben erst gesagt wurde, daſs sie erschlagen und nackt auf dem Felde lägen. Vielleicht giebt die *Cronica der hilliger stat van Coellen* 1499 bei der Erzählung von dieser Begebenheit Aufschluſs.

vs. 520 — 525.

— gecloist sonder eniehen vrist
gentslich an den vil hilgen Crist
de van der maget sente Marien
geboren wart, van der conynchynnen
hie sal uch gesunde verlien
wilt ir in eren ind mynnen.

Da in diesem in Reimpaaren geschriebenen Gedichte keine verschränkten Reime vorkommen können, so hat der Dichter sicher geschrieben

— an den hilgen Crist;
hie sal uch gesunde verlien
de van der maget sente Marien
geboren wart van der koningginnen
wilt ir in etc.

Irgend ein Abschreiber mag dafür die gewöhnliche Satzfügung eingeführt und dadurch die verschränkten Reime verschuldet haben.

vs. 597 — 599.

we it breiche, hie moiste intfat bliven,
ind van uns schirpe ind stuff
(verleisen,) ind (syn) des riches aff.

So hat man diese Zeilen zu lesen. *verleisen* fehlt im Texte und statt *syn* findet sich *sy*.

vs. 634, 635.

is dat he duvesuchtich is
den (l. des) selven muich hie syn gewis.

Heifst nicht, wie Hr. Gr. meint: „Wenn er wahnsinnig ist, mag er denselben Weg gewiesen werden", sondern „wenn er — so mag er desselben gewifs seyn."

vs. 666 — 669 lese man:

wan syn eirste wirdicheit
der romsche coninck enfeit
van Coelne van dem ertschenbischove.
dus haist du in hulden ind in love
geweist etc.

Im Texte fehlt *van* und *haist*, und für *dus* findet sich *Bys*.

Zwischen vs. 731 u. 734 sind die Zeilen: *Der buschoff sprach Do dit geschuich*, offenbar eingeschoben. Der Dichter liebt, wie dieſs unzählige Stellen beweisen, die Gegenrede der Anrede unmittelbar folgen zu lassen.

vs. 1258.

Men du an eyme esele eins lewen hat,
hie jreirt doch eins esels lût.

Der leicht erklärbare Schreibfehler *jreirt* hat Hn. Gr. verführt, ein *verbum jreieren* anzunehmen, welches er, „schreien wie ein Esel" bedeuten läfst. Das *verbum* lautet aber *rêren, rôren engl. to roar* und seine Bedeutung ist „brüllen." Eine dieser entsprechende Stelle findet sich *Reineke Vos*, vs. 5132. wo es vom Esel heifst: *he rêp, he rârde unde he sank.*

vs. 2777 — 79 lese man:

Ich wene, urre landes heren engein endô
eyt anders, here, wilt irt keren
up in, dan dat uch kome zo eren.

statt des Sinnlosen:

Ich wene landis heren en gein en do.

Eine ähnliche aus Nachlässigkeit des Schreibers entsprungene Versetzung der Zeilen, wie wir sie schon oben sahen, findet sich zwischen den Versen 3223 und 3224; man hat die Verse umzustellen.

vs. 3639.

Her Gerart reit in sente Joris syden
weder die wever stryden.

Der Sinn ist nicht, wie Hr. *Gr.* im Wörterbuch angiebt: Er will nach *St. Georgs* Sitte, d. h. in ritterlicher Weise, sondern Er ritt nach der Seite der Stadt, wo *St. Georgs* Kirche steht. Vs. 4845 steht dafür *zo sent Joris wert*. Sitte lautet in dieser Mundart *sede*, nicht *syde*. —

Die Verse 4002 und 4003 sind umzustellen. So wie sie jetzt stehn, erhält der Bischof von Mainz einen Theil der Rede, die dem Grafen von Geldern zukommt.

Zu vs. 4842. „*it wirt hude sin domes daich!*" bemerkt Hr. *Gr.* im Wörterbuche: Wahrscheinlich *St. Thomas*-Tag, der kürzeste jüngste Tag; aber an St. Thomas ist nicht zu denken; *domes daich* heifst der Tag des Gerichtes, der jüngste Tag; mittelhochd. *tüemen*, altnord. *dœma*, *iudicare*.

vs. 6218 — 6221.

Des worden eme die cardenale so gram
dat hie ney jeder
ind (under) sy weder
endorste komen noch enquam.

Durch dieſs *under* hat Hr. *Gr.* diese verderbte Stelle herzustellen versucht. Daſs diese Herstellung unzuläſslich sey, beweiset schon der Verband der Reime. Man lese:

Des worden eme die cardenale so gram,
dat hie unders endorste komen noch enquam.

Alles Andere ist von einem unverständigen Abschreiber eingeschoben worden.

Aufser diesen wichtigeren Fehlern hat der Druck, und da Hr. *Gr.* bei der Correctur ohne Zweifel die gröfste Sorgfalt und Genauigkeit angewendet hat, sicher auch die Handschrift selbst, noch

noch eine ziemlich bedeutende Anzahl den Sinn entstellender Fehler, von denen ich diejenigen hier noch berichtigen will, die ich mir beim Durchlesen des Gedichtes angemerkt habe. Denn da, nach der Angabe des Herausgebers, die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte der Chronik Gotfrid Hagens eine Stelle in der grofsen Sammlung der *Monumenta Germaniae historica* anzuweisen gedenkt (vgl. den Bericht derselben über den Stand ihrer Arbeiten am Schlusse des Jahres 1830 S. 13), so ist Rec. der Meinung, dafs die Berichtigung der Schreibfehler der Handschrift keine überflüssige Arbeit seyn dürfte.

Vs. 34 l. *hait*; vs. 37 *ind dat coninckriche*; vs. 38 *de lude*; vs. 129 *dryn hie*; vs. 142 *worde*; vs. 168 *quamen*; vs. 174 *verslane*; vs. 282 *Got.*" *Der megede crone*, —; vs. 465 *dis*; vs. 497 *braichte*; vs. 559 tilge *ind*; vs. 594 l. *ind men na — kiese*; — vs. 607 *ney ave*; vs. 652 *schrift sich dan* (wenn man nicht lieber den ganzen Vers, der sicher eingeschoben ist, streichen will); vs. 770 *dart* (eine grammatikalische merkwürdige Form aber durch den Reim: *vart* geschützt; das dafür stehende *darffs* rührt vom Schreiber her); vs. 783 tilge *ir*; vs. 785 l. *geveil*; vs. 816 *ey zo der burch neit was geliche*; vs. 820 *die sy synt*; vs. 853, 855. 856. *soine*; vs. 1060. *sy moisten* (vs. 1059 ist als widersprechend zu streichen); vs. 1084. *verreden*; vs. 1107. *die sy in leizen ungenbunden*; vs. 2228. *schoin*; vs. 2713 tilge *en*; vs. 2957 l. *uch dar getruwen*; — vs. 3223, 24 sind umzustellen. — vs. 3691 l. *legen*; — vs. 4179 l. *drucken neder*; — vs. 4286 l. *gat*; — vs. 4955, 56 l. *van der Port, Dat hie sinis lives so was ervort*; denn *ervorten* ist eine Unform, und rührt vom Abschreiber her, welcher die gebräuchlichere Form *Porten* setzte und nun zu *ervorten* genöthigt ward. — vs. 5062 l. *dus vluwen*; — vs. 5490 ist zu streichen. — vs. 5890 l. *yre stat*. — vs. 6221 ist ein *is* zu streichen. Dieser Reimchronik ist von dem Herausgeber, ohne jedoch es auf dem Titel zu bemerken, ein anderes, kürzeres Gedicht, „*Die weverslaicht*" beigegeben, welches die von den Webern in den Jahren 1369 — 1370 gegen die Geschlechter erregten Unruhungen beschreibt. Da ich durch Freundes Hand in dem Besitze einer *Copie* der Görlitzer Handschrift dieses Gedichtes bin, so erlaube ich mir die bedeutendsten Abweichungen derselben von dem gedruckten Texte hier anzugeben. Diese Vergleichung der Handschrift dürfte vielleicht etwas zur Lösung der Frage beitragen, ob die Görlitzer Handschrift der Chronik Hagens, gleich den übrigen, dem Herausgeber bekannt gewordenen Handschriften, auch nur eine Abschrift der dem Abdruck zu Grunde gelegten Handschrift sey, oder ob sie einen andern Ursprung habe. Der gedruckte *Catalogus* sagt Bd. 2. S. 550 folgendes: „12. *Dyt is dat boich van der stete Coelne. Cod. chart. saec. XIV. exeunte scriptus foll.* 129 *continens.* 4. Angehängt ist ein Gedicht von der nämlichen Hand: *die weuer aaicht.* 10 *fol.*" Nach einer Bemerkung meines Freundes, des Hn. Dr. *Moritz Haupt*, kann die Handschrift jedoch ebensowohl dem 15ten als dem 14ten Jahrh. angehören. Sie ward, nach einer Schlufsanmerkung von anderer Hand, durch den Hofrath von *Francken* von Köln heraufgebracht und auf Befehl *Churfürstl. Durchl.* und Anstalt des Hn. Canzlers *von Raesfeld* von dem Notar *Banil* abgeschrieben. Diese *Copie* ist der Handschr. beigebunden. Die wenigen Abweichungen der Görlitzer Handschr. sind: vs. 23. *us up sy.* — vs. 58. *quot* (l. *quait.*) — vs. 121 fehlt *meisten.* — vs. 238. *richer zeche*; das *richer* ist nicht, wie Hr. *Gr.* vermuthet ein Schreibfehler für *rihter*; es kommt von dem Stamme *wrîkan*, *persequi*, und entspricht, seiner Bedeutung nach, genau der Nebenform *Rächer.* — vs. 240. *wolden.* — vs. 263 und öfters *als* für *as.* — vs. 274. *rede.* Die von Hn. *Gr.* gegebene Erklärung: Vernunft, Rede u. s. w. ist falsch; es ist das mittelhochdeutsche *rite*, *febris*, und das Ganze die bekannte Verwünschungsformel. — vs. 296. *ir moist.* — vs. 298. *ney kint.* — vs. 301. *dar kunt.* — vs. 343. *Hentken.* — vs. 401, 402 stehen in umgekehrter Folge, bleiben aber auch so sinnlos. Man lese: *Zo sent Bryden dat sy quamen, die broderschaf sy da vernamen.* Ungeschickt sind diese beiden Verse gleich darauf vs. 413, 114 auch in 15 wiederholt, wo sie zu streichen sind. — vs. 448. *die laich up den ort.* — vs. 455. *Rytols.* — Dieſs sind sämmtliche Abweichungen der Görl. Handschr., orthographische Verschiedenheiten abgerechnet.

Schliefslich bemerkt Rec. noch, dafs *Godefrit Hagen* vs. 3684, 4754, 4810, 4895, 5004, 5024 und 5685 auf die deutsche Heldensage anspielt; er scheint jedoch nur einen Theil derselben, und zwar der *Dietrichssage*, gekannt zu haben, weil er nur *Dietrich*, *Witge* und *Heiman* (*Heime*) zu nennen weifs. Erwähnung verdient auch seine Aeufserung vs. 60, dafs *Bonn* zu Attilas Zeiten *Bern* geheifsen habe.

Ludw. Ettmüller,

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

DIPLOMATISCHE SPRACHKUNDE.

Hamburg, b. Perthes: *Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Königl. Geheimen Staats- und Kabinets-Archiv zu Berlin.* Herausgegeben von *Ludwig Franz Hoefer*, Geheimen Staats- und Kabinets-Archivar, Geheimen Archivrath, Mitglied mehrerer gel. Gesellsch. u. s. w. 1835. VIII u. 408 S. 4. (4 Rthlr.)

Unter allen Urkunden-Sammlungen, durch welche die Literatur dieses Faches in den letzten Jahres bezeichnet worden ist, dürfte der vorliegenden an Originalität, Bedeutsamkeit und vielseitigem Interesse unbedenklich der erste Rang gebühren. In Ansehung ihrer eigenthümlichen Tendenz ist sie bis jetzt die erste und einzige Erscheinung ihrer Art im ganzen Umfange der diplomatischen Literatur. Ihr Zweck geht nämlich, wie der Titel schon andeutet, dahin, blofs Urkunden *in deutscher Sprache*, und zwar aus der frühsten Zeit, in welcher der Gebrauch dieser Sprache im Urkundenwesen erscheint, zusammenzustellen. Der Herausg. hat sich in dieser Hinsicht das Jahr 1341 als das äufserste Ziel gesetzt, bis zu welchem er in seiner Auswahl vorschreitet; ohne jedoch sich darüber zu erklären, warum er gerade mit jenem Jahre abschliefst, und nicht lieber bis zur vollen Mitte des Jahrhunderts (1350) vorschreitet, da der etwa muthmafsliche Grund, als ob aus den Jahren 1342 — 1350 sich keine mittheilenswerthen Urkunden gefunden hätten, wie Rec. gewifs weifs, nicht statt findet. — Ungeachtet sich nun hieraus eine engere Beschränkung in Hinsicht der Zeit und der Sprache ergiebt, als wie man sie gewöhnlich in Urkundensammlungen findet, so ist doch der innere Reichthum sehr grofs und in mehr als einer Beziehung höchst schätzbar. Zunächst tritt uns hier der ganz besondere Werth dieser Sammlung für das Studium der älteren deutschen Sprache entgegen. So sehr auch in der jüngstvergangenen Zeit die altdeutsche Sprache ein Gegenstand vielfältiger wissenschaftlicher Forschungen und Bestrebungen gewesen, und so viel Werthvolles auf diesem Gebiete zu Tage gefördert worden ist, so wurden doch die deutschen *Urkunden* dabei von den eigenthümlichen Sprachforschern zu sehr vernachlässigt, und nur wenige hatten eine Ahnung davon, welcher reiche Schatz für die Sprache und ihre Geschichte in ihnen verborgen lag. Diese Vernachlässigung hatte zum Theil, wie es scheint, wohl ihren Grund in einer gewissen Geringschätzung des, durch die Urkundenforscher zu Tage gefördeten Materials, von Seiten der eigentlichen Sprachgelehrten von Profession; denn ohne eine solche würde es sich kaum erklären lassen, warum noch in dem neuesten, sonst so gehaltreichen und umsichtig bearbeiteten *altdeutschen Lesebuche* von *Wilh. Wackernagel*, das alle Richtungen der Sprachentwickelung zu umfassen sich bestrebt, gerade in Ansehung des Urkundenwesens eine so tiefe Stille herrscht; denn dieser Schriftsteller giebt von allen hierher einschlagenden Sprachdenkmalen nur die Augsburger Schenkungsurkunde aus dem 11. Jahrhundert, von der es aber noch sehr die Frage ist, ob sie als eine wirkliche Original-Urkunde betrachtet werden darf; und den Erfurter Judeneid aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, den Hr. G. R. *Höfer* früher schon in *Dorows Denkm.* mitgetheilt hatte, und auf den wir auch nachher wieder werden zu sprechen kommen, aus dem ganzen 13. Jahrhundert nicht ein einziges Stück; aus dem 14. nur eine Probe aus dem Urkundenbuche der Stadt Freiburg, von der gar nicht abzusehen ist, warum gerade auf sie, vorzugsweise vor allen, die Wahl fiel, da wir doch, anderer für Sprache und Geschichte höchst merkwürdiger Documente nicht zu gedenken, einen so schätzbaren Vorrath deutscher Kaiserurkunden von *Ludwig* dem Baier und *Karl* IV besitzen, die gerade zu den vorzüglichsten Sprachdenkmalen dieser Periode gehören. — In Ansehung der, uns hier zunächst angehenden, ältesten deutschen Urkunden ist jedoch nicht zu leugnen, dafs man sie auch im Allgemeinen viel zu wenig kannte, und mithin nicht gehörig zu benutzen, ja nicht einmal ihre Bedeutung für die Sprachkunde recht zu würdigen im Stande war. Nur äufserst wenige deutsche Urkunden aus dem dreizehnten und aus den drei ersten Decennien des vierzehnten Jahrhunderts waren, selbst ihrer blofsen Existenz nach, bekannt; man schätzte diese fast nur als diplomatische Curiositäten, und konnte ihnen vielleicht nicht einmal diesen zweideutigen Werth unbedenklich einräumen, da man auf der einen Seite nur zu oft blofse Uebersetzungen mit ursprünglich deutschen Ausfertigungen verwechselt hatte, auf der andern Seite aber auch den gröfseren Theil der wirklich deutschen Urkunden nur in ungenauen, unvollständigen und fehlerhaften Abdrücken besafs; und wenn auch einzelnen das Glück einer kritisch genauen Ausgabe widerfahren war, so fanden sich diese hin und wieder zerstreut, und waren nur mit grofser Mühe und Zeitaufwand aus vielen fremdartigen Umgebungen her-

auszufinden. Durch die vorliegende Sammlung, in welcher eine bedeutende Anzahl deutscher Urkunden aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, unvermischt mit Urkunden in anderer Sprache, oder sonstigen fremdartigen Gegenständen zusammengestellt und durchaus nach den Originalen mit einer selten übertroffenen Genauigkeit und Correctheit wiedergegeben ist, gewinnt das Studium der altdeutschen Urkundensprache eine bisher ganz entbehrte, eben so würdige als feste Grundlage. Der Werth derselben erhöht sich noch bedeutend dadurch, dafs die einzelnen Urkunden nicht etwa nur aus *einer* eng begrenzten Gegend herstammen, und so nur *einen* besondern Dialekt aussprechen, sondern dafs die verschiedensten Provinzen, aus denen der Preufsische Staat besteht, namentlich Brandenburg, Pommern, Ober- und Nieder-Sachsen, Thüringen, Franken (Henneberg), Westfalen und die Rheinprovinzen in ihrer ganzen Ausdehnung, dazu beigetragen haben. Wir erhalten also Proben der verschiedensten deutschen Dialekte, darunter auch solcher, deren Anwendung in der Schriftsprache zu den gröfsten Seltenheit gehört. Es ist mithin gar nicht zu verkennen, dafs durch diese Urkundensammlung dem Sprachforscher ein bisher ganz entbehrtes, höchst schätzbares Material dargeboten wird, aus dessen verständiger und fleifsiger Benutzung nichts anders als wesentlicher und grofser Gewinn für die deutsche Sprachkunde in ihrem ganzen Umfange hervorgehen kann. Ein zweiter Gesichtspunkt für den Werth unserer Urkundensammlung eröffnet sich im Hinblick auf die Geschichte. Fast alle hier zusammengestellten Urkunden fallen in eine Zeit, für welche die Urkunden überhaupt noch bei weitem die wichtigste Geschichtsquelle darstellen; es läfst sich also schon voraus erwarten, dafs eine Auswahl von Urkunden aus so verschiedenen Provinzen, deren Aussteller fast allen Ständen, vom König bis herab zum einfachen Bürger, angehören, einen Reichthum an den mannichfaltigsten Nachrichten zu einer tieferen Kenntnifs der Volks- und Rechtsgeschichte, und der verschiedensten Verhältnisse des öffentlichen und Privat-Lebens der Jahrhunderte, aus welchen die Schriftdenkmale sich herschreiben, enthalten wird; und diese Erwartung findet sich bei einem tieferen Blick in die Urkundensammlung in keiner Hinsicht getäuscht. Nur, wie hoch wir auch den Werth dieser Urkundensammlung nach allen ihren Verhältnissen anschlagen, können wir doch nicht behaupten, dafs sie auch für Geschichte ganz den vollen Werth, wie für die Sprachkunde, habe. Dies liegt in der Natur der Sache. Als Material für die Sprachkunde betrachtet, gestaltet sie sich zu einem schönen *Ganzen*; in Beziehung auf die Geschichte aber erscheint sie nur als eine Sammlung interessanter Einzelnheiten, deren innere Verbindung unter einander zu lose, und deren Zusammenhang zu oft unterbrochen ist, als dafs sich darin irgend ein vollständiges Gesammtbild für geschichtliche Anschauung darstellen sollte. Gerade die Eigenschaften, welche dem Werke in sprachlicher Hinsicht zum entschiedensten Vortheil gereichen, stellen dasselbe in geschichtlicher Beziehung einigermafsen in Nachtheil. Die Zusammenstellung von Schriftdenkmalen so verschiedener, einander geschichtlich oft so wenig verwandter Länder und Orte bringt zu viel fremdartiges neben einander, und die Auswahl nach ausschliefslicher Rücksicht auf die Sprache trennt nicht selten einzelne Urkunden aus ihrer natürlichen Sachverbindung mit andern, welche ihnen dem Inhalte nach verwandt, und nur in der Sprache verschieden sind. In streng geschichtlicher Beziehung wird daher ein Urkundenbuch von entgegengesetzter Tendenz, dessen Inhalt und Umfang nämlich sich nicht durch die Sprache, sondern durch provinzielle Grenzen bestimmt, vorausgesetzt, dafs es mit Umsicht und Kritik bearbeitet und zu einem gewissen Grade von Vollständigkeit herangebildet ist, immer einen unleugbaren Vorzug behalten, indem ein solches, bei einer schärferen räumlichen Begrenzung, die innerhalb seiner Grenzen liegenden Sachen erschöpfender auffassen, und von dieser Seite, in materieller Hinsicht, für das Ganze der Geschichte mehr leisten kann. Es soll diese Erinnerung keineswegs auf eine Herabsetzung des eigenthümlichen, immer mit vorzüglicher Achtung anzuerkennenden Werthes der vorliegenden Urkundensammlung hinführen; sie soll nur darauf hindeuten, dafs nicht leicht *alle* billigen Wünsche in *einem* Unternehmen gleichzeitig und gleichmäfsig zu befriedigen sind, dafs neben jeder Lichtseite eine Schattenseite *ist*, und dafs bei Sammlungen dieser Art, welche nach so verschiedenem Plane eingerichtet werden können, jeder Plan seine eigenthümlichen Vorzüge *in* sich schliefst, welche die damit eben so unvermeidlich verbundenen Mängel entschuldigen, und für dieselben entschädigen müssen.

Gehen wir nun zur näheren Beleuchtung des Inhaltes der vorliegenden Urkundensammlung über, so zerfällt dieselbe in zwei, an Umfange freilich sehr verschiedene Abschnitte, von denen der *erste* die Urkunden in deutscher Sprache bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts, und der *zweite* die Urkunden in der Sprache vom Jahre 1301 bis zum J. 1341 umfafst. Der erste Abschnitt enthält 30, der zweite 224 Urkunden. An letzteren schliefst sich noch ein Anhang, die ältesten Urkunden deutscher Sprache aus dem Königl. Provinzial-Archive zu Stettin, an der Zahl 17, begreifend; so das also die Gesammtzahl der in dem ganzen Werke mitgetheilten Urkunden sich auf 271 beläuft. Der *erste* Abschnitt ist, wie schon der erste Anblick lehrt, von ganz besonderem Interesse, da wir in ihm weit mehr deutsche Urkunden aus dem 12. Jahrhundert gesammelt finden, als deren bis jetzt überhaupt bekannt waren. Den Anfang macht eine Urkunde aus dem 12. Jahrhundert, die *einzige* bis jetzt als unzweifelhaft echt bekannte, und deshalb, wenn auch gerade nicht ihres Inhaltes wegen,

gen, vorzüglich wichtig, nämlich die *Eidesformel für die Juden zu Erfurt*, ohne Datum, doch aus der Zeit des Mainzischen Erzbischofs *Conrad I.* (1160—1200), von dem es am Schlusse heifst, dafs er der Stadt diesen Eid gegeben habe. Höchst wahrscheinlich dürfte diese Verleihung, und mithin auch die schriftliche Abfassung, in das Jahr 1196 zu setzen seyn, weil Erzb. *Conrad I.* in diesem Jahre sich in Erfurt aufhielt, wie dessen daselbst ausgestellte (wie gewöhnlich, lateinische) Urkunden beweisen, deren Rec. zwei bis jetzt ungedruckte abschriftlich besitzt. — Die nächstfolgende, die eigentliche zusammenhangende Reihe der deutschen Urkunden eröffnende, ist von 1248, und gehört dem Erzstift Trier an. Ueberhaupt stammen von den 29, in die Jahre 1248—1300 fallenden Urkunden dieses Abschnittes, 21 aus der Rheinprovinz, 7 aus Erfurt und dessen nächsten Umgebungen, und 1 aus Westfalen. Die östlichen Provinzen, mit Ausnahme von Erfurt, haben gar keine Beiträge zu diesem Abschnitte geliefert. Die erste dieser Urkunden, von 1248, hat zum Aussteller den Erzbischof *Arnold* von Trier, und betrifft den zu Thuron geschlossenen Frieden der beiden Erzbischöfe von Trier und Cöln mit dem Pfalzgrafen am Rhein. Sie ist sehr kurz gefafst, und giebt überhaupt den Mangel an Gewandtheit im deutschen Ausdrucke bei Abfassung von Urkunden, mithin den ersten Anfang in dieser Art, in Sprache und Schrift deutlich zu erkennen. Merkwürdig sind noch die alterthümlichen Endungen in *a* und *o*, wo die spätere Zeit das *e* substituirte, oder sie ganz wegfallen liefs, z. B. *suna*, Sühne; *sida*, Seite; *helfera*, Helfer (plur.); *brodera*, Brüder; *palcgrawo*, Pfalzgraf; u. dgl. m.; der Gebrauch des *hh* für *ch*, als *sikher makhen*, sicher machen; des *c* für *z*, wie *cit*, Zeit; *co*, zu; *cuei*, zwei; u. s. w. — Die nächstfolgende, von 1251, eine Sühne des Erzbischofs *Conrad* von Cöln mit dem Grafen *Wilhelm* von Jülich, zeigt schon eine etwas ausgebildetere Sprache und mehr Fülle des Ausdrucks; dies hat aber seinen Grund darin, dafs die eigentl. Urkunde eine, wiewohl gleichzeitige und völlig authentische Uebersetzung aus dem Lateinischen ist, wodurch sie aber nur um so merkwürdiger und zu einer ganz eigenthümlichen diplomatischen Seltenheit wird; die eigentliche Ausfertigung ist nämlich lateinisch; dieser folgt aber, auf *derselben* Charte, unmittelbar ein völlig gleichbedeutender deutscher Text, unter der Ueberschrift: *Interpretatio Compositionis hujus in verbis theutonicis.* — Die darauf folgende, wieder sehr kurz aber in einer recht gediegenen Sprache abgefafste, von 1259, ist eine Sühne zwischen den Grafen von Sayn und Nassau, wegen ihrer Grenzen, Wildbannes u. dgl. m. Ueberhaupt betreffen mehrere der nachfolgenden Urkunden Verhältnisse der Grafschaft Sayn. — Bei weitem die umfangreichste Urkunde des ganzen Abschnittes ist Nr. 18., das durch den Erzbischof *Gerhard II.* von Mainz beurkundete Verzeichnifs erzbischöflicher Gerechtsame in der Stadt Erfurt, sonst auch *Concordata Gerhardi* genannt, von 1289, auch sonst in formeller Hinsicht sehr merkwürdig, und für den Sprachschatz ungemein ergiebig. Nächst ihr sind Nr. 6., Erzb. Engelberts von Cöln Urkunde über die Schenkung der Gräfin Mathilde von Sayn und deren Vertrag mit der Cölnischen Kirche, von 1261; Nr. 7, über denselben Gegenstand, von 1263; Nr. 11, Erzb. Syfrids von Cöln, über denselben Gegenstand, von 1275; und Nr. 12, Testament der Gräfin Mechtild von Sayn, von 1283, zumal die beiden letzteren, durch Ausführlichkeit und Sprachreichthum besonders ausgezeichnet. Zu den gröfseren Merkwürdigkeiten gehört auch noch Nr. 25, eine Römisch-Königliche Urkunde, nämlich ein Lehenbrief K. *Albrechts I.*, von 1299. Unter einzelnen, in historischer Beziehung merkwürdigen Ausdrücken (denn auf das, was in blofs sprachlicher Hinsicht zu beachten seyn würde, können wir uns, um nicht allzu weitläufig zu werden, nicht einlassen) bemerken wir in Nr. 11 die Titulatur des Erzbischofs von Cöln, der sich hier „des Reiches van Overberge Erzchecancellir" nennt. (Dieselbe findet sich auch in einer späteren Urkunde von 1328, Nr. 128 des zweiten Abschnitts, wo Erzb. *Heinrich* „des heyligen Romeschen Ryches over Bergh eyn overste Kenseler", und in einer andern von 1334, Nr. 168 des 2. Abschn., wo Erzb. *Walram* „des heylgin Ruympschin Richs uver Berch Ertschkenzeler" heifst.) — Wenn nun in diesem ersten Abschnitte die deutschen Urkunden immer noch, im Verhältnifs zu der ganzen vorhandenen und sonst bekannten Urkundenmasse, als einzelne Seltenheiten erscheinen, so nimmt, mit dem Eintritt in das vierzehnte Jahrhundert, welchem der *zweite Abschnitt* gewidmet ist, ihre Zahl sogleich auffallend zu; denn nun kann man sie fast von Jahr zu Jahr verfolgen. Zwischen 1301 und 1310 fallen, wenn wir den Anhang mit in Anschlag bringen, nur die Jahre 1303 und 1308 aus, von denen gar keine Urkunde gegeben wird; dagegen liefert das J. 1307 deren allein 4; eben so viel das J. 1310. Von 1311 an werden sie dann immer häufiger, so dafs man das zweite Decennium des 14ten Jahrhunderts als die eigentliche Epoche für den allgemeineren Gebrauch der deutschen Sprache im Urkundenwesen betrachten kann. Unverkennbar ist es, dafs das Aufkommen der Städte mit dem urkundlichen Gebrauche der deutschen Sprache Hand in Hand geht; denn in den ersten Jahrzehenten des 14. Jahrhunderts sind es vorzugsweise die Städte, deren Angelegenheiten den Stoff zu deutschen Urkunden liefern; wie denn gleich die erste Urkunde aus dem J. 1301 eine städtische Angelegenheit, nämlich ein Bündnifs zwischen den Städten Wesel und Boppard, betrifft. Bei der schon gröfseren Anzahl der deutschen Urkunden des 14. Jahrhunderts, von denen gleichwohl fast jede einzelne in ihrer Art ein eigenthümliches Interesse hat, hält es zwar sehr schwer, einzelne als besonders merkwürdig herauszuheben; doch möchten unter andern Nr. 2, Erzb. Wiebolts Bestäti-

tigung der Privilegien der Stadt Cöln, von 1302; Nr. 4., der Markgrafen von Brandenburg Privil. für die Stadt Stendal, von 1305; Nr. 27, des Raths zu Magdeburg Sühnebrief mit Erzb. Burchard, von 1313; Nr. 29, ebendesselben Revers an Markgr. Woldemar von Brandenburg, wegen des gefangenen Erzb. Burchard, von 1314; Nr. 34, Landgr. Friedrichs von Thüringen Friedensschlufs mit der Stadt Erfurt, von 1315; Nr. 45, Bündnifs zwischen Reynant, Grafen von Geldern, und Bischof Ludwig von Münster, von 1316; Nr. 49, Markgr. Woldemars von Brandenburg Vertrag mit dem Johanniter-Orden, von 1318; Nr. 79, Brandenburgische Münzordnung, von 1322; Nr. 112, des Raths zu Coblenz Entscheidung zwischen Erzb. Balduin von Trier und der Stadt Boppard, von 1326; Nr. 141, Erzb. Heinrichs völliger Vertrag mit der Stadt Cöln, von 1330; Nr. 151, Kaiser Ludwigs Rechtsspruch in der Gerichtssitzung zu Frankfurt, zwischen der Kirche und Stadt Mainz, von 1332; Nr. 168, Vertrag zwischen Erzb. Walram und der Stadt Cöln, von 1334; Nr. 183, (Landfriedens-) Bündnifs zwischen den Städten Goslar, Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben, von 1335; und Nr. 195, Erzb. Otto's von Magdeburg Einigung mit Markgraf Ludwig von Brandenburg, wegen der Lehne, von 1336; aus verschiedenen Gründen, vorzüglicher Aufmerksamkeit würdig seyn; der zahlreichen Kauf- und Rentverschreibungen, Schenkungen an Stifter und Klöster, Privilegien, Bündnisse, Verträge, u. dgl. m. nicht zu gedenken, die alle ihren eigenthümlichen Werth haben, und die verschiedensten Staats- und Rechtsverhältnisse berühren, mithin diese Urkundensammlung vornehmlich auch für germanisches Recht zu einer sehr reichhaltigen Fundgrube gestalten. — Was die Verhältnisse des deutschen Urkundenwesens, hinsichtlich seiner successiven Entwickelung in einzelnen Gegenden betrifft, so finden wir, dafs die deutsche Urkundensprache sich in den Rheingegenden, welche schon für das 13. Jahrhundert den reichsten Stoff lieferten, aus diesem ununterbrochen in das 14. Jahrhundert herüberzieht, indem hier die Urkunden von 1299, 1300, 1301 u. s. w. sich unmittelbar an einander anreihen. In Westfalen hingegen finden wir eine Lücke von 1292 bis 1316. Diese Provinz liefert überhaupt bei weitem die geringste Zahl deutscher Urkunden, nämlich aus dem 14. Jahrhundert nur 10, worunter 5 Münsterländische, sämmtlich aus der Regierungszeit Bischof *Ludwigs* von Hessen; indessen wird, bei der fortschreitenden Durchbildung des Archiswesens in Westfalen, wie Rec. schon bestimmte Nachricht hat, allmälig eine weit gröfsere Anzahl ans Licht treten. Vielleicht dafs, wenn die schon seit langen Jahren verheifsene Erscheinung eines grofsen Westfälischen Urkundenbuches sich noch immer länger verzögern sollte, einer der Mitherausgeber der, in gleichem Verlage wie die vorliegende Urkundensammlung, erscheinenden Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte, welcher bekanntlich in dem Westfälischen Archivwesen vorzugsweise arbeitet, es angemessen finden dürfte, diese Zeitschrift zu solchen partiellen Ergänzungen des Hoefer'schen Werkes zu benutzen. — In Thüringen finden wir ebenfalls im deutschen Urkundenwesen eine Pause, doch nur von 1300 bis 1310, von wo ab dann die deutschen Urkunden sich ununterbrochen fortsetzen. In dem benachbarten Henneberg beginnt dagegen ihre Reihenfolge erst mit 1315. Brandenburg tritt mit dem Jahre 1305, Pommern fast gleichzeitig, 1306, Niedersachsen, und zwar Halberstadt, oder wenn man lieber will, Hildesheim (denn die betreffende Urkunde ist von dem Bischof von Hildesheim in einer Angelegenheit des Bischofs von Halberstadt ausgestellt) 1307, Magdeburg aber erst 1310 in die Reihenfolge ein; die älteste, die Lausitz betreffende Urkunde ist von 1319. — So viel von dem Inhalte dieser Urkundensammlung und ihrem nie zu hoch anzuschlagenden Werthe, welcher durch den Umstand, dafs wir in jener auch einzelne (doch im Verhältnifs zum Ganzen nicht viele) schon früher gedruckte Urkunden wieder finden, nicht im Geringsten vermindert wird. Denn theils ist es insbesondere für den Sprachgelehrten gerade ein höchst erwünschter Umstand, hier einen bedeutenden Vorrath *ihm* interessanten Materials beisammen zu finden, ohne des Zusammensuchens aus vielen, übrigens fremdartigen Werken zu bedürfen; theils halten auch die meisten früheren Abdrücke mit den hier vorliegenden, in Hinsicht der Correctheit, gar keinen Vergleich aus. Ueberhaupt nimmt man es mit den Urkunden in dieser Hinsicht gemeiniglich etwas zu ängstlich. Wenn man es nöthig und zulässig findet, andere Geschichtsquellen, von denen man frühere Abdrücke vielleicht mehrfach besafs, aufs neue drucken zu lassen, warum sollte dasselbe nicht auch bei Urkunden erlaubt seyn, in so fern man sie entweder besser als zuvor geben kann, oder nach besondern Gesichtspunkten zusammenzustellen nöthig findet? Freilich treten oft ökonomische Rücksichten ins Mittel; aber diese können sich doch nie zu allgemein gültigen wissenschaftlichen Gesetzen erheben.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

DIPLOMATISCHE SPACHKUNDE.

Hamburg, b. Perthes: *Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Königl. Geheimen Staats- und Kabinets-Archiv zu Berlin.* Herausgegeben von *Ludwig Franz Hesser* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 26.)

Dass dem Herausg. für diese eben so mühsame als verdienstliche Arbeit der wärmste Dank aller Freunde vaterländischer Sprache und Geschichte gebührt, kann nach allem Angeführten keinem Zweifel unterliegen. „Er sucht — dies sind seine eignen Worte, Vorrede S. VI. — sein Verdienst hierbei lediglich in einem reinen, kritisch-treuen Text, was ihm hoffentlich auch von allen, die mit geübtem Auge einen solchen zu würdigen wissen, ungeschmälert zuerkannt werden dürfte." Rec. darf sich mit Gewifsheit zu denjenigen rechnen, die am weitesten davon entfernt sind, dem Herausg. diesen wohlverdienten Ruhm streitig zu machen, wenn wir das Werk im Ganzen und Grofsen ins Auge fassen. Gehen wir indessen etwas tief ins Einzelne ein, so möchten sich gegen des Herausg. Versicherungen, er habe die Originale (Vorr. S. IV.) „mit mikrologischer Beachtung aller Eigenheiten der Paläographie und Orthographie wiederzugeben gesucht," und (ebd. S. VIII.) hierin alles geleistet, „was menschliche Augen vermögen," so dass seine Ausgabe „für den Gebrauch, den Originalen nicht nachstehen werde," doch manche bescheidene Bedenklichkeiten aufdringen; wenigstens hat Rec. bei der genaueren Durchsicht manche Ausdrücke gefunden, von denen er theils überzeugt ist, dass sie unrichtig abgedruckt sind, theils wenigstens starke Gründe hat, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln, welche Zweifel freilich nur durch die Ansicht der Originale gelöst werden können. Ein grofser Theil solcher Unrichtigkeiten, namentlich die in den Ueberschriften der Urkunden, auf welche wir uns hier gar nicht einlassen, da sie in der Regel durch den Text der Urkunden selbst sogleich berichtigt werden, sind ohne Zweifel als Druckfehler anzusprechen; ob dies von *allen* gilt, läfst sich nicht entscheiden. Zum Beweise wollen wir uns, um nicht allzu weitläufig zu werden, nur auf die Anführung einiger Beispiele aus den Urkunden des ersten Abschnittes beschränken. In Nr. 1. Zeile 7. *der iudenheit*, sollte getrennt geschrieben seyn: *der iuden heit* (i. e. *Eid*). Nr. 2. Z. 3. *inchuzzen*; sollte hier nicht vielmehr zu lesen seyn: *in thuzzen* (*zwischen*)? Nr. 3. Z. 3. *sine*; mufs unfehlbar heifsen: *side*. Nr. 4. Z. 25. *Damen*; ist zu lesen: *Dunen*. Nr. 6. Z. 12. *Colchir*; besser vielleicht: *Golschir*, wie auch das. Z. 24 steht. Nr. 16. Z. 12. *Trielscher*; sollte nicht vielleicht *Trierescher* zu lesen seyn? Nr. 20. Z. 16. *eine kuste Sone*; das Wort *kuste* ist sonst nicht bekannt und von unerklärlicher Bedeutung; sollte es nicht etwa *kusce* (*keusche*, d. h. lautere, aufrichtige Sühne) heifsen? Nr. 26. Z. 4. *VI Ackere in Veldegelich*; ist das letzte Wort gesperrt gedruckt, als wenn es ein Ortsname seyn sollte, was doch nicht der Fall ist; der Ausdruck (s. v. a. *im Felde gleich*) bedeutet 6 Acker *ins Feld*, wie man in den Gegenden, wo die alte Dreifelderwirthschaft (Winterfeld, Sommerfeld und Brache) üblich ist, noch heute zu sagen pflegt, um eine gleiche Zahl Acker in jedem dieser drei Felder, also das Dreifache der genannten Zahl, zu bezeichnen; wie denn auch in dem obigen Falle die Summe der einzeln nach ihrer Lage aufgezählten Aecker die Zahl 18 ergiebt. Nr. 28. Z. 3. wird der Erzbischof von Cöln *der eywige Vader* genannt; sollte da nicht *der erwerdige* oder etwas ähnliches zu lesen seyn? — Eine allgemeinere Bemerkung betrifft eine gewisse Inconsequenz im Gebrauche der Buchstaben *u* und *v*. Bekanntlich herrscht in dem überwiegend gröfseren Theile der Urkunden, wenigstens des 14ten Jahrhunderts, der Gebrauch vor, am Anfange der Worte allemal *v*, und in der Mitte allemal *u* zu setzen, es mag nun den Vokal oder den Consonanten bezeichnen. Da nun aber dieser Gebrauch gleichwohl nicht *allgemein* fest steht, und mancherlei Ausnahmen vorkommen, die im Einzelnen für die Urkunden oft charakteristisch sind; und da es überhaupt, aus sehr triftigen Gründen, weder möglich noch zulässig ist, in den älteren deutschen Urkunden eine durchaus consequente Orthographie herzustellen (denn in den lateinischen könnte und sollte man dies allerdings wohl thun, ohne sich an die fehlerhafte Schreibweise der alten Schreiber zu kehren), so ist es in diesen und allen ähnlichen Fällen wohl das Rathsamste, die Schreibform der jedesmaligen Urkunde genau wiederzugeben, und dies stimmt auch mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Grundsatze des Herausg., wo er (S. IV.) eine *mikrologische Beachtung aller Eigenheiten der Paläographie und Orthographie* verspricht. Im Widerspruche hiermit finden wir aber den obigen Gebrauch oft willkürlich dahin abgeändert, dass am Anfange der Worte zwischen dem Consonanten *v* und dem Vokale *u* in Gemäfsheit der Aussprache unterschieden, also zwar *von*, *volbort*, vri-

vriheit u. dgl., dagegen aber *und*, *unser* u. s. w. geschrieben wird, während man doch in der Mitte dieser Unterschied nicht festgehalten, sondern das Zeichen *u* sowohl für den Vokal als den Consonanten gebraucht, daher eben sowohl *hundert*, als *sulver*, *Halverstad* u. dgl. geschrieben findet. Dafs dies nicht (oder doch bei weitem in den wenigsten Fällen) in einer Eigenthümlichkeit der Originale liegt, sondern wirklich auf einer willkürlichen Abänderung bei der Abschrift oder dem Abdrucke beruht, schliefst Rec. nicht blofs im allgemeinen aus der Analogie, sondern weifs es in einzelnen Fällen ganz gewifs, da er zufällig von mehreren hier abgedruckten Urkunden Abschriften besitzt, die lange vor dem Erscheinen des vorliegenden Werkes mit vieler Sorgfalt nach den Originalen gefertigt wurden. Eben so hat Rec. bei der Vergleichung mit solchen früher genommenen Abschriften gefunden, dafs im vorliegenden Abdruck öfters gewöhnliche Substantiva (keine Eigennamen, bei denen dies nothwendig geschehen mufs) durch grofse Anfangsbuchstaben ausgezeichnet sind, wovon die Originale nichts wissen. Wir wählen zum Beweis, der Kürze wegen, eine der kleineren Urkunden, Nr. 126. des zweiten Abschnittes. Hier finden wir nach dem Originale *vnsme*, *vnd*, *vnsen*, *vnse*, *vns*, *vnser*, ja sogar *kvnt* und *Orkvnde*, wo der Abdruck *unsme*, *und*, *unsen* u. s. f., so wie *kunt*, *Orkunde*, schreibt, während er doch, dem Originale gemäfs, *Greue*, *Keuerenberg*, *Briue* u. s. w., ja sogar einmal, wo das Original *hvve* hatte, *Hiue* giebt. Ebendaselbst finden wir nach dem Originale *gotes*, *gnaden*, *greue*, *briue*, *knechten*, *gebrudern*, *dinern*, *gunst*, *willen*, *landes*, *veilde*, *herschaft*, *lene*, *leynes*, *recht*, *rede*, *brif*, *gebort*, *tage*, *merterers*, *gesellen*, während der Abdruck allen diesen Worten grofse Anfangsbuchstaben giebt. Manchem könnte diese Erinnerung allzukleinlich scheinen; indessen ist es unleugbar, dafs durch solche Abänderungen, die doch von gar keinem Nutzen sind, eine Eigenthümlichkeit der Urkunden verwischt wird. Die letzte Veränderung, in Ansehung der Anfangsbuchstaben, wird am wenigsten den Beifall einiger unserer neueren Sprachforscher erhalten, die es im Gegentheil darauf anlegen, den Gebrauch der grofsen Anfangsbuchstaben bei gewöhnlichen Substantiven abzuschaffen, und sich hierin der alten Schreibform wieder zu nähern.

Die Zugaben des Herausg. bestehen in einem landschaftlichen Urkunden-Verzeichnifs, einem Orts- und einem Personen-Register. Von dem Werthe der beiden letzteren, ohne welche ein solches Werk einen grofsen Theil seiner Nutzbarkeit verliert, ist nicht nöthig, etwas besonderes zu erinnern. Das erste gewährt, neben einer schnellen Uebersicht des gesammten Urkunden-Vorrathes, zugleich eine interessante Vergleichung des Verhältnisses der verschiedenen Provinzen im urkundlichen Gebrauch der deutschen Sprache, worin die Rheinprovinzen und Thüringen sich gegen alle die andern weit überwiegend verhalten. Auffallend ist, bei den ersteren, die verhältnifsmäfsig grofse Zahl deutscher Urkunden aus der Grafschaft Sayn. Dafs der Vf. eine Keverenbergische Urkunde von 1328 mit den Hennebergischen zusammenstellte, und eben diesen auch Kaiser *Ludwigs* Schiedsspruch von 1340 anreihete, ist wahrscheinlich aus Versehen geschehen, da beide Urkunden eigentlich zu den Erfurtischen gehört hätten; denn die erste betrifft eine, vormals zum Erf. Gebiete gehörige Ortschaft, und die andere bezieht sich auf den sogenannten Thüringischen Grafenkrieg, in welchem die Stadt Erfurt eine Hauptrolle spielte. So scheinen uns auch unter XI. (*Sachsen und Lausitz*, *Thüringen*) zu heterogene Urkunden zusammengereihet, von denen die meisten wohl zu Magdeburg und Halberstadt gehörten. — Sehr wünschenswerth würde es gewesen seyn, wenn der Herausgeber den Werth dieses Werkes noch durch ein beigefügtes Glossarium, oder doch wenigstens durch sprachkundliche Anmerkungen und Erläuterungen bei einzelnen, besonders schwierigen und seltenen Ausdrücken, zu erhöhen sich entschlossen hätte; denn bei dem jetzigen Stande der altdeutschen Sprach- und besonders Urkunden-Kenntnifs, aufserhalb des allerengsten Kreises der eigentlichen Fachmänner, worüber man nicht selten unerwartet traurige Erfahrungen zu machen Gelegenheit findet, ist zu befürchten, dafs die hier gesammelten Schätze, in manchen nicht unbedeutenden Theilen, für Viele schwer und mifslich zu benutzen seyn werden. Rec. ist jedoch weit entfernt, den Mangel eines solchen Hülfsmittels dem Vf. als eine Unterlassungssünde anzurechnen, da er nur zu gut weifs, welchen Schwierigkeiten es in unsern Tagen unterliegt, ein Buch dieser Art nur ans Tageslicht zu fördern, und wie oft die sorgfältigste Entfernung alles nicht unbedingt Nothwendigen als unerläfsliche Bedingung erfordert wird, wenn nicht ein ganzes Unternehmen scheitern soll. Ohne also auf den verdienstvollen Herausg. auch nur den leisesten Schatten eines Vorwurfes über das, was er *nicht* zu geben rathsam fand, fallen zu lassen, schliefsen wir diese Anzeige vielmehr mit dem innigsten Danke für das, was er uns wirklich und reichlich gewährte. Auch dem ehrenwerthen Verleger sey die Anerkennung dessen, was er für eine anständige Ausstattung des Werkes im Aeufseren leistete, hiermit nicht vorenthalten.

PHILOSOPHIE.

BRÜSSEL: *Cours de philosophie.* Par Mr. *Ph. Damiron*, ancien élève de l'école normale, professeur de philosophie au collége de Louis-le-Grand et à l'école normale. T. I et II. Psychologie (336—281 p.). T. III et IV. Morale (182—204 p.). 1834. 8. (Paris.)

Vor einigen Jahren wurde uns von Frankreich aus, in gleichsam weissagenden Ausdrücken, eine völlige Reform, nicht nur der französischen Philosophie, sondern der Philosophie überhaupt verkündigt, welche dadurch ausgeführt werden sollte, dafs man, das

das Wahre in allen, auch noch so sehr einander entgegengesetzten Systemen anerkennend, dasselbe aus allen eklektisch hervorhöbe, und die so gewonnenen Bruchstücke der absolut wahren philosophischen Erkenntnifs zu einem Ganzen verschmölze *). Wie ist diese Weissagung in Erfüllung gegangen? Was hat man von dem Versprochenen geleistet? — Die Franzosen haben unterdefs eine politische Revolution erlebt, in Folge deren die allgemeine Aufmerksamkeit, welche sich damals den strengern Wissenschaften zuwenden zu wollen schien, wieder für die politischen Verhältnisse in Beschlag genommen worden ist; auch der Chorführer jener Verkündigung ist bekanntlich zu diesen hinübergezogen, ja selbst zum Pair ernannt worden. Indefs, sollte man meinen, würde dies dem Fortgange jener philosophischen Reform, sobald nur der *rechte Trieb* und *Beruf* dazu vorhanden gewesen wäre, kein Hindernifs in den Weg gelegt haben. Eine nicht geringe Anzahl von Schülern, welche *Cousin* gewonnen, hat sich einmal der philosophischen Forschung gewidmet; und von diesen also liefs sich erwarten, dafs sie durch die allgemeine Aufregung eher auch für ihren besonderen Beruf einen kräftigeren Anstofs würden erhalten haben. In der That sind sie auch diesem Berufe treu geblieben, und in dem angezeigten Werke liegt uns die erste Probe von Dem vor, was wir, nach dem Umfange, welchen überhaupt die *französische* Philosophie hat, *ein vollständiges System der neuen Schule* nennen könnten. Der Vf. dieses Werkes kann in jeder Rücksicht als Repräsentant derselben gelten. Nicht nur, dafs er schon in einem früheren historischen Werke, *Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19me siècle* **), die Ansichten von *Cousin* und Denen, welche sich demselben angeschlossen hatten, ausführlich dargestellt, und gleichsam triumphirend mit den kritisch-beleuchteten Ansichten anderer französischer Philosophen verglichen hat (ein Werk, dessen zahlreiche Auflagen den Beweis liefern, wie sehr es die Billigung der Meisten erworben hat, welche sich in Frankreich mit der Philosophie beschäftigen): auch das hier angezeigte Buch hat bereits die höchste Anerkennung erhalten, indem ihm in der Sitzung der *Académie française* vom 27. Aug. d. J. einer der drei für die nützlichsten Werke gestifteten Preise, eine Medaille von 4000 Fr. an Werth, zuerkannt worden ist. — Also was ist von dem Versprochenen geleistet worden?

Man hat in den letzten Zeiten nicht selten behauptet, durch die Revolution sey in dem Charakter der Franzosen eine durchgreifende Veränderung vorgegangen. Wir wollen keineswegs allen Einfluss dieser mit so vielem Blute erkauften politischen Erfahrungen auf ihren Charakter leugnen, aber so gar bedeutend können wir denselben nicht finden. Wie sie im *Leben* noch immer dasselbe Volk sind, welches das Ernste leicht, und das Leichte ernst behandelt, noch immer bei ihnen Alles nur so lange gilt, als es Mode ist, und Alles zum Schauspiel, zur Komödie wird, selbst ihre sogenannte Freiheit, deren sie überdrüssig werden, und die sie mit dem Gegentheil vertauschen, sobald sie dies nicht mehr werden kann: so auch in der *Philosophie*. Sie deklamiren zwar fortwährend selbstgefällig von tiefer und ernster Wissenschaft im Gegensatz gegen die ehemals bei ihnen übliche populäre und unwissenschaftliche Behandlung. Aber es ist eben nur Deklamation, rhetorische, wortreiche Aufstutzung weniger, grofsentheils von Anderen entlehnter Ideen: welche allerdings auf den ersten Anblick, vermöge des Glanzes, den sie ihnen, wie kein anderes Volk, zu geben verstehen, frappiren und einnehmen können, die aber sogleich ihre Dürftigkeit und Oberflächlichkeit offenbaren, sobald wir ihnen ihre schimmernde Decke entziehn. Dieses im Allgemeinen gefällte Urtheil mufs Rec. auch von dem vorliegenden Werke des allerdings, nach französischer Art, ausgezeichnet geist- und erkenntnifsreichen Vfs. fällen. Derselbe scheint, ungeachtet der hohen Ansprüche, mit welchen er überall auftritt, selbst ein dunkles Gefühl davon gehabt zu haben, wie wenig der geringe Fonds von Gedanken, welchen er hinzuzubringen hatte, dem angemessen sey. Wenigstens deuten darauf die Schlufsworte (T. IV. S. 190), welche wir in der Ursprache hersetzen, da sie überaus charakteristisch sind, und bei der Uebersetzung viel von ihrer Eigenthümlichkeit verlieren würden. „*J'ai dont fini et j'en suis heureux* (dies wird der Leser mit ihm ausrufen). *J'avois pour adverses les difficultés d'une matière commode au lieu commun, mais embarassante pour la science; ce n'a pas été sans dégoût* (!), *sans fatigue et parfois sans un profond découragement; il y a de bien tristes retours à faire sur soi-même quand on prend charge de livre, et qu'on y engage sa conscience. Que de longueurs accablantes, que de doutes sur son oeuvre, que de mauvaises heures employées à se demander, si, en effet, elle vaut la peine d'être achevée etc.*" — Man denke sich diese Tirade am Schlusse eines *deutschen* philosophischen Werkes!

Der Plan des Buches bietet wenig Bemerkenswerthes dar. Nach der Einleitung, in welcher der Vf. besonders auch eine Charakteristik des *Eklekticismus* giebt (*une sorte de régime constitutionnel dans la science, qui, autant qu'il est possible, tend à en bannir l'arbitraire*), behandelt er in der *Psychologie* zuerst das Erkenntnifsvermögen (*l'intelligence*), welches den übrigen Vermögen als Grundlage vorangehe, dann das Gefühlvermögen oder das Gemüth (*la sensibilité*, oder wie er es lieber

*) Man vergleiche hierüber die in diesen Blättern gegebene ausführliche Recension von *Cousin's* Schriften, October 1831, Ergänzungsblätter Nr. 94—96.

**) Man vergl. die Beurtheilung desselben in unserer A. L. Z. Jahrg. 1831, Ergänzungsbll. Nr. 13—15.

der nennen will, *passion*, die Fähigkeit zu geniefsen, zu leiden, zu lieben, zu hassen), zuletzt das Vermögen der freien Selbstbestimmung (*la liberté*). Durch diese drei wird nach ihm die gesammte psychische Entwickelung ausgemessen. Den Schlufs der Psychologie bilden Betrachtungen über die Verhältnisse der Seele zum Körper, zur Gesellschaft, zur Natur und zur Gottheit. Ganz ähnlich ist die Anordnung der *Moral*. Diese umfafst nach dem Vf. (T. III, S. XVIII) alle übrigen Künste des Lebens: die Logik, die Poetik und Rhetorik, die Gesundheitskunde, die Oekonomie, und hat aufserdem nicht nur für die Einzelnen und für das Physische, sondern auch für die höhere Civilisation Vorschriften aufzustellen. Aber das vorliegende Werk soll nur den *Zweck*, die *Bestimmung*, das *Gute* und das *Glück* des Menschen wissenschaftlich feststellen; die Nachweisung der *Mittel* aber, der *praktischen Regeln* für das Leben einer anderen Schrift überlassen bleiben. Nach kurzen Bemerkungen über das Gute im Allgemeinen betrachtet der Vf. dasselbe in Bezug auf die Einsicht, auf das Gemüth, auf die Freiheit, dann im Verhältnifs zur Natur, zur Gesellschaft und zu Gott. Zuletzt wird vom moralischen Schönen, von dem Pflichtverhältnisse, vom Glück und vom Unglück gehandelt.

Wir gehn nun zur näheren Charakteristik über. Hiefür bemerken wir zuerst, dafs sich von dem vielbesprochenen Einflusse der *deutschen* Philosophie wenig oder gar keine Spuren finden. Allerdings wird an manchen Stellen (z. B. Vol. I, p. 100) von dem *Ich* gesprochen (*le moi*), und (ebend. S. 148 sq.) von der *Vernunft* gesagt, sie sey *souveraine et absolue*, aber nicht, wie es *Descartes* und *Kant* angenommen, als das Ich, welches sie konstituire und heilige, sondern in ihrem eigenen Namen und in ihrem eigenen Ansehen; sobald sie den Charakter des Persönlichen annehme, höre sie auf, es zu seyn; das Kriterium des Wahren sey die Vernunft in ihrem Wesen und ihrer ursprünglichen Reinheit. Aber bei diesen und ähnlichen Phrasen bleibt es auch, und es zeigt sich auch nicht der entfernteste Anklang von der unseren spekulativen Systemen eigenthümlichen Construktionsweise. Der Vf. berichtet durchaus, was er, freilich mit Einmischung mancher ungegründeten Behauptungen, durch Erfahrung gefunden zu haben meint.

Das bei Weitem Meiste hat der Vf., eben so wie *Cousin*, von der *Schottischen Schule* entlehnt. Im Anschliefsen an diese nimmt er dem menschlichen Geiste ursprünglich inwohnende Wahrheiten an, welche sich als solche dadurch zeigen, dafs sie sich uns gleich im besonderen Falle in ihrer unveränderlichen Allgemeinheit darstellen. Wir brauchen sie nicht erst an mehreren Fällen zu prüfen (wie die durch Abstraktion entstehenden Sätze), sondern gleich beim ersten Schlagesprechen wir sie aus mit vollem Bewufstseyn und unwiderruflich. So, dafs alles Seiende Attribute habe u. s. w. (T. I, S. 138 sq.) —. Doch geben sie nur Regeln des Urtheils, Gesetze des Denkens, nicht die Wissenschaft, bildeten nur den *sens commun*, der weiter verarbeitet werden müsse; und so glaubt dann der Vf. mit *Cousin* Alles auf zwei Grundgesetze des Verstandes (*catégories*) zurückführen zu können: das Gesetz der Causalität und das der Substanz. Von ihnen sind alle übrigen abgeleitet; und auch sie sind gewissermafsen Eins: die Substanz nur die Kraft, welche ist, und die Kraft die Substanz, welche handelt.

Bei der Bestimmung der *verschiedenen intellektuellen Vermögen* findet sich einiges Gute. So legt der Vf. (T. I, S. 190) für die Erklärung des *Gedächtnisses* den Satz zum Grunde, dafs der Eindruck, welcher in der Seele hervorgebracht sey, auch wenn er die Lebhaftigkeit des Bewufstseyns verliere, doch als geheime und bewufstlose Bewegung in der Seele bleibe; an einem dunklen Akte, welchem sie sich hingebe, ohne es zu wissen, des Lichtes ermangelnd, aber dessen ungeachtet reell; so dafs also der Seele eine zwiefache Aktivität zukomme: aufser der bewufsten, noch eine für die Dinge, welche sie ohne Bewufstseyn thue. — Aber diese und wenige andere tiefer dringende Bemerkungen abgerechnet, kommt der Vf. bei der Erklärung dieser Vermögen nicht über blofse, auf der Oberfläche hinweggleitende *Namen*erklärungen *und Um*schreibungen hinaus, die er dann bestens rhetorisch aufzustutzen sucht; oder er führt sie auf Endursachen zurück, und leitet die Fakteren aus ihren Produkten ab. So heifst es z. B. (T. I, S. 158 f.) von der Vergleichung und Klassificirung (*Comparaison*): „Nachdem der Geist eine gewisse Anzahl von einzelnen Gegenständen studirt, aufgeklärt und kennen gelernt hat, ermüden ihn die Mannigfaltigkeit und Menge derselben, und durch ein Bedürfnifs der Einheit (!) getrieben, bestrebt er sich sie zu klassificiren, in Ordnung zu bringen, und zu generalisiren; aber um sie zu generalisiren, mufs er ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten erkennen, ihre wahren Verhältnisse suchen, und folglich sie vergleichen." — Die Einbildungskraft im höhern Sinn dieses Wortes wird dagegen aus dem Verlangen nach Neuheit und Mannigfaltigkeit erklärt. (T. I, S. 213 f.) In Folge davon genügt uns weder die Gegenwart noch die Vergangenheit vollkommen: wir fänden darin Fehler und Unvollkommenheiten, fühlten das Bedürfnifs des Besseren, und wenn dieses Gefühl stark und lebhaft sey, nicht vergebens. Es errege und erwecke in uns ein Vermögen des Denkens, welches sich plötzlich entwickele, und die Einbildungskraft sey da u. s. w.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

PHILOSOPHIE.

BRÜSSEL: *Cours de philosophie.* Par Mr. *Ph. Damiron* etc.

(*Beschlufs von Nr.* 27.)

Dafs dem Vf. bei diesem Verfahren die tieferen Grundverhältnisse fremd bleiben mufsten, versteht sich von selbst. Das zeigt sich besonders in der Theorie des Gemüthes und der Freiheit. Das ursprüngliche für die *sensibilité* oder *passion* sind nach ihm Freude und Schmerz, aus diesen entstehn (wie, wird nicht weiter gesagt) Liebe und Hafs, aus diesen wieder Verlangen und Abscheu. Diese Gemüthsbewegungen werden ihrem ersten Ursprunge nach daraus abgeleitet, dafs die Seele, als eine Kraft, die zum Handeln bestimmt sey, sich ihrer besser entwickelten Thätigkeit freuen, und über ihre gehemmte betrübe. Der Grund alles Interesses also sey die Selbstliebe: die anderen Menschen interessirten uns nur als andere Wir-selbst, als Seelen, welche uns gleichen: was jedoch der Vf. nicht egoistisch berechnend verstanden wissen will. Die praktischen Irrungen leitet er von zwei Punkten ab: (T. I, S. 277 ff.): von der falschen Auffassung des Werthes und von dem falschen Verständnifs der Natur, sowohl der Güter als der Uebel. Die falsche Schätzung wird dann weiter auf Unaufmerksamkeit, Vorurtheil, Mangel an Kaltblütigkeit, die richtig messe, abgeleitet; die Ursachen von Allem aber immer im Verstande (!) gesucht. — Die Betrachtung der Freiheit (T. II.) beginnt mit den Zuständen, in welchen wir nicht frei seyen (Schlaf, Ohnmacht, Geisteskrankheit, Trunkenheit, Träume, Begeisterung), als deren Gründe Schwäche des Bewufstseyns und Unordnung in den Organen, welche dasselbe unterdrücken, bezeichnet werden. Die Freiheit soll im Gegensatz gegen Schwierigkeiten, Gefahren, drohende Uebel entstehen, also aus dem Leiden (*souffrance*) hervorgehn (!). Der Grund von Allem sey Selbstmacht (*la possession de soi même*), aus welcher die Ueberlegung als Folge hervorgehe, aus dieser der Wille, und zuletzt das Vermögen zu handeln, welches innerlich darin bestehe, dafs man sich einen Gedanken oder eine Empfindung geben, und äufserlich darin, dafs man zunächst in seinen Organismus und dann in der Natur eine Veränderung der Lage hervorbringen könne. Die menschliche Freiheit sey jedoch eine beschränkte. Mit der Bestimmung des Verhältnisses derselben zu Gottes Allmacht wird der Vf. sehr leicht fertig. Der Mensch, sagt er, werde allerdings in Hinsicht seiner Art zu seyn und zu handeln von Gott bestimmt; aber die Vorsehung, welche im Anfange alle seine Handlungen regele, welche allein, während einer gewissen Zeit, ihn denken, empfinden und thun lasse, halte ihn, nachdem sie ihn zum Alter der Reife geführt, nicht mehr unter so enger Vormundschaft. Sie schlage ihm mehr vor, als dafs sie sein Thun unmittelbar bestimme. Seyen wir einmal frei: so regele und bestimme Gott nichts mehr in Hinsicht der Anwendungen unserer Kräfte und der moralischen Dispositionen, welche der Belohnung und der Strafe unterliegen (*rien sur ces points ne saurait être réglé et disposé par Dieu*). Es hänge von uns ab, aufzuschieben oder zu beeilen, hier oder dort diese oder jene Resultate hervorzubringen u. s. w.; und es lasse sich also das Datum und der Ort und die bestimmte Natur der Wirkungen unserer Freiheit nicht voraussehen. *Ni l'homme ni Dieu ne le peuvent savoir.* (T. II, p. 85). Eben so mit den Völkern, welche, nachdem sie einmal stark und aufgeklärt geworden, grofsentheils frei seyen von dem Zwange des göttlichen Geschickes (*exemptes de ces divines nécessités*), welcher den Ursprung und die erste Entwickelung der Reiche bestimme. — In Hinsicht darauf, dafs der Mensch das Vermögen habe, das Böse zu thun, obgleich doch Gott, dessen Geschöpf er sey, das Böse nicht wolle, bemerkt der Vf. später (T. II, S. 275), es sey besser, dafs die Vorsehung aus der menschlichen Seele eine Vorsehung wie sie selbst, im Kleinen freilich (*une providence comme elle, en petit, il est vrai*) gemacht habe, als ein blofses durch die Vorsehung bestimmtes Wesen (*un simple être providentiel*).

Die *Moral* ist nach dem Vf. nur eine angewandte Psychologie: die Pflichten gehn hervor aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur und ihren Zwecken. Das *Grundprincip* der Moral ist, dafs der Mensch, so viel und so gut als möglich, nach den Gesetzen seiner Vermögen und nach der Beschaffenheit seiner Verhältnisse handle, oder nach den Bedingungen, welche ihm von seinem Schöpfer gesetzt sind: *convenienter naturae*, wie jede andere Kraft; und da es kein wahres angemessenes Handeln giebt für den Menschen, ohne dafs er davon die Empfindung hat, so kann er auch nicht recht handeln, ohne zum Glücke zu gelangen.

Den Schematismus, in welchem der Vf. dieses Princip auf das Besondere anwendet, haben wir

schon oben angegeben. Wir heben daher nur einiges Eigenthümliche hervor. Bei der Betrachtung des Guten im Verhältnifs zur Natur, stellt der Vf. eine Art von Verehrung derselben als Pflicht auf, in Bezug auf die ihr inwohnende Poesie: *je voudrais dont que, sans pousser le culte de la nature jusqu'à une aveugle idololatrie, on lui donnât cependant place parmi les règles de la morale, je voudrais, qu'on le considérait non seulement comme un art, mais comme un devoir, comme un bien; je n'en ferais pas une réligion, mais je ne craindrais pas de le faire réligieux.* — In dem folgenden Abschnitte, welcher das Gute im Verhältnifs zur *Gesellschaft* erläutert, legt der Vf. ein besonderes (für den in Frankreich herrschenden Geist sehr charakteristisches) Gewicht auf die Pflichten, welche für die *grofsen Männer* und die *Massen* gegeneinander entstehn (Tome IV, S. 33 sq.) Die Massen können moralisch nur durch die grofsen Männer leben, welche über ihre Schicksale herrschen und wachen; wenn dieselben ihnen fehlten, so würden sie in der Barbarei bleiben oder in sie zurückfallen; nach Gott verdanken sie ihnen alles Gute. Auf der anderen Seite aber haben die grofsen Männer die Massen nöthig, indem sie durch die Foderungen dieser, welche ihnen göttliche Stimmen sind, zu dem Grofsen begeistert werden, was sie unternehmen. *N'est-ce pas d'elles que s'exhale ce souffle merveilleux, qui les frappe à la face, les éveille et leur inspire de vives et fortes idées? N'est-ce pas parce qu'elles disent: un poète! qu'elles ont un poète, un héros! qu'elles ont un héros; un prophète! qu'elles ont un prophète?* In moralischer Einsamkeit würden sie nicht dazu geworden seyn. Dazu kommt, dafs es wenige ausgezeichnete Naturen giebt, denen nicht der Ruhm nothwendig ist (!), damit sie ihre schweren Arbeiten vollführen, ihre rauhen Proben bestehen, ihre Verfolgungen standhaft erdulden können. Daher denn für die Massen die Pflicht entsteht, die grofsen Männer zu suchen, herauszuerkennen, zu finden, zu erwärmen (*échauffer*) (!), sie zum Handeln aufzurufen, indem sie ihnen mit lebhafter Empfindung (*passion*) die Bedürfnisse ausdrücken, die Bedrängnisse, welche sie quälen, und die Uebel, unter denen sie leiden. Auf das Geschrei der Menschheit: *une âme pour nous sauver!* erhebt sich stets eine Seele, die zu ihrer Rettung kommt. Dagegen die grofsen Männer die Pflicht haben, über die Bedürfnisse der Massen mit Sorgfalt zu wachen, sie zu lieben, mit Anstrengung aller Kräfte für sie thätig zu seyn.

Merkwürdig in manchen Beziehungen sind auch die Erörterungen über das Gute in Verhältnifs zu *Gott*. In Hinsicht des *Gebetes* beruft sich der Vf. zuerst auf die allgemeine Thatsache; dann darauf, dafs Gott „die ursprüngliche, unerschaffene, universelle Ordnung sey, welche alle die partiknlären Ordnungen, von welchen die Welt voll sey, erzeuge und in Harmonie bringe. Gott in Einem Worte sey die allumfassende Ordnung (*le tout ordre*), und also das Gebet, unter allen seinen Formen, nur eine *fervente protestation d'attachement absolu à l'ordre.* Dabei unterscheide sich der wissenschaftliche Forscher (*savant*) von dem Ungebildeten (*esprit simple et naïf*) dadurch, dafs jener, statt blofs zu muthmafsen, die göttliche Ordnung in ihren Gründen, in ihren Einzelnheiten erkenne, in ihre Verhältnisse auflöse, und dadurch den Glauben bewahrheite; dafs seine Verehrung aus der Erkenntnifs komme, nicht aus dem Gefühle.

Aufserdem ist es noch dem Vf. eigenthümlich, dafs er (wie schon oben angedeutet worden ist) die bekannte stoische Behauptung durchzuführen unternimmt, *Recht-thun mache stets zugleich auch glücklich.* „Da das Gute (so drückt er T. IV, S. 120 f. seinen Hauptsatz aus), in seiner gröfsten Allgemeinheit betrachtet, nur die gesetzmäfsige Entwickelung der freien Thätigkeit der Seele und der davon ausfliefsenden Vermögen ist; da es nur dadurch Tugend ist, wirkliche und vollkommne Macht, und es nicht anders seyn kann, als indem es durch das Bewufstseyn aufgefafst wird, und eine angenehme Gemüthsbewegung wirkt: so mufs es eben hiedurch die sichere Quelle des Glückes werden, oder das Glück, wenn man will, die nothwendige Folge der Empfindung des Guten seyn." Hiemit (fährt der Vf. fort) sey es nicht in Widerspruch, das dem Guten das Glück fehlen könne, welches *von aufsen* komme: das *selbstthätig erworbene* Glück könne ohne das von der Vorsehung *gegebene* (also von zufälligen Umständen abhängige) seyn; und der Mensch sey dann freilich nicht *ganz* glücklich, aber doch glücklich von Seiten des ganzen Guten, dessen *Verwirklichung* ihm gelungen sey. Da nun auf diese Weise das Gute und das Glück zusammenfielen: so müfsten sie auch in der Bestimmung des menschlichen Handelns zusammenfallen: die *Pflicht* verlange nur, was reine Lust gewähre, (*attrait* habe), und die Lust werde uns nur wahrhaft durch die Gegenstände der Pflicht: wenn uns auch allerdings das Anreizende mehr dazu treibe, das Schöne zu thun (wie der Vf. dieses näher bestimmt *l'excellence du bien*), und dagegen die Pflicht das Gute im engeren Sinne, das Gewöhnliche, in strengem Gebete verlange. In der wahren Moral (*morale du devoir et de l'amour*) träfen beide zusammen: sie sey die Wissenschaft zugleich des (moralisch-) Guten und des Glücks: des Glückes durch das Gute, und des Guten verbunden mit dem Glück, der Tugend um ihrer selbst willen und ihrer natürlichen Folge.

In diesen Sätzen finden sich allerdings treffliche Ahnungen des Richtigen: wie denn überhaupt die Bearbeitung der Moral der der Psychologie bei Weitem vorzuziehn ist. Aber da diese interessanten und wichtigen Verhältnisse nicht schärfer bestimmt und tiefer begründet sind: so hat auch in dieser Beziehung die wissenschaftliche Erkenntnifs durch das vorliegende Werk keine Fortschritte gemacht, und wir können unser anfänglich gefälltes Urtheil nicht zurücknehmen. Wir können daher auch nicht der gewöhnlichen Ansicht beitreten, welche den jetzigen Zustand der Philosophie in *Frankreich*, in Vergleich

gleich mit dem Zustande derselben in *England*, als höchst erfreulich ansieht. Bei den *englischen* Philosophen zeigt sich wenigstens, wenn auch freilich in beschränktem Umfange und noch der rechten Tiefe und Energie ermangelnd, ein Gefühl des Unbefriedigtseyns mit der jetzigen Wissenschaft, welches sie zum Bessern hinzustreben antreibt, und in Folge dessen, früher oder später, das Bessere zu erreichen in den Stand setzen wird. Aber die *Franzosen*, indem sie ohne alle selbstthätig erzeugte Ideen, von hier und dort her Fremdes zusammengetragen und rhetorisch aufgestutzt haben, fühlen sich durch diese schimmernde musivische Arbeit vollkommen befriedigt, und es ist daher, wie die Sachen jetzt stehn, gar sehr zu befürchten, dafs der Anfang der bei ihnen neu erwachten philosophischen Thätigkeit zugleich auch das Ende derselben seyn möchte.

Fr. Ed. Beneke.

Glasgow: *Lectures on intellectual philosophy*, by the late *John Young*, professor of moral philosophy in Belfast college. With a memoir of the author. Edited by *William Cairns*, professor of logie and belles lettres in Belfast college. 1835.

Der jetzige Zustand der Philosophie in *England* ist dem bei uns *Deutschen* fast durchaus entgegengesetzt. Während bei uns eine *scheinbar* aufserordentlich grofse *Produktivität* herrscht, aber eine *krankhaft gespannte*, und ohne dafs sich *Produkte*, dafs sich ein *bleibender Gewinn* davon nachweisen liefse, ist in *Grofsbritannien* zwar seit langer Zeit kein *neues* philosophisches System aufgetreten, aber dafür befindet man sich wohl in dem sicheren Besitze des von *Baco* und *Locke* begründeten, und seitdem auf mannigfache Weise stätig vermehrten Schatzes. Alle Forscher arbeiten zusammen, selbst die erklärtesten Gegner: denn die Gegensätze treffen nur einzelne Punkte auf der grofsen gemeinsamen Grundlage, und diese sind von der Art, dafs sie durch eine genauere Vergleichung der inneren Erfahrungen berichtigt werden können, und wirklich berichtigt werden. Dabei, was die Hauptsache ist, erweist sich die Philosophie hülfreich und fruchtbar für die übrigen Wissenschaften; sie wird anerkannt und angewandt von den ausgezeichnetsten Köpfen, welche im Gebiete der äufseren Natur, der Gesetzgebung u. s. w. theoretisch und praktisch thätig sind; und indem diese den Erwerb der Philosophie für die tiefere Erfassung und Aufklärung ihrer speciellern Erkenntnifsgebiete benutzen, suchen sie dafür, und mit gutem Gelingen, aus diesen heraus die philosophische Erkenntnifs zu bereichern: wie wir dies den Lesern unserer Blätter in den Schriften von *Abercrombie* *) und von *Herschel* **) dargelegt haben.

Es ist bekannt, dafs während der letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhundertes gegen *Hume's* Skepticismus eine mächtige Reaktion erfolgte durch die sogenannte *schottische Schule*. Um den von jenem ausgezeichneten Denker aufgestellten Zweifeln zu begegnen, nahm man gewisse, unmittelbar dem menschlichen Geiste eingeborne Ueberzeugungsprincipien (*principles* oder *primary laws of belief*) an, welche, als ursprünglich, keiner weiteren Zergliederung und Erklärung fähig seyn, und keiner Rechtfertigung bedürfen sollten. Aber hiebei ist es keineswegs geblieben, wie man gewöhnlich meint; sondern diese Reaktion hat schon wieder eine neue Reaktion erfahren, und man hat mit einem gewissen Eifer und Wetteifer eine Zergliederung und Erklärung jener Principien unternommen. Mit Recht bemerken sowohl der Verfasser als der Herausgeber des vorliegenden Werkes, dafs *Reid* und dessen Nachfolger sich zu sehr im Allgemeinen gehalten, zu sehr die genauere Analysis vernachlässigt oder vermieden hatten. Sie seyen immer nur darauf bedacht gewesen, dieses oder jenes wichtige Ueberzeugungsprincip zu rechtfertigen, welches von *Berkeley*, von *Hume* u. s. w. in Gefahr gebracht worden sey; hätten sich zu sehr abschrecken lassen durch die unbesonnenen und überkühnen Zergliederungen ihrer Gegner, und daher *zu viele* ursprüngliche und elementarische Principien angenommen, und augenscheinlich zusammengesetzte Data als einfache behandelt. Den ersten bedeutenden Anstofs zu dieser Gegenwirkung gab der berühmte *Thomas Brown*, den man gewöhnlich noch zur schottischen Schule rechnet, in seiner *Physiology of the mind* (1819) und in seinen *Lectures on the philosophy of the human mind* (4 *voll.* 1820). Diesem schlossen sich dann (um von Mehreren nur die vorzüglichsten zu nennen) *J. Mill*, der bekannte Geschichtschreiber von Indien, mit seiner scharfsinnigen *Analysis of the human mind* (2 *voll.*) und *J. Ballantyne* in seiner *Examination of the human mind* an. Zu diesen kommt nun auch der Vf. des vorliegenden Werkes, dessen kurze Wirksamkeit für die Wissenschaft durch einen frühen Tod geschlossen worden ist. Sein Leben, welches der Herausgeber in der Vorrede mittheilt, ist in manchen Beziehungen merkwürdig, und wir heben daher das Hauptsächlichste daraus hervor.

John Young war 1781 zu *Rutherglen* geboren, wo sein Vater Strumpfhändler war, und trat bei diesem früh als Lehrling ein. Von der ersten Jugend an zeigte er viel Neigung, nicht nur sich zu unterrichten, sondern auch zu eigenem Nachdenken; und versäumte darüber oft seine Geschäfte, welche ihm immer mehr lästig wurden. Er entschlofs sich endlich denselben zu entsagen, und legte eine Schule auf einem Dorfe sechs Meilen von Glasgow an, welche bald in Blüthe kam; nebenbei arbeitete er an mehreren Glasgower Zeitschriften. Besonders durch dieses Letztere wurde er

*) A. L. Z. Jahrg. 1831, Julius, Nr. 130. 131.
**) Jahrg. 1834, Nr. 80.

er immer bekannter, seine Gesellschaft gesucht; und in Folge davon — boten ihm die Eigenthümer einer ausgedehnten Bleichanstalt in der Nähe den Posten eines Hauptrechnungsführers dabei an, welchen er annahm. Auf ihre Empfehlung erhielt er 1805 eine ähnliche Stelle bei einem grofsen Handlungshause in Glasgow. Aber seine Freunde, welchen es bekannt war, wie sich seine Neigung von den frühesten Jahren an den Wissenschaften zugewandt hatte, beredeten ihn, sich auf eine gelehrte Laufbahn vorzubereiten; und so wurde er dann 1808 (in seinem 27sten Jahre) regelmäfsiger Student an der Universität zu Oxford, und zeichnete sich als solcher besonders in den verschiedenen Disputirgesellschaften aus, in welchen Fragen, nicht nur über Literatur, Philosophie und Geschichte, sondern auch über allgemeine Politik mit grofser Freiheit verhandelt wurden. Ueberhaupt wurde sein Geist am wirksamsten durch Gegensätze erregt, und entfaltete eine grofse Macht und Schnelligkeit, wenn sich plötzlich Schwierigkeiten zeigten. Nach Vollendung seiner Studien wurde er *Tutor* in mehreren Familien. Da bot sich ihm endlich die Gelegenheit dar zu einer Wirksamkeit, wie er sie von jeher gewünscht hatte. Schon 1807 nämlich hatte eine Privatgesellschaft den Plan entworfen, in der Provinz *Ulster* in *Irland*, welche mehr als zwei Millionen Einwohner zählt, eine Art von Universität zu errichten. Durch zahlreiche Subscriptionen hiezu in den Stand gesetzt, eröffneten sie im Jahre 1815 *Belfast college*, und *Young* wurde als Professor der Moralphilosophie dabei angestellt. Er starb 1829, 48 Jahre alt, an einem sehr verwickelten und wechselnden Uebel. In seinem Charakter werden Energie und Eifer als das Hervorstechendste bezeichnet. „Die Gedanken glühten und die Begriffe entzündeten sich zu Gemüthsbewegungen. Wenn die Grenze zwischen Phantasie und Gefühl schon sonst nicht selten unbestimmt ist, so schien sie in seinem Geiste gänzlich zu fehlen: das Licht und die Hitze vereinigten sich zu Einem starken Glühen." — Sonderbarer Weise findet sich von dieser Gluth in den vorliegenden Vorlesungen auch nicht Eine Spur, sondern sie schreiten in einer durchaus ruhigen, kaum hier und dort durch ein Bild unterbrochenen Darstellung fort.

Wir geben zuerst eine kurze Uebersicht ihres Inhaltes, und führen dann die eigenthümlichen Ansichten und die Art und Weise der Behandlung mit einigen Zügen weiter aus. Nach einer Einleitung über die Wissenschaft von der menschlichen Seele und deren Studium folgen zunächst Betrachtungen über die verschiedenen Eintheilungen der geistigen Thätigkeiten und Kräfte, wie sie von *Locke*, *Hartley*, *Reid*, *Stewart*, *Brown* aufgestellt worden waren. Der besondere Gegenstand dieser Vorlesungen (die ethischen verspricht der Herausgeber künftig zu geben) sind die Vorstellungsentwickelungen (*perception*); und diese glaubt der Vf. vollständig in drei Grundprincipien auflösen zu können: sinnliche Empfindung, Gedächtnifs und Urtheilsvermögen. Demgemäfs werden zunächst die Sinnenthätigkeiten genauer betrachtet: die Anzahl der Sinne, die Verschiedenheit ihrer Empfindungen; dabei besonders der Ursprung unserer Vorstellung von der Ausdehnung u. s. w. In ähnlicher Art behandelt dann der Vf. auch Gedächtnifs und Urtheilsvermögen: die Verschiedenheit ihrer Aeufserungen, ihr Verhältnifs zu einander, zu den Associationen u. s. w. Darauf folgen Excurse über die verschiedenen Versuche, die Gesetze der letzteren zu klassificiren; und aufserdem wird dabei ausführlich über die Natur der Gewohnheiten, der Träume u. s. w., so wie über die lebhafteren Einbildungsvorstellungen gesprochen. Den Schlufs machen Betrachtungen über die gewöhnlichen, mehr nach der höheren wissenschaftlichen Construktion hin liegenden und abstrakteren Gegenstände der sogenannten Geistesphilosophie: die Natur der Aufmerksamkeit, der Wahrheit, des ursächlichen Verhältnisses, die persönliche Identität und die Existenz der Aufsenwelt, bei welchem Letzteren besonders die Theorieen der Alten, der Hindu's, so wie die von *Berkeley* und *Hume* verglichen werden. Das ist der einfache Plan des Werkes. Wie schon aus demselben hervorleuchtet, findet sich neben der Entwickelung der eigenen Ansichten des Vfs. eine durchgehende, ziemlich ausgedehnte Berücksichtigung und Kritik fremder Ansichten. Der Vf. sagt, er wolle (S. 184) den Weg seiner Schüler durch die einander entgegenstehenden Lehren hindurch zu Demjenigen zu leiten suchen, was ihm der Wahrheit näher zu liegen scheine. Obgleich die Aufgabe zuweilen als undankbar erscheinen möge: so könne er dieselbe doch nicht als unnütz ansehen, wenn er seine Schüler dadurch in den Stand setze, die Schriftsteller, welche über diese Gegenstände geschrieben hätten, mit dem Rückblick auf einen Commentar zu lesen, welcher deren Irrthümer verbessere oder deren verschiedene Meinungen in Einstimmung bringe.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

PHILOSOPHIE.

GLASGOW: *Lectures on intellectual philosophy, by the late John Young — — Edited by William Cairns etc.*

(*Beschluss von Nr.* 28.)

Bei der näheren Charakteristik lassen wir Alles zur Seite liegen, was dem Vf. mit den übrigen englischen Philosophen der neuesten Zeit, und besonders mit der Schottischen Schule gemeinsam ist. Die *Grundtendenz* dieser Vorlesungen, wie wir schon oben angedeutet, geht auf die *Vereinfachung der Erklärungsprincipien*. Der Vf. sucht daher im Allgemeinen die Glaubensprincipien (*beliefs*) aufzulösen. So führt er z. B. (S. 391 f.) den Glauben an die Wahrheit des Zeugnisses, welcher von *Stewart* als ein *original instinct* aufgeführt worden war, auf den Glauben an das Gleichbleiben der Causalverhältnisse zurück. Wir haben die Sprache fortwährend auf die Wahrheit anwenden hören, haben sie selbst darauf angewandt u. s. w.; und so setzen wir dies auch für die Zukunft voraus. Wer von Jugend auf mehr Lügen als Wahrheit gehört hätte, würde den entgegengesetzten Glauben haben. Dessen ungeachtet kommt der Vf. vielfach auf diese Grundgesetze der menschlichen Ueberzeugung zurück, z. B. (S. 304) in Hinsicht unserer Ueberzeugungen von der Existenz der Aufsenwelt. Die Wahrnehmungen äufserer Gegenstände und unser Glauben an ihre Existenz seyen die unwiderstehlichen Begleiter aller unserer sinnlichen Empfindungen, und wirkten als solche auch auf das Gedächtnifs und die Urtheilskraft. Man könne freilich einwenden, dafs wir doch nichts weiter als unsere Gedanken kennen, und also nichts von der äufseren Welt. Aber warum könnten nicht unsere Gedanken die Mittel seyn, uns mit etwas Anderem bekannt zu machen? So fänden wir es thatsächlich in unserem Bewufstseyn bestimmt; und es sey demnach thöricht und unvernünftig, eine Thatsache zu leugnen, blofs weil wir nicht wüfsten, wie sie entstanden sey. Ueberhaupt bestimmt der Vf. (S. 389) diese primären Ueberzeugungsprincipien als solche, welche eine instinktartige Autorität über den Geist ausübten, und, während sie selbst über jeden Beweis erhaben seyen, die Grundlage für alle unsere Beweise bildeten. Sie erzwingen unsere Zustimmung, ohne dazu der Hülfe von Gründen zu bedürfen, und selbst im Gegensatz gegen Gründe; keine Schwierigkeit könne uns in ihnen irre machen, und selbst Diejenigen, welche ihr Ansehen bekämpften, müfsten sie in eben dem Augenblicke anerkennen. Zwar dürfe man sie nicht unnöthig vervielfältigen; müsse sie auf wenige Grundprincipien zurückzuführen suchen; aber bei dieser Zurückführung könne man doch nicht ins Unendliche fortgehen, sondern müsse zuletzt auf etwas in sich selbst Gewisses kommen.

Etwas weiter geht der Vf. in Hinsicht der *formalen* Erklärungen. Er will, wie wir schon bemerkt haben, alles im Gebiete des Vorstellens Vorkommende ableiten von drei *Vermögen* (*faculties*): *sensation*, *memory* und *judgment*. Von diesen Vermögen unterscheidet er dann (S. 229) die *Qualitäten* oder *allgemeinen Eigenschaften* (*universal attributes*), wie: Bewufstseyn, Fähigkeit für Vergnügen und Schmerz. Das Bewufstseyn sey kein besonderes Vermögen des Geistes: denn als Vermögen würde es alle übrigen Geisteskräfte in sich schliefsen, da es sich ja bei allen geistigen Entwickelungen finde. Neben diesen beiden nimmt er noch *blofse Gesetze* (*merely laws*) an: die sich auf die Folge der Erscheinungen beziehen, wie die instinktartigen Gesetze des menschlichen Glaubens, die Gesetze der Association oder des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit u. s. w. Association und Gedächtnifs seyen nicht als auseinanderliegend zu betrachten, da ihnen ja das Gerageltwerden durch die Aehnlichkeit, den Contrast, die Lebendigkeit, die Wiederholung und andere Verhältnisse gemeinsam sey. Nur habe (S. 297 f.) auf die Associationsverhältnisse, aufser dem Gedächtnisse, noch das Urtheilsvermögen Einfluss. Das Erstere wirke die genaue Reproduction, wobei sich die Lebhaftigkeit, die Neuheit, die Wiederholung, die Stätigkeit der Verbindung geltend mache. Dabei aber mische sich das Urtheil ein, indem es z. B. einige Empfindungen als wichtiger hervorhebe in Folge ihrer Verhältnisse zu einander und zu andern Dingen, und ihnen so eine gröfsere Macht gebe, als sie durch die blofse Kraft ihrer ersten Ausbildung hätten besitzen können. Diese Einmischung sey es, welche die Veranlassung dazu gegeben habe, das Gedächtnifs und die Association auseinanderzuhalten. — Eben so aber sey auch die Einbildungskraft (*conception*) nicht von dem Gedächtnifs verschieden. Ihre Vorstellungen seyen nur lebhafter, im Vergleich mit den dunkleren, farbloseren Reproduktionen des Aufgefafsten: wobei der Vf. (S. 263) meint, die gröfsere Lebhaftigkeit und Beharrungskraft der Vorstellungen von sichtbaren Gegenständen habe die Veranlassung gegeben zur besonderen Hervorhebung dieses Begriffes. — Unter Urtheilskraft versteht der Vf. das Vermögen, durch welches wir Verschiedenheiten

oder Verhältnisse unterscheiden. Sobald die Elemente gegeben seyen (S. 224), erfolge das Urtheil durch ein Gesetz, so regelmäfsig, wie der Fall der Körper. Der Vf. erklärt sich daher gegen die Behauptung von *Malebranche* und Anderen, dafs der Wille urtheile. Die Zustimmung desselben geschehe nur in Folge eines Verlangens, welches aus den Vorstellungsverhältnissen selbst hervorgehe. — Er will dabei nicht entscheiden, ob die aus dem Inneren heraus erfolgende Unterlegung, welche das Hauptsächlichste sey für die höhere Geisteskraft (*principle of suggestion*, nach dem bekannten von *Brown* gebildeten Kunstausdrucke) dem Gedächtnifs oder der Urtheilskraft zuzuschreiben sey; doch ist er mehr geneigt, das Letztere anzunehmen, und in dieser Beziehung der Urtheilskraft gewisse ursprüngliche, und insofern nicht weiter zu erklärende Empfindungen (*original feelings*) beizulegen.

Unternehmen wir nun eine tiefere Würdigung dieser Ansichten: so zeigen sie sich allerdings als noch überaus unvollkommen; aber sie liegen doch unstreitig in derselben Richtung, welche bei uns eine so überaus wichtige Umgestaltung der Psychologie herbeigeführt hat. Indem man die psychischen Entwickelungen mit mehr Klarheit, Gewandtheit, Freiheit auffafst, wird man unwiderstehlich zu der Einsicht gedrängt, dafs Dasjenige, was man bisher als *Vermögen* oder *Kräfte* aufgefafst hat, nichts weiter als *Formen* und *Verhältnisse* der Entwickelung seyen, die man *irrig substantiirt* habe; dafs, im Gegensatze hiemit das wahrhaft Substantielle der Seele in einem anderen, tiefer Liegenden zu suchen sey, welches allen diesen Formen und Verhältnissen gemeinsam ist; und dafs erst die Construktion von diesem aus und in diesem die Bestimmtheit und Genauigkeit gewähren könne, welche für eine wahrhaft wissenschaftliche Erkenntnifs unerläfslich ist. So ist denn allerdings die Psychologie der Engländer (oder vielmehr Schottländer) noch weit vom Ziele entfernt, ja selbst vom wahren Wege; aber wir dürfen hoffen, dafs in dem weiteren Fortwirken so vieler besonnener und die eigentliche tiefere Aufgabe wenigstens ahnender Untersuchungen, wie sie in den letzten funfzehn Jahren erschienen sind, diese Ahnungen sich immer bestimmter ausbilden, und dadurch die philosophischen Denker Englands wieder zu der *höheren Aktivität* werden geweckt werden, welche sie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte zu so grofser Förderung der wahren Philosophie ausgeübt haben. *F. E. Beneke.*

FORSTWISSENSCHAFT.

Stuttgart, in Schweizerbart's Verlagsh.: *Der Waldbau in kurzen Umrissen für Forstleute, Waldbesitzer und Ortsvorsteher.* Von Dr. *Gwinner*, Prof. der Forstwissensch. in Hohenheim. 1834. VIII u. 312 S. 2 lithographirte u. mehrere Tabellen. (1 Rthlr.)

Ein gut geschriebenes belehrendes Buch, welches zwar nicht viel Neues enthält, doch das Bekannte kritisch sondernd immer seinen Platz in der Literatur ehrenvoll einnimmt, und jungen Leuten, welche sich über die Erziehung des Holzes belehren wollen, mit Grund empfohlen werden kann. Manches, wie z. B. die Behandlung der Weifstannenwälder, ist hier auch vollständiger und gründlicher behandelt wie in andern Lehrbüchern, da der Vf. Gelegenheit hatte, diese Holzgattung im Schwarzwalde näher kennen zu lernen. Andere wichtige Hölzer, wie die Kiefer, die ihm fremder waren, sind dagegen auch wieder dürftiger abgefertigt.

Wesentliche Irrungen haben wir nicht bemerkt, und da das Buch nur bekannte Gegenstände abhandelt, so würde es auch unpassend seyn, einen Auszug daraus geben zu wollen. Wir begnügen uns daher zu versichern, dafs man Nichts darin vermissen wird, was die Erziehung des Holzes und die Verjüngung der Wälder berührt, wenn auch die Ausführung der einzelnen Gegenstände nicht überall gleich ist.

Berlin, b. Reimer: *Deutschlands Wälder.* Beiträge zur Forstgeographie von *C. W. von Bülow*, Oberförster vormals im Reg.-Bez. von Cölln. 1834. VI u. 336 S. 8.

Die in den verschiedenen Forstjournalen und einzelnen Adrefsbüchern zerstreueten Notizen über die Gröfse, Beschaffenheit und Verwaltung nicht blofs der deutschen sondern auch mehrerer aufserdeutschen Forsten, sind hier mit Fleifs zusammengestellt, und es ist daraus ein recht lesbares Buch entstanden, welches zwar für den, welcher mit der Journalliteratur vertraut ist, wenig Neues enthält, aber doch als eine angenehme Unterhaltungschrift dem Forstmann empfohlen werden kann. Je nachdem die Quellen reichlicher oder sparsamer flossen, ist bald weniger bald mehr über die einzelnen Länder gesagt, es sind jedoch mit Ausnahme von Holstein und Luxemburg alle deutsche Bundesstaaten erwähnt. Warum diese übergangen sind, während doch Ungern, Slavonien, Croatien, Italien und andere fremde Länder erwähnt sind, wissen wir nicht, da doch über die Holsteinschen Forsten viele Notizen in *Nieman's* Forststatistik des dänischen Staats und in dessen Waldberichten gegeben sind, und auch Nachrichten über die Luxemburgischen Forsten nicht mangeln. Ueberhaupt ist die Behandlung der einzelnen Länder sehr ungleich. Ueber Hohenzollern, Braunschweig, Oldenburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen und Altenburg ist wenig oder nichts gesagt, und offenbar weniger als sich allenfalls mit Hülfe guter Karten, der statistischen Hülfsmittel und der in den Journalen zerstreueten Notizen wohl sagen läfst, und dagegen sind nach *Liebigs* Zeitschriften, die kleinen böhmischen Privatforsten speciell beschrieben. In der Regel beschränkt sich der Vf. auch nur auf die Staatsforsten und läfst die Privatforsten ganz unbeachtet. Aufser den Forsten der einzelnen Länder sind auch noch gröfsere

leere interessante Waldgegenden, wie der Schwarzwald, das Fichtelgebirge, der Spessart, Thüringerwald und Harz besonders beschrieben. Es ist zu wünschen, dafs der Vf. ferner seine Musse zur Vervollständigung dieser Notizen durch fortgesetztes Sammeln verwenden möge; denn allerdings durch Correspondenzen und Mittheilungen der Behörden läfst sich in dieser Beziehung wenig erreichen.

Quedlinburg, b. Basse: *Ueber Abfindung der Huthungsberechtigten in den Forsten.* In forstland- und staatswissenschaftlicher Beziehung. Allen Forstbesitzern und Huthungsberechtigten gewidmet von *A. F. Stahr.* 1834. IV u. 111 S. 8.

Der Vf. geht bei dieser Schrift von der ganz irrigen Ansicht aus, dafs in Preufsen, mit Ausschlufs des linken Rheinufers, wo die französische Forstgesetzgebung gilt, die Befugnifs des Waldbesitzers hinsichts der einzuschonenden Fläche gar nicht genau bestimmt sey, indem er sonderbar genug glaubt, dafs das Kultur-Edikt vom 14. Septbr. 1811 sich gar nicht auf regelmäfsig bewirthschaftete Forsten, sondern nur auf *veräufserte* beziehe, und auch das Landrecht und die Forstordnungen ihre Gültigkeit verloren haben. Indem er diese vermeinte Lücke in der Forstgesetzgebung auszufüllen und gutachtlich zu bestimmen sucht, wie viel Fläche der Waldbesitzer rechtlich wohl einhegen dürfe, geräth er endlich auf die Idee, anzunehmen, dafs derselbe nur dasjenige einschonen dürfe, was der Weideberechtigte nicht zur Ernährung seines Viehes bedarf. Er vergifst dabei aber, dafs es viel Wälder giebt, die so mit Weidegerechtsamen überladen sind, dafs das Vieh, welches darin sich ernähren soll, unmöglich hinreichende Nahrung darin finden kann — in diesen dürfte also nach Hn. St's Grundsätzen gar keine Einschonung stattfinden!

Dabei geht er aber nun freilich von dem Grundsatze aus (S. 23), dafs die Huthung in gut verwalteten Forsten gar nicht schädlich sey, und nicht diese die Ursache des Ruins vieler Wälder sey, sondern die schlechte Behandlung derselben. Er hält deshalb auch die Weideablösung für unnöthig und nachtheilig, worin wir ihm zwar recht gern im Allgemeinen beistimmen wollen, aber doch wohl auch eine Menge Ausnahmen von dieser Behauptung nachweisen könnten.

Die Bonitirungs- und Abschätzungsgrundsätze, welche auf diese allgemeinen Einleitungssätze folgen, dürften wohl nicht weniger Einwendungen erfahren als das Angeführte.

Die ganze Schrift ist ungeordnet, ihr Inhalt unübersichtlich, weil der Ideengang des Vfs unklar ist und er den Gegenstand überhaupt nicht vollständig übersieht, der Stil ist schwerfällig und überall wird eine grofse Breite sehr unangenehm, so dafs ihr Studium selbst dann nicht anziehend seyn würde, wenn der Vf. die Sache wirklich gründlich und belehrend behandelt hätte. Da dies nun aber in keiner Art der Fall ist, so können wir das Buch um so weniger empfehlen.

SCHÖNE LITERATUR.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Sämmtliche Dichtungen* von *J. H. v. Wessenberg.* — *Erster* Band. 1834.

Auch unter dem Titel:

Julius. Pilgerfahrt eines Jünglings. Gedicht in acht Gesängen von *J. H. v. Wessenberg.* — *Zweite* vermehrte und verbesserte Auflage. VI u. 261 S. 12. — *Zweiter* Band. 1834. VIII u. 346 S. 12. (1 Rthlr.)

Sind diese Dichtungen auch nicht einer hohen dichterischen Begeisterung entströmt, so doch einem innigen warmen Gefühl für Natur, Gottheit und Menschheit und einem hochgebildeten freien Geiste, der mit frommen Sinn, aber auch mit scharfem Blicke die Welt, und selbst die zarten ihn zunächst betreffenden Verhältnisse an- und durchschaut. — Der *erste* Band enthält in achtzeiligen jambischen Stanzen und in acht Gesängen ein einfaches Epos, in welchem der Dichter einen Jüngling voll Unschuld und Reinheit durch zwar reiche aber eben nicht mannigfaltige Verhältnisse führt, vom Grabe der nach dem Vater früh verlorenen Mutter bis zur Vereinigung mit der reinen unschuldsvollen Jugendgespielin. Das Epos könnte ganz wohl den vor einigen Jahren sehr beliebten Titel führen: *Der Jüngling wie er seyn soll.* Wir erhalten hier einen ziemlich ausführlichen Cursus der Erziehung und Bildung, und erblicken dann die reiche Frucht derselben sich entwickeln oder vielmehr in hoher Reife daraus unmittelbar hervorgehen. Die Zeit ist die Napoleons in der Vollmacht seiner Siege, und der Schauplatz die Schweiz, Italien, Spanien und Polen, indem der Jüngling als Krieger Napoleon sich anschliefst. Wir müssen gestehen, die hier erscheinenden Menschen sind fast alle etwas zu sehr, *wie sie seyn sollten*, bis auf eine gewisse kokette Jocunde in Paris, die der barmherzige Dichter, der Verkündiger einer Religion der Liebe, dann auch zuletzt nicht verloren gehen läfst. Ueberall spricht sich dieser Geist der Liebe und der Duldung, aber auch die Liebe zur echten menschlichen Freiheit aus, als deren Beförderer der Dichter so gern Napoleon begrüfst haben würde, wenn er nicht durch die spätere Wirklichkeit schmerzlich das Wahnbild erkannt hätte. Besonders verwundet ihn tief der Untergang Polens, das Napoleon kaltherzig um seine von ihm angefachten Hoffnungen betrog. An einzelnen ergreifenden Situationen fehlt es nicht, so wie nicht an Naturschilderungen, obgleich diese oft nur Namen der ausgezeichnetern Punkte landschaftlichen Schönheiten, vorzüglich der Schweiz sind, durch welche der Dichter zuletzt noch auf der Hochzeitreise die jungen Leute hindurchführt. — Wir möchten Dichtungen dieser Art, in welchen Lebensansichten und Lebensweisheit im epi-

epischen Gewande sich darstellen, wenn sie auch die eigentlichen Anfoderungen der Poesie nicht befriedigen, doch nicht in unserer Literatur missen; ja wir sind selbst der Meinung, dafs sie die Art poetischer Unterhaltung seyen, die für *das* Alter sich am besten eignen dürften, das — an sich poetischer Natur — für die Objectivität der Kunstpoesie noch keinen Sinn hat, und wo die Einbildungskraft, von selbst schon thätig, keiner besondern Anregung bedarf. — Der Ausdruck in dieser Dichtung trägt nicht ein hohes dichterisches Colorit und verbleicht zuweilen im Einzelnen, und die Stanze macht sie etwas monoton. — In gleicher Form, aber nur in drei Gesängen, beschenkt uns der *zweite* Band mit einer ergreifend dargestellten Schreckens-Scene in einem Thale am Doubs während der Schreckensregierung in der französischen Revolution. Sie führt den Titel: *Franz und Paul, oder die Wehen im Thale.* Der Richter der Gemeinde, ein nicht positiv schlechter, aber höchst charakterloser, schwacher Mann, wünscht seine Tochter mit *Paul*, einem reichen Jünglinge, zu verbinden, der sich aber in ein anderes reiches Mädchen verliebt hat, welche der Richter für seinen eigenen Sohn *Franz* wünscht, der jedoch gleichfalls schon ein anderes Mädchen liebt. Ein Spielwerk in den Händen des Klubbs im Städtchen hat der Richter Paul als verdächtig denoncirt, um ihn von seinem Mädchen zu trennen und zur Heirath mit seiner Tochter geneigt zu machen; Franz aber dringt in das Gefängnifs und beredet Paul, zu ihrer aller Rettung mit ihm die Kleidung zu wechseln und ihn statt seiner im Gefängnisse zurück zu lassen, da der Vater den eigenen Sohn bald retten werde. Hier findet ihn der höchst ehr- und liebenswürdig geschilderte Pfarrer, welcher Paul anzutreffen erwartete, und übernimmt es, an die Geliebte Franzens einen Brief zu überbringen, der sie von Allem benachrichtigt, und sie anweiset, wenn sie ihm Kunde zu geben habe, diese ihm durch die Oberin des Klosters der barmherzigen Schwestern, welche von Zeit zu Zeit die Gefängnisse besucht, zukommen zu lassen. Franzens Geliebte eilt mit seiner Schwester zum Kloster und hier hört sie, dafs eben von Paris der Befehl gekommen sey, alle Gefangene zu guillotiniren. Die Mädchen stürzen in Verzweiflung auf den Karren zu, auf dem ihr Franz, umringt von den blutdürstigen Klubbisten, zum Tode geführt wird; da greift ein Haufe Landleute und Arbeiter von Paul angeführt die Bedeckung an und befreit die Gefangenen. Besorgt vor der Rache der Klubbisten entfliehen sie nach Frankreich und finden hier eine Zuflucht, bis das Ende der Schreckensregierung ihnen die Rückkehr gestattet. — Dies ist lebendig ausgeführt, das Ganze durchweht von einem frommen gottvertrauenden Sinn. — Die dichterischste Gabe in dieser Sammlung sind aber die *vermischten Gedichte*, gröfserntheils *lyrische* in modernen und antiken Formen, aber auch *schildernde*, *didaktische* und *satirische*, so wie *erzählende*. Ob den ersteren gleich das gewöhnliche Hauptelement der Lyrik — die Geschlechtsliebe — nach den Verhältnissen des Dichters gänzlich abgeht, so findet doch eine grofse Mannigfaltigkeit in den Ergiefsungen der edelsten Menschengefühle statt: Das moderne Element der innern Zerrissenheit, die sich gern für Tiefe geben möchte, fehlt ganz. — Wir könnten mehrere schöne Lieder auszeichnen, wie S. 88. *Sehnsucht*, S. 89. *Traum des Lebens*, S. 116. *Die Unschuld* u. ähnl.; wir wollen uns aber begnügen eines der kürzern als Probe des Tones und des hier wehenden Geistes mitzutheilen:

Abenderscheinung. (S. 101.)

Nach schwülem Tag ging ich am Meere,
Das sanft der Vollmond übergofs.
Als ob ich schon im Himmel wäre,
Ein heitrer Friede mich umfloss.

Das Schweigen rings, es war beredter,
Als alle Zungen dieser Welt;
Die Sterne hoch im blauen Aether —
Von Liebe schienen sie erhellt.

Doch jetzt vernahm ich ferne Klänge.
Ich nahte still. Dem Strand entlang
Der Knaben, Mädchen holde Menge
Die Sagen edler Väter sang.

Das Lob hört' ich der Heldentreue,
Des Muths, den die Gefahr erhöht,
Der Liebe, die der Opferweihe
Mit heiterm Blick entgegen geht.

O schönes Bild der selgen Auen,
Wohin der Erdenpilger wallt!
So werd' ich sie entzückt einst schauen,
Das Ohr von heil'ger Sag' umhallt!

Unter den schildernden Gedichten ist S. 131. *Der Bodensee* vorzüglich; unter den didaktischen S. 168. *Die Wolken*; unter den horazisch-mild satirischen S. 171. *Die Dirne und der Spiegel*; S. 210. *Die neue Weisheit*, S. 225. *Ueber den Verfall der Sitten.* Eine Epistel. — Eine schöne und in mancher Hinsicht merkwürdige Vision ist S. 266. *Des Pilgers Traum.* — So müssen wir noch besonders das Gedicht S. 191. *Der Seher*, in seinem schönen Zorne bemerken. Charakteristisch scheint uns auch folgendes Epigramm:

Verfinsterung. (S. 222.)

Stets ward des Geists Gesichtskreis enger,
Und immer enger, bis ihn Nacht umfing;
Den Herzen ward von Wahrheit bänger
Und immer bänger, bis die Wahrheit ging.
Die Dichter wurden feile Sänger,
Um die der Hof die Schellenkappe hing;
Die Philosophen — Grillenfänger,
Die wie nach Schatten haschten nach dem — Ding.
Doch aller Ohren wurden länger,
Gleich Midas Ohren, ja noch länger.

Unter den Epigrammen sind mehrere sehr gelungene. — Die Verlagshandlung hat diese empfehlungswerthe Sammlung in Druck und Papier würdig ausgestattet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

ÄSTHETIK.

Wien, in d. Beck. Universitäts-Buchh.: *Briefe über Göthe's Faust.* Von *M. Enk.* 1834. VI u. 80 S. 8. (15 gGr.)

Nach dem Vorworte vom December 1833 wurden diese Briefe an einen geistreichen Freund des Vfs. und ausgezeichneten Verehrer Göthe's ihrem wesentlichen Inhalte nach wirklich geschrieben, veranlafst durch die Aufforderung des Freundes, ihm ein Urtheil über den zweiten Theil vom *Faust* mitzutheilen. Das vorstehende Motto von Baco: *Laudes streperae et importune effusae famae nihil prosunt: immo potius impense nocent*, läfst schon ahnen, dafs der Briefsteller nicht in die gewaltige Posaune mit einstimme, die ein unbedingtes Lob herschmettert in allerlei oft höchst possierlichen Manieren, welche eine schreiende Dissonanz zu Harmonie fistuliren wollen; allein das ist nicht so zu verstehen, als ob Hr. *Enk* den zweiten Theil in seinen Einzelnheiten nicht des Lobes würdig fände. Kein Besonnener, der eines dichterischen Urtheils fähig ist, würde diese Einzelnheiten aus unsrer Literatur wegwünschen. Hier ist nur die Rede davon, ob sie als Theil, ja als Schlufsstein eines Ganzen zu billigen sind, wobei die Frage, ob der *Faust* von Göthe überhaupt eines Schlufssteins bedürftig sey und sich dazu eigene, nicht einmal in Erwägung zu kommen braucht. — Soll der zweite Theil als Schlufs eines Ganzen gelten, so mufs er sich aus dem ersten Theile rechtfertigen lassen, und über diesen verbreiten sich die beiden ersten Briefe. Hr. *Enk* verfolgt die Tendenz des Göthe'schen Faust nach den drei Richtungen auf *Erkenntnifs*, auf *materielle*, und auf *sittliche Lebenszwecke*. — Alle drei Richtungen stellen sich in Göthe's Faust dar: der höchste Grad der Zerfallenheit, des leidenschaftlichen, bis zur Verzweiflung gesteigerten Unmuths über die Schranken der Menschheit und die frechste Empörung gegen jede Begrenzung; allein von der Sinnlichkeit ausgehend und vorherrschend ist die Richtung auf materielle Lebenszwecke: es ist die Verzweiflung der Ohnmacht, alle sinnliche und geistige *Genüsse* zu erschöpfen, und Faust verlangt nur berauschenden Taumel. Wir müssen es uns versagen, der schönen psychologischen Entwicklung Schritt vor Schritt zu folgen und begnügen uns nur mit des Vfs. eigenen Worten das Bild aufzustellen, das er sich von Faust's Charakter (S. 26) entwirft. Er wirft dabei einen Blick auf die alte Sage. — „Der Faust der Sage hat noch Leidenschaften, und er weifs recht gut, wofür er sich dem Teufel verschrieben hat. Vier und zwanzig Jahr mufs dieser ihm zu Diensten seyn und jede seiner Leidenschaften, jede Laune seines Uebermuths befriedigen. Er mufs ihm Geld schaffen, Speisen herbeibringen und Witze machen helfen, womit er besonders die junge Welt amüsirt. Prächtige Gärten, Musik, wilde Thiere zaubert er um sich herum. Die schöne Helene von Griechenland wird sein Weib, und er zeugt mit ihr einen Sohn, Justus Faust, einen *Succubus* (?). Der Teufel mufs vor seinem Wagen her das Strafsenpflaster aufreifsen und hinter demselben es augenblicklich wieder herstellen u. s. w. Mit einem Worte, in dem Faust der Sage findet sich das Streben nach Genufs mit der unbedingtesten Bestimmtheit ausgesprochen: indem er sich selbst aufopfert, um durch die Verbindung mit einem mächtigeren Wesen eine Zeitlang jede Begierde mit schrankenloser Willkür ersättigen zu können. — — Anders ist es mit dem Faust des Gedichts. Bei ihm hat das sich unbefriedigt gebliebene Verlangen nach Genufs zwar ebenfalls zur heftigsten Gier gesteigert; aber indem er seinen Unmuth darüber auch hier gegen die menschliche Natur, als durch ihre Beschränkung jedes befriedigenden Genusses unfähig, gewendet hat, hat er, die Möglichkeit jeder Befriedigung leugnend, diese von vorne herein aufgehoben. Weniger materiell in seinem Streben nach Genufs und umfassenderen Geistes, als der Faust der Sage, will er die höchsten geistigen und sinnlichen Genüsse, und alle Widersprüche, in welchen Lust und Schmerz sich begegnen, in Eines zusammenfassen, und sieht sich dadurch, wie durch den unbedingten Groll gegen jede Beschränkung, mit seinem Drange nach Genufs ins Unbestimmte getrieben. Er hat keine Leidenschaften, denn er hat für diese keine bestimmte Objecte mehr; er hat, wie die erschöpfte Kraft der Genufsgier, nur noch den Drang einer immerwährenden heftigen Aufregung übrig, und weifs bei seiner Verbindung mit Mephistopheles sich für jene Gierde nichts zu bedingen, als einen fortwährenden Taumel, der eben die wahre Verneinung alles Genusses ist:

„Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede,
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichen Genufs,
Verliebtem Hafs, erquickendem Verdrufs" u. s. w,

Hochmuth und Genufsgier sind die beiden Pole seines Wesens, und beide erzeugen nothwendig die Keime seiner unheilbaren Entzweiung in ihm: dieser (jener), indem er an die Schranken der menschlichen

chen Erkenntnifskraft, jene (diese), indem sie an die Schranken einer dürftigen und niedrigen Lage stöfst. Mit wildem Ungestüm, mit feindseliger Verachtung wendet sich sein Unmuth gegen die menschliche Natur, und sein Groll findet allein noch darin „Erleichterung, sie herabzuziehen und in den Staub zu treten: der unseligste Irrthum, in welchen der Mensch fallen kann, indem ihm in dem Begriff von der Würde innerer Natur zugleich die Idee einer sittlichen Weltregierung, in dieser aber jede sichere Bedeutung des Lebens, jeder freudige Muth zu wirken und zu schaffen, zu geniefsen und zu leiden, untergeht, und sich ihm Alles in eine reine Verneinung auflöst. Mit dieser fürchterlichen Leere eines allgemeinen Verneinens steht Faust da, ohne jedes Ziel eines kräftigen Strebens, indem, was die verachtete Kraft erreichen kann, kaum ein solches genannt werden mag, während die auf's Höchste gesteigerte Gier nach Genufs sich, wie sein Streben nach Erkenntnifs, überschlägt, und nur noch im wildesten Taumel sich betäuben kann. Nichts bleibt ihm übrig als der leidenschaftliche Groll seines Zerwürfnisses, der fortwährend in ihm wächst, weil er, nachdem er alles für ihn Erreichbare vernichtet hat, mit wilder Hast nach einem Unerreichbaren verlangt, und sich dabei immer aufs neue in das Gefühl seiner Ohnmacht zurückgeworfen sieht. Auf dem höchsten Punkt dieser innern Gährung zerreifst er zuletzt mit übermüthigem Hohn jedes Band, welches ihn noch an die Menschheit knüpft, und vernichtet mit der höchsten Willkür der Empörung sein moralisches Daseyn, nachdem er Alles vernichtet hat, wodurch dieses, als ein solches bedingt wird." — Rec. gesteht, dafs es ihm besondere Freude gemacht hat, seine eigene Ansicht hier so ganz bestimmt zu finden; allein die mannigfaltigen metaphysischen und ästhetischen Erklärungen, Entwicklungen, Deuteleien, die versucht worden sind, und gegen welche in diesen Briefen auch mit Anstand — namentlich gegen *Schubarth* und *Wähner* (in den Wiener Jahrbüchern) polemisirt wird, sind ihm in den Tod zuwider: sie rauben dem Gedichte seinen Zauber, statt es zu verherrlichen. — So weicht auch der Vf. im dritten Briefe, welcher vom Charakter des Mephistopheles handelt, von der Ansicht, die ihn nicht teuflisch genug finden will, ab und rechtfertigt ihn höchst sinnreich und überzeugend. „Am besten (heifst es S. 33) charakterisirt sich Mephistopheles selbst. Er ist — *der Geist, der stets verneint* — eben dadurch aber ist er der entschiedenste Gegensatz Gottes, welcher die vollkommenste Bejahung ist, und der Feind des menschlichen Geschlechts, da im Menschen, wenn er nicht die Ordnung der Natur verkehrt, und die Bande, welche ihn an sie knüpfen, nicht gewaltsam zerreifst, Alles der Bejahung zustrebt. Auch dadurch spricht er seine absolut böse Natur aus, dafs er sich selbst als einen Theil der Kraft bezeichnet — *der stets das Böse will.* Er verneint nicht nur Alles, was gut, grofs, erhaben und göttlich ist: er will immer und überall den Gegensatz desselben; sein Verneinen ist ein *selbstbewufstes*, mit der unbedingten Tendenz zum Bösen, das er allein will, und woran er allein seine Freude hat. — Durch beide Züge hat der Dichter die teuflische Natur scharf und sicher bezeichnet, und scharf und sicher mufs man beide im Auge behalten, wenn man an diesem nicht irre werden soll. Man hat das nicht immer gethan, und über den Humor des Mephistopheles, und seine allerdings sehr vernünftigen Reflexionen, mehr als billig den Teufel vergessen, der, an und für sich selbst eine sehr markirte Figur, *als solcher* im Gedichte eine eben so markirte Rolle zu spielen hat; nicht gerechnet, dafs jener Humor selbst erst durch die teuflische Natur des Mephistopheles sein rechtes Relief erhält." — Dafs Fausten's Liebe zu Gretchen ein höheres Element sey, wie dies ein geistreicher Kritiker Dr. *Wähner* hat finden wollen, der sie als ein Symbol der vollkommenen Gemeinschaft mit dem Inbegriff aller Dinge deutet, bestreitet der Vf. siegreich. Ihm liegt die Deutung der Liebe zu Gretchen in dem Reflex, welchen sie auf Göthe's Gemüthslage wirft, und er glaubt, dafs die Darlegung derselben dabei die Hauptsache bleibe und dadurch vollendet werde. „Denn in ihr zeigt sich die ganze Macht der Hölle, und die ganze Gewalt, mit welcher sie ihr Opfer festhält. Wie tief der Mensch auch mit sich selbst zerfallen sey: er kann immer wieder zur Versöhnung zurückkehren und sich immer wieder aufrichten, so lange ihm Kraft genug übrig geblieben ist, das Göttliche in sich zu ergreifen und sich daran erheben zu *wollen*. Diese Kraft verliert er gänzlich, wenn er allen Glauben daran mit hochmüthiger Verachtung von sich geworfen und mit frevelndem Uebermuth in sich vertilgt hat. Dann ist ihm zu jedem Aufschwung der Fittich gebrochen; immer läfst er das im augenblicklichen Drange sich zu erheben Ergriffene wieder fahren, und rechnet immer aufs neue seine Schwäche der menschlichen Natur an: bis ihm in solchen fruchtlosen Zuckungen endlich der letzte Rest von Kraft in der Ohnmacht gänzlicher Vertrauungslosigkeit untergegangen, und damit der Sieg der Hölle ohne Hoffnung irgend einer Rettung vollendet ist. — Die Liebe zu Gretchen ist eben ein solches fruchtloses Auflodern seiner bessern Natur, das hell in die tiefe Nacht seiner Versunkenheit hineinleuchtet" (S. 39.) — Wir können bei der geistreichen Entwicklung dieser Liebe — die uns auch schon im rein dichterischen Interesse als Contrast gerechtfertigt scheint — nicht länger verweilen; sie scheint uns aber von grofser Tiefe. — Der vierte Brief weiset den Einwurf des Freundes, dafs er bei der Auffassung des Gedichts zu ausschliefslich den psychologischen und ethischen Gesichtspunkt ins Auge gefafst habe, mit der Frage zurück: „Aber welchen anderen Gesichtspunkt hätte ich bei diesem, und gerade bei diesem Gedicht ins Auge fassen sollen, als den psychologischen und ethischen? Der poetische Werth desselben ist oft genug besprochen worden. Und läfst dieser sich richtig würdigen, ohne dafs

man

man die ganze Composition zunächst aus jenen Gesichtspunkten betrachtet habe und darüber mit sich ins Reine gekommen sey?" (S. 43.) — Hier kömmt der Vf. darauf, ob es nach der ganzen Composition des ersten Theils noch eines zweiten abschliefsenden bedurft hätte, und findet, dafs er, wie dieſs von jedem Gedicht gefordert werde, als ein in allen seinen Theilen durch ihre innere Nothwendigkeit übereinstimmendes und *abgeschlossenes* Ganzes erscheine, und zwar selbst im Sinne der alten Sage: „Denn wenn diese damit schliefst, dafs der Teufel Faust von seinem Zimmer wegholt und sein Gehirn an die Wände verspritzt, so dürfen Sie das letzte: *her zu mir!* des Mephistopheles immerhin für die Andeutung eines solchen Abschlusses, und somit, da die Poesie das Gräfsliche, wie der griechische Künstler es that, überall mildern soll, für einen genügenden Abschlufs selbst gelten lassen" (S. 45.) Das möchten wir bestreiten, denn dazu hatte der Teufel nach dem geschlossenen Pakte nicht das mindeste Recht. Ist dieſs wohl der Augenblick zu welchem Faust sagt: „Verweile doch! du bist so schön!"? — Befriedigender ist, wie der Vf. den Einwurf beantwortet, dafs Göthe es selbst für ein Fragment erklärt habe (S. 45). „Daran hat er sehr gut gethan. *Es ist* ein Fragment. Zum Fragment macht es der *Prolog im Himmel.*" — Soll Gott die Wette gegen den Teufel verlieren? Und wie empörend, wenn Gott sein Geschöpf einer Wette zufolge dem Teufel überläfst, dafs dieser es „ganz sachte" seine Strafse führe. „Darum gab es nur zwei Wege, diesen Anstofs zu beseitigen: entweder das Gedicht *mufste Fragment bleiben*, oder es mufste auf eine unsrer Idee von der Gottheit würdige Weise zum Schlusse geführt werden. Im ersteren Falle vermittelte die Idee der Gottheit selbst die Versöhnung. Das „Und steh' beschämt", konnte, im Fall das Gedicht Fragment blieb, dann für die befriedigendste Andeutung eines solchen Abschlusses gelten. Das *Wie* enthielt der Dichter *uns* dann vor. Wollte er aber sein Gedicht zu einem *möglichst* befriedigenden Schlusse führen, so war gerade dieses *Wie* seine Aufgabe, weil er nur in diesem uns die Versöhnung bieten konnte. Er müfste uns zeigen wie der Teufel beschämt wurde, und wie die Macht der bessern Natur in Faust sich bewährte. Der Dichter hatte in den Versen: „Und steh beschämt, wenn du bekennen mufst, — Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange — Ist sich des rechten Weges wohl bewufst" — die Aufgabe selbst so gestellt. (S. 51). Dieses führt nun der Briefsteller, nachdem er noch im vierten Briefe erwähnt, dafs der Faust, von dem Gott sagen kann: „Zieh ihn von seinem Wege ab", und: „Ein guter Mensch" u. s. w. gerade nicht der Göthe'sche Faust sey, im fünften Briefe weiter aus und geht auf den von Göthe uns gegebenen Schlufs über, und zwar mit Uebergehung der ersten Akte des zweiten Theils, (denen er, das kalte Allegorisiren abgerechnet, füglich mehr Poesie in den Einzelnheiten hätte zugestehen können, ohne dafs dadurch sein Urtheil über das Ganze gefährdet wurde), geradezu auf den letzten, und zeigt, wie dieser allen Gesetzen der Vernunft und — was hier die Hauptsache ist — der Poesie Hohn spreche, und persiflirt mit Recht den Unsinn hyperpoetischer Kritiker, „die deutela und auf eine possierliche Weise ihren Witz anstrengen werden, um uns, trotz unsrer gesunden Augen zu zeigen, wie das Unzusammenhängende wohl verknüpft und verbunden, das jeder festen Grundlage Ermangelnde, fest und sicher begründet, wie dabei Alles ganz besonders tief und klar, und wie köstlich und herrlich sey." — Er habe darauf nur eine Antwort: „dafs nämlich die wahre Poesie, ohne darum jemals aufzuhören Poesie zu seyn, überall feste Gestalten bilde; dafs sie allen ihren Schöpfungen eine feste Grundlage, und Allem eine sichere und darum klare Beziehung zu den ewigen Ideen des Menschlichen und Göttlichen gebe; dafs sie selbst dann, wenn sie nur andeute, was nicht der Verstand, nur das ahnende Gemüth erfassen kann, jene Beziehung nicht aufgebe; vor Allem aber, dafs sie nirgends mit sich selbst in Widerspruch gerathe, und nirgends ihr eigenes Werk zerstöre." (S. 66.) — Der sechste Brief enthält die Gründe, welche den Vf. bewogen, diese Briefe durch den Druck zu veröffentlichen, wofür ihm gewifs jeder Besonnene Dank wissen wird.

PÄDAGOGIK.

Soest, b. Nasse (Hannover, in Comm. b. Gebr. Hahn): *Methodischer Leitfaden für die Sprachbildungsübungen in der Unterklasse einer Elementarschule.* Von *C. G. Ehrlich*, Seminar-Director. 1834. VIII u. 306 S. 8. (20 gGr.)

Hr. Seminar-Director *Ehrlich* zu Soest fertigte diesen methodischen Leitfaden für eine der wichtigsten Uebungen in der Elementarschule, für die Sprachbildungsübungen, an, nach einer Aufforderung des K. Provinz. Schulcollegiums der Provinz Westphalen, welcher er diese Schrift auch zugeeignet hat, und nach der besondern Leitung und Belehrung des Hn. Ober-Consistorialraths *Natorp*. Wir freuen uns sehr, dafs den vor Kurzem noch sehr beliebten sogenannten Denkübungen, mit denen in manchen Schulen so viele Zeit vergeudet wurde, und die durch die Beschränktheit und Gedankenlosigkeit der Lehrer so höchst abgeschmackt und langweilig werden, nun der richtige Weg angewiesen ist, dafs sie sich zu Sprechübungen umwandeln. Dieſs ist ein viel natürlicherer Gang der Entwicklung des Kindes, welches erst sprechen und dann, wenn es sich dessen, was es spricht klar bewufst wird, denken lernt, und so läfst sich seiner Entwicklung zum Denken vorzüglich durch zweckmäfsige Uebung im Sprechen durch die Schule nachhelfen. — Dazu gehört nun freilich das Talent, sich ganz in die Seele des Kindes zu versetzen, was gar nicht heifst selbst *kindisch* zu werden und sich so zu äufsern, sondern kindische Vorstellungen und Aeufserungen zu erhellen, zu berich-

richtigen, und zwar so viel als möglich durch die Kinder selbst, indem man ihnen unter verständiger Leitung die Zunge löset. — Dazu giebt nun das vorliegende Werk eine sehr verständliche, verständige und zweckmäfsige Anleitung. Das Ziel ist, die Kinder zum bestimmten, geordneten und zusammenhangenden Reden anzuregen, wodurch nothwendig zugleich ein bestimmtes, geordnetes und zusammenhangendes Denken angeregt wird. Wie verschieden ist aber auch solche Sprachbildung von der abgeschmackten Einübung der grammatischen Formen und Regeln, wie wir sie in so vielen sogenannten Methodenbüchern finden, bei welchen das Kind das Denken eher verlernt, und durch welche niemals das *Sprachgefühl*, der beste Leiter zum richtigen Sprechen — der durch die Theorie fast nie völlig ersetzt werden kann, erweckt und befestigt wird.

Die Schrift des Hrn. *Ehrlich* zerfällt in zwei Theile, von denen der erste theoretisch-praktisch, der zweite aber ganz praktisch ist. Der erste handelt ab: *Zweck und Erfordernisse der Sprachbildungsübungen in der Unterklasse.* Der Vf. geht von der richtigen Bemerkung aus, dafs eine Elementarschule von unten her zu heben sey, und dafs daher, gerade umgekehrt mit der gewöhnlichen Praxis des Unverstandes, auf die Unterklasse eine ganz besondre Sorgfalt gewendet werden müsse, indem das Kind hier die Richtung für den ganzen künftigen Gang seiner moralischen und intellectuellen Bildung gewinnen müsse. Eine Vernachlässigung im Anfange des Schulunterrichts rächt sich in der Folge, und läfst sich nicht leicht, ja wohl gar nicht wieder gutmachen. — Und nun besonders bei Kindern aus den untern Volksklassen, wo im älterlichen Hause von Geistesbildung so gar nicht die Rede ist und seyn kann, sondern diese nur die Schule zu geben vermag; wobei aber, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, eine ganz eigene Schwierigkeit eintritt, nämlich der Gebrauch des Hochdeutschen, welches das Kind gemeiniglich vom Lehrer zuerst vernimmt und — nicht versteht. Diese Schwierigkeit mufs durchaus beseitigt werden, wenn der Zweck der Schule erfüllt werden soll, und daher sind Sprechübungen im Hochdeutschen dringend nothwendig. — Unter Sprachbildungsübungen aber versteht der Vf.: „*Planmäfsige Unterhaltungen* des Lehrers mit sechs bis zehnjährigen Kindern, welche diese *zum Denken anhalten* und *in der Sprache bilden* sollen." Beides kann nur geschehen, wenn sie zum aufmerksamen Betrachten, zum Beobachten, zum Vergleichen und richtigen Urtheilen angeleitet werden. Die Gegenstände dazu müssen aus ihren Umgebungen und aus der ihnen bekannten reichen Kinderwelt her genommen werden. „Die Erfahrung Deines Schülers von sechs bis acht Jahren", sagt der Vf. S. 8 zum Elementarlehrer, „kann fürwahr *reich* genannt werden; nur geht es mit den Erfahrungen wie mit dem Funde eines Haufens alter unscheinbarer Gold- und Silbermünzen. Wenn man das Gepräge und das Metall nicht kennt, so bleibt man arm, und wenn das Kind unendlich viel sieht und erlebt, aber nicht *aufmerksam* betrachtet und beobachtet, so bleibt der Geist dürftig. — Wenn Du das Kind zum denkenden Sehen anleitest, so thust Du viel mehr für dasselbe, als wenn Du ihm das *Lesen* und *Schreiben* beibringst. Ein Lesen und Schreiben ohne Gedanken ist werthlos, und von diesen Künsten machen die wenigsten Menschen Gebrauch; aber ein *wirklich sehendes Auge*, ein *wirklich hörendes Ohr*, und einen *denkenden Geist* hat *Jeder* und *in jedem Augenblicke seines ganzen Lebens nöthig.*" — *Schon das Sprechen an sich wird bildend.* Sehr einleuchtend setzt der Vf. diese Behauptung auseinander, indem er klar zu machen sucht *die Wirkung des Sprechens auf die Bildung des Geistes* in den Sätzen: *Durch die Namen der Dinge und ihrer Eigenschaften werden wir sehr oft auf diese erst aufmerksam. — Durch die Sprache werden wir* von früher Kindheit an *auf die höhern und niedern Begriffe aufmerksam. — Mit den Benennungen halten wir endlich auch die Vorstellungen und Begriffe* — (Tautologie: Bilder und Begriffe) — *in der Seele fest und lernen in der Sprache denken.* Dann aber auch mufs die Ausbildung der Sprache der Schüler *wegen des gesammten übrigen Unterrichts* eine wahre Herzensangelegenheit seyn, denn die Schule wird nur *in dem Grade* wirken können, in welchem sich die *Sprache des Schülers* ausgebildet hat; und „endlich *bietet die Sprache, als besonderer Lehrgegenstand* durch ihre mannichfache Modulation in der Stimme, durch ihre vielen nie gleich bedeutenden Formen in den Abänderungen, durch die unendlich vielen sinnverwandten Wörter *ein weites Feld dar, auf welchem sich alle Kräfte des Gemüths und der Einsicht freier bewegen lernen können.* — In der Unterklasse — (und doch wohl in der Elementar- und Mittelschule überhaupt) — soll keine Rhetorik, keine Grammatik, kein Definiren der Synonyme getrieben, es soll aber schon in ihr das Obige zu einer immer klarern Erkenntnifs gebracht werden." Was in letzterer Hinsicht gesagt wird, ist vorzüglich zu beherzigen, weil hier von der Bildung des *Sprachgefühls* besonders die Rede ist.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

PÄDAGOGIK.

Soest, b. Nasse (Hannover, in Comm. b. Gebr. Hahn): *Methodischer Leitfaden für die Sprachbildungsübungen in der Unterklasse einer Elementarschule.* Von *C. G. Ehrlich* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 30.*)

Den Umfang der Sprachbildungsübungen in der Unterklasse bestimmt der Vf. dahin, dafs sie 1) die *Aussprache* berichtigen, 2) eine gute *Betonung* befördern, 3) den *Sprachreichthum* mehren, 4) *Geläufigkeit im Sprechen* bewirken, 5) ein gewisses *Sprachgefühl* für *grammatische Richtigkeit* erzeugen, und 6) den kleinern Schülern zu einiger *Bestimmtheit* und *Klarheit* im mündlichen Ausdruck verhelfen sollen. — Der Vf. verfolgt diese Punkte erläuternd, und sagt bei dem zweiten: *Betonung*, dafs darunter nicht blos das Ausheben eines Wortes oder eines ganzen Satzes, auf welchen die Aufmerksamkeit sich richten solle, durch lautere Stimme verstanden werde, sondern auch „die tausendfache Modulation der Stimme, mit welcher wir die Frage, den Ausruf und jede Empfindung in ihren vielfachen Mischungen und Graden ausdrücken: mit einem Worte, ein nicht durch die Feder beschreibbares Etwas, was (das) wir unserer Sprache beimischen, damit sie leichter verstanden und schärfer empfunden werde, ein Etwas, das freilich aus dem Verstande und dem Gemüthe des Sprechenden hervorgeht, zu welchem aber selbst schon das Kind wegen seines Nachahmungstriebes und wegen seines sehr geschmeidigen Sprachorgans wohl angeleitet werden kann. Gesprächige Kinder *betonen* von Natur *scharf* und *richtig*, so dafs wir Lehrer oft von ihnen lernen können. Wenn ein solches der Mutter schmeichelt, wenn es bittet, fleht, wenn es Andere verspottet, Anderen droht, wenn es trotzt oder zürnt, oder wenn es im traulichen Gespräche fragt, bewundert, ausruft, erzählt, — so bemerken wir mit Erstaunen oft einen sehr richtigen und passenden Ton. Aber die Kinder *verlernen* ihn *in der Schule* beim fehlerhaften Unterrichte im Lesen und bei schlecht geleiteten Sprech- und Gedächtnifsübungen." — Und in Hinsicht des 5., sagt er dann auch S. 22: In der Elementarschule überhaupt und am mehrsten (meisten) in der Unterklasse kommt es nicht so sehr auf grammatische *Regeln*, wohl aber darauf an, dafs sich ein gewisses *Sprachgefühl* erzeuge. Das bildet sich, wenn der Lehrer richtig spricht, und der Schüler sich im Sprechen übt, wobei der Lehrer dessen ungrammatische Rede nicht mit Regeln, sondern nur durch andere Aufstellung berichtigt." — Als Muster für die Gespräche der Schule stellt der Vf. die Gespräche der Mutter mit dem Kinde auf. Diefs führt er mit vieler praktischen Umsicht aus. Wo er von den Schwierigkeiten des Schulgespräches gegen das der Mutter spricht, sagt er sehr richtig (S. 27): „Die Mutter unterhält sich mit Einem oder zwei Kindern; der Lehrer hat in der Unterklasse *zwanzig bis vierzig Zöglinge*. Da ist es etwas schwerer, von Allen zugleich verstanden zu werden, weil manche ausnehmend geringe Geisteskräfte haben, oder durch das Haus wenig vorgebildet sind. Es wird demnach der Lehrer die Unterhaltung eher tief als hoch halten und sie mehr den Kindern von mittlern Geistesanlagen und mittlern Vorkenntnissen gemäfs einrichten müssen, als dafs er sich blofs an die kräftigsten oder schwächsten wendet. Er kann dann hoffen, dafs die schwächsten mit heraufgezogen werden, und die stärksten sich nicht langweilen. *Dabei aber darf er nicht versäumen, in jeder Lehrstunde von Zeit zu Zeit einzelne Fragen, deren Beantwortung schwierig ist, an die vorzüglichen, und einzelne Fragen, deren Beantwortung sehr leicht ist, an die schwächsten Kinder besonders zu richten.*" Er giebt dann die einzelnen Punkte an, auf welche der Lehrer zu sehen hat, wenn seine Sprechübungen in der Unterklasse gelingen sollen, welche Punkte er dann einzeln durchgeht und durch praktische Ausführung erläutert. Es sind: *Der Lehrgang — Eingänge zur Unterhaltung — Wahl des Stoffs — Sprache — Uebersichtlichkeit des Gesprächs — Erregung des Wetteifers* durch Selbstthätigkeit der Kinder, rätselartige Fragen, Aufforderung zur Belehrung, Gedächtnifsübungen, dulden der Einwürfe, freundliches Belohen, — *äufsere Einrichtungen zur Erhaltung der Aufmerksamkeit*, nämlich: Stelle des Lehrers und der Kinder, Signale, Sprechen im Chor, Sprechen im Einzelnen. Von der pädagogischen Einsicht und der Kenntnifs des Volks giebt der Vf. einen besondern Beweis, wenn er S. 143, wo er von der Einrichtung dieses Unterrichts in Hinsicht der Zahl der Lehrstunden und der Tageszeit u. s. w. handelt, sagt: „Wenn der Lehrer Sprechübungen in der Unterklasse aufnehmen will, so ist ihm sehr zu rathen, dafs er sich über ein solches Vorhaben vorher weder gegen die Kinder, noch gegen die Aeltern ausspreche. Der gemeine Mann hat gegen alle Neuerungen im Schulwesen ein Vorurtheil, und Vorurtheile lassen sich durch keine Disputationen von Seiten des Lehrers, der bei solchen Fällen als Partei erscheint, sondern nur durch *gute Ergebnisse* der Neuerung beseitigen. Das was zuvor *angerühmt* ist, erregt oft überspannte Erwartungen und veranlafst man-

manchen Spötter, das Neue lächerlich zu machen. Daher ist das, was sich anderswo im Schulwesen als gut und wohlthätig bewährt hat, ganz in der Stille einzuführen, und es ist dafür für den ersten Anfang *weniger Zeit*, als wohl eigentlich erforderlich ist, auszuwerfen." — Er hält für diese Sprechübungen im Ganzen *drei*, und um die Kinder nicht zu ermüden, *sechs halbe Stunden* wöchentlich für nothwendig. — Der *zweite* Theil enthält dann die Unterredungen, wie sie der Vf. mit den kleinen Schülern in der Unterklasse der Soester Seminar-Uebungsschule wirklich geführt hat und es giebt sich überall der gewandte, besonnene, denkende, und besonders seine Aufgabe verstehende und ihr völlig gewachsene Lehrer kund. Mit welchem Ernste der würdige Mann diese Uebungen geleitet hat, geht daraus hervor, dafs er sich für jede Unterhaltung *schriftlich* vorbereitet hat, welches er allen Lehrern zur Pflicht macht, damit sie selbst über den Gang, den sie das Gespräch leiten wollen, bestimmt im Reinen sind: nicht als ob sie sich nun streng daran binden sollen, denn sie dürfen nicht verabsäumen sich auf die Gegenstände einzulassen, die durch eine Frage oder Antwort der Kinder unerwartet herbeigeführt werden, und die zur Berichtigung oder zur fruchtbareren Einsicht beitragen können; allein — wenn der Lehrer bestimmt weifs, *was er jedesmal will*, so wird er solche Accidenzpunkte zu seinem Zwecke zu benutzen, oder sie auch wohl, als zu weit führend — nur nicht *herrisch*, selbst nicht bei irrthümlichen — zu beseitigen wissen. So sollen auch die Beispiele des zweiten Theils nicht etwa von dem Lehrer selbst bei seinen Unterhaltungen zum Grunde gelegt werden, sondern es sollen nur Beispiele der Wahl und der Behandlung der für Kinder von dem Alter zweckmäfsigen Gegenstände seyn, aufsteigend vom Leichtern zum Schwerern. Sehr zweckmäfsig ist den meisten Unterredungen das dadurch gewonnene *Resultat* angefügt. Wir glauben dem bescheidenen Vf., der bei der Mittheilung dieser Unterhaltungen, denen er so viele wichtige pädagogische Winke eingestreut hat, einige Bedenklichkeiten hatte, besondern Dank dafür versprechen zu dürfen, dafs er sich dazu durch den Wunsch der obern Schulbehörde hat bewegen lassen, und wir empfehlen das Ganze mit voller Ueberzeugung der besondern Beachtung der Behörden für Volks- und für Elementar-Schulen überhaupt.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Heidelberg u. Leipzig, b. Groos: *Kameralistische Encyklopaedie.* Handbuch der Kameralwissenschaften und ihrer Literatur für Rechts- und Verwaltungs-Beamte, Landstände, Gemeinde-Räthe und Kameral-Candidaten. Von Dr. *Edward Baumstark*, Privat-Docenten an der Universität Heidelberg. 1835. XVI, 782 und mit dem Register 799 S. 8. (4 Rthlr.)

Es würde ungehörig seyn, bei der Beurtheilung einer Schrift, die eine so grofse Menge von Gegenständen umfafst, ins Einzelne gehen zu wollen. Dafs jeder Rec., nach seinem Standpunkte, dieses oder jenes anders wünschen würde, läfst sich ohne weiteres annehmen, und wird von einem verständigen Vf. nicht anders erwartet werden. Aber auf solche vereinzelte Ausstellungen kommt es nicht an, wenn über den Werth oder Unwerth eines wissenschaftlichen Ganzen entschieden werden soll. Dagegen kann gefordert werden, dafs der Berichterstatter genau nachweise, ob der Zweck einer Schrift dieser Art wesentlich erreicht worden, und wie die einzelnen Theile sich zu einem wissenschaftlichen Gebäude zusammengefügt haben. Ueber den Zweck hat sich der Vf. in der Vorrede S. VII f. verbreitet, aber auf eine Weise, die den Schein erweckt, als habe er in seinem Buche für verschiedene Klassen von Lesern etwas Besonderes geliefert; denn er sagt, dafs der Jurist auf der Universität *dies*, der kameralistische Neuling *das*, und der Jurist in der Praxis, so wie der Verwaltungsbeamte ein *drittes* finden werde; aber in der That sind nur die Ausdrücke für das, was jedem besonders geboten wird, etwas anders gewählt oder zusammengestellt; wirklich sollen sie alle dasselbe erhalten, nämlich eine materielle Uebersicht der Kameralwissenschaft nach ihrem dermaligen Standpunkte und ausgerüstet mit ihrer Literatur, so dafs jeder in den Stand gesetzt wird, das Studium derselben selbständig fortzusetzen. Indefs ist es mit dieser Erklärung nicht ganz genau zu nehmen; denn bald darauf heifst es, dafs der Vf. auch auf die Systematisirung grofsen Fleifs verwandt habe, was uns dazu berechtigt, nicht blos in *materieller*, sondern auch in formeller Hinsicht ein Ganzes zu erwarten. Freilich dürfte man einigen Zweifel hegen, ein tüchtiges System zu finden, da Hr. *Baumstark* selbst sagt: wer wird sich im Ernste etwas auf Systematisirung einbilden? aber wir wollen glauben, dafs diese Frage weniger Bedeutung haben soll, als sie zu haben vorgiebt. Das System ist in der Materie selbst; es ist ihr organisches Leben; es ist der Beweis, dafs man in ihr Wesen eingedrungen.

Wenn nun aber der Vf. sich vornehmlich die Aufgabe setzte, dem Selbststudium zu Hülfe zu kommen, so war es zwar nothwendig für ihn, auf die Literatur seiner Wissenschaft hinzuweisen, aber davon vermögen wir uns nicht zu überzeugen, dafs es ihm oblag, sich auf eine Polemik einzulassen. Inzwischen zeigt schon der Satz der Vorrede: „Da nun am wenigsten eine Encyklopädie bestehen kann, ohne diese Begriffsanarchie darzustellen, so mufsten leider auch im vorliegenden Buche manche Plätze damit ausgefüllt werden" — dafs der Vf. von dem Gegentheile überzeugt war. Damit steht jedoch der von ihm selbst angegebene Zweck seiner Schrift, so wie die Erklärung, welche er von der Encyklopädie giebt, im Widerspruche; denn wenn es heifst, die Encyklopädie sey die systematische Darstellung eines Wissenschafts-Gebietes, d. h. eine aus einem obersten und ersten allgemeinen Principe abgeleitete, organisch zusammenhängende, für sich abgeschlossene *kurze* Darstellung aller einzelnen, den Kreis einer

einer Wissenschaft nach allen Ausdehnungen füllenden Einzelwissenschaften, als Unterricht für Anfänger in denselben; so ist schwer zu begreifen, wie damit schicklich eine Einführung in die Begriffsverwirrung verbunden werden könne. Dem Anfänger wird genug zugemuthet, wenn man von ihm das wissenschaftliche Zusammenfassen eines grofsen Kreises von Kenntnissen verlangt. Will man ihn zugleich mit allen Abweichungen und Streitfragen auf diesem Gebiete bekannt machen, so läuft man um so mehr Gefahr, ihn zu verwirren, als die kurze Darstellung einer Wissenschaft nie geeignet ist, alle darin enthaltene Materien so zu begründen, dafs jede Dunkelheit, jeder Zweifel verschwindet. Nur in kurzen Hinweisungen lassen sich füglich die abweichenden Ansichten berühren. Aufserdem ist es auch hinreichend bekannt, dafs eine Zerstörung der Begriffsverwirrung, welche nicht durch ein neues System bewirkt werden kann, einen grofsen Raum in Anspruch nimmt, indem oft eine Vorstellung nur widerlegt werden kann, wenn eine ganze Reihe von Vorstellungen, deren Ausgangspunkt sie ist, zugleich widerlegt wird. — Auf diese Raumersparung hat aber Hr. *Baumstark* überhaupt viel zu wenig Bedacht genommen; denn abgesehen von seiner Polemik hat er auch nicht selten eine Masse gelehrter Notizen beigebracht, die niemand entbehrt haben würde. Nur Einiges zum Beweise. So werden ¾ Seite, enger Druck, gebraucht, um zu zeigen, dafs das Wort Kammer aus dem Orientalischen stamme und in die griechische und römische Sprache übergegangen sey. Ueber eine Seite füllen Beweisstellen für den Gebrauch des Ausdrucks Kammer zur Bezeichnung des fürstlichen Schatzes. Wer es weifs, wie leicht es bei unsern gelehrten Hülfsmitteln gegenwärtig ist, allerlei Citate aufzuhäufen, der wird nicht nur geringen Werth darauf legen, sondern er wird es scharf tadeln, wenn dadurch ein kostbarer Raum verloren geht. Dasselbe gilt von der Aufhäufung von Büchertiteln, die aus einer Schrift in die andere zu wandern pflegen, ohne dafs unter Zehen auch nur ein Autor gefunden wird, der den Inhalt der wenigsten kennt. Dem Anfänger müssen nur tüchtige Werke und solche empfohlen werden, die ihn mit der vollständigen Literatur für das specielle Studium ausrüsten können.

Glauben wir, dafs Hr. *Baumstark* in diesen Punkten zu weit gegangen, so glauben wir auch, dafs er von einer gewissen Unbedachtsamkeit nicht frei zu sprechen ist. Dies beweiset schon das, was wir aus der Vorrede mitgetheilt haben, am auffallendsten aber der Eingang zu dem Buche selbst, der von dem jetzigen Stande der Wissenschaften handelt. Hier wird unserer Zeit ein Streben, dem Mittelpunkte, der Einheit der Wissenschaft auszuweichen und sie zu zerlegen und abzusondern zum Vorwurfe gemacht, und unter andern Gründen auch der angeführt, dafs das Studium der Philosophie und des klassischen Alterthums und Mittelalters an Seichtigkeit bis fast zum allmähligen Verschwinden zugenommen habe. Der Rec. traute seinen Augen kaum als er diese Stelle las, und hält es für durchaus überflüssig, auch nur ein Wort zu ihrer Widerlegung zu sagen.

Was nun das System betrifft, welches der Vf. uns aufgestellt hat, so finden wir allerdings eine sorgfältige Erwägung der einzelnen Bestandtheile der Wirthschaftslehre und ihres Zusammenhangs, und eine oft eigenthümliche Behandlung des Stoffes; aber wir dürfen auch nicht vergessen, dafs sich schon andere und besonders Rau grofse Verdienste um den Schematismus der genannten Wissenschaften erworben hatten, und dafs für die Ausbildung der einzelnen darin enthaltenen Disciplinen in der neuern Zeit viel geschehen ist. Grofses Gewicht legt Hr. *Baumstark* darauf, dafs er die Wirthschaft der Gemeinden in sein System aufgenommen und es dadurch vervollständigt habe. Allein wir können uns von der Nothwendigkeit dieser Erweiterung des Systems nicht überzeugen. Die Wirthschaft einer Gemeinde beruht wesentlich auf denselben Grundsätzen, wie die eines Staats. Schon die Erfahrung lehrt es, indem sie uns Gemeinden zeigt, die sich in Staaten, und Staaten, die sich in Gemeinden verwandelten, ohne dafs in ihren wirthschaftlichen Verhältnissen andere als unwesentliche Veränderungen vor sich gingen. Selbst aus der Art, wie unser Vf. den Gegenstand behandelt hat, ergiebt sich, dafs die Gemeindewirthschaft keine Seite darbietet, wodurch sie sich von einer andern Wirthschaft unterschiede. Der Rec. möchte aber noch weiter gehen und selbst die Hauswirthschaft aus der Wissenschaft verweisen; denn wenn sie sich auch von der Wirthschaft des Staats und der Gemeinde wesentlich unterscheidet, so doch nur durch den Einfluss, den das Subject — Hausvater, Hausmutter — darauf ausübt, also durch einen Umstand, der sich der wissenschaftlichen Bestimmung entzieht. Im übrigen ist der Unterschied ein blos formeller, indem er lediglich aus dem geringern oder gröfsern Umfange der Wirthschaft entspringt, der aber wieder nicht einmal nothwendig ist, indem es Privatwirthschaften geben kann, die an Gröfse die Wirthschaft einer Gemeinde und selbst eines Staats übertreffen, und worin daher auch dieselbe Mannigfaltigkeit wirthschaftlicher Thätigkeiten vorkommt, wie in einem Staate.

Nachdem der Vf. in der Einleitung von dem Wesen der Encyklopädie gesprochen und eine historische Entwickelung des Kameralwesens und des Wesens der Kameralwissenschaft gegeben, geht er zu einer philosophischen Entwickelung des kameralistischen Systems über, indem er, wie wir vermuthen unter philosophisch das versteht, was dem Historischen entgegengesetzt ist. Zuerst wird von den Begriffen Gut, Werth und Wirthschaft gesprochen. Es werden die Güter in innere und äufsere und diese wieder in materielle und immaterielle eingetheilt; der Werth wird in Gebrauchs- und Tauschwerth abgesondert; das Vermögen als die Summe von Gütern von Gebrauchs- und Tauschwerth erklärt, welche man eigenthümlich besitzt; und die Wirthschaft als die Thätigkeit zur Beschaffung, Erhaltung und Verwendung des Vermögens bezeichnet. Dann folgt die

Ent-

Entwickelung des Systems, welche folgendes Schema giebt:

I. *Allgemeiner Theil.*

1) Erwerbslehre. 2) Hauswirthschaftslehre.

II. *Besonderer Theil.*

1) Bürgerliche Wirthschaftslehre, die sich in die Gewerbslehre und in die Betriebslehre absondern läfst, aber, weil sie in verschiedene Zweige zerfällt, diese beiden Theile für jeden in Anspruch nimmt.

A. *Stoffgewerbslehre.*

a) Urgewerbslehre.

α) Bergbaulehre. *β*) Landwirthschaftslehre.

aa) Feld- *bb*) Garten- *cc*) Waldwirthschaft. Zahmthierzucht. Waidwerk.

b) Kunstgewerbslehre. *c*) Umsatzgewerbslehre.

aa) Handel. *bb*) Leihgewerbe.

B. *Dienstgewerbslehre.*

2) Gemeindewirthschaftslehre.

A. *Wirthschaftslehre.*

B. *Verwaltungslehre.*

3) Oeffentliche Wirthschaftslehre.

A. *Volkswirthschaftslehre*

1) theoretischer Theil 2) praktischer Theil.

B. *Staatswirthschaftslehre.*

Wir können dieses Schema nicht als logisch richtig betrachten. Schon die Entgegensetzung eines allgemeinen und eines besondern Theils ist dem damit verbundenen Sinne nach nicht richtig. Unter einem allgemeinen Theile wird jeder die Gesetze und Regeln verstehen, die dem Besondern in seinen verschiedenen Erscheinungen zu Grunde liegen, aber indem hier die Hauswirthschaftslehre in dem allgemeinen Theile enthalten ist, und unter der Hauswirthschaft die Wirthschaft einer Familie gedacht wird, ist die speciellste Form der Wirthschaft zur allgemeinen Norm erhoben, ein Widerspruch, der dadurch nicht beseitigt werden kann, dafs der Vf. meint, was der Hauswirthschaft, das sey auch der Gemeinde- und Staatswirthschaft eigen.

Ferner ist die Klassification der Privat-Oekonomie nicht vollständig; denn aufser den Stoffgewerben und den Dienstgewerben giebt es noch eine dritte Art von Gewerben, welche ihrer Natur nach gemischt sind und nicht blos aus einer beliebigen Combination verschiedener Gewerbe bestehen.

Endlich ist das von dem Subjecte hergenommene, aber freilich von vorn herein nicht klar aufgefafste Theilungsprincip nicht festgehalten. Der Vf. sagt zwar, es müsse das Object und Subject als Theilungsprincip angenommen werden, aber 1) ist der Grund, weil die Wirthschaftslehre eminent praktisch sey, schwerlich ausreichend, wenn er überhaupt verständlich wäre, 2) ist auch dies doppelte Theilungsprincip nur in sofern vorhanden als bei der praktischen Volkswirthschaftslehre das Object als Grund der Absonderung gilt, bei allen andern Zweigen der Wirthschaft dagegen das Subject; denn dafs bei der bürgerlichen Oekonomie der Einzelne oder die Familie als Subject vorausgesetzt wird, leuchtet ein. Nur bei der Specialisirung dieses Zweiges der Wirthschaft tritt das Object als Theilungs-Princip ein. Sollen nun aber die Gebiete der Wirthschaft nach dem Subjecte gesondert werden, so läfst sich der hier als praktischer Theil der Volkswirthschaft bezeichnete dieser vielmehr gegenüberstellen als nebenordnen.

Gehen wir zu den einzelnen Theilen über, so finden wir in Rücksicht der bürgerlichen (Privat) Oekonomie die Sonderung in Gewerbslehre und in Betriebslehre, wovon jene wieder als allgemeine und besondere Gewerbslehre erscheint; in Rücksicht der Volkswirthschaft eine Trennung der Gewerbslehre von der Betriebslehre, und innerhalb der Gewerbslehre eine Scheidung der Erwerbslehre von der Hauswirthschaftslehre; und endlich in Rücksicht der Staatswirthschaft eine Theilung in Erwerbswirthschaftslehre und in Staatshauswirthschaftslehre.

Jede wirthschaftliche Thätigkeit bietet, wenn sie von einem bestimmten Subjecte ausgeht, nur 2 Seiten der Betrachtung dar: die eine ist die Thätigkeit selbst, als solche, in ihrer Eigenthümlichkeit in Beziehung auf den unmittelbaren Zweck, dem sie dient. Sie zeigt sich als eine von Einsicht und Kenntnifs geleitete Geschicklichkeit. Mit Recht kann man daher diese Seite, so weit von der unmittelbaren Einwirkung auf einen äufserlich gegebenen Stoff die Rede ist, die technische nennen. Dafs man diesen Ausdruck vorzugsweise bei einer gewissen Klasse von wirthschaftlichen Thätigkeiten anwendet, ist kein Grund gegen uns. Wir können für uns die Bedeutung von τέχνη geltend machen. — Die andere Seite ist die des Erwerbes vermittelst der Anwendung einer wirthschaftlichen Thätigkeit. Der Natur des Gegenstandes gemäfs würden wir daher die Gewerbslehre in die Kunstlehre und in die Erwerbslehre abzusondern haben. Kunst entspricht zwar nicht ganz dem Ausdrucke τέχνη, allein uns bleibt keine andere Wahl, wenn wir nicht Technik des Gewerbes sagen wollen. Der Vf. ist auch selbst seiner Terminologie nicht treu geblieben; denn er spricht da, wo er die besondere bergmännische Gewerbslehre abhandelt, von dem Betriebe der Torfgräberei, der Steinbrüche u. s. w., da doch von dem Betriebe derselben erst unter der Rubrik Betriebslehre hätte die Rede seyn dürfen.

Was die Volkswirthschaftslehre in ihrem theoretischen Theile betrifft, so hat sie in sofern kein bestimmtes Subject, als das Volk als Inbegriff Einzelner gedacht wird, von welchen jeder seiner Individualität folgt und nur durch freie und wechselnde Thätigkeit mit den übrigen zusammenhängt. Sie kann daher auch nur die Aufgabe haben, zu zeigen, wie durch dieses freie Ineinandergreifen von Thätigkeiten die wirthschaftlichen Interessen eines Volks befriedigt werden; wie Einkommen und Vermögen entstehen und sich vertheilen; welche Richtungen in der Entwickelung der wirthschaftlichen Thätigkeiten eines Volks möglich sind und welche Wirkungen aus denselben in Rücksicht seiner wirthschaftlichen Interessen entspringen. Eine Absonderung in einen allgemeinen und in einen besondern Theil ist folglich hier allein möglich. Wenn dagegen der Vf. von einer volkswirthschaftlichen Hauswirthschaftslehre spricht, so läfst sich damit, ohne ganz willkürlichen Gebrauch der Ausdrücke, kein Sinn verbinden. Das Volk als solches bildet kein Hauswesen und wenn die Einzelnen im Volke ein Hauswesen bilden, so thun sie dies für sich, aber nicht in Beziehung auf die Volkswirthschaft. Unter jenem Titel sollte wesentlich nichts anders abgehandelt werden, als die Frage, welche Bedeutung die Consumtion eines Volks in Rücksicht der Entstehung des National-Vermögens habe.

Die Durchdringung eines wissenschaftlichen Stoffes zeigt sich in dem naturgemäfsen organischen Bau, den man ihm zu geben im Stande ist; das System, welches ein Schriftsteller uns darbietet ist daher von der gröfsten Wichtigkeit. Weil aber die Vollendung des Systems das Höchste und Letzte ist, so fordert schon das Bestreben, es zu erreichen, unsere Anerkenntnifs. Wenn wir daher bemüht gewesen sind, das an der vorliegenden Arbeit aufzudecken, was uns mangelhaft erschien, so möge der Vf. darin die Anerkenntnifs seiner Absicht, die Kameral-Encyklopädie wissenschaftlich festzustellen, erkennen. Aber nicht blos diese Absicht, sondern auch der grofse Fleifs, welchen Hr. *Baumstark* in der Ausführung der einzelnen Theile bewiesen, verdient Anerkenntnifs, und wird, wie wir hoffen, seinem Buche Eingang bei vielen verschaffen, denen daran gelegen ist, einen reich ausgestatteten Führer bei ihrem Studium der Wirthschaftslehre zu haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

SPRACHWISSENSCHAFT.

Erfurt, b. Otto: ***Die natürliche Entstehung der Sprache aus dem Gesichtspunkt der historischen oder vergleichenden Sprachwissenschaft.*** Eine Einleitung in die deutsche Sprachlehre und in den höheren deutschen Sprachunterricht insbesondere, von Dr. *Joh. Karl Friedr. Rinne*, Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Realschule in Erfurt. Motto: Sprache ist der Charakter unserer Vernunft, durch welchen sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzt. Herder. 1834. V u. 94 S. 4. (20 gGr.)

Nach der Vorrede war der Zweck des Vfs. dieses nicht uninteressanten Schriftchens: „Nachzuweisen, in wie fern die *Sprache* aus dem Urgrunde, aus dem alle moralische Bewegung und die moralische Freiheit hervorgeht — aus der (innern) Religion — hervorquelle und mit ihm zusammenhänge (hange); nachzuweisen, wie der Sprachunterricht, und namentlich der Unterricht in der Muttersprache, von uns zur Erweckung und Belebung dieser inneren Religion wiederum benutzt, und wie hiedurch zugleich jeder Forderung, die unsre Zeit an diesen Zweig des Unterrichts macht, auf eine vollständige und umfassende Weise genügt werden kann." — Dieser Zweck scheint ihm nur erreichbar durch — die Anwendung der historischen Wissenschaftslehre, im Gegensatze von der frühern philosophischen. — Die Nachweisung, dafs die Sprache in der innern Religion ihre besondere, eigenthümliche und unmittelbare Quelle habe, ist uns nicht klar geworden, und wir glauben, diefs komme daher, weil diese Behauptung wohl nur so eine *Captatio benevolentiae* für eine gewisse einflufsreiche Partei seyn solle. Gelungener und viel Gutes enthaltend ist dagegen die Nachweisung, wie der Unterricht in der Muttersprache zur innern Belebung und Bildung benutzt werden könne — allein wir sehen nicht ab, warum diefs nur erst durch die historische Methode, für welche wir, recht verstanden, alle Achtung haben, soll erreicht werden können — so wie wir nicht einzusehen vermögen, warum diese nur eine *wissenschaftliche* seyn soll. — Doch, und der Gegenstand verdient es wohl, ein näheres Eindringen in den Inhalt dieser Schrift, welche auch polemischer Natur ist, wird erkennen lassen, in wie fern des Vfs Ansichten Stich halten. Er handelt seinen Gegenstand in vier Kapiteln ab. 1) *Von der historischen Richtung der Wissenschaften überhaupt.* Der 1. §. handelt von der Entstehung der Sprache zunächst, und hier findet sich gleich die Behauptung: man sey nun zu der sichern und wissenschaftlichen Ueberzeugung gelangt, dafs die Sprache natürlicher Entstehung und als ein *organisirter Naturkörper* anzusehen sey, der, die Keime seiner Entwickelung in sich tragend, durch sein fortgesetztes Leben diejenige Gestaltung bekommen habe, in welcher man ihn nun erblickt. Es kann aber dem Vf nicht unbekannt geblieben seyn, dafs gegen die Ansicht der Sprache, als eines Organismus, sehr triftige Gründe aufgestellt worden sind (vorzüglich von Hrn *K. Hoffmeister*), da die Sprache als Produkt an sich kein inneres Leben habe, und folglich nicht den Keim der Entwickelung in sich trage, sondern dafs dieser einzig in dem Erzeuger der Sprache, dem *Menschen* liege, und sie das Product einer eigenthümlichen *menschlichen* Kraft sey, und zwar der *Selbstthätigkeit* (ἐνέργεια), die selbstbestimmend sey, und sonst wohl durch die Benennungen Verstand, Vernunft, Wille bezeichnet werde, einer Kraft, in welcher und durch welche wir allein ein *menschliches* Leben führen. Durch die Ansicht eines selbständigen Organismus wird sie eigentlich vom menschlichen Geiste abgesondert, von dem sie doch allein Leben erhalten kann — oder sie wird zu einem blofsen Mechanismus, von welcher Ansicht der Vf. jedoch weit entfernt ist. — Jetzt wirft er einen Blick auf die historisch-wissenschaftliche Richtung des Zeitalters überhaupt, welche hervortretend seit dem ersten Menschenalter des 19ten Jahrhunderts sich bemerkbar mache, wo die Wissenschaft die philosophische Richtung verlassen und die historische genommen habe, die auch wohl die *gemüthliche* genannt werden könne. Er geht die verschiedenen wissenschaftlichen Sphären durch, und findet diese gemüthliche Richtung im Staatsleben ausgebildet. Wenn es S. 4. heifst: „Jede wissenschaftliche Lehre schliefst aufser Geistesbildung und Kenntnifs die allgemeinen Erziehungsmittel zur Humanität und zur Religion in sich", so scheint es, als wolle er diefs der philosophischen Richtung nicht zugestehen, ja sie kaum für eine wissenschaftliche gelten lassen, sondern nur der *gemüthlichen*; allein auch jene Richtung führt auf den Urgrund und folglich zur Gottheit — hier finden wir viel Unklares, trotz aller Form der Klarheit, und den Schein des Berechneten für wenigstens nicht unmittelbar wissenschaftlichen Zweck. Dann soll die historische Wissenschaftslehre auch den nationalen Standpunkt und die geistigen nationalen Erziehungsmittel nothwendig in sich schliefsen. Es scheint uns ein Sprung oder ein kühner Schlufs vom Besondern auf's Allgemeine,

wenn der Vf. von allen Wissenschaftsobjecten behauptet, dafs es eine nationale Auffassung derselben gebe — also auch eine nationale Mathematik, Physik, Logik, ja nationale Moral und Gottheit? — so wie es auch nur in Hinsicht des Moralischen im engern Sinne gelten kann, wenn er mit *Wachler* sagt: „Wir begegnen uns hier in ursprünglich verwandten Vorstellungen von Lust und Schmerz, in Wünschen und Besorgnissen, in Hoffnungen und Forderungen, in Abneigungen und Weigerungen" u. s. w. — Nach dieser Apotheose der hist. Wissenschaftslehre geht er nun über zum 2. Kapitel: *Von der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft aus dem Gesichtspunkte derselben.* Er entwickelt, wie die Sprachwissenschaft auf ihren gegenwärtigen Standpunkt gekommen sey, nämlich auf den vergleichenden, als ein Fortschritt von dem philosophischen, auf den sie nach ihm *Adelung* erhoben, obgleich er auch durch seinen *Mithridates* den Grund zur vergleichenden gelegt habe. — Besonders philosophisches Sprachverdienst, wenn auch wissenschaftliches, möchten wir *Adelung* bei aller Hochachtung, nicht zugestehen, so wie er auch in der vergleichenden Sprachwissenschaft einen Vorgänger in *Jenisch* hatte (philosophisch kritische Vergleichung von 14 ältern und neuern Sprachen Europens. Berlin. 1796). — Auch hier sind die Begriffe nicht alle klar; und wenn der Vf. (S. 11.) sagt: „Insofern Sprache unsern innern Zustand — (ein etwas vager Ausdruck) — durch Begriffe ganz vollkommen ausdrückte, würden wir eine *ideale* Sprache haben" — so giebt er zu, dafs die Sprache aus Begriffen hervorgehe und folglich auch wirklich logischer Natur sey, wobei nur immer in Betracht gezogen werden mufs, dafs sie eine *Darstellung* in einem sinnlichen Material ist, und dafs man nicht (wie der Vf.) von in der Sprache vorhandenen Begriffen, sondern nur allenfalls von darin *ausgeprägten* sprechen kann. Sind es *Begriffe*, welche zunächst durch die Sprache dargestellt werden können, und kann die Sprache eigentlich an sich nur Begriffe darstellen, so werden sich auch die allgemeinen Gesetze für die Darstellung der Begriffe rein philosophisch entwikkeln lassen — nur allerdings nicht für eine gegebene Sprache, und die historische und vergleichende Sprachforschung kann nie zu einer idealen Sprachlehre führen. Die philosophische Entwickelung zeigt uns die Sprache noch weit mehr in unserm Innern nach, indem sie dieselbe nicht blofs objectiv behandelt, wie die historische. Dafs die Sprache vom Gefühl ausgeht und ihre phonetische Darstellung durch das Gefühl bestimmt wird, so dafs die Sprachlaute und die daraus gebildeten Wörter eine Bedeutung für das Gefühl haben, wie die Interjektionen, nur nicht individuel, da sie aus der Auffassung eines Begriffes hervorgeht, und dafs folglich nichts Willkürliches in den Wurzelwörtern einer Sprache liege, ist keine neue Ansicht. *Wie* ein lebendiger Organismus in die Ursprachtheile gekommen sey, würde allerdings unbegreiflich seyn, wenn ein solcher darin wäre; dafs sie aber ein organisches Gepräge haben, ist natürlich, da sie ja Producte eines lebendigen Organismus sind, und zwar in welchem dieser sich in seiner Totalität ausprägt. Dieſs führt aber wieder darauf, dafs man die Sprache nicht aus der Sprache selbst erklären, und in derselben ihren Urgrund und den Urgrund ihrer Erscheinungen auf blofs historischem Wege erkennen kann, sondern nur auf dem philosophischen. Die Beziehungsformen, welche die Wurzelwörter annehmen, gehen auch ganz natürlich aus dem Bedürfnisse hervor, die zu einem Satze — denn nur der Satz stellt einen vollständigen Begriff in der Rede dar — sich verbindenden verschiedenen Begriffe in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu bezeichnen. Eine solche Bezeichnung mufste bei erwachter Reflexion auf eben dem Wege eintreten, wie die Bezeichnung der einzelnen Begriffe durch Wörter, und was der Vf. S. 19. als eine gewagte Hypothese ansieht, ist keineswegs neu. Dafs in jeder einzelnen Ursprache auch die Bezeichnung dieser Beziehungen mit innerer Nothwendigkeit und nicht willkürlich oder conventionel hervorgegangen sind, läfst sich dabei recht wohl annehmen: sie ging aus dem *Sprachgefühl* hervor — und daher ist der Grundsatz, das Sprachgefühl beim Unterricht lebendig zu machen (besonders auch durch sorgfältige Begriffsbestimmung der Wurzeln), wohl zu beherzigen. — Ueberhaupt enthält die Entwickelung der Entstehung und der Verschiedenheit der Sprache viel Gutes; nur so neu, wie der Vf. es anzunehmen scheint, können wir es nicht finden. 3. Kap. *Von dem Einflusse der historischen Ansicht der Sprachwissenschaft auf die Behandlung der deutschen Sprachlehre. Vergleichende Sprachlehre. Kurze Geschichte der deutschen Sprache und Sprachlehre.* Der Vf. giebt hier einen kurzen Abrifs der deutschen Sprachbildung bis zum sogenannten Neuhochdeutschen, und meint, dafs dieses kein ganz abgeschlossenes System haben könne, welches wir nicht einzusehen vermögen, nur das *abgeschlossen cum grano salis* verstanden. Es wird ihm durch ein solches System gar nichts von seinem Leben und seiner weitern Entwickelung genommen, nur dafs diese letztere auch wirklich aus seinem Keime hervorgehen mufs, und nicht aus ältern Sprachstufen oder Dialekten, weil sonst Verwilderung einreifsen müfste. Der Sprachgebrauch selbst erleidet Veränderungen und kann keinen obersten Grundsatz abgeben. Wenn eine Entscheidung nothwendig wird, so kann diese nur aus dem obersten Gesetzgeber der Sprache, unsern Vorstellungen und ihren Beziehungen hervorgehen. — Etwas zu ideal und einseitig schildert der Vf. S. 37. den gegenwärtigen Standpunkt Deutschlands. Interessant ist die Aufzählung der in diesem Fache der Literatur erschienenen Schriften, unter denen wir — wenigstens keine der bedeutendern — vermifst haben; eher ist uns in der chronologischen Ordnung hier und da ein Verstofs aufgefallen. Eine kritische Richtung dieser reichen Literatur wäre ein sehr verdienstliches Werk. Der Vf. nimmt an, und

nicht

nicht mit Unrecht, dafs seit 1822 die Richtung der deutschen Sprachlehre eine andere geworden ist; dafs aber nur die Werke in dieser Richtung, nämlich in der historischen, ein eigentliches Leben haben sollen, lassen wir dahingestellt, so sehr wir auch das Streben an sich anerkennen: bis jetzt scheint es uns, dafs sie sich nicht weniger der Einseitigkeit zuwenden, als der Vf. die philosophische Richtung dessen beschuldigt. 4. Kap. *Von der Frage, welchen Einfluss die historische oder vergleichende deutsche Sprachwissenschaft auf den deutschen Sprachunterricht gehabt hat, haben kann und haben soll.* Was von dem Werthe des Studiums der Muttersprache gegen die fremden Sprachen gesagt wird, ist, wenn auch nicht neu, so doch sehr wahr, gut gesagt und beherzigungswerth; wir sehen aber nicht ab, warum alle die aufgezählten Vortheile aus dem Standpunkte der vergleichenden Sprachlehre insbesondere hervorgehen sollen. Die Forderung z. B., dafs das Verständnifs des Form- und Wortmaterials zu einem mittelbaren und bewufsten werde, ist vom philosophischen Standpunkte aus noch hervortretender aufgestellt worden, und wir bemerken zugleich, dafs die ganze Methode, welche der Vf. bis S. 74 aufstellt, und die er die *philosophische* genannt wissen will, von denkenden Lehrern als die einzig richtige anerkannt worden ist. Dieis giebt der Vf. auch zu, nur meint er, gehe die historische Sprachwissenschaft und ihre Ansicht von der Sprachentstehung dadurch darüber hinaus, „dafs sie der Verrichtung des Denkens und dem eigenthümlichen Gebrauche der Sprache eine Erregung der moralischen Natur des Menschen (moralisch im weitern Sinne dieses Wortes) voraufgehen läfst, und hierdurch der Sprachbildung erweiterte, auf einer letzten Einheit beruhende Vordersätze, so wie bestimmte, in der menschlichen Entwickelung nothwendig liegende Stufen der Entwickelung, und endlich eine Zukunft mit sichern Gründen nachweiset" (S. 72.). — Der dafür geführte Beweis holt etwas weit aus, und scheint uns auch an sich weitschweifig und Mifsverständnissen ausgesetzt und voll Sprünge. Im Grunde will doch der Vf. nichts sagen, als was Andere vom philosophischen Standpunkte aus längst gesagt haben. Die Sprache geht aus dem Innern des Menschen hervor, und ist der Abdruck menschlicher Vorstellungen und Gefühle, insofern sie zu Gedanken werden, und nicht blofs der realen, sondern auch der idealen, in welchen sich die Freiheit des Menschenwesens offenbart. Sie wird zur künstlichen Darstellung der Gedanken, und dafs Wahrheit der Gedanken und Wahrheit des Ausdruckes derselben ein Haupterforderniss sey, ist wohl immer gelehrt worden. Dafs die Sprachdarstellung um so höher stehen wird, je höher die Gedanken stehen, die sie ausdrückt, ist eine ganz natürliche Folge, und die Bildung des Sprachausdrucks kann ohne Gedankenbildung eigentlich gar nicht bestehen. Liegen diesen Gedanken Gefühle zum Grunde, so ist Belebung der Gefühle ein eben so nothwendiges Erforderniss, und wir sehen nicht ab, wie die historische Sprachwissenschaft mehr zur Humanität bilden soll als die philosophische. Dafs man von dem, was man sagt, überzeugt und durchdrungen seyn müsse, wenn man gut reden will, ist eine sehr alte Lehre. Wir tadeln nicht, dafs der Vf. darauf aufmerkam macht; wir glauben auch, dafs im Unterricht der Ausdruck zu oft als etwas für sich Bestehendes behandelt wird, und folglich die Lehre desselben oft nicht innerlich bildend ist: allein, wenn die historische Sprachwissenschaft die Sprache als einen organisirten Naturkörper betrachtet, so dünkt uns, dafs die Sprache dann noch weit objectiver erscheint, gleichsam selbständig, und dafs dieis leichter zu dem Irrthum verführen könne, dafs sie allenfalls mechanisch zu gebrauchen sey, indem sie schon für alles, was gesagt werden kann, die Form enthalte, welches nach der philosophischen Ansicht nicht der Fall ist. In dem ganzen Paragraphen ist gar kein besimmter Gedankengang, sondern ein *gemüthlicher*, und wir möchten doch gar sehr zweifeln, ob dieser der Wissenschaft ganz zusage, und überhaupt ist Alles, was der Vf. hier sagt, nicht blofs, wie S. 83 behauptet wird, praktisch von denkenden Lehrern geübt, sondern auch theoretisch von den Sprachwissenschafts-Literaten vom philosophischen Standpunkte aus anerkannt und entwickelt worden. Der Plan übrigens, den der Vf. für den Gymnasial-Unterricht in der Muttersprache vorschlägt, ist nicht überall in seinem Stufengange anwendbar, indem er darauf berechnet ist, dafs der Jüngling bis zum zwanzigsten Lebensjahre in der Schule bleibe, und doch gemeiniglich kaum das achtzehnte Jahr abgewartet wird. Das ganze Raisonnement über den Gebrauch der altdeutschen Literatur zur *Geschmacksbildung* ist leer, und dieis zeigt sich auch schon darin, dafs der Vf. dafür will geltend machen, die Lehrer verständen meistens die hochdeutschen Dichter selbst nicht, oder hätten keinen rechten Begriff vom Wesen der Poesie. — Nun so sorge man dafür, dafs keine Idioten diesen Unterricht überkommen.

GEODÄSIE.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Praktische Geometrie.* Von Dr. *H. Umpfenbach*, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Gielsen. *Erster* Theil, die Feldmefskunst enthaltend. Mit 11 Kupfertafeln. 1834. VI u. 455 S. 8. (3 Rthlr.)

Die Feldmefskunst ist wohl unter den Wissenschaften der angewandten Mathematik am meisten in Gefahr gewesen, gänzlich unterzugehn, nur noch als gemeine Hantirung fort zu bestehn, und höchstens in ihren höhern Potenzen als Erd- und Landmefskunde hatte man ihr noch eine wissenschaftliche Stellung einnehmen zu dürfen zugestanden. Es ist dieses Sinken keineswegs im Verkennen ihrer Principien oder ihrer Zwecke, sondern lediglich in dem Mangel an Aufmerksamkeit, die ihr gemeiniglich geschenkt wird,

zu

zu suchen. Messen kann ja jeder, der ein Maafs an eine Linie anzulegen vermag, das wenige Rechnen löst sich ja in aller einfachsten Formeln auf, und eine sogenannte mathematische Schärfe läfst sich auf dem unebenen Erdboden doch niemals erreichen. So urtheilte man, und so verfielen Mefskunst und Mefskünstler. Aber dieses Nichtbeachten hat sehr theuer bezahlt werden müssen. Die vorwärtsschreitende Nationalökonomie und Kameralistik verlangten Grundsteuerkataster, Dismembrationen von Gemeinheiten, Zusammenlegung zerstreutliegender Grundstücke, Ablösung belasteter Liegenschaften und dergl.; alles Anforderungen, die durch Mitwirkung der Feldmefskunst nur zu beseitigen sind. Da wurden, wie die Erfahrung in und aufser Deutschland sattsam gezeigt hat, durch Adhibirung handwerksmäfsiger Geometer die gröbsten Fehler begangen, und Zeit und Kosten vergeudet. Wenn es möglich gewesen wäre, man hätte gern auf alles Nützliche, was die Feldmefskunst zu schaffen vermag, verzichtet, um nur nicht genöthiget zu seyn, das herkömmlich gewordene Werkmäfsige zu verlassen, und etwas Wissenschaftliches zu adoptiren.

Unter den in neueren Zeiten erschienenen Werken der praktischen Geometrie, und insonderheit der Feldmefskunst, verdient das vorliegende gewifs besondere Beachtung, wenn auch Rec. sich nicht aller Orten mit dem Vf. einverstanden erklärt. Dieses Nichteinverstehen betrifft vorzüglich den Abschnitt, der von der Parcellarvermessung nach der Linearmethode, wie sie in den preufsischen Rheinprovinzen vollzogen worden ist, handelt, und Rec. möchte wohl das Urtheil eines Benzenberg, dieses competenten Richters in Angelegenheiten der Mefskunde, kennen, und wissen, ob dieser jener Linearmethode die angepriesenen Vortheile zugestehet. Die vieljährigen Erfahrungen, welche Rec. gemacht hat, haben ihn zu gänzlicher Abwerfung dieser Methode vermocht. Ferner glaubt Rec., dafs die Boussole in der Feldmefskunst ganz entübrigt werden kann; ja dafs sogar ein Mefskünstler sie gar nicht bei sich führen soll, um nicht in die Verlegenheit gesetzt zu werden, ihren trüglichen Resultaten irgend einen Werth beizulegen. Endlich legt Rec. nur einen sehr geringen Werth auf die Anwendung der Mikrometerfernröhre, und hält den Gebrauch des Sextanten für unthulich. Seit Einführung der Reichenbachschen Repetitions-Theodolithen kann der Sextant nur noch bei Messungen zur See gute Dienste leisten. Diesem Allem ungeachtet hat das vorliegende Werk, wir wiederholen es, unverkennbare Vorzüge vor manchen andern gleiche Tendenz habenden. Es ist sehr gründlich, möglichst vollständig, klar und deutlich abgefafst. Den einzelnen Lehrsätzen und Aufgaben sind jedesmal wohlgeordnete und leicht verständliche Beweise beigefügt, die Beschreibung der Instrumente und Werkzeuge gewährt ein treues Bild des Ganzen und eine ausreichende Verdeutlichung der einzelnen Theile und ihrer ordnungsmäfsigen Zusammensetzung. Die lithographischen Darstellungen sind möglichst nett und reinlich; Druck und Papier ausgezeichnet gut. Nach der gewissenhaften Relation aller Verdienste des Werks ist man jedoch aber auch verbunden bemerken zu müssen, dafs aller Orten die theoretische Partie schärfer als die praktische gefafst ist; dieses letztere fällt besonders beim Gebrauche des Mefstisches so wie bei der Angabe aller hierbei anzuwendenden Vortheile, der Vermeidung möglicher Fehler und des umsichtigen und geschickten Benehmens beim gesammten Aufnehmen auf, und läfst wünschen, dafs bei einer folgenden Auflage eine Erweiterung in dieser Beziehung stattfinden möge.

Hn. *Umpfenbach's* Feldmefskunst wird in 16 Abschnitten vorgetragen, und zwar begreift der 1ste die Einleitung; der 2te handelt von den Einheiten des Längenmaafses, von dem Abstecken und dem Ausmessen gerader Linien; der 3te von den vorzüglichsten in der Feldmefskunst üblichen Werkzeugen, Winkel zu messen und Messung derselben; der 4te von den Werkzeugen, welche zur Verzeichnung von Linien und Winkeln dienen, und dem Gebrauche derselben; der 5te von den Fehlern, welche bei dem Messen von Winkeln stattfinden, und von dem Einflusse der in der Messung auf dem Felde begangenen Irrthümer auf die Richtigkeit der zu bestimmenden Resultate; der 6te von der Aufnahme mit der Mefskette, den Mefsstäben, der Mikrometerfernröhre und sodann diese Vorrichtung verbunden mit der Kreuzscheibe; der 7te von der Aufnahme mit dem Mefstische in Verbindung mit der Mefskette oder den Mefsstäben; der 8te von der Aufnahme mit der Boussole, dem Astrolabe, dem Theodolithen und dem Sextanten, verbunden mit der Mefskette oder den Mefsstäben; der 9te von der Aufnahme eines gröfsern Verbandes von Grundstücken und einer ganzen Feldmark; der 10te von der Berechnung des Flächeninhaltes einer Figur; der 11te von der Theilung der Figuren; der 12te von der Darstellung geneigter Flächen gegen die horizontale Ebene und von der geometrischen und trigonometrischen Höhenmessung; der 13te von der Höhenmessung vermittelst des Barometers und Thermometers; der 14te von dem Nivellement im engern Sinne des Worts und von den Profilrissen; der 15te von der Aufnahme eines schon gröfseren Theiles der Erdoberfläche, und der 16te von der unmittelbaren Bestimmung der Länge und der Breite von Punkten unserer Erde und von der daraus abgeleiteten Länge und Breite der Ecke eines Dreiecknetzes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Reimer: *Die allgemeinen Principien der Gröfsenlehre nebst den Elementen der Zahlenlehre*, von Dr. *Ludw. Martin Lauber*, Prof. am Königl. Gymn. zu *Thorn*.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer rein wissenschaftlichen Darstellung d. Mathematik durch strenge Begründung derselben in ihren Principien und Elementen. 1ster Theil. 1834. VI. u. 154 S. gr. 8. (16 gGr.)

In der in ziemlich gesuchten Ausdrücken abgefafsten, und daher zum Theil wenig klaren Vorrede schildert der Vf. den *Charakter* einer *rein wissenschaftlichen* Darstellung der Mathematik, welche er zu realisiren versucht habe, im Gegensatze einer *subjectiven*, die, das leichte Erfassen und Anwenden der Wissenschaft berücksichtigend, das Allgemeinste und Unabhängige in seiner höchsten Abstraction zu begründen unterlasse, und auch die scharfe Sonderung und Abschliefsung der Elemente aufgebe, so wie von der streng methodischen Darlegung derselben abweiche. Ohne Bedenken mag zugegeben werden, dafs die wissenschaftliche Speculation in Hinsicht der wahren Principien der Mathematik noch ein lange nicht hinreichend bearbeitetes Feld vor sich sehe, dafs man aber von Werken, die als Hülfsmittel des Unterrichts dienen sollen, und dafs man von diesem Unterrichte selbst nicht eine solche aufs Aeufserste getriebene Speculation zu fordern das Recht habe. Auch wird niemand theils die Schwierigkeit, theils, im Falle des Gelingens, die Verdienstlichkeit einer solchen Speculation in Abrede stellen.

Vergleicht man das vorliegende Werk mit den Werken von *M. Ohm*, welche eine verwandte Tendenz haben, so bemerkt man bald eine grofse Verschiedenheit, und überzeugt sich, dafs Hr. *L.* es auf eine weit gröfsere Tiefe der Begründung seines wissenschaftlichen Systems abgesehen habe. Bei *Ohm* stehet der Begriff der Zahl und die Zahlenlehre an der Spitze; die allgemeine Gröfsenlehre erscheint fast nur wie ein kleiner Anhang zur Zahlenlehre. Bei Hn. *L.* dagegen stehet die Gröfsenlehre in einer ausgedehnten Behandlung voran, nimmt jedoch in ihrer letztern Hälfte, auf eine etwas befremdende Weise, die Betrachtung der Zahlen zum Theil in sich selbst auf, wiewohl auf den ersten Blick die Zahlenlehre *äufserlich* scharf von der Gröfsenlehre getrennt erscheint, indem sie, auf die Gröfsenlehre folgend, unter besonderm Titel die zweite Hälfte des Buchs bildet. Der Eine giebt vielleicht dem Begriffe der Zahl nicht die gehörige Klarheit, indem er denselben gar zu unabhängig von dem Begriffe der Gröfsen macht; der Andre verbreitet sich über eine Masse solcher Beziehungen zwischen Gröfsen, die man sonst durch Anwendung von Zahlen zu erörtern gewohnt ist, ohne sich solche Beziehungen auf Zahlen zu erlauben, und macht dadurch, wie es scheint ohne Noth, den Gegenstand schwieriger, als er aufserdem wäre.

Die *erste*, etwas gröfsere Abtheilung unter dem Titel „die allgemeinen Principien der Gröfsenlehre" bestehet aus *vier Büchern*, welche überschrieben sind: 1) Allgemeine Gröfsen-Beziehungen, 2) Allgemeine Gesetze der Gröfsen-Vergleichung, 3) Allgemeine Gesetze der Gröfsen-Bestimmung, 4) Gesetze der Vergleichung allgemeiner Zahlen-Gröfsen. Es wird schwer seyn, aus diesen Ueberschriften zu errathen, was in jedem dieser vier Bücher vorgetragen werden möge, und selbst nach Ansicht des Buches kann man über die Eintheilungsgründe nicht ins Reine kommen. Die *zweite* Abtheilung, überschrieben „Elemente der Zahlenlehre", ist nicht in Bücher, sondern auf etwas freiere Weise getheilt, und enthält als Ueberschriften einzelner Unterabtheilungen: „Bedingungen der Theilbarkeit der Zahlen und Folgerungen daraus für die Zeichen der Rationalität und Irrationalität der Zahlengröfsen", dann „Zahlbildungs- und Darstellungs-Gesetze", endlich „die Rechnenlehre".

Das *erste* Buch der Gröfsenlehre beginnt mit Aufstellung von Begriffen über Gröfsen und über allerlei Operationen an Gröfsen; aber nur die Gröfsen des Raums werden, der gegebenen Definition gemäfs, als Gröfsen betrachtet. In Nr. 1. wird ein Punkt definirt als „Beginn der nach einer, nach mehreren oder nach allen Seiten sich erstreckenden Ausdehnung". Nr. 5. lautet: „*Lehrsatz.* Das unendliche Zusammensetzen einerlei allseitig Begrenzten giebt *unendlich ausgedehntes* (∞). *Beweis.* Denn das Zusammensetzen *einerlei* Gröfse ist *Stetigkeit* des Vorstellens; hier also findet *unendliche Stetigkeit* des Vorstellens statt". Nr. 6.: „*Erklärung.* Gleichartige Gröfsen heifsen *kongruent*, die von einigen gemeinschaftlichen Punkten aus nach einerlei Richtung sich erstreckend vorgestellt, alle Punkte gegenseitig gemein haben". Nr. 12.: „*Erklärung.* Gleichartige Gröfsen heifsen gleich, die kongruent

sind, oder sich in kongruente verwandeln lassen". Nr. 25.: „*Erklärung.* Wenn die Umstände, welche das Daseyn einer Gröfse bedingen, aufhören statt zu finden, so sagt man: *die Gröfse verschwindet*, oder *wird Null* (0)". Nr. 29.: „*Erklärung.* Gröfsen *b, d* heifsen *Gleichvielfache* oder *gleichnamig Vielfache* der denselben respektiv gleichartigen *a, c*, wenn gegenseitig jedem Summanden in dem einen Vielfachen oder dem ihm gleichen unmittelbar aus dem Vervielfachten Zusammengesetzten ein Summand in dem andern Vielfachen oder dem ihm gleichen unmittelbar aus dem Vervielfachten Zusammengesetzten entspricht; — wenn *b, d* Gleichvielfache von *a, c* sind, so heifsen *a, c gleichnamig* oder *ähnlich aliquote Theile* der *b, d*, und eben so heifst *c* ein aliquoter Theil *d* gleichnamig dem Vielfachen *b* von *a*". Diese hier herausgehobenen Stellen werden einigermafsen theils von den Grundideen des Vf., theils von der Manier seines Vortrags einen Begriff geben, dem man in der That, trotz alles sichtlichen Strebens nach Kürze und Präcision, das Lob der Klarheit nicht zu ertheilen im Stande ist. Die zuletzt angeführte Stelle von Nr. 29 dient, noch im ersten Buche selbst, zur Begründung des Begriffs der Proportionen, ohne den Begriff der Zahlen voraus zu setzen. Dasselbe Buch enthält auch noch Betrachtungen über variable Gröfsen, Functionen u. dgl.

Das *zweite* Buch hat zum Gegenstande besonders Gleichungen zwischen Gröfsen, auch Proportionen und selbst Progressionen, immer noch ohne Anwendung von Zahlen.

Das *dritte* Buch stellt zunächst den Begriff der Zahl, und zwar nicht ganz übel, in folgender Erklärung auf: „Der Ausdruck der Regel, durch Wiederholen des Vorstellens einer Gröfse ein bestimmt Vielfaches derselben zu erzeugen, heifst *Zahl*; der Ausdruck des einzeln Vorhandenseyns einer Gröfse ist *Eins* (1)". Diese Erklärung erstreckt sich jedoch nur auf ganze Zahlen. Mag sie auch vielleicht in einiger Hinsicht noch nicht scharf genug seyn, so ist sie doch schwerlich so ganz unrichtig, wie ein andrer Rec. (*Allg. Repertorium* 1834. Nr. 7.) zu glauben scheint. Die Ansicht, welche nach obigen Worten Hr. *L.* sich von der Natur der ganzen Zahlen und ihrem Unterschiede von den eigentlichen Gröfsen, im engern Sinne des Wortes, macht, scheint in der Hauptsache mit derjenigen zusammenzufallen, welche der gegenwärtige Rec. schon vor ziemlich vielen Jahren aufgestellt hat; indem dieser daher seine eigne Ansicht in ein Paar Worten aufstellen und vertheidigen will, hofft er daher auch zugleich Hn. *L.* einigermafsen zu vertheidigen. In einer benannten Zahl, z. B. 3 ℔, siehet der Rec. nichts anders, als ein *Product*; die Benennung Pfund zeigt den *Multiplicandus*, die blofse Zahl 3 aber den *Multiplicator* an, welcher bestimmt, wie vielmal man den Multiplicandus, hier 1 ℔, setzen müsse, um das Product zu erhalten. Sonach hat nun jede Zahl eine bestimmte Bedeutung. Die Zahl 1 enthält z. B. die Forderung, die Einheit unverändert zu lassen; die Zahl 2 verlangt, die Einheit einmal und noch einmal zu denken, dann das einzeln Gedachte in Eine Vorstellung zu vereinigen; die Zahl 0 ist keineswegs = Nichts, sondern sie verlangt die Einheit als gar nicht vorhanden zu denken; erst mit einer Benennung versehen deutet sie Nichts an. Auf eine solche Weise tritt eine scharfe Untersuchung zwischen den Zahlen und den eigentlichen Gröfsen hervor, die sich besonders in Bezug auf den Umstand nothwendig und nützlich zeigt, dafs *man* viele Rechnungen nur an Zahlen, nicht an eigentlichen Gröfsen vornehmen kann (Potenziirungen u. s. w.). Die Feststellung wissenschaftlicher Begriffe hat freilich in einem gewissen Grade etwas Willkürliches an sich, und so darf man vielleicht den Begriff der Gröfse auch in einem solchen weiteren Sinne fassen, dafs er auch die Zahlen unter sich begreift, ja leugnen läfst sich nicht, dafs der Gebrauch des Wortes Gröfse in einem solchen weiteren Sinne oft in ganzen Reihen von Sätzen eine grofse Bequemlichkeit gewährt; dennoch darf man keinen Augenblick den Unterschied vergessen, der zwischen einer unbenannten Zahl im eigentlichsten Sinne des Worts und einer Gröfse andrer Art Statt findet. Wer auf diese Ansichten nicht eingehen will, der wird wahrscheinlich *sich* z. B. bei der Zahl 3 nichts andres vorstellen, als „3 Einheiten" oder „3 Dinge", und der wird freilich mit dieser seiner Vorstellung bei Additionen und Subtractionen recht gut ausreichen. Wie wird er aber Multiplicationen mehrerer Zahlen, Potenziirungen, Wurzelausziehungen und allerlei höhere Rechnungen zu erklären im Stande seyn? Oder *sollte* wirklich die Multiplication 3 Dinge × 4 Dinge = 12 Dinge einen Sinn haben, die Multiplication 3 Groschen × 4 Groschen = 12 Groschen aber keinen? Wer sich unter der Zahl 3 nichts andres denkt, als 3 Dinge, 3 Einheiten, der hat, nach des Rec. Ansicht, noch nicht die wahre Idee der unbenannten Zahlen, sondern nur die Idee der allgemeinst-benannten Zahlen erfafst. — — Nach vielen andern Erklärungen folgen in unserm Buche sodann Betrachtungen von mannichfaltigen Zahlenverbindungen, besonders von Producten und Potenzen, aber auch Erklärungen über Wurzeln, über rationale und irrationale Zahlen, commensurable und incommensurable Gröfsen (der Vf. drückt sich unpassend aus: *A* ist commensurabel *durch B*). In Nr. 27. wird erklärt: „Die vierte Proportionale zu den Zahlengröfsen *a*, Eins und *b* heifst *der Quotient von b durch a*".

Das *vierte* Buch enthält besonders viele Sätze über Quotienten und Wurzeln, ja selbst Einiges von Logarithmen. Da nur bei unbenannten, nicht bei benannten Zahlen oder Gröfsen von Potenzen, Wurzeln und Logarithmen die Rede seyn kann, so darf man sich wohl wundern, dafs von diesen Sachen in der Gröfsenlehre, nicht der Zahlenlehre geredet wird. Erst gegen das Ende des vierten Buchs kommt etwas von negativen Zahlen, und zwar nur so gelegentlich, vor. Da heifst es in Nr. 76.: „*Erklärung.* Nach der Analogie von $\frac{a^{p+m}}{a^p} = a^m$ (durch einen Druckfehler

fehler steht a^p), wo der Exponent des Divisors nämlich einen Theil des Exponenten im Dividenden hebt, bezeichne man $\frac{a^p}{a^p - m}$ mit a^{-m} (*a unter minus oder negativ m*), so dafs mithin $a^{-m} = \frac{1}{a^m}$."

In Nr. 78 werden sodann Regeln für die Addition, die Subtraction und die Multiplication an negativen Zahlen gegeben, aber, wie sich deutlich genug zeigt, nur für Rechnungen an Potenzen, deren Exponenten negativ sind, indem auch die Beweise sich nur auf die Regeln für Rechnungen an Potenzen stützen. Weiterhin im Werke findet man kaum noch Etwas von negativen Zahlen, ausgenommen in Bezug auf Logarithmen, und besonders deren negative Kennziffern. Hier dürfte man wohl wünschen, die Ansichten zu kennen, welche den Vf. bewogen, den Begriff des Gegensatzes und der negativen Zahlen so sonderbar und so stiefmütterlich zu behandeln.

Aus dem Inhalte der *zweiten Abtheilung*, den Elementen der Zahlenlehre, will Rec. nichts Einzelnes ausheben, und nur bemerken, dafs in dieser Abtheilung, obgleich sie viel mehr Praktisches enthält, als die frühere, so wenig wie im ganzen Werke, eine Aufgabe vorkommt, dafs vielmehr Alles, was sonst in der Form von Aufgaben aufgestellt zu werden pflegt, vom Vf. in die Form von Lehrsätzen eingekleidet worden ist, welche gewöhnlich ungefähr so klingen: Wenn man dieses und jenes thut, so kommt dieſs und das heraus. Nicht selten füllt der Ausspruch eines solchen Lehrsatzes, ohne seinen Beweis, den Raum einer ganzen Seite, ja noch mehr; und überhaupt führt dieſs Verfahren zu einer grofsen Schwerfälligkeit der Darstellung. Der Vf. wird die Meinung gehabt haben, in einem rein wissenschaftlichen Werke dürfe nichts an die Praxis erinnern. Hebt aber die von ihm gewählte äufsere Einkleidung der Aufgabe wohl den innern praktischen Charakter derselben auf?

Es kommen in dem Werke eine Menge von neugebildeten Ausdrücken vor, zum Theil gut gewählt, zum Theil aber auch wenig passend oder ohne hinreichenden Grund aufgestellt. Z. B. „Grundbeziehungen zwischen Gröſsen" (die Beziehungen der Gleichheit oder Ungleichheit); „Verbundene Gröſsen" (= Polynomien); „Nach geradem oder ungeradem Vervielfachungsgesetze abhängige Gröſsen" (für die Beziehungen der directen und der umgekehrten Regel Detri); „Vervielfachungszahl; Theilungszahl; abgeleitete Zahlengröſsen; Gröſsenableitungsformen; Maafsform; Progressionalgröſsen." (Potenzen, Wurzeln und Ableitungen daraus); „Trennungszeichen" (das Komma, der Decimalstrich in Decimalbrüchen); „Zahlabschnitt, Bruchabschnitt" (der ganze und der gebrochne Theil eines Decimalbruchs) u. s. w.

Dafs der Vf. sein Buch nicht zu einem Leitfaden für den Unterricht bestimmt hat, gehet schon aus dem hervor, was im Anfange dieser Anzeige über den Inhalt der Vorrede bemerkt wurde. In der That wären auch Schüler, denen man mit Hülfe dieses Buchs eine gründliche Kenntnifs der Wissenschaft mittheilen wollte, recht sehr zu bedauern. Einsicht und Geist spricht sich, besonders hie und da im Einzelnen, in dem Buche wohl allerdings aus; jedoch, wenn man auch zugeben will, dafs das Bedürfnifs, welches zu befriedigen das Werk bestimmt ist, wirklich ein fühlbares sey, so kann man doch mit gutem Grunde zweifeln, dieſs Bedürfnifs sey durch dasselbe in der That auf glückliche Weise befriedigt.

Fn.

Ulm, b. Ebner, und Biberach b. d. Vf.: *Anfangsgründe der theoretischen und praktischen Geometrie.* Von (dem) Reallehrer *Prosſ*. Mit vielen Abbildungen. 1833. V. u. 446 S. gr. 8. (3 Rthl.)

Der Vf. wollte in vorliegendem Buche die praktische Geometrie durchaus mit der theoretischen verbinden, und fand sich, wie er sagt, dazu bewogen durch die häufig gemachte Erfahrung, dafs die grofse Zahl derjenigen, welche die Mathematik nicht in ihrem ganzen Umfange, sondern häufig nur die Geometrie und Arithmetik ihres materiellen Nutzens wegen studiren, an der reinen Theorie entweder wenig Geschmack finden, oder das Gelernte bald wieder vergessen, wenn sie nicht auch gleich mit der Anwendung bekannt gemacht werden. Aufserdem und ganz besonders habe ihn noch der Wunsch vieler praktischer Geometer bestimmt, ein Werk zu besitzen, dafs die Theorie und Praxis soviel als möglich mit einander vereinige. Wir aber können eine solche Vermengung unmöglich billigen, entweder die reine oder die angewandte Mathematik leidet darunter; denn es ist nicht möglich, bei einer solchen Verbindung den streng wissenschaftlichen Gang festzuhalten, den man bei dem Vortrage der reinen Mathematik mit Recht erwarten kann. Der Vf. hat das selbst gefühlt, und er sagt in dieser Beziehung selbst: „überall ist mir dieses (die Verbindung der praktischen Geometrie mit der theoretischen) nicht gelungen, indem ich, um Störungen in der systematischen Folge des theoretischen Theiles zu vermeiden, das Vertheilen der Flächen, und theilweise das Punctebestimmen mit dem Meſstische in besonderen Capiteln abzuhandeln mich genöthigt sah; ebenso mufste ich das Messen der Linien und Winkel dem theoretischen Theile voranschicken, obgleich dazu mehrmals Sätze erforderlich sind, die erst in der Folge vorgetragen werden; theils weil diese Aufgaben als Postulate der theoretischen und praktischen Geometrie vorangeschickt werden müssen, theils weil die zur weiteren Ausführung derselben nöthigen Lehrsätze nur zerstreut in dem Werke vorgetragen werden konnten, und dadurch das Ganze zu sehr getrennt worden wäre." Aber schon das hätte den Vf. von der Ausführung dieses Planes abhalten sollen, da es doch nur Stückwerk geben konnte. Mehr aber, als die praktische

tische Geometrie, hat die theoretische dabei gelitten, die aller systematisch geordneten Behandlung entbehrt. So erscheint sogleich im Anfange §. 19. die Erklärung: „unter dem Winkel, den zwei krumme Linien mit einander bilden, versteht man den Winkel, welchen die beiden Tangenten, die man von der Spitze des Winkels aus an beide Bogen zieht, mit einander machen." Wie soll der Schüler das verstehn, zumal, da von der Tangente noch gar nicht die Rede gewesen ist? In §. 74. ist der Lehrsatz gegeben: „eine gerade Linie, welche den Winkel an der Spitze eines gleichschenklichen Dreiecks halbirt, halbirt auch die Grundlinie, und steht senkrecht auf derselben." Nachdem nun dieser Satz bewiesen ist, so heifst es weiter: „Zusatz 1. Wenn man von dem Halbirungspunkte der Grundlinie eines gleichschenklichen Dreiecks eine Gerade an die Spitze zieht, so halbirt diese den Winkel an der Spitze, und steht senkrecht auf der Grundlinie. Zusatz 2. Wenn man im Halbirungspunkte der Grundlinie eines gleichschenklichen Dreiecks ein Perpendikel errichtet, so geht dieser durch die Spitze, und halbirt den Winkel an derselben. Zusatz 3. Wenn man von der Spitze eines gleichschenklichen Dreiecks ein Perpendikel auf die Grundlinie fällt, so halbirt dieser die Grundlinie und den Winkel an der Spitze." Aber alles dieses, und besonders No. 2. sind keine Zusätze, sondern Lehrsätze, die immer eines, wenn auch noch so leichten Beweises bedürfen. In §. 85 kommt die Aufgabe vor, ein Dreieck zu construiren, wozu zwei Seiten und einer der gegenüberliegenden Winkel gegeben sind. Der Vf. macht richtig erst darauf aufmerksam, dafs man hier zwei Fälle zu unterscheiden habe, je nachdem nämlich der gegebene Winkel der kleineren oder der gröfseren Seite gegenüberliege. Beide Fälle werden nun durchgegangen, und daraus erst der Lehrsatz abgeleitet, der nun freilich keinen Beweis mehr erhielt, und dessen auch nicht bedurfte, dafs zwei Dreiecke congruent sind, wenn zwei Seiten und der der gröfseren von diesen gegenüberliegende Winkel in dem einen Dreieck so grofs, als im andern sind. In §. 88 erscheint erst die Aufgabe, über einer gegebenen Geraden ein gleichschenkliches Dreieck zu verzeichnen. Der dritte Abschnitt handelt von der Proportionalität der Linien und der Aehnlichkeit der Figuren. Man erwartet zu Anfang dieses Kapitels wenigstens das Nöthigste über Commensurabilität und Incommensurabilität, aber davon findet sich nichts, sondern der Vf. beginnt den Abschnitt sogleich mit dem Lehrsatze: wenn man zwei gerade Linien unter irgend einem Winkel mit zweien ihrer Endpunkte zusammenstöfst; die eine davon in eine beliebige Anzahl gleicher Theile theilt, die beiden andern Endpunkte derselben durch eine Gerade verbindet, und durch die Theilpunkte der ersten Geraden Parallellinien mit der Verbindungslinie zieht; so theilen diese Parallelen auch die andere Gerade in eben so viele und unter sich gleiche Theile. Ueberhaupt hat uns hier die ganze Anordnung nicht gefallen. Der praktische Theil ist dagegen ungleich besser gearbeitet, und ist recht brauchbar. Ausdrücke, wie „spitziger Winkel, Hypothenuse, das Eck (überhaupt ein übeler Ausdruck für einen Winkelpunkt einer Figur) sind häufig, und fallen unangenehm auf. Druck und Papier sind gut. *M.*

SCHÖNE LITERATUR.

CARLSRUHE u. BADEN, in der Marx'schen Buch- u. Kunsthandlung: *Sinzendorf. Wahrheit und Dichtung* von *Franziska v. Stengel*. 1835. 2 Thle. I, 175 S.; II, 188 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Sinzendorf ist unter Kaiser Leopold's Regierung Hofkammer-Präsident in Wien, hat sich in zweiter Ehe mit einer Herzogin von Holstein-Wiesenburg vermählt und, um den übermäfsigen Aufwand seiner durchlauchtigen Gemalin bestreiten zu können, sich unterschiedliche Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen. Die Entdeckung dieser *falsa* in den Rechnungen u. s. w. ziehen seinen Sturz nach sich, und auf eines seiner Güter allergnädigst exilirt, *stirbt* er nach anderthalbjährigem Siechen aus Gram, sowol über den selbstverschuldeten Schimpf als auch über den Leichtsinn seiner Gemalin, welche aus dem Exil mit ihrem Anbeter, einen Fürsten von *Lobkowiz* davongeht. Es versteht sich von selbst, dafs *Fr. v. Stengel* die Geschichte nicht ohne Liebe gelassen hat, da der Graf eine Tochter erster Ehe und eines Vettern Sohn, unter dem Namen Heinrich von Blum, im Hause hat. Da der junge Mann, so wenig wie die Dame, weifs, dafs er ein geborner Graf Sinzendorf ist, er sich als Hofkammersecretär und Pflegesohn des Grafen für eine sehr untergeordnete Person hält, so bekommt diese Liebschaft den bekannten Romancharakter und wird für zärtliche Seelen sehr rührend, um so mehr, da der Liebhaber, wie das hergebracht ist, als ein höchst edler Mensch auftritt. Bemerkt mufs noch werden, dafs die Verfasserin auch einen Mann mit lateinischen Phrasen im Munde aufgeführt hat, der Cicero, Ovid u. dgl. citirt, den bekannten Chemiker Becher. — In frühern Zeiten war es eine Schmach für deutsche Frauen wenn sie Latein verstanden, wie dergleichen öfter erwähnt wird. — Was die Ausführung betrifft, so ist die Sache wie in allen diesen Romanen mittleren Werthes. Bessere Schriftstellerinnen, wie *Henriette Hanke*, *Johanna Schopenhauer*, erreicht *Fr. v. Stengel* nicht; indefs sind manche ihrer Schilderungen treffend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

MATHEMATIK.

BERLIN, in Comm. b. Logier: *Beweis des eilften Euklidischen Grundsatzes.* Von *S. Metzing.* 45 S. 8. Mit einer Kupfertaf. 1834. (6 gGr.)

Es ist dies einer von den vielen Versuchen, womit die mathematische Literatur fast jedes Jahr bereichert wird, die jedoch die Sache, um welche es sich handelt, durchaus nicht fördern. Am treffendsten hat sich noch neuerlich *Grunert* in Greifswald über dergleichen Versuche ausgesprochen, und bemerkt, dafs es ohne Zweifel ganz vergebene Mühe seyn werde, mit den Grundsätzen, die man in der Regel in der Einleitung zur Mathematik anzunehmen pflegt, hier auszureichen, weshalb er vorschlägt, den Satz als Grundsatz anzunehmen, dafs zwei gerade Linien, die einer dritten parallel sind, einander selbst parallel seyn müssen, ein Satz, der dem bekannten Grundsatze vollkommen analog sey, dafs zwei Gröfsen, die einer dritten gleich sind, auch unter einander gleich seyen. Unser Vf. hat etwas Aehnliches dunkel gefühlt, oder er ist wenigstens nicht mit der Aufrichtigkeit zu Werke gegangen, wie Grunert in seinem Lehrbuche der Geometrie. Unser Vf. schickt nämlich 48 Sätze voraus, die entweder Grundsätze oder doch solche Lehrsätze und Aufgaben seyn sollen, deren Beweis und Lösung, vollkommen unabhängig von der Parallelentheorie, hier schon vorausgesetzt werden kann. Aber gerade hier ist die Klippe, woran der Vf. scheitert. Unter diesen 48 Sätzen nämlich, deren gröfsten Theil ihm Niemand bestreiten wird, befinden sich zwei, die keinesweges so unbedingt als Grundsätze gelten können, nämlich No. 23. und 24. No. 23. heifst: „wenn eine Linie aufserhalb einer geraden Linie in derselben Ebene dergestalt fortläuft, dafs sie in jedem ihrer Punkte stets gleich weit von der geraden Linie entfernt bleibt, so hat sie in sich selbst eine überall gleichmäfsige Richtung, und ist demnach eine gerade Linie." Noch weit bedenklicher aber ist No. 24.: „Zwei über einander in *einer* Ebene fortlaufende gerade Linien, wovon zwei Punkte der einen gleich weit von der andern entfernt sind, liegen überall in gleicher Entfernung von einander." Dieser Satz läfst sich doch unmöglich anders verstehn, als so: zwei gerade Linien, die so neben einander laufen, dafs zwei Perpendikel von zwei Punkten der einen auf die andere gefällt, einander gleich sind, liegen überall in gleicher Entfernung von einander, oder sind parallel. Aber das ist nimmer ein Grundsatz, und bedarf eines Beweises eben so gut, als der eilfte Euklidische Grundsatz selbst. Geben wir freilich diesen Satz zu, so hat der Vf. sein Ziel erreicht, denn er bauet sehr schön darauf fort, und kommt dann sehr folgerichtig zu seinem *quod erat demonstrandum.* Da es jedoch nicht uninteressant ist, zu sehn, wie der Vf., nicht ohne Scharfsinn, weiter geht, so wollen wir den Weg, den er einschlägt, kurz andeuten. Nach jenen 48 Sätzen nämlich erscheint Lehrsatz 1.: „wenn in einem geradlinigen Vierecke die an einer und derselben Seite liegenden Winkel unter einander gleich sind, so sind die an der vierten Seite liegenden Winkel ebenfalls einander gleich." Lehrsatz 2.: „sind in einem geradlinigen Vierecke die an einer und derselben Seite liegenden Winkel einander gleich, und die an der gegenüberstehenden Seite liegenden Winkel ebenfalls einander gleich, so sind auch die sich gegenüber liegenden beiden anderen Seiten des Vierecks einander gleich." Lehrsatz 3.: „wenn in einem geradlinigen Vierecke die an einer und derselben Seite liegenden Winkel einander gleich, die an der gegenüberstehenden Seite liegenden Winkel aber unter einander ungleich sind, so ist von den beiden übrigen Seiten des Vierecks diejenige die gröfsere, woran der kleinere Winkel liegt." Soweit ist Alles richtig und gehörig bewiesen. Nicht aber so Lehrsatz 4.: „wenn zwei gerade Linien in *einer* Ebene über einander dergestalt liegen, dafs zwei Punkte der einen nicht gleich weit von der anderen Linie entfernt sind, so nähern sich beide Linien von der gröfseren Entfernung aus nach der Seite hin, wo die kleinere Entfernung eintritt, in jedem Punkte immer mehr, und entfernen sich dagegen von der anderen Seite fortwährend weiter von einander." Hier hat nun der Vf. jenen Satz No. 24. zu Hülfe gerufen, und da dieser als Grundsatz nicht gelten kann, so fällt auch Lehrsatz 4. mit ihm. Lehrsatz 5.: „wenn in einem geradlinigen Vierecke sich drei Winkel befinden, wovon jeder gleich einem Rechten ist, so ist auch der vierte Winkel ein Rechter." Dieser Satz fällt gleichfalls mit Lehrsatz 4. Lehrsatz 6.: „in jedem Dreiecke sind alle drei Winkel zusammengenommen gleich zweien rechten Winkeln." Dies beweist der Vf. in drei Abtheilungen für das gleichseitige, gleichschenkliche und ungleichseitige Dreieck besonders. Fällt auch mit Lehrsatz 5. Wir können hier den Vf. auf seinem weiteren Wege verlassen, da bekanntlich Alles gewonnen wäre, wenn es gelänge, diesen Lehrsatz 6. ohne Hülfe der Parallelen zu beweisen. Das Aeufsere der Schrift verdient alles Lob.

M.

GEOGNOSIE.

Stuttgart, b. Schweizerbart: *Lehrbuch der Geognosie und Geologie* von *Karl Cäsar von Leonhard*. Mit Abbildungen. 1835. XVI und 869 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Herr von Leonhard besitzt das gute Talent, das allerneueste, was die Wissenschaft bringt, gleich in Handbuchsform angemessen zu verarbeiten und so rasch zu einem Gemeingut der Nation zu machen. Er ist der wahre Popularisirer der Mineralogie, Geognosie und Geologie: ein Verdienst, welches wir nicht geringe achten möchten und das er sich seit mehrern Decennien bereits in nicht kleinem Maafse erworben hat. Jede neue Arbeit von ihm bewährt jenes Talent verjüngt und in gröfserer Vollkommenheit, und so ist dieses auch der Fall bei dem vorliegenden neuen, reichlich ausgestatteten Lehrbuche der Geognosie und Geologie, welches den dritten Band der „Naturgeschichte der drei Reiche, zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von *G. W. Bischoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. C. v. Leonhard, F. S. Leukart* und *F. S. Voigt*" bildet, aber auch selbstständig unter dem am Kopfe des Gegenwärtigen angegebenen Titel in den Buchhandel gekommen ist.

Das Buch beginnt mit einer ansprechenden *Einleitung*, in welcher uns gleich auf der ersten Seite, was jedoch nicht als Vorwurf bemerkt wird, ziemlich verbale Reminiscenzen von Cuvier wiederzuhallen scheinen, die den Werth der Wissenschaft darstellen und für dieselbe gewinnen sollen. Dann folgen *Aufgaben des Studiums und Begriffsbestimmungen* (der Geologie und Geognosie), woran sich sachgemäfse Erörterungen des Nutzens geognostisch-geologischer Kenntnisse für das bürgerliche Leben reihen. Die *Quellen* und *Hülfskenntnisse und Hülfsmittel* werden dem Anfänger anschaulich gemacht, nach ihrem mehr oder mindern Werthe vorgeführt und gewürdigt. Den Schluss bildet eine für den Zweck reichliche Uebersicht der *Literatur* in guter Auswahl.

Der *erste Abschnitt*, *die Felsarten*, enthält die Petrographie. Was Felsarten sind, welche einfache Bestandtheile die Hauptrolle in ihrer Zusammensetzung spielen, welche Mineralien vorzüglich die Felsarten bilden, was gleichartige, scheinbar gleichartige, ungleichartige, Trümmer-Gesteine, lose Gebirgsarten und Kohlen sind, wird zunächst abgehandelt. Dann folgt die Lehre von der Struktur der Gesteine, wonach diese abgetheilt werden in körnige, schieferige und dichte, in Porphyre und Mandelsteine. Die *mineralogische Klassifikation der Felsarten* des Vfs. hätten wir lieber petrographische Klassifikation genannt, und in dieser Bemerkung liegt zur Genüge angedeutet, was der Vf. darunter versteht. Sein System ist einfach, übersichtlich, so wie wir es aus seinen frühern ähnlichen Arbeiten schon kennen; die Begriffs-Bestimmungen sind kurz, nicht überladen, die Namen nicht fremdartig, gut aus den allgemein bekannten gewählt, und eben so ist die französische und englische Nomenclatur beigefügt. Die erst der Charakteristik der Felsarten folgenden Entwickelungen: *Beigemengte Theile in Felsarten enthaltend* (d. h. zufällige Gemengtheile) und *Uebergänge der Felsarten* würden wir jenen haben vorausgehen lassen, da sich diese Gegenstände am füglichsten an die Lehre von der Struktur der Gesteine anschliefsen. *Schichtung*, *Absonderung*, *Zerklüftung der Gesteine*. Mit wahrem Genufs haben wir diese Abtheilungen gelesen; die Begriffe sind scharf gestellt, grofse Vollständigkeit herrscht überall vor, die Darstellung ist anziehend, durch trefflich gewählte Beispiele erläutert, das Genetische ist angemessen eingewebt, gegriffen aus dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft, kurz Rec. vermöchte kaum etwas an diesem wichtigen Theile des Lehrbuchs zu rügen. *Anwendung der Gesteine*: eine gedrängte übersichtliche Darstellung, welche zwar streng genommen nicht in ein Lehrbuch der Geognosie gehört, in einem Elementarwerk doch gerade nicht tadelnswerth ist und darin allgemein gerne angetroffen wird.

Zweiter Abschnitt: *Bildungsweise und Lagerungsart der Felsmassen. Neptunische und vulkanische Theorieen.* Die Begriffe davon werden im Allgemeinen entwickelt. *Normale Felsmassen. Versteinerungen.* Bedeutung derselben für die Geognosie und Geologie. Bei den Gypsen wird eine zweifache Genesis, die neptunische und vulkanische angenommen; der ersteren gehören die Versteinerungen führenden Gypse an. So viel auch in neuerer Zeit über die Gypse beobachtet und ermittelt ist, so meint doch Rec., dafs gerade dabei noch viel zu thun übrig sey. Was vorliegt hat der Vf. im Allgemeinen gut ausgeführt. *Gleichförmige und ungleichförmige Lagerung. Altersfolge und Gruppirung normaler Gesteine. Abnorme Felsmassen. Lagerungsweise. Gestein-Gänge. Lagerartige abnorme Felsmassen. Bestand abnormer Gesteine*: Beweise aus diesem, dafs die abnormen Felsmassen einst im Zustande glühenden Flüssigseyns waren. *Bildungsweise abnormer Massen*: sehr gute, durch zahlreiche Beispiele belegte weitere Beweise für die vulkanische Bildung. *Abnorme Gesteine führen keine Versteinerungen. Altersfolge abnormer Gesteine.* Schwierigkeit dieser Bestimmung; abnorme Gebilde seyen neuern Ursprungs, als alle normale, zwischen denen sie aus der Tiefe gewaltsam emporgedrängt wurden; gewisse abnorme Gesteine aber dürften sämmtlichen normalen in Absicht auf ihr Alter vorangehen, denn ein Theil der erstern liegt tiefer als letztere. *Die Reibungs-Conglomerate. Verbreitung normaler und abnormer Fels-Gebilde.*

Dritter Abschnitt: *geognostisch-geologisches System der Felsarten*: wird eingeleitet durch einen Rückblick auf das Werner'sche System, dann folgt das Detail über die zehn Gruppen normaler Gebilde, welche der Vf. vom jüngsten zum ältesten übergehend aufstellt. In der Angabe der Petrefakten hat sich der Vf. blos auf die bezeichnenden der verschiedenen Felsgebilde beschränkt. *I. Post-Diluvianische Gebilde*; ihre Glieder sind die Dammerde, der Rasen-Eisenstein, der Torf, der Sand und Schlamm, die Ge-

Geschiebe, der jüngste Meeres-Sandstein, der jüngste Meereskalk und die Ablagerungen von Meeres-Schaalthier-Ueberbleibseln. II. *Diluvianische Gebilde*; Glieder: der Gebirgsschutt und die grofsen Blöcke, das Gerölle, der Grufs, Kies und Sand, der Lehm und Thon mit dem Knochen-Trümmer-Gestein, dem Höhlen-Schlamm u. s. w., das Bohnerz, der Süfswasserquarz, der Süfswasserkalk, der Muschel-Sand und Sandstein, die Molasse und Nagelflur und gewisse Braunkohlen. *III. Süfswassergyps, Grobkalk, plastischer Thon und Braunkohlen*; Glieder: Sand, Sandstein und Mergel, Gyps und Mergel, Süfswasserkalk, Grobkalk, plastischer Thon, Braunkohlen. *IV. Kreide und grüner Sandstein*; Glieder: Kreide, grüner Sandstein, Wälder Thon, Eisen-Sandstein, Purbeck-Kalkstein. *V. Jura- und Oolithenkalk-Gebilde*; Glieder: Portlander Kalk, Kimmeridger Thon, Coralrag, Oxforder Thon, lithographischer Stein, Polypen-Kalk, oberer oder jüngerer Jura- und Oolithen-Kalk, Jura-Dolomit, unterer dichter Jurakalk und unterer oder eisenschüssiger Oolith. *VI. Lias und Keuper*; Glieder: Lias-Sandstein, Liasschiefer, Liaskalk, oberer oder quarziger Keuper-Sandstein, oberer Keuper-Mergel, mittlerer oder bunter thoniger Keuper-Sandstein, mittlerer Keuper-Mergel, Keuper-Gyps, unterer Keuper-Mergel, unterer thoniger Keuper-Sandstein, Gyps mit Anhydrit und Steinsalz. *VII. Muschelkalk und bunter Sandstein*; Glieder: Kohlenletten (im Register steht irrthümlich Kohlenkalk), Muschelkalk-Dolomit, Muschelkalk, mergeliger und bituminöser Kalk, Gyps, Salzthon, Steinsalz, bunter Sandstein. *VIII. Zechstein und Todt-Liegendes*; Glieder: Gyps, bituminöser Kalk, Dolomit (Rauchwacke), Mergelerde (Asche), Zechstein, Kupferschiefer, Todt-Liegendes. *IX. Steinkohlen*; Glieder: Kohlenschiefer, Steinkohlen, Kohlen-Sandstein, Bergkalk, alter rother Sandstein. *X. Uebergangs-Kalk, Grauwacke und Thonschiefer*; Glieder: Uebergangs-Kalk, Dolomit, Grauwacke, Grauwacke-Schiefer, Thonschiefer. — Die zweite Abtheilung des dritten Abschnitts handelt von den *abnormen Felsmassen*. Einleitend spricht sich der Vf. gegen *Macculoch* und *Lyell* sehr wacker und gründlich widerlegend in Hinsicht ihrer Ansicht aus, dafs Gneis, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer u. s. w. nichts anders als durch Hitze umgeänderte neptunische Bildungen seyen. „Es giebt", so sagt unter Anderm der Vf., „in der ganzen Gebirgsarten-Reihe nicht wohl zwei Glieder, welche in so vielen Hinsichten einander ungemein nahe ständen, als Granite und Gneifse; die einzige Unterscheidung beruht, genau genommen, nur auf der verschiedenartigen Vertheilung des Glimmers und auf dessen Menge. Warum will man der schaffenden Naturkraft das Recht streitig machen, dafs sie ursprünglich, aus unmittelbarer Quelle schöpfend, habe Gneifse hervorbringen können, während nie in Absicht der Granit-Genese, ein ähnlicher Zweifel rege geworden? Die Granite könnte man ja eben so gut als Umwandelungs-Produkte aus Sandsteinen ansehen, wie die Gneifse. Bei solchen Umwandelungen darf die chemische Natur der Gemengtheile, welche die, angeblich durch plutonischen Einfluss, gleichsam neu geschaffenen, Felsarten zusammensetzen, nicht übersehen werden u. s. w." Ueberhaupt hält Rec. den geistreichen *Lyell* für einen wahrhaften geologischen Dammdurchreifser, der in vielen Dingen den Nagel tüchtig auf den Kopf getroffen hat, dadurch aber sehr leicht besticht und hinreifst, so dafs man sich wohl hüthen mufs, alle seine Reformen für baare Münze hinzunehmen, wozu man leicht verführt werden kann, wenn man nicht überall die strengste Kritik zu Hülfe nimmt, welche in der That seine Annahmen lange nicht alle auszuhalten vermögen. Der Vf. theilt die abnormen Felsmassen in *I. vulkanische Gebilde*, 1. Erzeugnisse neuer Feuerberge und diesen zunächst stehende Felsarten; *a.* Lava, Lava-Trümmer-Gesteine, *b.* Trachyt und trachytische Konglomerate, *c.* Pechstein, Perlstein, Obsidian und Bimsstein, 2. basaltische Gebilde, Augit-Porphyr und ihnen zunächst stehende Gesteine, *a.* Basalt, *b.* Augit-Porphyr, *c.* Wacke, *d.* Phonolith. *II. plutonische Gebilde* 1. Diorit, Serpentin, Gabbro und diesen mehr oder weniger nahe stehende Gebirgsarten, *a.* Diorit, Dioritschiefer und Aphanit, *b.* Serpentinfels und Gabbro, 2. Porphyre, Granite, Glimmerschiefer, Gneifse und diesen verwandte oder untergeordnete Gesteine, *a.* Pyromerid, *b.* Eklogit, *c.* Hornblende-Gestein, Hornblendeschiefer und Augitfels, *d.* Feldstein-Porphyr, *e.* Quarzfels, *f.* Topasfels, *g.* Granulit, *h.* Syenit, *i.* Granit und Protogyn, *k.* Chlorit und Talkschiefer, *l.* Eisenglimmerschiefer und Itakolumit, *m.* körniger Kalk, *n.* körniger Gyps, *o.* Dolomit, *p.* Glimmerschiefer, *q.* Gneifs. Bei der Trennung der abnormen Felsarten in vulkanische und plutonische Gebilde kömmt der erfahrene Geognost zwar nicht in Verlegenheit, was er zu der einen oder zu der andern Abtheilung bringen soll, aber der Wissenschaft gebricht es doch noch an scharfen Definitionen für diese Sonderung. Eben so zusagend wie wir diese ganze Anordnung erkennen möchten, ist auch die Ausarbeitung; in der Wahl des Aufgenommenen und der Darstellung, so wie insbesondere der schlagend ausgehobenen belegenden Beispiele, übertrifft sie im Ganzen genommen gewifs, im Einzelnen aber auch meistens die bisher vorhandenen Lehr- und Handbücher der Geognosie des In- und Auslandes. Keine bedeutungsvolle Quelle, welche Vertrauen verdient, dürfte ganz unbenutzt gelassen seyn.

Vierter Abschnitt: Allgemeine Verhältnisse des Erdkörpers. Diese, welche der Vf. hier der Reihe nach durchnimmt, sind: *Erdgestalt, Erdwärme, Erdkern, Dichtheit der Erde, Magnetismus derselben, Allgemeine Thatsachen über Land und Wasser.* Wenn der Vf. sich über die Natur des Erdkerns, nach vorhergegangenen anderen bekannten Ansichten, dahin ausdrückt, dafs die Erzeugnisse, welche unsere noch thätigen Vulkane liefern, richtigere Schlüsse über die das Erd-Innere bis zu gröfseren Tiefen muthmafslich

lich gebildeten Substanzen gestatten, so steht dies einigermafsen im Widerspruche mit den unmittelbar folgenden Angaben der mittleren Dichtigkeit der Erde. Doch ist jene Meinungs-Andeutung vorsichtig genug gegeben, da der Vf. sie nur auf die Masse der Erde bis zu gröfsern Tiefen (also nicht ausdrücklich bis zum Mittelpunkte) bezieht, auch noch hinzusetzt, dafs das Problem von der Natur des Erdkerns sich aufserhalb der Grenzen unseres Erkenntnifs-Vermögens befinde. Unter den allgemeinen Thatsachen über Land und Wasser begreift der Vf. die Vertheilung des Landes und Wassers und das Generelle über die Gebirge, welches eigentlich einen Theil, den Anfang, des

Fünften Abschnitts: *Aufsenfläche des Planeten*, hätte bilden müssen, worin speciell die Rede von den *Hügeln und Bergen*, den *Gebirgen*, den *Schluchten* und *Thälern*, den *Gebirgs-Pässen*, den *Kesseln*, *Becken*, *Mulden und Wannen*, dem *bergigen und hügeligen Lande*, den *Ebenen* und dem *Meeresboden* ist. Viele neuere Lehrbücher der Geognosie sind in den Fehler verfallen, diesen Abschnitt zu unverhältnifsmäfsig weit auszuführen, darin eine wahre physikalische Geographie zu liefern, welche die Geognosie in solchem Umfange gerade nicht nothwendig bedürfen möchte. Wir loben daher die schöne Mittelstrafse, welche der Vf. in dieser Beziehung inne zu halten verstanden hat.

Sechster Abschnitt: *Luft und Wasser, den Erdkörper umgebend und bedeckend.* Das Physikalische und Chemische, welches dem Geologen hülfreich zu Erklärungen die Hand bieten kann, ist eben so zweckmäfsig ausgewählt und gesammelt, als gedrängt zusammengestellt nach folgender Anordnung: *Atmosphäre*, *Weltmeer*, *Uebergang des Wassers in die Atmosphäre und Rückkehr desselben auf die Erde*, *Quellen*, *Flüsse*, *See'n*, *Eis*, *Schneegrenze*, *Lavinen*, *Gletscher*, *Eisberge und Eisfelder*.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Berlin, in Commission b. Fröhlich u. Comp.: *Harmonie*, *Sympathie und Ausdauer*. Ein Roman von *L. E. Elix*. XII u. 192 S. 1835. gr. 12. (16 gGr.)

Die Schriftstellerwuth ist grofs! Ich bin ein Edelmann und habe ein erkleckliches Vermögen, warum soll ich also nicht auch als Dichter auftreten? läfst Horaz schon seine Zeitgenossen sagen und heut zu tage würde man die Phrase so wenden können: ich habe nun schon so lange aus den Leihbibliotheken Romane gelesen, warum soll ich nun nicht selber welche schreiben können, da ich doch auch Schreibstunde gehabt habe. Das vorliegende Buch gibt zu dergleichen Aeufserungen hinlänglich Anlafs. Die Vorrede schon, in welcher der Vf. den *humanen Leser inständigst* und *demüthsvoll* bittet, seinen *Roman* als ersten Versuch, den er *höchst befangen* dem *hochverehrten* Publiko überreicht, zu betrachten und einen *schonenden Schleier* über die Mängel zu ziehen, die er vielleicht noch im reichsten Maafse hat, erwecken keine gute Vorbedeutung. Das Büchlein selbst aber verräth noch gar zu viel Schülerhaftigkeit in Form und Inhalt, und die Erzählung von der Panther u. a., so wie die fünf Seiten französischer Verse mit angefügter Uebersetzung und andere Citate ist vollkommen überflüssig, wenn nicht die Bogenvermehrung in Betracht gezogen wird. Hr. *Elix* wird wohlthun im Vertrauen auf die gütige Nachsicht seiner Freunde, diesen nur seine Opera *vorlesen* zu wollen, bis er etwas reifer geworden ist.

Leipzig, im Litterar. Museum: *Heinrich der Finkler, König der Deutschen*. Ein historisches Schauspiel in fünf Acten von *Julius Mosen*. 228 S. 8. 1836. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf. hat es nicht daran fehlen lassen uns alle mögliche Begebenheiten und Thaten aus Heinrichs Leben vorzuführen. Man wird mit dem Wunsche der Sachsen bekannt, dafs Heinrich König werden möchte, ist bei der Wahl in Fritzlar, *zehn* Seiten hindurch auf dem Vogelheerd, wohin auch die Deputation kommt und huldigt. Die Besiegung Gieselberts von Lothringen, die Gründung Meissens, die sehr rührend ausfällt, ferner die Belehnung der Prinzen Otto und Heinrich mit den sächsischen und baierschen Herzogthümern, wobei die Königin Mutter auch gute Lehren ertheilt, die Slaven- und Ungarnschlachten, nebenher einige platonische und unplatonische aber doch hütten- und hungerselige Liebschaft, unterschiedliche Narrheit und Abgeschmacktheit, kurz Alles, Alles wird aus grausamer Weise in gräfslichen Jamben, die ihrer Natur nach fünffüfsig seyn sollen, erzählt. O *Julius Mosen* du bist grausam, hättest du doch die Hälfte, wenn nicht das Ganze für Dich behalten! Und welche Verse! Wie friedlich lagern sich Alexandriner, Fünffüfsler, Trimeter, dactylische Verse und allerlei Unverse nebeneinander. Mitunter kommen auch Reime, aber das meiste ist doch *ungereimt*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

GEOGNOSIE.

STUTTGART, b. Schweizerbart: *Lehrbuch der Geognosie und Geologie* von *Karl Cäsar v. Leonhard* u. s. w.

(Beschluss von Nr. 34.)

Siebenter Abschnitt: *Ursachen und Kräfte, die noch wirksam sind bei Aenderungen der Erd-Oberfläche.* Der Vf. gehört nicht zu denjenigen, welche, wie *Lyell*, mit der Kenntnifs der Ursachen, der Kräfte, welche fortdauernden Einfluss auf die Planetenrinde üben, alle vorgekommenen Umwälzungen erklären wollen. Er erkennt vielmehr, dass der Gang der Natur sich geändert, dass die Agentien, die sie noch anwendet, in dem Maasse nicht zugereicht haben würden, alle Wirkungen alter Epochen hervorzubringen, dass aber die Kenntnifs dieser Kräfte, wenn sie auch nur einen Theil der Veränderungen erkläre, dem Geologen sehr wichtig sey. So geht er denn der Reihe nach durch die *Einwirkung der Schwere*, *der Atmosphäre*, *des Wassers*, *die chemischen Wirkungen*, *die Verwitterung der Gesteine* (als gemeinsames Produkt verschiedener Ursachen und Kräfte), *die Bergstürze und Erdfälle*, *Felsenbrüche*, *die Höhlen*, *die Thäler* (gerade so wie der Vf. denkt Rec. sich die Thalbildungen, über welche man in der neuern Zeit so vielfach gestritten hat. Hr. *v. Leonhard* sagt nämlich nach vorhergegangner Erörterung der verschiedenen Ansichten: „die Thalbildung dürfte das zusammengesetzte Ergebnifs aller Kräfte seyn, welche auf das Aeufsere unseres Planeten einwirkten, seit der Zeit, wo jene Oberfläche aus dem Wasser emporstieg") *und die Vulkane.* Bei diesen geht der Vf. mit Recht in viel Einzelnes ein, was jeder Leser mit dem Rec. gern sehen mufs, da die Vulkane nicht allein einen wichtigen und sehr interessanten Theil der Geognosie und Geologie bilden, sondern auch der Vf. dabei sich auf einem ihm besonders wohlbekannten Felde befindet, worauf er schon früher mit sehr gutem Erfolge gearbeitet hat. Er handelt nach Mittheilung des Allgemeinen von der *Gestalt vulkanischer Berge*, den *Kratern* (die Erhebungs-Kratern werden ausführlich mit den vielen Für- und Gegenreden, welche die neuere Zeit erzeugt hat, vorgetragen), den *Ausbruchs-Spalten*, den *Eruptionen*, den *Laven und ihren näheren Verhältnissen.* Mit Ausschluss des Petrographischen, welches schon früher seine Stelle gefunden hat, ist unter dieser Rubrik besonders aufgeführt: „Wärmegrad flüssiger Lava, Fliefsen der Lava, Erstarren der Lava und darauf einwirkende Umstände, Erguss der Lava in Spalten, Lavaströme das Meer erreichend, artesische Brunnen in der Nähe des Vesuvs erbohrt. Letztere nennt der Vf. eine in neuester Zeit bekannt gewordene Thatsache, welche *in mehrseitiger Hinsicht Interesse und Beachtung* verdient"(?). Die Thatsache ist umständlich beschrieben, aber Rec. sieht darnach nichts besonders Merkwürdiges dabei: es handelt sich blos von einem artesischen Brunnen im vulkanischen Gebirge erbohrt unter sonst ganz gewöhnlichen physikalischen Verhältnissen, dessen Wasser nur sehr reich an kohlensaurem Gas ist, wovon die Erklärung ebenfalls hier so nahe liegt, dass sie nicht besonders herausgehoben zu werden verdient. Mittheilungen über folgende Gegenstände kommen nun ferner zum Vortrage: *Entwickelung gasförmiger Substanzen und Sublimationen*, *Eruptionen von Fischen*, *submarinische Eruptionen*, *Central- und Reihen-Vulkane* (*nach v. Buch*) *und Theorieen der Vulkane.* Unter diesen Theorieen werden erwähnt, auch die wichtigern näher erörtert; die Lehre vom Centralfeuer, die Theorieen von *Lister*, *Lemery*, *Romme*, *Deluc*, *Dolomieu*, *Patrin*, *Breislack*, *Przystanowsky*, *Davy*, *Gay-Lussac*, *Poulett-Scrope*, *Monticelli* und *Daubeny.* Der Vf. verfährt hierbei rein historisch mittheilend; das Für und Wider der Theorieen, und darunter namentlich sehr ausführlich die gehaltvollen Einreden *Girardin's* gegen *Davy*, führt er auf, ohne sich selbst für eine der angeführten Theorieen bestimmt auszusprechen, noch eine eigene aufzustellen. Ueberhaupt ist es eine Eigenthümlichkeit des ganzen Buchs, dass der Vf. nur sehr selten bei zweifelhaften theoretischen Dingen mit seiner eigenen Meinung bestimmt hervortritt: bei den vulkanischen Theorieen scheint es aber um so weniger seine Absicht gewesen zu seyn, sich selbst näher auszusprechen, da er die Rubrik mit einem abweichenden Ausspruche von *Berzelius* beschliefst. Nach diesem zeige nämlich das ziemlich konstante, aber hinsichtlich seiner Ursache noch unbekannte Phänomen der ungeheuren Erzeugung von kohlensaurem Gas, dass bis jetzt etwas Wesentliches in der Vorstellung von der Ursache der vulkanischen Thätigkeit mangle. Rec. ist auch der Meinung, dass die bisherigen Theorieen am allerwenigsten zur Erklärung der Moffetten und ähnlicher Erscheinungen, und darunter auch des Gasreichthums der Sauerquellen, ausreichend gewesen seyen. *Erdbeben*, *Wirkungen von Vulkanen auf Veränderungen der Erdoberfläche*, *warme und Mineral-Quellen*, *Luft- und Schlamm-Vulkane*, *Flammen-Ausbrüche*, *Naphtha-Quellen*, *Erdbrände* heifsen

heifsen die folgenden Rubriken, die wir nach dem gröfsten Theile ihres Inhalts lieber vor der Entwickelung der vulkanischen Thorieen mitgetheilt gesehen hätten, indem es sich darin meist noch von Phänomenen handelt, welche mit durch die Theorie erklärt werden sollen. Uebrigens sind auch diese Rubriken angemessen ausgeführt; in der zweiten kommen die Gebirgs-Erhebungen nach *v. Buch*, *Elie de Beaumont* und *Thurmann* zur Sprache.

Achter Abschnitt: *Vorkommen der Metalle und ihrer Erze. Gänge* (Mächtigkeit, Längen-Erstreckung, Niedersetzen in die Teufe, Streichen und Fallen, Gang- und Erzarten, Spiegel-Harnische, Rutschflächen-Verhältnisse der Gänge zum Gebirgs-Gestein, Gangzüge, ältere und neuere Gänge, Verhältnisse einander berührender Gänge, Schaaren oder Schleppen, in Klüften Uebersetzen, Zergabeln, Zertrümmern, Uebersetzen, Kreutzen, Abgeschnittenwerden, Erzgänge und basaltische Gang-Gebilde in ihrem gegenseitigen Verhalten, Elektromagnetische Aeufserungen der Gänge, Gang-Theorien), *Lagen, stehende Stöcke, liegende Stöcke, Stockwerke, Bützenwerke* (*Putzen*), *Nester und Nieren*. Der Vortrag über die Gänge ist genügend und übersichtlich, mit tüchtiger Benutzung des Neuern, und namentlich ist der wackere (Gang.) Schmidt vielfach berücksichtiget, wo hingegen die fünf letztern Arten der sogenannten besondern Lagerstätten ungemein dürftig behandelt sind, ohne die erforderliche Nachweisung von Beispielen, kaum die Begriffe feststellend. Das zum Schlusse Mitgetheilte über das *Vorkommen der Metalle und ihrer Erze auf Gängen, Lagern, Stockwerken u. s. w. durch einzelne Beispiele erläutert*, ist wieder besonders interessant, in guter Auswahl zusammengestellt, nach den einzelnen Metallen geordnet und besonders mit Benutzung von *Haidinger*, *Link*, *von Dechen* (*de la Beche*) und auch noch von vielen andern Quellen bearbeitet.

Ein sehr vollständiges alphabetisches Register, getrennt nach den deutschen und lateinischen und ausländischen Namen, erhöht die Brauchbarkeit des Buchs noch besonders

Sehr absichtlich haben wir eine Uebersicht der ganzen Eintheilung des Buchs gegeben, da uns bei einem Lehrbuche die angemessene Gliederung keine Nebensache zu seyn scheint. Die vorliegend anschaulich gemachte dürfte in der innern Organisation der Abschnitte selbst nur wenig Tadel verdienen, und einiges Bezügliche haben wir schon angeführt: aber nicht so zufrieden möchten wir mit der Anordnung der Abschnitte unter einander seyn. In ein grofses Detail mögen wir uns in dieser Beziehung nicht einlassen, indefs scheint es uns doch, wenn man die Anordnung der *v. Leonhard*'schen Abschnitte mit derjenigen der Kapitel bei *d'Aubuisson* vergleicht, dafs die letztere Gliederung den Vorzug verdient. Wir gestehen dabei gerne, dafs sich auch Einiges zum Schutze der *v. Leonhard*'schen Anordnung sagen läfst, namentlich sind wir sehr dafür, dafs in einem Lehrbuche die Petrographie von dem geognostischen Systeme getrennt werden müsse. Wenn gleich überall in dem ganzen Werke die Materialien zu einem Systeme der Geologie niedergelegt sind, und der Leser sich daraus ein solches selbst bilden kann, so hätten wir doch gewünscht, dafs ein kurzgefafstes Lehrgebäude der Geologie, gleichsam eine Recapitulation der Hauptergebnisse, am Ende zusammengestellt worden wäre. Hätte dies auch keinen eigentlich wissenschaftlichen Werth, und nur den gehabt, dem Leser den möglichen Verband der ihm bekannt gewordenen Thatsachen und Folgerungen zu zeigen, so würde doch dadurch für ihn viel gewonnen worden seyn. Er wäre mehr auf die Bedeutung derselben in ihrem Zusammenhange hingewiesen worden, woran die Aufforderung zu eigenem Nachdenken und Forschen sich nothwendig unmittelbar anknüpfen mufs.

Haben wir nun so hin und wieder einiges angedeutet, was wir an dem vorliegenden Buche nicht ganz billigen möchten, so kann das doch unsere Ansicht nicht beeinträchtigen, dafs wir dasselbe für ein sehr brauchbares Elementarwerk halten, ja vielleicht aus diesem Standpunkte für das beste, welches unsere, gerade in dieser Art seit einiger Zeit so ungemein ergiebig gewesene, Literatur aufzuweisen hat. Viele andere, sonst ganz vortreffliche Werke mit ähnlichem Titel haben die Bestimmung für den Anfangs-Unterricht zu sehr aus dem Auge verloren, und sind daher nicht das, was sie seyn sollten und wollten, nämlich keine Compendien, wenn auch sonst ihr tüchtiger Inhalt ihren Werth nicht verkennen läfst. In andern spricht sich wieder eine solche Einseitigkeit der Ansichten aus, dafs sie dadurch den Belehrung-Suchenden nicht auf das allgemeine Niveau der Wissenschaft zu führen im Stande sind, ihm keinen allgemeinen Standpunkt verschaffen, aus welchem er die gesammten oder wesentlichen Ergebnisse der Wissenschaft zu überschauen im Stande ist. Von beiden Klippen hat sich das *v. Leonhard*'sche Werk möglichst fern gehalten; das Gegebene ist vielseitig, die Sprache klar und belehrend, das Thatsächliche treu darstellend, in dem zweifelhaft theoretischen nicht absprechend, vielmehr dem eigenen Urtheile Freiheit gestattend, der Ideengang im Ganzen genommen logisch, die Vertheilung des Inhalts wohl überlegt, meist gleichförmig gehalten und ein Theil auf Kosten des andern nicht zu sehr verkürzt oder zu weit ausgesponnen. Das Werk wird den Anfänger anziehen, leicht für die Wissenschaft gewinnen — und so wünschen wir also, dafs es viele Leser finden möge; denn in demselben Verhältnisse, wie diese in der Zahl wachsen, wird auch der Zweck des Werks, den wir ihm unterlegen, nämlich *Popularisirung der Geognosie und Geologie*, fortschreitend zur vergröfserten Lebendigkeit gelangen.

Dafs die zahlreich dem Buche beigegebenen und eingedruckten Bilder deutlich belehrend und gut gewählt sind, bedarf für den kaum der Anführung, dem es sonst bekannt ist, wie Hr. *v. Leonhard* in dieser Hinsicht stets mit Umsicht verfährt. Aber auch der

An-

Antheil des Verlegers daran und an der ganzen typographischen Ausstattung des Werks ist rühmlichst zu erwähnen.

ERDBESCHREIBUNG.

Güns, b. Reichard: *Hausbuch des geographischen Wissens.* Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Gebildeten jeden Standes. Frei bearbeitet nach dem „*Abrégé de Géographie*" des *A. Balbi*, *v. Cannabich*, *Littrow*, *Sommer*, *Wimmer* und *Zeune*. Zwei Bände in 8 Lieferungen. 1834. 8.

Welchem Geographen sollte nicht der Name *Balbi* und sein *Abrégé de Géographie*, so wie das Verdienstliche dieses Werks bekannt seyn. Es enthält nicht allein einen Schatz geographischen Wissens, sondern auch eine dem Vf. ganz eigenthümliche Heraushebung der interessantesten Gegenstände der Erdkunde, durchflochten mit kurzen aber treffenden Reflexionen und vergleichenden Andeutungen, so dafs dieses Werk unbezweifelt eine der ersten Stellen in der statistisch-geographischen Literatur einnimmt. Es ist daher gewifs ein sehr verdienstliches Unternehmen, dieses aufserdeutsche literarische Erzeugnifs auf deutschen Boden zu verpflanzen. Sehr wohl fühlte man aber hierbei, dafs eine gewöhnliche, wenn auch nicht wörtliche, doch dem Sinn entsprechende Uebersetzung des französischen Textes, dem Deutschen eigenthümlich genaueres Eingehen in alle einzelnen Gegenstände des geographischen Wissens nicht genügen würde, und dafs alles das, was sich seit dem Erscheinen des *Balbi*'schen Werks Neues in der Länder-, Völker- und Staatenkunde ergeben hat, gehörig benutzt werden mufste, um etwas ganz Neues und etwas ganz Vollständiges zu liefern. Eine solche Umgestaltung eines Werks, ohne nicht dabei den Hauptcharakter des Werks zu geführten, konnte nur durch Männer wie *Cannabich*, *Littrow*, *Sommer*, *Wimmer* und *Zeune* glücklich vollführt werden, Männer, die sich vielfältig schon durch ihre Schriften im Gebiete der Erdkunde und der damit verwandten Wissenschaften rühmlichst ausgezeichnet haben.

Das Ganze haben die genannten Hrn. Bearbeiter auf folgende Weise unter sich vertheilet: Professor *Zeune* liefert die Vorerläuterungen aus den geographischen Hülfswissenschaften (*principes généraux*) und die Darstellung Asia's; Pastor *Cannabich* die Beschreibung Europa's; Prof. *Sommer* jene Amerika's; Pastor *Wimmer* die Gemälde Afrika's und Ozeanien's (Australiens); Prof. *Littrow* aber Thionville's Münz-, Maafs- und Gewichtstabellen, welche eine sehr brauchbare Zugabe des Originals ausmachen. Die beiden Bände enthalten folgende Gegenstände: 1ste Lieferung. Vorerläuterung u. s. w. von *Zeune*, Europa von *Cannabich*. 2te Lieferung. Fortsetzung der erstern. 3te Lieferung. Münz-, Maafs- und Gewichtskunde. Von *Littrow*. Amerika von *Sommer*. Beigegeben sind noch dieser Lieferung zwei Kupfertafeln, deren eine eine vergleichende Uebersicht der gröfsten Binnen-Becken und Seen auf der östlichen Erdhälfte, die andere die der westlichen Erdhälfte enthält. Die 4te Lief. begreift Vorerläuterungen und Asia von *Zeune*.

Rec. ist mit aller möglichen kritischen Schärfe nicht allein in die einzelnen Gegenstände des Buchs selbst eingeganzen, sondern hat es auch Stück für Stück gegen das französische Originalwerk gehalten, und hat sich daher eines Theils von dem Verdienstlichen des Unternehmens selbst, sondern auch andern Theils von der in Werken, woran mehrere Autoren Theil nehmen, selten ganz glückenden Harmonie überzeugt. Mehrere der einzelnen Abschnitte gehen dergestalt ineinander über, dafs man sie wie aus einem Gusse gekommen beachten möchte.

Besonders erfreulich ist es noch in der Ankündigung von der Zusicherung zu lesen, dafs am Schlusse des Werks Rechenschaft abgelegt werden soll, wie jeder der Mitarbeiter sich veranlafst gefunden hat, dem Originale bald mehr bald minder streng zu folgen, oder dasselbe abzukürzen, da und dort zu erweitern. Gleich wie die der 3ten Lieferung beigegebenen beiden Tableau's der Binnen-Becken und Seen werden auch noch zwei folgen, die die Ansichten der Hauptgebirgszüge mit ihrer stufenweisen Erhebung so wie den Lauf der vornehmsten Ströme zu erkennen geben.

Die 5te Lief. ist eine Fortsetzung der vierten, und begreift die columbischen Republiken Venezuola und Ecuador, dann Peru, Bolivia, Chili, Paraguay, Rio de la Plata, die östliche Republik von Uruguay, Brasilien, Haiti, das unabhängige Uramerika, das dänische Amerika, das britische Amerika, das russische Amerika, das französische Amerika, das holländische Amerika, das spanische Amerika, und zum Schlusse dieses Abschnitts folgt eine statistische Uebersicht von dem gesammten Amerika. Die zweite Hälfte dieser Lieferung hat der durch sein Afrika in *Schütz's* allgemeiner Erdkunde als fleifsiger Arbeiter bekannte Pastor *Wimmer* unter die Feder genommen, und auch hier bei Bearbeitung eines gleichen Gegenstandes Treffliches geliefert; auch hier schliefst eine als summarischen Extract zusammengestellte Uebersicht dieses Erdtheils.

Die 6te Lief. bindet wiederum bei XVII der Einleitung an, und enthält bis S. XLVIII das schon früher gedachte Verzeichnifs der Gewichte, Maafse und Münzen; den Hauptgegenstand dieses Hefts bildet aber die Fortsetzung von Asien. Wahrscheinlich sind diese Bruchstücke in den einzelnen Gaben durch das frühere oder spätere Fertigwerden der fünf unabhängig arbeitenden Geographen entstanden. *Zeune's* geistreiche Darstellungsgabe ist zu bekannt, als dafs sein Asien hier eine besondere Anpreisung bedürfte. Das Nebeneinanderhalten mit dem französischen Originale zeigt, wie *Balbi's* Ansichten ganz begriffen worden sind. Die zweite Hälfte dieser Lief. beschäftigt sich mit Ozeania, und diese hat wiederum Hr. Wimmer mit vieler Umsicht bearbeitet. Als Zugabe erhält man noch in dieser Lief. eine pla-

ni-

nimetrisch vergleichende Uebersicht der gröfsten Ströme der Erde nach ihrer Lauflänge geordnet, mit Angabe ihrer Mündungen und Hauptuferplätze.

Die 7te Lief. schreitet weiter fort und bringt den Schluss von *Littrow's* Gewicht- und Maafszusammenstellung. Rec. erlaubt sich hierbei noch besonders auf den Abschnitt Münzen, Maafse und Gewichte des Alterthums aufmerksam zu machen. In diesem Hefte wird ferner noch die Fortsetzung der deutschen Bundesstaaten, das Königreich der Niederlande, Belgien und ein Theil der britischen Monarchie dem Hausbedarf geboten.

Die 8te und letzte Lief. bringt die britische Monarchie als Fortsetzung; ferner die dänischen, schwedisch-norwegischen und russischen Ländercomplexe, das osmanische Reich und den griechischen Staat; endlich die Republik der jonischen Inseln zur Sprache. Als Zugabe erhält man hier einen systematisirten Prospect der Höhen der Erde. Das angeschlossene Register gewähret einen sehr zweckdienlichen Gebrauch des Ganzen.

Dieses bestens zu empfehlende treffliche Buch wird durch den höchst eleganten Druck, der dem besten englischen und französischen ganz gleich kommt, zu einem wahren Prachtwerke, und es ist dieses um so mehr zu verwundern, da der Subscriptionspreis von 15 Groschen sächsisch für die Lieferung kaum die äufsere Ausstattung erwarten liefs.

Beim Schlusse dieses Werks macht die Verlagshandlung darauf aufmerksam, dafs so eben unter Hrn. *Balbi's* Augen eine deutsche Uebertragung seiner im vorigen Jahre zu Padua erschienenen *Bilancia politica del globo* veranstaltet wird, die besonders mit wichtigen Beiträgen zur Statistik der österreichischen Monarchie bereichert seyn wird.

Braunschweig, im Verl. b. Meyer sen.: *Handbuch der Erdbeschreibung.* Nach *Adrian Balbi's Abrégé de Géographie*, für Deutschland frei bearbeitet und namentlich in Hinsicht auf Topographie, Handels- und Militairgeographie vervollständigt von Dr. *Karl Andree.* In *acht* Heften oder *zwei* Bänden. 1834 u. 1835. 768 u. 792 S. 8. (4 Rthlr.)

Balbi's Werke sind eine so interessante Erscheinung im Gebiete der Erdkunde, dafs ihre Uebertragung in die deutsche Sprache nur als eine Bereicherung der vaterländischen Literatur zu betrachten ist. Wenn nun auch die Verpflanzung auf deutschen Boden von zwei verschiedenen Seiten erfolgt, so kann durch diesen Wettkampf zweier Verlagshandlungen die Wissenschaft nur gewinnen, und Rec. mufs bekennen, die Aufgabe ist befriedigend und zwar dergestalt gelöst worden, dafs er es kaum zu entscheiden wagt, welche Arbeit die vorzüglichere, den Geist des *Balbi*'schen Originalwerks am kräftigsten aufgefafstere und den Stand der Wissenschaft in Deutschland am besten gewürdigtere sey. Hr. Dr. *K. Andree* in Braunschweig, der sich durch sein Polen in geographischer, statist. und culturhistorischer Hinsicht und durch die Uebersetzung von Müurat's Briefen über den moralischen und politischen Zustand der vereinigten Staaten von Nordamerika, als Geograph rühmlichst bekannt gemacht hat, ist einer *derjenigen*, welche das *Abrégé de Géographie* deutsch bearbeitet haben. Der Verleger sagt hierüber auf dem Umschlagbogen des ersten Heftes: die Anlage von *Balbi's* Werke sey für Frankreich berechnet, dem deutschen Publicum, welches in andern Wissenschaften, so auch in der Erdbeschreibung, höher gebildet ist, als das französische, kann eine Uebersetzung dieses Werks, das bei seiner sonstigen grofsen Vortrefflichkeit doch auch von einigen Mängeln, z. B. in Hinsicht auf Topographie, nicht recht frei ist, dem auch ein Register zum Nachschlagen fehlt, nicht genügen. Der Bearbeiter hat daher die Topographie vervollständiget, und auf die Staatsverfassungen sämmtlicher Reiche und die Militair- und Handelsgeographie ein Hauptaugenmerk gerichtet. Zugleich wird eine elegant gearbeitete, nach einem neuen Plane entworfene Culturcharte des Erdballs beigefügt werden. — Das Ganze zerfällt in 2 Bände, von denen der *erste* die Einleitung nebst Europa und ein vollständiges Register über diesen Erdtheil enthält; der *zweite* umfafst die übrigen Erdtheile, nebst einem Register über diese letzteren.

Bei der speciellen Beurtheilung dieses Werks ist zu unterscheiden der *Balbi*'sche Stoff und dann die *Andree*'sche Verarbeitung. Ein geistiges Aufgreifen des gegebenen Gegenstandes, treffende Bemerkungen und eine seltene Bündigkeit des umfangreichen Stoffs sind die Cardinaleigenschaften des französischen Originalwerks; dabei ist aber auch manches, was leicht genommen ist, fast zu leicht ergriffen. Es liefsen sich hierüber mancherlei Nachweisungen geben; so werfe man z. B. einen *Blick* auf die Angaben der Gewerbthätigkeit in Toscana S. 226.; so auf das, was über das Reich An-nam oder Viet-nam S. 185 gesagt ist u. dgl. Dafs der deutsche Herausgeber nachgeholfen hat, wo es, wenn das Ganze nicht verrückt werden sollte, nur immer möglich war, verdient alle Anerkennung, und überhaupt ist der grofse Fleifs und die Einschaltung der neuern und besseren statistischen Angaben ein ganz besonderes Verdienst des deutschen Bearbeiters. Das dem Schlusse angehängte Register war zum Gebrauch unentbehrlich, und man begreift nicht, wie das französische Original dasselbe missen kann. Die von der Verlagshandlung versprochene Culturcharte vermifst Rec. bei dem ihm vorliegenden Exemplare; wahrscheinlich wird dieselbe nachgeliefert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

BOTANIK.

Breslau, b. Korn: *Enumeratio plantarum Galiciae et Bucowinae*, oder die in Galizien und der Bukowina wildwachsenden Pflanzen, mit genauer Angabe ihrer Standorte. Von Dr. *Alexander Zawadzki*, Professor der Mathematik u. s. w. an der Lehranstalt für den Regular-Clerus, supplirender (m) Prof. der Physik an der Realschule und der Botanik an der Universität in Lemberg. 1835. XXIV u. 200 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. glaubte einem fühlbaren Bedürfnisse abzuhelfen, wenn er eine systematische Uebersicht der Flora von Galizien und von der Bukowina in dem vorliegenden Werke bekannt machte. Denn *Besser's Primitiae Florae Galiciae* (im Jahre 1809 erschienen) sind zum Theil schon veraltet und, besonders in Hinsicht auf die Bukowina, unvollständig; *Besser's* spätere Arbeit *Enumeratio plantarum Volhininae, Podoliae.* etc. (Viln. 1822.) kann nicht für eine Flora Galiziens und der Bukowina gelten; und selbst *Wahlenberg's* treffliche *Flora Carpathorum principalium* reicht für den galizischen Theil dieses Gebirges nicht aus. Gerade die Alpen der Bukowina aber und die Central-Karpathen von der schlesischen bis an die siebenbürgische Grenze hat Hr. Z. während seines sechszehnjährigen Aufenthalts in Lemberg oft besucht und nach Pflanzen fleifsig durchforscht. Hiebei unterstützten ihn besonders Dr. *Herbich* (welcher *Additamenta ad Floram Galiciae* Lemb. 1830 herausgegeben hat) und die Professoren *Witmann* und *Ducillowicz* in Lemberg. So gelang es, in diesem Verzeichnifs 340 phanerogamische Pflanzenarten mehr aufzuzählen, als *Besser* in dem erstgenannten Werke aufgenommen hat. (*Vorrede* nebst *Widmung* „an den grofsmüthigen Gönner und Beförderer alles Guten und Nützlichen, Herrn Franz Ritter *von Cikowski*" (S. I—IX.)

Ueber den *allgemeinen Charakter des Landes in botanischer Beziehung* (S. X—XIX.) bemerkt der Vf. ungefähr Folgendes. Galizien nebst der Bukowina dehnt sich zwischen dem 49sten und 50sten Grad N. B. und zwischen 36 und 44° O. L. aus. Mehr noch als diese bedeutende Gröfse trägt aber das mächtige gegen Südwesten Ungarn abscheidende Karpathengebirge, welches der Temperatur die gröfste Abwechselung giebt (für Lemberg ist die mittlere Jahrestemperatur + 5, 3° R., für die Bukowina + 7, 3° R.), und die Verschiedenartigkeit des Bodens dazu bei, den vegetabilischen Erzeugnissen dieses Landes den Charakter der Mannigfaltigkeit zu geben. Die Bukowina hat eine reichere und üppigere Vegetation, als Galizien: dort wird an einigen Orten mit Erfolg Weinbau getrieben, hier gelangen die Trauben selten zur Reife. Merkwürdiger Weise fehlen die Salzpflanzen gänzlich, obwohl der südwestliche Theil Galiziens reich an Salzquellen ist. Die am höchsten vorkommenden Gewächse sind *Saxifraga retusa* und *bryoides* auf der Eisthaler und Lomnitzer Spitze (8100' Wien.). Etwa 185 Pflanzenarten der Schweizer-Alpen finden sich nicht auf den galizischen Karpathen, dagegen haben diese 144 Arten, welche in der Schweiz nicht vorkommen. Im Ganzen zählt der Vf. 3081 Arten auf, von denen 1555 der Phanerogamie und 1526 der Kryptogamie angehören; 27 phanerogamische Arten sollten nach ihm Galizien und der Bukowina ausschliefslich eigen seyn, auf welche Angabe Rec. später zurückkommen wird.

Nach dem *Verzeichnifs der Gattungsnamen* (S. XXI—XXIV.) folgt die *Aufzählung der Pflanzen* (S. 1—186.) nach dem Linnéschen Systeme, mit Angabe der Auctoritäten (mit Unrecht sind Pflanzennamen und Auctoritäten durchgängig durch einen Punct getrennt, z. B. *Hippuris. L.*) weniger Synonyme und Abbildungen (hin und wieder der *Flora danica*, *English Botany* und *Waldstein et Kitaibel plantae rariores Hungariae*), der dem Vf. geläufigsten deutschen Namen, der Standorte und der Blüthezeit. Die in *Besser's Primitiis* nicht vorhandenen Arten sind mit einem Sternchen bezeichnet. Dafs die in anderen Floren so oft abgeschriebenen Charaktere bekannter Gattungen und Arten hier nicht wiederholt werden, ist wohl kaum zu tadeln, aber wohl erscheint die Beifügung der polnischen Namen der Pflanzen und die häufigere Angabe des Nutzens, den man aus vielen Gewächsen in Galizien zieht, wünschenswerth.

Bei genauer Durchsicht dieses Verzeichnisses hat Rec. Manches zu bemerken und zu berichtigen gefunden.

Gleich zu Anfang (S. 1.) wird bei *Chara Vaillant*, welche Gattung seltsam genug zu der ersten Ordnung der ersten Linnéschen Klasse gezählt wird, bemerkt, dafs sie nach *Sprengel*, *Brown*, *Jussieu* (dieser müfste als älteste Auctorität voranstehen), und *Decandolle* zu einer eignen Gattung (soll heifsen Familie) *Najades* gehöre. Bekanntlich bilden die Characeen nach *Ach. Richard* eine eigne kryptogami-

sche Familie, welche *Agardh* den Algen zugesellt, während sie *Bartling* neben die Equiseteen und *Lindley* neben die Lebermoose stellt. Sehr mit Unrecht wirft der Vf. *Ch. vulgaris L.* und *Ch. hispida L.* zusammen und hat vielleicht noch andere Arten damit verwechselt oder übersehen.

Digitaria vulgaris Schrader (S. 7.) ist ein falscher Name: es ist damit *D. sanguinalis Scopoli* (*Syntherisma vulgare Schrad.*) gemeint.

Stipa juncea L., capillata Host (S. 9.): *St. juncea L.* und *St. capillata L.* (*St. juncea Auctt.*) sind zwei wohl unterschiedene Arten. Hier ist *St. capillata L.* gemeint, welche fast überall in Europa wächst, während *St. juncea L.* auf das Gebiet des Mittelmeers beschränkt ist.

Empetrum L. (S. 15.) wird zu der dritten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse gerechnet, da doch die Blüthentheile beider Geschlechter verschieden gebildet auf verschiedenen Individuen vorkommen und der Griffel sechs- bis neuntheilig ist. S. *Schkuhr's* Handb. T. 318.

Parietaria L. (S. 18.) darf nicht, wie hier geschieht, zu der vierten Linnéschen Klasse gezählt werden, da die Blüthen polygamisch sind, und die Bildung der weiblichen Blümchen von der der Zwitterblümchen abweicht. S. *Schkuhr's* Handb. T. 346.

Für *Solanum judaicum Besser* (S. 26.) ist der Name *S. pterocaulon Dunal* (*S. melanocerason Willdenow Enum. hort. ber.*) allgemein angenommen.

Bei *Linum catharticum L.* (S. 39.) ist angegeben, es wachse auf trockenen, sandigen Stellen und sonnigen Hügeln. In Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich kommt dagegen der Purgirlein nur auf feuchten Wiesen und Triften vor.

Interessant ist die Anmerkung bei *Convallaria Polygonatum, L.* (Salomons-Siegel S. 42.), dafs es in Podolien allgemeine Sitte sey, sich mit der Wurzel dieser Pflanze die Wangen zu streichen und so zu schminken.

Die vollkommen verschiedenen Arten *Tofieldia borealis Wahlenberg* (*T. alpina Sternberg, T. palustris Hudson*) und *T. calyculata Wahlenb.* (*T. palustris Candolle, T. alpina Smith.*), welche gewifs beide in Galizien vorkommen, scheinen zusammengeworfen zu seyn (S. 45.).

Saxifraga retusa Gouan, welche als eine der am höchsten steigenden Pflanzen genannt wurde (S. XVIII.), fehlt im Verzeichnifs: wahrscheinlich ist sie hier mit unter *S. oppositifolia L.* begriffen (S. 51.).

Die erste Ordnung der 14ten Linnéschen Klasse nennt der Vf. (S. 69.) *Gymnosperma seu Pericarpiferae* (*Gymnospermia s. Pericarpiphorae*), wahrscheinlich wollte er sagen *Apericarpiphorae*, denn der Name *Gymnospermia* deutet ja bekanntlich an, dafs hier kein *Pericarpium* vorhanden ist.

Eine Abkochung der gemeinen Hirschzunge (*Scolopendrium officinarum Willd.*), mit Milch oder Molken vermischt, wird von den Bewohnern der Karpathen mit gutem Erfolge gegen Brust- und Lungenkrankheiten angewendet (S. 120.).

Als besondere Seltenheit der Bukowina ist *Clathrus cancellatus L.* (*Cl. ruber Micheli*) auszuzeichnen (S. 71.), ein sehr schöner Pilz, welcher bisher nur in feuchten Wäldern und an schattigen Hecken in Italien, im südlichen Frankreich und in Amerika gefunden worden ist.

Nicht wenige Pflanzen, deren Vorkommen in Galizien und in der Bukowina man mit Gewifsheit vermuthen möchte, sind, wohl aus Versehen, nicht genannt. So z. B. *Sibbaldia procumbens L.*, welche sich doch wohl auf den galizischen Karpathen findet, da sie sonst überall in Europa auf hohen Urgebirgen wächst. Ferner *Muscari botryoides* und *racemosum Willd.*, *Scheuchzeria palustris L.*, *Arctostaphylos alpina Spreng.*, mehrere Saxifragen, *Prunus Cerasus L.*, *avium L.* und *domestica L.* (denn andere eingeführte und cultivirte Gewächse, wie *Datura Stramonium L.*, *Oenothera biennis L.*, *Erigeron canadensis L.* und *Cannabis sativa L.* sind aufgenommen), *Potentilla Fragariastrum Ehrhart*, *Teucrium Scordium L.*, mehrere Arten von *Mentha* und *Lamium*, *Melampyrum pratense L.*, *Rapistrum perenne Allioni*, *Thlaspi perfoliatum L.* und *montanum L.*, *Draba muralis L.* und andere alpinische Arten, *Geranium lucidum* und *pyrenaicum L.*, *Malva moschata L.*, *Carex paradoxa L.*, *Ceratophyllum submersum L.* und *Betula carpathica Kitaibel.*

An literarischen Hülfsmitteln scheint es dem Vf. sehr gefehlt zu haben, sonst wäre es unerklärlich, wie er so oft veralteten Ansichten folgen und neuere Untersuchungen und Bestimmungen gänzlich unberücksichtigt lassen konnte. So ist *Cynanchum Vincetoxicum Persoon* als eigne Gattung *Vincetoxicum Mönch*, *Cucubalus baccifer L.* unter dem wenig bekannten Namen *Scribaea divaricata Flor. wetter.*, *Leonurus Marrubiastrum* als besondere Gattung *Chaiturus Ehrhart*, *Thymus Calamintha Scopoli* als *Calamintha Bauhin* aufgeführt und *Adyseton Scopoli* von *Alyssum* getrennt. Dagegen steht *Muscari Clusius*, *Willd.* noch unter *Hyacinthus*, *Luzula Cand.* unter *Juncus*, *Arctostaphylos Adanson* unter *Arbutus*, *Sieversia Willd.* unter *Geum*, *Alectorolophus Haller* unter *Rhinanthus*, *Neslia Desvaux* unter *Rapistrum*, *Capsella Ventenat* unter *Thlaspi*, *Myopterum Spreng.* (*Berteroa Cand.*) unter *Alyssum*, *Teesdalia R. Brown* unter *Iberis*, *Nasturtium R. Br.* und *Diplotaxis Cand.* unter *Sisymbrium*, *Barbarea R. Br.* unter *Erysimum*, *Corydalis Durant.*, *Willd.* unter *Fumaria*, *Onobrychis Tournefort* unter *Hedysarum*, *Tetragonolobus Rivin* unter *Lotus*, *Borkhausia Böhmer* unter *Crepis* u. s. w. Bei den Orchideen sind die neuen Gattungen *Richard's* und *R. Brown's* ganz unerwähnt geblieben, bei den Moosen sogar die *Hedwig*'schen Bestimmungen. Die Lichenen sind nach *Hoffmann*, die Algen nach *Roth* geordnet, ohne Berücksichtigung der wichtigsten neueren Arbeiten über

über diese Gewächse. Die Pilze endlich hat der Vf. nach den älteren Persoon'schen Werken bestimmt, aber ohne Unterabtheilungen anzugeben und ohne die Gattungen nach einer bestimmten Ordnung auf einander folgen zu lassen.

Der folgende letzte Abschnitt: *Plantae terrae nostrae indigenae* (vielmehr *peculiares* — S. 187—200.) giebt die Namen, Charaktere und zum Th. die Beschreibungen von 28 phanerogamischen Pflanzenarten, welche nach des Vfs Meinung in ihrem Vorkommen auf Galizien und die Bukowina beschränkt seyn sollen. Um nachzuweisen, dafs dies bei der Mehrzahl nicht der Fall ist, will Rec. die hier erwähnten Pflanzen namentlich anführen. 1) *Gladiolus galiciensis Besser* (S. 187., der alte *Linné*sche Name *Gl. imbricatus* ist beizubehalten) kommt auch im südlichen Rufsland, in Ungarn, Oestreich, Böhmen, Schlesien, Sachsen, Preufsen, in der Mark, in Baiern und in der Schweiz vor. 2) *Avena carpathica Host* (S. 187.) findet sich auch auf den ungarischen Karpathen und in Siebenbürgen. 3) *Anchusa Barrelieri Gmelin* (S. 188., oben S. XVIII ausgelassen) wächst auch in Ungarn und Oberitalien. 4) *Bessera azurea Schultes* (*Pulmonaria azurea Bess.*, S. 188.) ist auch in Ungarn, Siebenbürgen, Oestreich, Böhmen, Schlesien, in der Mark, am Harze und in Sachsen einheimisch. 5) *Campanula carpathica L.* (S. 189.) auch in Ungarn und Siebenbürgen. 6) *Viola uliginosa Bess.* (S. 189., ist S. XVIII ausgelassen; zu ihr gehören als Synonyme: *V. hybrida Wulfen*, *V. scaturiginosa Wallroth*, *V. nitens Host*) findet sich auch in Krain, Kroatien, Thüringen und in der Lausitz. 7) *Selinum Schwereckii Bess.* (S. 190.), gehört nach *Candolle* zu dem in Europa häufig vorkommenden *Peucedanum sylvestre* (*Thyselium sylvestre Reichenb.*), von welchem auch das folgende *S. intermedium* nach *Reichenbach* nur eine Abart ist. 8) *Sel. intermedium Bess.* (der Vf. selbst citirt dazu *Sel. palustre Flor. dan. t.* 257.). 9) *Sel. podolicum Bess.* (S. 190.) ist eine breitblättrige Abart der gleichfalls an vielen Orten in Europa vorkommenden *Palimbia Chabraei Cand.* (*Imperatoria Spr.*, *Petroselinum Reichenb.*). *Imperatoria flavescens* und *palustris Bess.* (S. XVIII und 36.) und *Gypsophila dichotoma Bess.* (S. XVIII und 52.) sind hier übergangen. *I. flavescens* wird von *Sprengel* zu *Angelica Razoulii*, von *Candolle* zu *Ang. montana Schleicher* gezogen. *J. palustris* (*Ostericum palustre Hoffmann*, *Angelica pratensis Marsch. Bieberstein*) ist auch bei Charkow, Erfurt und Halle gefunden worden. *Gypsophila dichotoma* auch in Sibirien. 10) *Silene Zawadzkii Herbich ms.* (S. 191.) wird charakterisirt: *S. floribus paniculatis oppositis coronatis appendiculatis, caulibus simplicibus, foliis crassis ciliatis, radicalibus congestis, oblongo-ovatis acutis*, und hinzugefügt, dafs der Vf. diese schöne, drei bis vier Zoll hohe Pflanze mit grofsen weifsen Blumen auf dem Gipfel des Berges Rareu in der Bukowina entdeckt habe. Ob sie mit der rothblumigen *S. Siegeri Baumg.* auf den siebenbürgischen Alpen identisch ist, wagt Rec. nicht zu entscheiden. 11) *Spergula glandulosa Bess.* (S. 191.), eine Abart der bekannten *Sp. nodosa L.* 12) *Rosa solstitialis Bess.* (S. 192.), eine Abart von *R. collina Jacquin.* 13) *Potentilla canescens Bess.* (S. 192. fehlt S. XVIII.) kommt auch in Oestreich, Böhmen, Schlesien, Sachsen und im Elsafs vor. 14) *Galeopsis pubescens Bess.* (S. 193.), kaum als Art von *G. Tetrahit L.* verschieden, findet sich auch an vielen Orten in Deutschland. 15) *Scutellaria verna Bess.* (S. 193.) gehört zu *Sc. lupulina L.*, einer sibirischen Pflanze. 16) *Erysimum Witmanni Zaw.* (S. 194., nach dem Professor der Botanik zu Lemberg, *Ernst Witmann*, so genannt). Charakter: *E. caule anguluto subflexuoso, foliis lanceolatis repando-dentatis scabris, siliquis strictissimis longissimis tetragonis.* Von dem Vf. auf den Pieninischen Kalkbergen und auf dem Berge Sochard der Bukowina gefunden. Da die Beschreibung fehlt und in der Phrase auf den Bau der Narbe keine Rücksicht genommen worden ist, so bleibt es zweifelhaft, ob die Pflanze wirklich von *Er. odoratum Ehrhart* verschieden ist. 17) *Sinapis campestris Bess.* (S. 194.), ist vielleicht eine Abart von der spanischen *S. laevigata L.* 18) *Melilotus polonica Desvaux*, *Bess.* (S. 195. fehlt S. XVIII.) ist noch immer eine zweifelhafte Art. 19) *Medicago procumbens Bess.* (S. 195.) wächst auch in Böhmen und bei Dresden. 20) *Hieracium collinum Bess.* (S. 196., fehlt S. XVIII.) gehört zu *H. flagellare Willd.* und kommt in Ungarn und Deutschland auch vor. 21) *Hier. glaucescens Bess.* (S. 196.), eine durch Thonboden bedingte Abart von *H. Bauhini Schultes*, findet sich auch in Ungarn, Mähren und Sachsen: 22) *Hier. carpathicum Bess.* (S. 196.), welches *Reichenbach* als Varietät von dem sehr gemeinen *H. vulgatum Fries* oder *H. Lachenalii C. C. Gmelin* betrachtet, ist auch auf den Karpathen aufser Galizien und auf dem Riesengebirge einheimisch. 23) *Crepis lodomiriensis Bess.* (S. 197.) ist auch in Ungarn, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Baiern und in der Pfalz gefunden worden. 24) *Gnaphalium carpathicum Wahlenb.* (S. 198., *Gn. alpinum Willd. non L.*) findet sich fast auf allen mitteleuropäischen Alpen. 25) *Herbichia Zaw.* (Isis 1833. S. 403., hier S. 198., nach Dr. *Franz Herbich*, k. k. Regimentsarzte). Charakter: *Anthodium campanulatum, bracteatum: squamis linearibus apice coloratis. Receptaculum nudum. Semen oblongum. Pappus pilosus, scaber.* Von *Senecio* soll sich die Gattung unterscheiden: *anthodio campanulato, squamis linearibus apice coloratis, corollulis disci tubulosis, pappo brevi scabro*; aber theils gehören diese Kennzeichen, namentlich die an der Spitze gefleckten Kelchschuppen und die röhrigen Scheibenblümchen gerade zum Charakter von *Senecio*, theils sind sie, wie z. B. die scharfe Samenkrone, nicht hinreichend zur Begründung einer neuen Gattung. Ob *Herb. abrotanifolia Zaw.* (*Senecio? abro-*

abrotanifolius Wahlenb., *Sen. carpathicus Herbich*), welche auf den galizischen Karpathen von der mittleren Höhe bis zu den höchsten Spitzen, z. B. des Kirwan (7538′ ü. d. M.) in grofser Ausbreitung vorkommt, von dem im ganzen Alpengebiet Mitteleuropa's wachsenden *Senecio abrotanifolius L.* als Art verschieden ist, kann Rec. nicht bestimmen. 26) *Cineraria capitata Wahlenb.* (S. 199.), eine Abart von *C. aurantiaca Hoppe*, welche *Steven C. fulva* nannte, findet sich aufser den Karpathen auch auf den Alpen in Kärnthen, Salzburg und Piemont, am Kaukasus und in Sibirien. 27) *Chrysanthemum Zawadzkii Herbich* (*Add. ad fl. Gal.* p. 44. *t.* 1., hier S. 199.): *caule suffruticoso corymboso superne pubescente, foliis pinnatifidis, laciniis mucronatis.* Auf Kalkbergen, in den Pieninen und am Ufer des Dunajec. Nach der Phrase und der freilich zu kurzen Beschreibung könnte diefs die Abart *Chr. coronopifolium* (*Curtis Londin.* II. 174.) von *Chr. Leucanthemum L.* seyn. 28) *Betula oycowiensis Bess.* (S. 200., im Verzeichnifs S. 113. 114. ausgelassen), von dem jüngeren *Jacquin B. Sokolovii* genannt, ist zunächst mit *B. fruticosa Pallas* verwandt, und findet sich als ein zwei bis vier Fufs hoher Strauch bei Gebutow im Thale Oycow, scheint aber nach *Krocker's* Angabe auch in Schlesien vorzukommen. Hierzu die drei erwähnten Pflanzenarten, welche S. XVIII. angegeben sind, aber hier fehlen, gezählt, würden 31 Pflanzenarten nach des Vfs Meinung Galizien und der Bukowina ausschliefslich eigen seyn, nach unseren Angaben aber diese Zahl auf den vierten Theil, der dazu noch sehr zweifelhafte Arten in sich begreift, zu beschränken seyn.

Dafs die Familiennamen sehr entstellt, z. B. *Kompositäen* (*Compositae*), *Papilionazäen* (*Papilionaceae*) u. s. w. (S. XI.) und die substantivischen Trivialnamen immer klein geschrieben sind, z. B. *Veronica anagallis*, *beccabunga* und *chamaedrys* (S. 3.) ist eine durch Nichts zu rechtfertigende Eigenheit des Vfs; dafs aber zahllose Druckfehler das Buch entstellen, ist ohne Zweifel Schuld der Verlags-Handlung, welche, bei der weiten Entfernung des Vfs vom Druckorte, für bessere Correctur hätte Sorge tragen sollen.

Wenn nun am Schlusse dieser Anzeige Rec. das Erscheinen dieses Buchs, ungeachtet aller freimüthig, aber *sine ira* gerügten Mängel desselben, freundlich begrüfst, so geschieht diefs wahrlich auch *sine studio* und blofs aus dem Grunde, weil er in dem Vf. einen eifrigen Freund der Pflanzenkunde zu erkennen glaubt, dem nur ein mehr vollständiger literarischer Apparat zu wünschen wäre; und weil jedes Lebenszeichen, welches die Botaniker jener Gegenden, denen *Wahlenberg*, *Besser* und *Andrzejowski* so rühmlich die Bahn gebrochen haben, äufsern, willkommen seyn mufs. Möchte doch auch das gesegnete Ungarn und Siebenbürgen bald Nachfolger und Nebenbuhler von *Kitaibel*, *Baumgarten*, *Rochel* und *Sadler* aufweisen können!

SCHÖNE LITERATUR.

Mainz, Druck u. Verl. von Kupferberg: *Wittekind.* Von *Ludwig Starklof.* 4 Theile. 2te Aufl. I. 349 u. VIII S. II. 304 S. III. 448 S. IV. 338 S. 1835. 8. (3 Rthlr.)

In dem vorliegenden Werke liefert Hr. *Starklof* ein Gemälde altdeutscher Heldenzeit, oder wenn man will eine Art historischen Romans aus der Zeit Karls des Grofsen und da der Vf., wie er in der Vorrede erzählt, überall an Ort und Stelle war, wo der alte Sachsenherzog Wittekind lebte und für Heimath und Glauben kämpfte, so gewinnt das Buch schon dadurch an Interesse, welches durch die Ueberzeugung von des Vfs sorgfältigen Studium dazu nicht vermindert wird. Rec. hat den *Wittekind* nicht ohne Vergnügen gelesen, und da es bei einer zweiten Auflage eines Buches dieser Art, zumal da sie eine völlig unveränderte zu seyn scheint, keiner ausführlichern Anzeige bedarf, so begnügt er sich damit dies auszusprechen und die Erzählung von dem alten Helden und dieser deutschen Heldenzeit ganz besonders allen Lesebibliotheken der Gymnasien, für welche es sich hauptsächlich aus mehr als einer Rücksicht eignet, zu empfehlen.

Leipzig, b. Brockhaus: *Die Guerillas.* Von dem Grafen *von Locmaria.* Aus dem Französischen übersetzt von *Wilhelm Adolf Lindau.* Zwei Thle. I. 283 S. II. 297 S. 1835. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Die Guerillas sind in neuester Zeit mehrfach ein beliebter Novellen- und Romanenstoff geworden, und wir haben einige sehr gelungene Darstellungen von dem Charakter dieses kleinen Krieges und seiner Krieger, wovon auch früher in diesen Blättern Anzeige gemacht ist. Was das vorliegende Buch betrifft, so ist es recht angenehm geschrieben, die Geschichte ist interessant und die Charaktere vielleicht mehr als poetisch wahr. Die Zeit der Handlung fällt in die Regierung des *Pepe Botella*, wie die Spanier verächtlich den ihnen von Napoleon aufgedrungenen König Joseph nannten, als Napoleon auf seinem Zuge nach Rufsland war. Die Uebersetzung ist von der Art, dafs Hr. *Lindau* dadurch sich nur wieder so gezeigt hat, wie ihn das Publikum längst kennt, als einen gewandten und geschmackvollen Uebersetzer. Die äufsere Erscheinung des Buches ist nicht minder wohlgefällig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

GESCHICHTE.

Berlin, in d. Nauck. Buchh.: *Friedrich der Grofse.* Zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Enthaltend: einzelne Scenen, Anekdoten, schriftliche und mündliche Aeufserungen von ihm aus seiner Jugendzeit bis zu seinem Tode. Herausgegeben von *Karl Müchler.* 1834. XVI u. 679 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Unter allen Anekdotensammlungen aus dem Leben des grofsen Königs kann die vorliegende in jeder Hinsicht für eine der zweckmäfsigsten und gehaltreichsten gelten. So stark auch diese Sammlung geworden ist, so sieht man ihr doch überall an, dafs es dem Vf. nicht blofs darauf ankam, Bogen zu füllen, sondern dafs neben dem fleifsigen Sammeln immer auch eine besonnene Auswahl vorwaltet. In der lesenswerthen Vorrede hat der Vf. die sehr richtigen Grundsätze entwickelt, die ihn bei der Ausführung seines Planes leiteten, und die darauf beruhen, nicht blofs müfsiger Unterhaltung zu dienen, sondern eine lebendige Charakteristik Friedrichs aus einzelnen Zügen seines Lebens und Geistes zu entwickeln, wobei es vor allem auf geschichtliche Wahrheit der erzählten Thatsachen ankommt. Dafs der Vf. mit einer unverkennbaren Vorliebe für Friedrich an sein Werk gegangen, hat ihn zwar zu einem desto gröfseren Sammlerfleifse angetrieben, sonst aber weder an der nöthigen Kritik verhindert, noch sein Urtheil zu sehr bestochen, um die einzelnen Gegenstände übertrieben ins Schöne zu malen; meistens läfst er die einfachen Thatsachen für sich sprechen, ohne durch vorlaute Zurechtweisungen und Exclamationen dem Urtheil des Lesers vorzugreifen; und wo er sein eignes Urtheil ausspricht, oder sonstige Bemerkungen an die erzählten Thatsachen anknüpft, da stehen diese nicht nur mit der Sache in natürlicher Verbindung, sondern sind auch selten so beschaffen, dafs sie erheblicher Berichtigungen und Modificationen bedürften. Das Buch würde auch vielleicht nicht halb so stark geworden seyn, wenn der Vf. sich hätte auf Anekdoten im gewöhnlichen Sinne des Wortes beschränken wollen; den wesentlichsten Theil desselben bilden vielmehr charakteristische Züge aus dem Privat- und Regentenleben des Königs, unter denen einzelne sich, auch räumlich betrachtet, über die Grenzen der Anekdote weit hinaus ziehn, aber eben dadurch um so unterhaltender werden und zugleich eine geschichtliche Wichtigkeit behaupten. Als ein besonders ausgezeichnetes Stück dieser Art müssen wir vorzugsweise den höchst interessanten Bericht von einer Reise des Königs und seinen, während derselben, mit verschiedenen Personen geführten Gesprächen (S. 536—554), worin sich Ernst und Scherz auf eine so unnachahmliche Weise mischt, erwähnen. — Dafs unter einer so grofsen Anzahl einzelner Züge viele bekannte vorkommen, wie wir denn in dem, von dem Vf. herausgegebenen Anekdoten-Almanach einen Theil derselben gelesen zu haben, uns erinnern, kann dem Buche durchaus nicht zum Vorwurf gereichen, da dies in der Natur einer solchen Sammlung liegt, wenn sie auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch macht, und überdies des Neuen, oder doch minder Bekannten, noch genug übrig bleibt. Auch wollen wir es dem Vf. nicht zu hoch anrechnen, dafs in eine so umfangreiche Sammlung hier und da ein Beitrag sich eingeschlichen hat, den man nicht eben sehr interessant und charakteristisch finden dürfte; da dergleichen Mittheilungen leichteren Gehaltes nicht so zahlreich sind, dafs sie nicht durch eine weit gröfsere Summe gewichtvollerer Stüke vielfach aufgewogen würden. Im Ganzen wird man nur wenige finden, aus denen man den grofsen König nicht von einer edlen Seite des Geistes oder des Herzens kennen lernte; und selbst die, welche man nur als Denkmale seiner heitern Laune betrachten kann, oder welche ihn in Situationen zeigen, die in das Costüm unserer jetzigen Zeit nicht gut passen würden, ja selbst die, in welchen sich augenblickliche Ergiefsungen eines verstimmten Gemüthes zeigen, wünschen wir defshalb nicht aus dem Buche weg; denn fast alle tragen doch mehr oder weniger dazu bei, das reiche Gemälde jenes aufserordentlichen Charakters in seinen Einzelnheiten zu vollenden. Züge der zuletzt erwähnten Art, wenn sie uns auch nicht erfreulich ansprechen, enthalten doch, richtig aufgefafst, manches Lehrreiche, und werden in den Augen eines Verständigen, der die Last der Sorgen und Unruhen erwägt, welche oft auf dem Gemüthe des Königs lasteten, und wohl die Harmonie desselben auf Augenblicke stören konnten, keinen Schatten auf seine Gesinnung werfen. Dafs manches, über den König sonst wohl gefällte, harte Urtheil, aus diesen Anekdoten und Charakterzügen Berichtigung und Milderung erfährt, verdient insbesondere bemerkt zu werden. Nur hätte der Vf. sich auf das Verdienst, Friedrichs Sache thatsächlich zu führen, beschränken, und sich mancher unnöthigen und zum Theil selbst unbilligen Ausfälle und Seitenblicke auf Personen, die in einzelnen Beziehungen weniger günstig von Friedrich dachten, enthalten mö-

mögen. So braucht man z. B. nicht eben zu den frömmelnden Zeloten und Ketzermachern (nach S. 577.) zu gehören, wenn man Friedrichs Ansichten in Religionssachen nicht durchaus billigt; und so sehr sich der Vf. (ebd. u. a. O.) über den von ihm sogenannten ungerechten Vorwurf, dafs Friedrich nichts für die deutsche Literatur gethan habe, erzürnt, so hat er doch eben so wenig wie Andere, die Gleichgültigkeit, mit welcher der grofse König gerade diese Seite der Nationalthätigkeit behandelte, wegdemonstriren, sondern sie theils nur mit den längst bekannten, aber unzureichenden Gründen beschönigen, theils aber — was allerdings schon etwas wichtiges ist, worauf jedoch der Vf. selbst eben nicht den gebührenden Werth zu legen scheint — durch einzelne Aeufserungen des Königs bemerklich machen können, dafs dieser in seinen späteren Jahren von seinen früheren Vorurtheilen gegen die deutsche Literatur und Nationalbildung etwas zurückgekommen. Die S. 640. berichtete Antwort des Königs an Mirabeau giebt in dieser Hinsicht einen grofsen Aufschlufs; nicht als sollte sie den wirklichen Grund von des Königs früherem Benehmen enthalten, sondern wohl mehr als ein Zeugnifs, wie er — und gar nicht mit Unrecht — dasselbe, als ersprieflich, vor sich selbst rechtfertigte. — Bei verschiedenen Gelegenheiten bot sich dem Vf. Anlafs zu einer Vergleichung Friedrichs mit Napoleon dar; doch führt ihn diese nicht, wie einen andern neueren Biographen Friedrichs zu gesuchten Aehnlichkeiten zwischen beiden, sondern vielmehr, und das mit dem gröfsten Recht, zur Bezeichnung des grofsen Unterschiedes zwischen diesen beiden grundverschiedenen Charakteren und des unverkennbaren Vorzugs, welchen Friedrich, als Mensch und als Fürst, bei dieser Vergleichung behauptet. — So sehr wir übrigens die Sorgfalt anerkennen müssen, mit welcher sich der Vf. um strenge geschichtliche Wahrheit der von ihm gesammelten Anekdoten bemüht hat, so können wir doch unsere Zweifel gegen einige derselben nicht verschweigen. S. 35. wird die bekannte Anekdote von der sonderbaren Rettung Friedrichs durch den Abt Tobias Stusche erzählt. Da die Wahrheit derselben öffentlich und nicht ohne trifftige Gründe geleugnet worden ist, so hätte wenigstens ein überzeugender Beweis für dieselbe beigebracht werden sollen. Die Erzählung S. 146. von dem Candidaten, der einen Vetter sucht, klingt sehr fabelhaft, und man mufs dagegen um so mifstrauischer werden, wenn man weifs, dafs eine wahre Begebenheit mit ganz ähnlicher Wendung von Herzog Ernst I. zu Sachsen-Gotha bekannt ist, so wie auch die vorliegende, oder eine ganz ähnliche, schon von König Friedrich Wilhelm I. erzählt wird, auf den sie auch besser zu passen scheint. In der Anekdote, S. 414., von einem andern Candidaten aus Thüringen, der in Berlin ein Unterkommen suchte, liegt wenigstens ein starker Anachronismus; denn dieser Candidat soll nach 1764 nach Berlin gekommen, und doch ein Schüler von *Buddeus* gewesen seyn, der schon 1729 gestorben war, daher man es auch für keinen Druckfehler ansehen kann, wenn er (S. 418.) angiebt, von 1716 — 1720 studirt zu haben; er müfste also bei seiner Ankunft in Berlin weit über 60 Jahre alt gewesen seyn, was doch für einen Candidaten, der sich in der Fremde etwas versuchen will, zu viel ist. Auch die Anekdote (S. 470.) von Friedrichs Besuch im Hallischen Waisenhause, deren Werth wir übrigens dahin gestellt seyn lassen, scheint zu spät zu stehen, da *Gotthilf August Francke* (kein anderer kann der Sohn Hermann Francke's seyn, dessen dort erwähnt wird) 1769, und zwar in hohem Alter, gestorben war. Ein anderer Anachronismus (S. 482.), wo ein General, einige Jahre vor dem Baierischen Erbfolgekriege, also zwischen 1770 und 1778, sein Dienstalter auf 24 Jahre angiebt, und doch noch von Friedrich Wilhelm I. zum Officier gemacht worden ist, beruht wahrscheinlich auf einem Schreib- oder Druckfehler. — Die in Anmerkungen, theils unter dem Texte, theils am Schlusse, beigefügten biographischen Notizen von vielen merkwürdigen Männern, deren die Anekdoten gedenken, werden, so wie das angehängte Namenregister aller im Buche genannten Personen, letzteres besonders als vollständige Nachweisung aller, dem gröfseren Theile nach interessanter Personen, die mit Friedrich in Berührung standen, für viele Leser eine sehr angenehme Zugabe seyn.

1) Bamberg, b. Klebsadel: *Ist die Altenburg bei Bamberg wirklich das Castrum Babenbergk Regino's zu den Jahren* 902, 906, *und die civitas Papinberc der Urkunde vom Jahr* 973? Blicke in die Urgeschichte der Stadt Bamberg, von *G. Th. Rudhart* u. s. w. 1835. 44 S. 4.

2) Nürnberg, b. Campe: *Ist Regino's Babenbergk die Altenburg bei Bamberg*? von *G. Th. Rudhart*. 1836. 95 S. 8. (36 Kr.)

Diese in zwei Orten und in verschiedenem Formate erschienenen Schriften sind gleichen Inhaltes. Die erste Ausgabe erfolgte als eine pflichtmäfsige Beilage zum Jahresbericht über das k. Lyceum und Gymnasium zu Bamberg, indem alle Jahre ein anderer Professor eine Abhandlung beifügen mufs. Da aber diese für die Geschichte des Mittelalters höchst wichtige Untersuchung in solcher Gestalt nur den Stadtbewohnern und wenigen auswärtigen Schulmännern bekannt geworden wäre; so fafste der Herausgeber den guten Entschlufs, die nämliche Schrift nach Verbesserung einiger Druckfehler, in klein 8. auch der Campesche Druckerei zu Nürnberg zu übergeben, damit dieselbe dem gröfseren Publikum bekannt werde. Für diese zweite Ausgabe werden alle Freunde der Geschichte des Mittelalters dem Vf. dankbar seyn. Wir erlauben uns daher nur eine gedrängte Inhalts-Anzeige zu machen.

In der Vorrede äufsert der Vf. die Besorgnifs, dafs man ihm den Vorwurf der Mikrologie machen möch-

möchte. In der Einleitung (§. 1.) spricht er von der Oertlichkeit der Altenburg mit ihren Umgebungen. §. 2. Ueber die Schicksale der Stadt und ihrer Umgebungen beginnt er von der Zeit der Missionairs des Bonifacius, und geht auf den in Bambergs Umgebung vielfach verweilten Karl den Grofsen über. Er nimmt an, dafs neben den germanischen im Lande gebliebenen Thüringern und eingewanderten fränkischen Einsiedlern meistens Slavische Colonisten wohnten, und zwar unter Grafen und Herzogen des sorabischen Limes. Nach dem Tode des bei Paris erschlagenen Herzogs Heinrich, safsen seine Söhne auf der Burg Babenberg, und nach Adalberts Ende wurde diese Besitzung des Markgrafen gleich andern vom Fiskus eingezogen. Erst im J. 973 schenkte Kaiser Otto II. dieselbe Burg Babenberg an den Herzog Heinrich II. von Baiern, welcher das Gut an seinen Sohn gleiches Namens vererbte. Dieser wurde der Gründer des Bisthums Bamberg auf dem nämlichen Platze, wo Adalberts Burg gestanden hatte. §. 3. wird die Frage gestellt, welche auf dem Titel des Buches steht. §. 4. beginnt die Polemik gegen den Archivar *Oesterreicher*, welcher in den letzten Jahren mehrere Gelegenheits-Schriften benutzte, die Hypothese aufzustellen, dafs das Castrum Babenbergk das kleine Lustschlofs gleiches Namens eine halbe Stunde aufser der Stadt gewesen sey. §. 5. beginnt unser Vf. die Prüfung der Gründe des Gegners nach dessen 3 Abtheilungen: 1) die Altenburg ist älter als der Domberg; 2) der Domberg ist aber auch erst seit Errichtung des Bisthums, und der dahin einschlägigen Vorkehrungen vom J. 1005—7 bebaut; 3) also ist die sogenannte Altenburg bei Bamberg das Castrum Babenbergk. Hier bedient der Vf. seine Gegner mit sehr vielen trifftigen Gründen aus den besten Quellen in der schonendsten Weise. §. 6. tritt der Vf. erst mit der Behauptung auf: „auf dem Domberge ist das Castrum Babenbergk zu suchen." Er beweist dieses: *a*) aus der Lage, *b*) aus den Worten des gleichzeitigen Geschicht-Schreibers *Ditmar*, *c*) aus der Lage der Altstadt Bamberg, *d*) aus dem Domberge als Burg bis zum 16. Jahrhundert, *e*) aus mehren Chronisten des 10—12. Jahrhunderts. §. 7. schreitet der Vf. auch zur Beurkundung des Alters der sogenannten Altenburg bei Bamberg, deren erste Nachricht 1124 sich findet, und welche er am Schlusse wörtlich mittheilt. §. 8. erörtert er noch die Frage, wie und wann entstand die Ansicht: die Altenburg sey das Castrum Babenbergk? Er deutet auf eine im J. 1458 durch Aeneas Sylvius verfafste Schrift: Vom Zustande Europens unter Kaiser Friedrich III. Da aber Papst Pius II. ohne persönliche Kenntnifs des Ortes einen Irrthum beging, so wurde dieser von dem gleichfalls hier fremden Hartmann Schedel in seiner 1493 erschienenen lateinischen Chronik wiederholt; daher derselbe auch von vielen Nachfolgern ohne weitere Untersuchung nachgebetet wurde. Durch die gründliche Bekämpfung eines fast 400jährigen Vorurtheils wird wahrscheinlich Herr Archivar *Oesterreicher* bewogen, einige dem Publikum noch unbekannte Urkunden zur scheinbaren Erhärtung seiner Hypothesen vorzulegen, was dem historischen Publikum nicht anders als erfreulich seyn kann.

Zum Schlusse tadeln wir blos, dafs der Vf. nicht gleich im Eingange seiner gründlichen Abhandlung seine Behauptung aufgestellt, und mit allen Beweisen versehen hat. Aus diesen hätte er dann nur durch Corrollarien die Behauptungen seines Gegners widerlegen sollen. Durch diese entgegengesetzte Methode wäre die Abhandlung, welche für alle Bewohner Bambergs das höchste Interesse hat, der Mehrheit der Leser viel faslicher geworden, als sie es in der gegenwärtigen Form ist und seyn kann. Lettern und Druck von Nr. 1. sind unter der Kritik, glücklicherweise kam diese nicht in den Buchhandel; desto schöner ist Nr. 2. aus Campe's Offizin.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

FREIBURG, b. Herder: *Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen der alten, mittlern und neuern Zeit*, in 200 Blättern. Von *Fr. von Kausler*, Major im Würtembergischen General-Quartiermeister-Stab. Xte Lieferung. 4. S. 615—683 u. 15 Charten in Fol. (7 Rthr. 1 gGr.)

Vorliegende Lieferung des Kauslerschen Schlachtenatlas stellt neun der interessantesten kriegerischen Begebenheiten planimetrisch dar. Eine umsichtige Auswahl unter der so grofsen Menge blutiger Ereignisse zeigt, dafs auch hierin der Vf. eine besondere wissenschaftliche Tendenz, die dem Vortragenden beim Unterricht in der Kriegsgeschichte sehr gut zu Statten kommen wird, berücksichtiget hat. Im Allgemeinen ist in dieser gesammten Arbeit ein rein wissenschaftlicher Blick und Takt unverkennbar und Rec. kann bei Beurtheilung dieser Lieferung die gröfste Wahrheit und Gewissenhaftigkeit der einzelnen Beschreibungen der militairischen Actionen verbürgen, da er bei mehreren Augenzeuge war. Die einzelnen Gegenstände sind folgende: Die Schlacht an der Trebia, geliefert am 18ten und 19ten Juni 1799 zwischen den verbündeten Russen und Oesterreichern unter dem Feldmarschall Souwarow und den Franzosen unter dem General Macdonald. Der Grundrifs zeigt, dafs das Schlachtfeld aus einem ganz ebenen von vielen Gräben und Kanälen durchschnittenen Terrain bestand längs der Trebia hin, zur Seite die Anhöhen von Pasturana. Der Angriffsplan ist mit vieler Umsicht bestimmt, aus unbegreiflichen Gründen wird jedoch jeder der einzelnen zusammenwirkenden Angriffe auf eine andere Stunde festgesetzt; dessen ungeachtet war das Resultat, dafs die Franzosen aufser ihrem Obergeneral noch 1500 Todte, 5000 Verwundete und 4000 Gefangene auf dem Platze lassen; dagegen betrug der Verlust der Verbündeten 1800 Todte, 5200 Verwundete und 1200 Gefangene. — Hierauf folgt die Schlacht bei Auerstädt,

städt, geliefert den 14ten October 1806 zwischen den Franzosen unter dem Marschall Davoust und den Preufsen unter dem Herzoge von Braunschweig. Obschon diese Schlacht von der bei Jena, an demselben Tage, unabhängig gefochten wurde, so ist sie doch in ihren Wirkungen nur in Verbindung mit jener richtig zu würdigen. Sehr wahr ist, was der Vf. S. 629 sagt: „der Sorglosigkeit Schmettau's ist vielleicht die doppelte Niederlage bei Jena und Auerstädt zuzuschreiben, hätte er sich mit der eingegangenen Nachricht nicht begnügt, so würde er erfahren haben, dafs die Kanonade von Lannes Corps herrühre, der bereits das Tauenzinsche Corps zurückdrängte und den Landgrafenberg besetzte. Noch war es Zeit, den verderblichen Flankenmarsch der preufsischen Hauptarmee einzustellen und das Corps des Fürsten von Hohenlohe zu verstärken, wodurch die Schlacht bei Jena wahrscheinlich einen andern Ausgang genommen haben würde." Die beiden die verschiedenen Manoeuvre ganz deutlich zeigenden Schlachtpläne sind mit aller Sorgfalt und nach allen Gesetzen der Militairpositions-Zeichenlehre abgefafst, so dafs, wie es auch eigentlich sich verhielt, das Dorf Hassenhausen an der Naumburg-Eckartsberger-Strafse der eigentliche Mittelpunkt des Schlachtfeldes war. Aufser den zwei Schlachterläuterungsplänen findet sich noch ein drittes Blatt vor, welches, wie wir oben bemerkten, die Verbindungen der Jenaer und Auerstädter Schlacht versinnlicht.

Die Darstellung zweier in ihren Wirkungen sich neutralisirenden Schlachten, nämlich die an der Katzbach, geliefert den 26ten August 1813 zwischen den verbündeten Russen und Preufsen, unter dem General von Blücher, und den Franzosen unter dem Marschall Macdonald und die Schlacht bei Dresden den 26ten und 27ten August 1813 zwischen den Franzosen unter dem Kaiser Napoleon und den verbündeten Oesterreichern, Russen und Preufsen unter dem Fürsten von Schwarzenberg, folgt hierauf.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Würdigung und genaue Beleuchtung der Schlacht selbst einzugehen; Rec. hat nur darzuthun, ob und wie die Darstellung dieser Schlachtscenen von dem Vf. aufgefafst worden ist. Es liegt in der Sache, dafs die Schlacht an der Katzbach complicirter als die bei Dresden war und es ist daher auch schwieriger auf dem Risse den Schlachtengang an der Katzbach zu verfolgen, dagegen auf dem Dresdner Schlachtplan eine grofse Einfachheit und Klarheit anspricht. Jedoch um hierbei völlig gerecht zu seyn, darf nicht unbemerkt bleiben, dafs Rec. mit dem letzt gedachten Schlachtfelde vertrauter als mit dem ersten ist. Recht brav sind auf dem Dresdner Schlachtplan sogar scheinbare Kleinigkeiten, wie z. B. die Vertheidigung der Franzosen aus den Gärten der Pirnaischen Vorstadt, angegeben. Nur zu gut ist auch aus dem Ganzen abzunehmen, wie der schwächste Punkt des in Vertheidigungsstand gesetzten Dresden, nämlich die Friedrichstadt, von den Angreifenden viel zu wenig berücksichtiget wurde.

Die Schlacht bei Kulm gewährt Stoff zu mancherlei Betrachtungen und die beiden diesen Gegenstand darstellenden Tafeln, sind daher für das Studium der Strategie höchst wichtig. Nicht etwa aus einer Defensive, nein aus einer völligen Retirade, mufste General von Kleist durch die Umstände bestimmt, in möglichster Schnelligkeit zur Offensive übergehen und wenn man nicht alle einzelnen Umstände und alle vorhergegangene Kriegsscenen sorgfältig würdiget, militairisch findet man Vandam's denkwürdige Niederlage kaum erklärbar und unverzeihliche Fehler müssen den sonst so gewiegten und erprobten französischen Feldherrn zur Last gelegt werden. Die beiden sich hierauf beziehenden Tafeln liefern sehr treu den Beleg zu diesem Urtheile.

Die Schlacht bei Toulouse, geliefert den 10ten April 1814 zwischen den Franzosen unter dem Marschall Soult und den verbündeten Engländern, Hannoveranern, Spaniern und Portugiesen unter dem Marschall Wellington, bietet in Form und Behandlung eine recht gefällige Abwechselung dar. Auf beiden Seiten der Garonne erfolgt der Angriff. Grofse Feldherrntalente stehen einander gegenüber und bieten einander die Spitze. Die Angriffe wie die Vertheidigungen werden mit aller möglichen Sachkenntnifs ausgeführt und bei genauem Verfolgen der Schlacht auf der entsprechenden Charte, wird der sich Unterrichtende zu manchen nützlichen Betrachtungen Veranlassung finden.

Die letzten zwei Blätter dieser Sammlung haben es mit den berühmten beiden Schlachten zu Ligny und Belle-Allianee zu thun, die Napoleon der Krone und des Feldherrnstabes verlustig machten. Die erstere wurde am 16ten Junius, die letztere am 18ten Jun. 1815 geliefert. In ersterer stand Feldmarschall Blücher dem Kaiser Napoleon, diesem Helden des Jahrhunderts und in letzterer Wellington ihm gegenüber. Alle Bezeichnungen sind im Grundrisse ganz deutlich und die Angabe der taktischen Bewegungen verständlich. Man findet sowohl über Belle-Alliance wie über Ligny mehrere Schlachtpläne, Rec. besitzt selbst deren einige; aber bestimmt sind die Kauslerschen zu den vorzüglicheren zu rechnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1836.

RECHTSGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cnobloch: *Geschichte der deutschen Strafgesetze* von *Karl August Tittmann*, Königl. Sächs. Hof- und Justiz-Rathe und geheimen Referendare, Ritter des Königl. Sächs. Civilverdienst-Ordens. 1832. VI u. 324 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Es war ein unglücklicher Moment in dem literärischen Leben eines sonst rühmlichst bekannten juristischen Schriftstellers und Geschäftsmannes, als ihm gegen Schluss seiner Laufbahn ein altes Collegienheft, wornach er im J. 1797 Vorlesungen in Leipzig gehalten, in die Hände fiel „und dadurch der Wunsch erweckt wurde, die Hand von Neuem an das alten Werke zu legen." Es würde gewifs dem Rec. an Grund zu einem solchen Ausspruch gefehlt haben, wenn das Auffinden jenes Heftes dem Vf. nur äufsere Veranlassung gewesen wäre, uns mit einer den Anforderungen der Wissenschaft einigermafsen entsprechenden Geschichte des deutschen Strafrechts zu beschenken, wodurch eine bedeutende Lücke in unserer juristischen Literatur ausgefüllt, und eine schwierige Aufgabe — an welche Rec. seine schwachen Kräfte zu versuchen eben beschäftigt ist — gelöst worden wäre. Aber es läfst sich nicht verkennen, dafs in dieser Geschichte der deutschen Strafgesetze, uns jenes alte Collegienheft im Wesentlichen nach Anlage, Inhalt und Form vorliegt, wenn auch manche Zusätze hinzugekommen seyn mögen. Wenn der Vf. sagt dafs vor Herausgabe dieses Werkes „die neuern geschichtlichen Schriften über Deutschland und die alten Deutschen gelesen, das Studium der alten Gesetze, Landrechte, Statuten und Urkunden wiederholt habe" so steht uns freilich kein Recht zu diese Aussage in Zweifel zu ziehen; auch werden in der ersten Periode die Bestimmungen und Ansichten der Volksgesetze u. s. w. angegeben, und hie und da ist die neuere Literatur angeführt, selbst zuweilen auf Stellen in neuern Werken verwiesen, aber das Werk selbst zeigt es nur allzu sehr, dafs jenes Studium der Quellen ebenso wenig umfassend als tief gewesen, und dafs wenn der Vf. sich auch mit neueren Werken mag bekannt zu machen gesucht haben, (doch werden — um nur *eines* zu nennen, Grimms Alterthümer gar nicht einmal genannt? und sind noch weniger benutzt) — ihm im Ganzen doch die Art und der Geist einer wahrhaften geschichtlichen Behandlung des Rechtes noch so fremd geblieben, als sie es ihm damals waren, wie er sein Collegienheft entwarf. Von einem Eingehen in das Wesen der Institute der Vorzeit, einer Ergründung ihres Zusammenhanges u. s. w. findet sich keine Spur. Die Geschichte ist, wiewohl keine Quellengeschichte, doch eine rein äufserliche, indem der Vf., so weit überhaupt ein ordentlicher Plan in dem Buche ist (denn die Behandlung der spätern Perioden weicht von der frühern sehr ab), sich begnügt, nachdem er von den Quellen jeder Periode, das gesagt, was man weit vollständiger und richtiger in jedem neuern Handbuch des deutschen Privatrechtes findet, die Verbrechen und die üblichen Strafarten nach einem modernen Schematismus — (es ist z. B. in der Zeit der Volksrechte von Polizeivergehen die Rede, worunter der Vf. wunderbarer Weise und zwar einzig und allein: die Heirathen zwischen freien und unfreien und das Herabnehmen eines Gehengten vom Galgen stellt!) — *aufzählt* und dann in einer ähnlichen Weise von den Gerichten und dem Verfahren handelt.

Mehr als ein Viertel des für die Reichhaltigkeit des Gegenstandes an sich nicht umfangsreichen Buches, (nämlich S. 132 — 221) ist den Ordalien und den Fehmgerichten gewidmet, so wie der Vf. es überhaupt liebt, sich mit s. g. Curiositäten aufzuhalten. Bei der Abhandlung über die Fehmgerichte bemerkt der Vf., dafs er das Meiste aus den Schriften von Kopp und Berck genommen habe, ohne sich im geringsten darüber zu rechtfertigen weshalb er Wigand, dessen Werk er in der Literatur mit angiebt, ganz habe zur Seite liegen lassen. — Die ganze Darstellung der Fortschritte der wissenschaftlichen Behandlung des Strafrechtes und der Strafgesetzgebung seit der Mitte des 18ten Jahrh. wird auf 9 Seiten abgefertigt. Nachdem der Vf. die Titel der Bücher von Montesquieu, Voltaire, Beccaria mit grofser Umständlichkeit angegeben, ohne sonst etwas über ihren Inhalt oder ihre Wirksamkeit zu bemerken, als dafs „Beccaria gegen die Todesstrafe und Tortur geeifert habe", setzt er hinzu: „Vorzüglich gewann die Strafrechtslehre durch die Reformation, welche Kant durch seine Schriften in der Philosophie veranlafste. Alles ward nun von einer *ganz andern* Seite angesehen als sonst und *viel richtiger* dargestellt. Zum Beweise darf man nur die Strafrechtslehren nennen, die von jener Zeit besonders thätig gewesen sind." Nun folgt eine Reihe von Namen in alphabetischer Ordnung. Das ist die Geschichte der Strafrechtswissenschaft! — Drei folgende Seiten enthalten Angaben über die Aufhebung der Tortur in mehreren deutschen Ländern, zum

Theil mit *wörtlicher* Anführung der darüber erlassenen Verordnungen; auf 1½ Seiten folgen dann einige dürftige chronologische Notizen über die Oesterreichische und Preufsische Gesetzgebung, „dafs in Baiern 1813 das Gesetzbuch für das Königreich Baiern erschien" und ein paar ähnliche Dinge — das ist die Geschichte der neuern Strafgesetzgebung!

Dafs der Vf. in den vorhergehenden Perioden eben so wenig tief in seinen Gegenstand eingedrungen ist, wird man z. B. aus Dem entnehmen können, was er über die Einführung des römischen Rechtes bemerkt. „Noch jetzt, erzählt er uns S. 221 — wendet man bekanntlich die Römischen und Canonischen Gesetze in Deutschland an. Die erste Ursache die dies veranlafste war der Mangel an Universitäten, denn diese wurden wie die Stiftungsurkunden beweisen, erst im 14ten Jahrhundert errichtet." In einer Note folgt nun die chronologische Aufzählung aller deutschen Universitäten (!), im Text aber die Angabe: dafs die Deutschen in Bologna studierten und *Kaiser und Reichsstände im R. A. v. 1372 das Römische Recht als ein gemein kaiserliches anerkannt hätten.* „Ueber die Wirkung und den Einfluss des Röm. Rechts auf das deutsche Strafrecht, sagt der Vf. weiter nichts, als dafs die Erfahrung gelehrt habe: dafs die Annahme desselben bei der Rechtspflege in Deutschland *sehr heilsam* gewesen, in der damaligen Zeit aber *mehr Schaden als Nutzen* gebracht habe." Dies letztere wird dann blos durch einige bekannte Anecdoten über die Unzufriedenheit mit den Römischen Doctoren u. dgl. ausgeführt.

Wenn auch diese Anführungen zur Charakteristik der Arbeit schon vollkommen genügen könnten, so will Rec. nur noch hervorheben in welcher Ordnung der Vf. die Quellen der zweiten Periode aufzählt und nach seiner Weise beschreibt. Er redet zuerst nämlich vom „Sächsischen Landrecht, von einem Sachsen Eccard von Repgow im 13ten Jahrh. verfertigt", dann vom Kaiserrecht, Richtsteig, Schlesischen Landrecht und zuletzt vom „Sachsenspiegel, der den ehemaligen Ritter Eyko von Repgow zum Vf. hat" und vom Schwabenspiegel. Was soll man aber von dem Quellenstudium und der deutschen Rechtskunde des Vfs. denken, der den Richtsteig und das Kaiserrecht vor dem Sachsen- und Schwabenspiegel nennt, und das sächsische Landrecht von dem Sachsen Eccard von Repgow, und den „Sachsenspiegel von dem Ritter Eyko von Repgow", als *zwei verschiedene* Rechtsbücher anführt. Uebrigens nimmt sich dieses Alles noch weit drolliger und unbegreiflicher aus, wenn man es ausführlicher im Buche selbst nachliest, wo sich z. B. auch eine Note findet, in welcher der gelehrte *Dreyer* sich mifsbrauchen lassen mufs, um jene Unterscheidung zu rechtfertigen; der Vf. sagt nämlich, dafs *Dreyer* die Meinung *widerlegt* habe, der Sachsenspiegel sey älter als das sächsische Landrecht!! Dieses Landrecht, welches der Vf. als die älteste und erste Quelle dieser Periode anführt, ist übrigens, wie seine Angaben darüber — namentlich: die, dafs es in der Lausitz, Böhmen, Schlesien, Polen u. s. w. gegolten haben soll, — allenfalls errathen lassen, aus einer Verwechselung mit dem sächsischen *Weichbilde* und einer gänzlichen Unkenntnifs dieses Buches hervorgegangen. Man wird daher mit dem Rec. leicht übereinstimmen, dafs für den sonst rühmlichen Namen des Vfs. nichts Besseres geschehen kann, als dafs diese seine letzte *Arbeit* möglichst in Vergessenheit komme.

Wilda.

LITERATURGESCHICHTE.

Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Was that der Jesuiter-Orden für die Wissenschaft? Beantwortet in einem Verzeichnisse der vorzüglichsten Schriftsteller dieses Ordens und ihrer Schriften. Mit Hinzufügung biographischer und bibliologischer Notizen.* Von Dr. *Wilhelm Smets*, Oberpfarrer und Schulinspector zu Münstereiffel. 1834. XL u. 176 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon die höchst verworren gedachte und stilisirte Vorrede zeigt an, und ein Blick in das Innere des Buches bestätigt, dafs der Vf. selbst nicht wufste, was er eigentlich damit wollte. Dem Titel zu Folge soll man erfahren, was der Jesuiter-Orden für die Wissenschaft that; und dies soll aus einem Verzeichnifs der Schriftsteller dieses Ordens erhellen. Nach der Vorrede aber „bildet die Literatur des Ordens *durchaus nur einen, und vielleicht gar den geringsten Theil* seiner Bestrebungen und Leistungen für die Wissenschaft", da verhältnifsmäfsig nur eine kleine Zahl seiner Mitglieder als Schriftsteller, viele hingegen als Schulmänner thätig waren. Hierauf hätte also der Vf., auch wenn er eine vollständige Literatur des Ordens gab, *durchaus nur einen, und vielleicht gar den geringsten Theil* der von ihm aufgestellten Frage beantwortet, und, seinem eignen Eingeständnifs zu Folge, weit mehr versprochen, als er zu geben auch nur willens war. Doch dies möchte noch hingehen, als ein kleiner Pleonasmus im Titel, an dergleichen man sich schon gewöhnen mufs; wenn nur die eigentliche Literargeschichte des Ordens mit einiger Gründlichkeit bearbeitet wäre; aber auch hierin wird selbst die billigste Erwartung sehr arg getäuscht, denn diese ist nicht nur, was der Vf. auch selbst zugiebt, von Vollständigkeit weit entfernt, sondern entbehrt auch ganz der Genauigkeit, durch welche bibliographische Schriften allein einigen Nutzen für die Literatur gewähren können. Zwar beginnt der Vf., im Anfange der Vorrede, in einem ziemlich hohen Tone, von einem weitaussehenden kirchenhistorischen Quellenstudium zu reden, das ihn auf die überaus reichhaltige Literatur des Jesuiter-Ordens geführt habe, bei deren Zusammenstellung ihm das Studium der Geschichte desselben stets zur Seite gegangen sey; weiterhin aber wird die anfangs erregte Erwartung durch mancherlei Einschränkungen herabgestimmt,

und

und es macht gegen die vorhergegangenen, für den Orden so schmeichelhaften, apologetischen Erklärungen, einen auffallenden Contrast, wenn nun auf einmal die Bemühung um eine *vollständige* Literatur desselben „dem blinden Eiferer für die Ehre des Ordens, dem es nur um die Fülle der Autornamen und Büchertitel zu thun ist" zugeschoben wird, wobei der Vf. versichert, es sey nicht sein Zweck gewesen, „jeden Paraphrasten des englischen Grufses oder der lauretanischen Litanei, und jeden Verfasser oder Verbesserer irgend eines Sodalitätsbüchleins in der Reihe der Schriftsteller aufzuführen." Hieran ist nun zwar in einer Hinsicht ganz wohl geschehen; das Gegentheil möchte auch dem Vf. schwer geworden seyn, da die Schriften der letzteren Art gröfstentheils anonym erschienen sind; aber es bleibt doch die Frage, ob nicht gerade das Charakteristische der Literatur des Ordens (letzteren als ein Ganzes betrachtet) verloren geht, wenn man einen für dessen Tendenz so wichtigen Zweig derselben, wie die Ascetik, fast ganz ausscheidet? — und dann vermissen wir doch auch manchen Schriftsteller und manche Schrift, die gerade nicht in die Kategorie der vorhin genannten gehören. Dennoch wollte der Vf. „dem Gelehrten eine Nachweisung dessen in die Hand geben, was gerade in dem, von ihm kultivirten wissenschaftlichen Zweige durch die Schriftsteller des Jesuiter-Ordens geleistet worden ist"; aber die Erreichung dieser Absicht hätte ja gerade die möglichste Vollständigkeit erfordert, um die es doch dem Vf., nach seinem eignen Geständnisse, gar nicht zu thun war. Am wahrsten spricht sich sein eigentlicher Zweck wohl in den Worten aus: „Genug wenn dieser Beitrag zur Bücherkunde auch zugleich aufs Neue *eine Lichtseite* an jener Corporation geltend macht, an welcher man in der neuesten Zeit nur Schattenseiten gelten lassen wollte." Letzteres ist im allgemeinen unwahr; denn dafs der Jesuiter-Orden viele gelehrte, wohlgesinnte und verdienstvolle Mitglieder gehabt habe, die für Literatur und wissenschaftliche Bildung manches Nützliche wirkten, ist nie geleugnet worden; wenn gleich es auch einleuchtet, dafs die Jesuiten-Gelehrsamkeit, neben manchen Leistungen von bleibendem Werthe, viel Triviales, mechanisch Abgearbeitetes, und daher mit Recht Vergessenes unter ihren Produkten aufweist. — Umgekehrt aber gehört es jetzt zu den Machinationen einer nicht unbekannten Schule, an jenem Orden *nur Lichtseiten* darzustellen, und die Schattenseiten, die er doch ganz gewifs in hohem Grade hatte, entweder aller Geschichte zum Trotz abzuleugnen, oder doch möglichst zu verhüllen; und für *diesen* Zweck scheint auch das Werkchen unsers Vfs. berechnet. Da war es denn freilich ganz consequent, wenn die ganze Partie der Moraltheologie und Ascetik, in welcher der Jesuiter-Orden sich gerade nicht am vortheilhaftesten zeigt, und selbst in der katholischen Kirche bedeutende Gegner fand, wegblieb. Doch selbst für die Absicht, die wissenschaftlichen Verdienste des Ordens verleuchten zu lassen, hätte der Vf. weit besser sorgen, und dabei zugleich auch dem Literator wesentlicher nützen können, da für letzteren das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt fast ganz unbrauchbar ist. Die Schriftsteller aus dem Jesuiter-Orden folgen einander in alphabetischer Ordnung; ein vorangeschicktes Register nach den verschiedenen Wissenschaften, welche die Einzelnen bearbeiteten, soll eine vergleichende Uebersicht der Verdienste des Ordens um einzelne Wissenschaften erleichtern. Dafs letztere jedoch nicht vollständig seyn kann, ergiebt sich schon daraus, dafs grofse Partien, wie die meisten theologischen Disciplinen, im Buche selbst, mithin auch im Register, ganz fehlen. Die biographischen Notizen von den aufgezählten Schriftstellern sind nun aber höchst dürftig, und die bibliographischen sehr flüchtig und ungenau. Jene geben selten mehr als den Namen, das Geburts- und Sterbejahr an, und selbst letztere nicht einmal bei allen genau; von andern Lebensumständen wird nur bei sehr wenigen, meistens bei solchen, die als Missionare in fremden Welttheilen gearbeitet haben, etwas, gleichsam wie im Vorübergehen, erwähnt. Die Angabe der Schriften aber ermangelt nicht nur der Vollständigkeit, indem bei fruchtbaren Schriftstellern gemeiniglich nur die Zahl ihrer Schriften angegeben, und dann eine Auswahl derselben, wie zur Probe, nahmhaft gemacht wird, sondern auch aller bibliographischen Genauigkeit, indem die Titel meistens verstümmelt, zuweilen willkürlich verändert, die in ausländischen Sprachen geschriebenen fast nie nach den Originalen, sondern nur in einer kurzen Inhaltsanzeige angegeben sind; häufig fehlt nicht nur die Angabe des Formats der Bücher (die doch bei andern sich findet, also nicht etwa aus Grundsatz, als etwas entbehrliches, weggelassen ist), sondern sogar des Druckortes und Jahres. Alle diese Mängel betreffen gleichwohl Dinge, an denen dem Literator viel gelegen ist; dafs aber der Vf. seine Arbeit nicht diesem, sondern dem Gebildeten (wie man zu sagen pflegt) bestimmt habe, dem es auf bibliographische Genauigkeit nicht ankomme, wird er selbst schwerlich behaupten; denn solche dürften sich an einer Reihe von Schriftstellernamen und Büchertiteln schlecht erbauen. Was soll man mit biographischen Nachrichten, wie folgende, anfangen: (S. 5.) „*Augo*, Peter, ein Franzose." — (S. 70.) „*Gibbon*, Richard, ein Engländer." — (S. 79.) *Hanke*, Joh., ein Deutscher." — Denn das ist alles, was von diesen Leuten, und eben so von manchen andern, gesagt wird, ohne dafs auch nur ihre Lebenszeit bemerkt wäre. — Was können Literarnotizen helfen, wie z. B. bei *Adomus* (S. 2.): „Schriften: 1) *Tractatus de Cambiis.* 2) *De ratione illustrandae Ligurum historiae.*" Oder bei *Cornova* (S. 46.): „Schriften: 1) Jaroslau Sternberg. 2) Der grofse böhm. Lobkowiz (*sic.*) 3) Stranzky-Staat (*sic*) von Böhmen, 4 Bde. 4) Der zweite punische Krieg" u. s. w. Wer, der diese

Bü-

Bücher nicht vorher schon kannte, wird sich wohl aus solchen Notizen einen Begriff davon machen können? Was kann es helfen, einen Buchtitel zu lesen, wie bei *Hanke* (S. 79.): „*Tenebrae summatim illustratae, Mogunt.* 1682. 4." woraus niemand erfährt, was nun eigentlich das so betitelte Buch enthält, oder in welche Wissenschaft es einschlägt? Manchmal hat sich der Vf. gar nicht die Mühe gegeben, die Schriften der Gelehrten anzuführen. So heifst es z. B. bei *Benci* (S. 14.): „Er ist als lateinischer Dichter und Redner gefeiert, und hat in dieser doppelten Beziehung viele Schriften zurückgelassen." Aber nicht eine einzige derselben wird nahmhaft gemacht. Noch schlimmer bei *Berthet* (S. 16.) „Man hat von demselben mehrere gelehrte lat. Abhandlungen", von denen nicht einmal gesagt wird, in welche Wissenschaften sie einschlagen. — An fehlerhaften Angaben fehlt es auch nicht; z. B. bei *Inchofer* (S. 87, wo aber irrig *Imhofer* gedruckt ist): „*De sacra latinitate*"; womit dessen oft gedruckte *Historia sacrae latinitatis* gemeint ist. *Delrio* (S. 51.) soll „der Grammatiker *Solinus Polyhistor*" herausgegeben haben. — In der Auswahl scheint sich der Vf. manchmal dem Zufall überlassen zu haben; so sollen z. B. (S. 3.) von *Alers* an 30 Numern betragender Schriften „die vorzüglichsten" angegeben werden, und den Anfang machen: „*Conclusiones ex universa philosophia*", eine werthlose Schul-Disputation. Dagegen sind z. B. bei *Brotier* (S. 29., wo fehlerhaft *Bertier* zu lesen ist) dessen Supplemente zum Tacitus unerwähnt geblieben; und bei *Papebroch* (S. 122.) zwar dessen Antheil an den *Actis Sanctorum*, aber nicht sein, wenn auch verfehlter, doch merkwürdiger und folgenreicher, erster Versuch in der Urkundenkritik angeführt worden. — Ganz vergessen sind, mit mehreren, die wohl einer Erwähnung besser als manche der Aufgezählten verdient hätten, unter andern der deutsche Dichter *Blumauer*, und die lateinischen Dichter *Ruäus*, der zugleich als Herausgeber des Virgil bekannt ist, und *Sarbievius*, den man den Sarmatischen Horaz genannt hat; und da der Vf. die Theologie doch gerade nicht ganz ausschliefsen wollte, so mufs man sich wundern, Schriftsteller wie *Hermann Busenbaum* und *Edmund Voit* nicht genannt zu finden, deren Lehrbücher der Moraltheologie sich doch in ihrer Art sehr auszeichneten. — Von Fehlern und Mängeln aller oben erwähnten Arten könnten wir noch mehr und auffallendere Beispiele anführen, wenn es nicht an den mitgetheilten genügte, um darzuthun, dafs wir über den geringen Werth des Buches kein zu hartes Urtheil ausgesprochen haben und dafs Literaturgeschichte und Bibliographie des Vfs. Fach eben nicht zu seyn scheint. — Die Urtheile und Bemerkungen unsers Vfs., die er zwar selten, aber gemeiniglich da einstreut, wo es Gelegenheit zu Ausfällen oder Seitenblicken auf die Gegner der Römischen Kirche giebt, übergehen wir am besten mit Stillschweigen.

SCHÖNE LITERATUR.

1) Aachen u. Leipzig, im Verl. b. Mayer: *Die Prinzessin, oder die Beguine.* Roman von *Lady Morgan.* Aus dem Englischen von Dr. *P. Helfing.* 1835. 3 Thle. 1r Th. 350; 2r Th. 341; 3r Th. 406 S. 8. (4 Rthlr.)

2) Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Die Prinzessin.* Von *Lady Morgan.* Uebersetzt von *Dr. Georg Nicolaus Bärmann.* 1835. 3 Thle. 1r Th. 282; 2r Th. 331; 3r Th. 316 S. 8. (3 Rthlr.)

Lady Morgan schon seit einer Reihe von Jahren als geistreiche Schriftstellerin bekannt, behauptet auch in dem vorliegenden Werke ihren erlangten Ruhm. Das öffentliche und das Familien-Leben der vornehmen englischen Welt, die belgische Revolution und Rückblicke auf die ältere Zeit der Belgier in Bezug auf ihren politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Standpunkt nebst einer interessanten Mystification machen den Inhalt dieses unterhaltenden Werkes aus. Was die beiden vorliegenden Uebersetzungen anlangt, so ist die *Zweite* von Dr. *Bärmann*, der bereits seit mehren Jahren als guter Uebersetzer aus den neuern Sprachen bekannt ist, unstreitig die vorzüglichere: denn *erstens* ist sie in Prosa und Vers genauer und schliefst sich näher an das Original an und verräth eine viel gröfsere Gewandtheit des Vfs. im Ausdruck als die erste, welche sich ganz gut liest, wenn man weder Original, noch eine andere Uebersetzung daneben hat; *zweitens* ist das Papier und der Druck besser als in der ersten, aufserdem sind auch die französischen Verse von *Bärmann* übertragen; *drittens* ist die bessere Uebersetzung auch noch um *einen Thaler* billiger. Würde nicht zu viel Raum erfodert, so könnte eine Nebeneinanderstellung der Uebersetzungen das Gesagte gleich vor Augen legen.

Leipzig, b. Brockhaus: *Die Liebenden.* Ein Gedicht in neun Gesängen. Von *W. Elias.* 1835. XXVIII u. 132 S. 8. (16 gGr.)

Eine freundliche, liebliche Gabe, welche sich *ganz* besonders zum Geschenk für Freundinnen eignet, deren reingebildeter Geschmack wahre Dichtungen modischen flachen Romanen und Novellen vorzieht. Der Vf. hat sich mit Glück im idyllischen Epos versucht und verdient nach den beiden Meistern *Voſs* und *Göthe* noch einen würdigen Platz. Sprache und Versbau sind angenehm, obschon die Hexameter nicht völlig den jetzigen Anfoderungen genügen, da sowohl zuweilen harte Elisionen und noch öfter Hiatus eintreten, abgesehen davon, dafs der Amphimacer, wie häufig in deutschen Hexametern, mitunter statt des Dactylus eintritt, und die Caesur mangelt. Den neun Gesängen geht von S. XV — XXVIII noch ein Vorgesang „*der Strom*" überschrieben, voraus. Druck und Papier sind vortrefflich und das Büchlein verdient freundliche Empfehlung.

MONATSREGISTER

vom

FEBRUAR 1836.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Nummer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Aeliani de natura animalium libri septemdecim; constituit et illustravit *Fr. Jacobs*; adiecti sunt indices. — 1r u. 2r Bd. EB. 18, 140.

Andree, K., s. A. *Balbi* —

B.

Baermann, G. N., s. Lady *Morgan* —

Balbi's, A., Handbuch der Erdbeschreibung; nach dessen Abrégé de Géographie frei bearb. u. vervollständigt von K. *Adree*. 8 Hefte od. 2 Bde. 35, 279.

— — Hausbuch der geograph. Wissens — nach seinem Abrégé de Géographie frei bearb. von *Cannabich*, *Littrow*, *Sommer*, *Wimmer* u. *Zeune*. 2 Bde in 8 Lieftr. 35, 277.

Baumgarten-Crusius, Dctl. C. G., s. P. *Ovidii* Nas. Metamorphoses.

Baumstark, Ed., katholistische Encyklopädie. Handbuch der Kämeralwissenschaften u. ihrer Literatur — 31, 245.

Becker's, H., Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften der verflossenen Jahrh. üb. den Zustand der Seele nach dem Tode. 1s u. 2s Heft. EB. 20, 158.

Boetticher, G., de vita, scriptis ac stilo *Cornelii Taciti* — scholarum maxime in usum — EB. 17, 129.

Bremi, J. H., s. *Demosthenis* orationes —

Broma, A., Inschriften auf die Denkmäler unsrer Lieben, nebst Anhang — 24, 192.

Brunold, F., s. Nachklänge —

v. *Buelow*, C. W., Deutschlands Wälder. 29, 228.

C.

Cairns, W., s. J. *Young* Lectures —

Cannabich, s. A. *Balbi* —

Clemens, Fr., natürl. Klänge des Herzens an die Gottheit in Morgen- u. Abendgesängen — EB. 11, 88.

D.

Damiron, Ph., Cours de Philosophie. Tom. 1. 2. Psychologie. Tom. 3. 4. Morale. 27, 212.

Demosthenis orationes selectae commentariis in usum scholar. instructae ab J. H. *Bremi*. Sect. II. Oratio de Corona. Auch: Bibliotheca graeca von *Jacobs* u. *Rost*. Vol. XV. Sect. II. 23, 177.

Dittenberger, Th. W., üb. Prediger-Seminarien mit Bezug auf die zu Herborn, Loccum, Wittenberg u. auf die Errichtung eines solchen im Gr.Hzgth. Baden. EB. 11, 81.

E.

Ehrlich, C. G., method. Leitfaden für die Sprachbildungsübungen in der Unterklasse einer Elementarschule. 30, 238.

Elias, W., die Liebenden. Gedicht in neun Gesängen. 38, 304.

Elix, L. E., Harmonie, Sympathie u. Ausdauer. Roman. 34, 271.

Enk, M., Briefe über *Goethe's* Faust. 30, 233.

F.

Ferrand, E., s. Nachklänge —

Francke, A., das Altarfest der evangel. Christen. Communionbuch. 2te Aufl. EB. 19, 152.

Fritsche, F. G., Gebete u. Betrachtungen für höhere Bildungsanstalten — EB. 19, 152.

G.

v. *Groote*, E., s. *Hagen's* Reimchronik.

Gutbier, F. A. Ph., kurzer Inbegriff aller nothwendigen u. nützl. Kenntnisse für Schüler in Stadt- u. Landschulen — 1r u. 2r Th. EB. 15, 120.

Gwinner, Dr., der Waldbau in kurzen Umrissen für Forstleute, Waldbesitzer und Ortsvorsteher. 29, 227.

H.

Hagen's, des Meisters Godefrit, der Zeit Stadtschreibers, Reimchronik der Stadt Cöln aus dem 13ten Jahrh., mit Anmerkk. u. Wörterbuch herausg. von E. *v. Groote*. 25, 193.

Helling, P., s. Lady *Morgan* —

Hoefer, L. F., Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Kgl. Geh. Staats- u. Kabinets-Archiv zu Berlin. 26, 201.

J.

Jacobs, Fr., s. *Aelianus* de natura animalium —

Jaeger, W., s. Nachklänge —

Justini Historiae Philippicae; für den Schulgebrauch histor. u. grammatisch erläutert von *W. Fittbogen*. 21, 161.

K.

v. Kausler, Fr., Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen u. Belagerungen der alten, mittlern u. neuern Zeit in 200 Blättern. 10te Liefr. 37, 294.

Kirchner, C., Quaestiones Horatianae: de Bentlei. temporum — de utroque Tigellio — de Satirae temporibus — de itinere Brundisino. 22, 169.

Kofsersky, B., s. Nachklänge —

Krüsi, H., u. J. G. *Tobler*, Beiträge zu den Mitteln der Volkserziehung im Geiste der Menschenbildung. 2r Jahrg. 1s — 4s Heft. 3r Jahrg. 1s Heft. EB. 15, 119.

L.

Lauber, L. M., die allgem. Principien der Gröfsenlehre nebst den Elementen der Zahlenlehre. Auch: — — Versuch einer rein wissenschaftl. Darstellung der Mathematik durch strenge Begründung ders. in ihren Principien — 1r Th. 33, 257.

v. Leonhard, K. Caes., Lehrbuch der Geognosie u. Geologie. 34, 267.

Lindau, W. A., s. Gr. *v. Locmaria* —

Littrow, s. A. *Balbi* —

v. Locmaria, Graf, die Guerillas; aus dem Franz. von W. A. *Lindau*. 2 Thle. 36, 288.

M.

Mackintosh, Rob. Jam., Memoirs of the life of the Right Honourable Sir *James Mackintosh*. 2 Voll. EB. 20, 155.

Marx, K. F. H., allgemeine Krankheitslehre. 21, 166. —

Metzing, S., Beweis des eilften Euklidischen Grundsatzes. 34, 265.

v. Meysenbug, E., Servius, Blätter für juristische Kritik. 1s Hft. EB. 13, 102.

Minnehof, s. Nachklänge.

Morgan, Lady, die Prinzessin; Roman; aus dem Engl. von G. N. *Baermann*. 3 Thle. 38, 304.

— — die Prinzessin, oder die Beguine. Roman; aus dem Engl. von P. *Helling*. 3 Thle. 38, 304.

Moser, Jul., Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Histor. Schsp. 34, 272.

Müchler, K., Friedrich der Grofse. Zur richtigen Würdigung seines Herzens u. Geistes — 37, 289.

N.

Nachklänge. Lieder von F. *Brunold*, E. *Fagnard*, W. *Jäger*, B. *Kofsersky*, A. *Rebenstein*. Auch: Minnehof. Lieder für Bertha. Manuskr. für Freunde. 24, 191.

Neigebaur, J. F., die Preufs. Gymnasien u. höhern Bürgerschulen — 23, 182.

— — das Volksschulwesen in den Preufs. Staaten — 23, 182.

O.

v. Oppen, O., H. A., Beiträge zur Revision der Gesetze. EB. 12, 92.

Ovidii, P. Nas., Metamorphoses; rec. et perpetua annotatione illustravit D. C. G. *Baumgarten-Crusius*. 20, 153.

— — — Brevi annotatione illustr. D. C. G. *Baumgarten-Crusius*. Tom. II. Edit. 2da auct. 20, 153.

P.

Passavant, J. K., von der Freiheit des Willens u. dem Entwickelungsgesetze des Menschen. EB. 19, 151.

Pinzger, G., Progymnasmata Ciceroniana, sive selecta e M. T. Ciceronis libris capita — 21, 164.

Profs, Anfangsgründe der theoret. u. praktischen Geometrie. 33, 252.

Q.

Quix, Ch., Gesch. der ehemal. Reichsabtei Bürtscheid von ihrer Gründung im 7ten Jahrh. bis 1400 — 22, 176.

R.

Rebenstein, A., s. Nachklänge —

Rinne, J. K. F., die natürl. Entstehung der Sprache aus dem Gesichtspunkt der histor. od. vergleichenden Sprachwissenschaft. 32, 249.

Ruffhart G. Th., ist die Altenburg bei Bamberg wirklich das Castrum Babenbergk Regino's zu den J. 902, 906, und die civitas Papinberc der Urkunde vom J. 973? 37, 292.

— — ist Regino's Babenbergk die Altenburg bei Bamberg? 37, 292.

S.

Sailer, B. W., Beobachtungen ursprüngl. Bildungsfehler u. gänzlichen Mangels der Augen bei Menschen u. Thieren. EB. 16, 121.

Smets, W., was that der Jesuiter-Orden für die Wissenschaft? beantw. in einem Verzeichnisse der vorzüglichsten Schriftsteller dieses Ordens u. ihrer Schriften — 38, 300.

Sommer, s. A. *Balbi* —

Starklof, L., Wittekind (histor. Roman). 4 Thle. 2te Aufl. 36, 288.

v. *Stengel*, Franziska, Sinzendorf. Wahrheit u. Dichtung. 2 Thle. 33, 264.

Stuhr, A. F., über Abfindung der Huthungsberechtigten in den Forsten — 29, 229.

T.

Taciti, Corn., vita, scripta ac Stilus — s. G. *Boetticher* —

Thierbach, E., Abrifs der katechet. Regeln u. Anweisung zur Einübung derselben. 21, 168.

Tittmann, K. A., Geschichte der deutschen Strafgesetze. 38, 297.

Tobler, J. G., s. H. *Krüsi*.

U.

Uebung, die, in der Schule des Lebens, philos. religiöse Betrachtungen — 1r Th. EB. 19, 152.

Umpfenbach, H., praktische Geometrie. 1r. Th. die Feldmefskunst. 32, 254.

W.

Weber, K. G. E., die Herrlichkeit Gottes in Hymnen besungen. EB. 11, 88.

v. *Wessenberg*, J. H., sämmtliche Dichtungen. 1r Bd. auch:

— — Julius. Pilgerfahrt eines Jünglings. 2te verm. Aufl. 1r Bd. Acht Gesänge. 2r Bd. Drei Gesänge. 29, 230.

Wimmer, s. A. *Balbi* —

Y.

Young, J., Lectures on intellectual philosophy — with a memoir of the author; edit. by W. *Cairns*. 28, 221.

Z.

Zawadzky, A., Enumeratio plantarum Galiciae et Bukowinae, od. die in Galiz. u. der Bukow. wildwachsenden Pflanzen — 36, 281.

Zeune, s. A. *Balbi* —

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 65.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte Februar 1836 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Halle-Wittenberg, Universit., Verzeichnifs der Vorlesungen im Sommerhalbjahre 1836 u. der öffentl. akad. Anstalten 10, 81.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Amelang in Berlin 9, 73. *Barth* in Leipzig 9, 73. *Baumgärtner's* Buchh. in Leipzig 8, 65. *Bran.* Buchh. in Jena 9, 77. *Breitkopf* u. *Härtel* in Leipzig 9, 78. *Doerffling* in Leipzig 9, 78. *Focke* in Leipzig 8, 70. *Hahn.* Hofbuchh. in Hannover 8, 67. *Herbig* in Berlin 9, 79. *Hermann.* Buchh. in Frankfurt a. M. 8, 69. *Hinrichs.* Buchh. in Leipzig 8, 68. 9, 74, 79. *Loeffler* in Mannheim 8, 65. *Müller* in Gotha 8, 71. *Oeberg's* u. Comp. Universit. Buchh. in Rostock 9, 75. *Oswald's* Universit. Buchh. in Heidelberg 8, 66. *Romen* in Emmerich 8, 69. *Rücker* in Berlin 8, 68. 9, 75. *Schwetschke* u. Sohn in Halle 8, 71. 9, 77. *Schwickert* in Leipig 8, 67. *Trautwein* in Berlin 9, 78. *Weidmann.* Buchh. in Leipzig 8, 70.

Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern in Berlin, *Schleiermacher*sche 9, 80. — von Büchern in Braunschweig, *Bruns*'sche 8, 71. — von Büchern, Landkarten u. Kupferstichen in Darmstadt 9, 79. — von Büchern, anatom. Praeparaten, chirurg. Instrumenten in Halle, *Dzondi*'sche u. *Piattoli*'sche 9, 80. *Souvenirs* u. *Mémoires*, üb. getriebenen Mifsbrauch mit denselben von pseudonymen Libellisten wie dies aus dem Machwerk des anonymen Compilators der *Souvenirs* de Mad. la Marquise *de Crequi* augenfällig wird 8, 72. *Weise* in Leipzig, Berichtigung eines Irrthums des Vfs der Uebersicht der Lit. der speculativen Philosophie in der diesj. A. L. Z. 8, 72.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

REISEBESCHREIBUNG.

Gesammt-Recension aller Entdeckungsreisen in Griechenland.

Erster Artikel.

Man sollte kaum glauben, dafs das einst so gebildete Griechenland jemals den Augen der civilisirten Welt so gänzlich habe entschwinden können, dafs man sogar an dem Fortbestand der ehemals so blühenden Hauptstadt Athen hätte zweifeln können und doch war dieses der Fall in der Mitte des XVI. Jahrhunderts, obgleich Benjamin v. Tudela ein Jude, der erste Reisebeschreiber 1170 mitten durch Griechenland reiste [1]) und während der Herrschaft Reinier's Acciajuolis Cyriacus von Ancona selbst noch in Athen eine Menge Inschriften (1437) copirt hatte, welche später gedruckt [2]) noch jetzt von grofsem Interesse sind. Des letztern Werk wurde aber auf der Barberinischen Bibliothek im Manuscript vergraben, und leider fehlen in der erst im J. 1744 gedruckten Ausgabe noch viele Zeichnungen, auf welche der Text hindeutet. Auch Giambetti, ein italienischer Architekt, verfertigte noch 1465 Zeichnungen von Monumenten Athens und anderer alten Orte Griechenlands, aber auch sein Werk wurde in der Barberinischen Bibliothek vergraben, bis Spon und Wheler [3]) auf ihrer Reise nach Griechenland 1675 es wieder entdeckten, ohne es jedoch gehörig benutzen zu können.

Der Grund dieses gänzlichen Verschwindens Griechenlands aus den Augen der Gelehrten in der kurzen Zwischenzeit von da bis zu der Mitte des folgenden Jahrhunderts lag darin, dafs die Barbarei der Türken das ganze Land bedeckte, denn nachdem Mohammed II. 1456 — 1460 Athen und den gröfsten Theil von Morea erobert hatte, plünderten die Venetianer 1464 nur noch einmal Athen, zogen sich aber sogleich darauf nach Euböa zurück, verloren dann 1469 auch diese Insel und Soliman II. nahm von 1538 — 1540 den Venetianern, auch noch den übrigen Theil von Morea. — So seufzte in der Mitte des XVI. Jahrhundets das ganze Festland von Griechenland unter dem knechtischen Joche der Türken. Die reichen und gebildeten Griechen entflohen dem heimatlichen Boden, und nur in den Klöstern, welche in Griechenland gröfstentheils zugleich Festungen in wenig zugänglichen Gebirgen sind, erhielt sich ein Rest der vorigen Bildung.

So war von 1464 — 1573 Griechenland von den Wolken der Barbarei so verhüllt, dafs man selbst nicht einmal an die Existenz von Athen mehr glaubte, bis bei dem neuen Aufschwunge der Wissenschaften, und besonders der klassischen Studien, die Gelehrten Deutschlands ihre Augen wieder auf die Wiege der Kunst und Wissenschaft wandten, und durch Correspondenz mit gebildeten Griechen, die einzeln in der Türkei zurückgeblieben waren, die Verhältnisse Griechenlands allmählig wieder aufklärten. Man war damals allgemein der Meinung: *Fuit quondam Graecia, fuerunt Athenae, nunc neque in Graecia Athenae neque in ipsa Graecia Graecia est.* *Martin Crusius*, Professor in Tübingen, erwarb sich das Verdienst, zuerst wieder die Bahn hier zu brechen. Durch seine Correspondenz mit gelehrten Griechen in Konstantinopel, Zygomala aus Nauplia und Kavasila aus Acarnanien, die er in seinem Werke: *Turco Graecia* 1523 u. f. Jahre abdrucken liefs, erfuhr man, dafs Athen noch existire, dafs es aufser der türkischen Besatzung auf der Acropolis noch 12000 Einwohner habe, und dafs noch herrliche Gebäude der alten Zeit übrig wären, bei deren Bestimmung sich diese Gelehrten jedoch vielfach täuschten. So macht Zygomala den Parthenon auf der Acropolis unrichtig zum Pantheon, so wie Kavasilas eben so unrichtig denselben Tempel „des unbekannten Gottes" nennt, wovon der Apostel Paulus bei seinem Aufenthalte in Athen spreche [4]). Die herrlichen Statuen aber im westlichen Fronton des Parthenons, (Werke des Phidias, welche jetzt zu den Elginschen Antiken im britischen Museum gehören) giebt Zygomala für Werke des Praxiteles aus.

Solche Fehler sind indefs unbedeutend in Vergleichung mit der gänzlichen Unkenntnifs, welche früher über Griechenland verbreitet war.

Um dieselbe Zeit wurde die Geographie des Claudius Ptolemäus zuerst in der Uebersetzung des Jacobus Angelus zu Bologna 1462 (nicht 1482, wie Rai-

1) *Voyages de Rabbi Benjamin de Tudele trad de l'hébreu par J. B. Baratier.* Amst. 1738.

2) *Inscriptiones seu Epigrammata Graeca et Latina reperta per Illyricum* etc. Roma 1744.

3) *Wheler Journey into Greece.* Lond. 1682. S. 397. Danach enthält das Manuscript auch Zeichnungen von Palaeochori (Sparta).

4) *Martin Kraus Turco-Graecia* VII. c. 18.

Raidel will) mit Charten, nach ihm gezeichnet von Hieronymus Mamfredus und Petrus bonus, herausgegeben, und dieser Ausgabe folgten schnell in Rom, Ulm, Strafsburg, Basel u. s. w. eine Menge anderer. Erasmus Roterodamus erhielt zuerst einen griechischen Text dieses interessanten Schriftstellers, den er 1533 abdrucken liefs, worauf Bertius aus Flandern gebürtig, gegen das Ende seines Lebens Königlicher Cosmograph in Paris, den griechischen Text, verbessert nach Collation mit Palatinischen Codicibus (v. Sylburg verglichen) 1618 herausgab [1]), und Mercator (geb. 1512 aus Rüremonde, gest. 1594), geachtet von Carl V., Charten nach Ptolemäus besonders verfertigte. Sein Freund Ortelius aus Antwerpen (geb. 1569, gest. 1598), „der Ptolemäus seiner Zeit" mit Recht genannt, geehrt von Philipp II. durch seine Anstellung als Königlicher Geograph, schrieb nun seinen *Thesaurus geographicus* [2]) in Lexical-Form, und ungefähr sein Zeitgenosse Ferrarius, General des Ordens der Serviten, ein guter Mathematiker und Professor der Mathematik in Padua, hochgeachtet bei den Päpsten Clemens VIII. bis Urban VIII., gab, wie Ortelius, ein *Lexicon geographicum* zuerst 1627 heraus, welches Baudrand, ein Schüler Briets [3]), 1670 fast um das Doppelte vermehrt, zu Paris wieder edirte.

Unsere Leser sehen aus diesen wenigen Zeilen schon, welches Leben in der Bearbeitung der alten Geographie im Allgemeinen damals mit der Bearbeitung des Ptolemäus wieder erwacht war. Die Ptolemäischen Charten wurden nun auch für die neuere Geographie zur Grundlage gemacht, und lange erhielten sich daher noch die *seinem* Zeitalter angemessenen Irrthümer auf unsern neuen Charten, doch waren sie noch die besten, die man als Grundlage benutzen konnte.

Natürlich war es nun wohl, dafs bei dem allgemeinen Eifer für die vergleichende Geographie *Griechenland* nicht leer ausging; doch war es schwer, das unter türkischem Druck seufzende Land genauer kennen zu lernen.

Nur dem französischen Gesandten bei der Pforte Deshayes unter Ludwig XIII. gelang es, zwischen 1624 — 1630, die ersten genauern Berichte über Griechenland als Augenzeuge zu geben, indem er im Auftrage des kunstliebenden Richelieu auch Griechenland bereiste. Doch sind die Observations, die er nun verfafste, voll lächerlicher Fehler, weil er die Erzählungen der Griechen auf Treu und Glauben annahm, und so z. B. den Tempel der Minerva in Athen, den Parthenon, *oval* macht und mit Kavasilas für den Tempel des unbekannten Gottes hält, die Propyläen aber für das Arsenal des Lycurgus.

Ein Engländer Sandys [4]), der um dieselbe Zeit eine Reise machte, berührte das Innere des Landes nicht, sondern blos Corfu, Zante, Cerigo, Delos, die Gegend von Troja, Samos, Rhodos und Aegypten und seine Nachrichten sind daher für das eigentliche Griechenland von keiner Bedeutung.

Laurenberg und Meursius suchten nun Griechenland in seinem frühern Zustande wieder darzustellen. Beide mit verschiedem Erfolge nach Maafsgabe ihrer Fähigkeiten. Joh. Laurenberg, 1623 Prof. an der Ritterakademie zu Sora, 1623 durch Schulcharten, die später Pufendorf 1660 zu Amsterdam herausgab [5]), obgleich sich das elende Werk nicht des Drucks und Stichs verlohnte; Meursius (geb. 1579), ein Mann von grofser Gelehrsamkeit und scharfer Kritik, legte sich während der ganzen Zeit seines gelehrten Wirkens (welches beiläufig gesagt, schon im 17ten Jahre seines Lebens begann) auf die griechischen antiquarischen Studien, und so verfafste er viele Schriften über Griechenland, die nach seinem frühzeitigen Tode (1639), von Pufendorf, Grävius und Gronov in seinen *Antiquitatibus Graecis* herausgegeben wurden. Sein Zweck war, aus den Alten allein das Bild der Länder und Staaten darzustellen, und dieses that er mit ungemeiner Gelehrsamkeit, von Attica und besonders Athen, von Eleusis, Laconica, Creta, Rhodus, Cyprus, und legte so den Grund zu weitern sichern Entdeckungen in Griechenland. Denn man mufs erst wissen, was zu suchen ist? ehe man finden kann, was merkwürdig ist.

Ludwig XIV. war in freundschaftlichen Verhältnissen mit der Türkei, als der Sultan Mohamed IV. im J. 1668 auch aus Candia die Venetianer noch vertrieb. Diese Freundschaft benutzte er, um auch Griechenland bereisen zu lassen, und den von ihm Empfohlenen gelang es, unangefeindet auch den griechischen Boden wieder zu betreten. Zu diesen gehört Des Mouceaux, der 1668 eine Reise über Kleinasien und Constantinopel nach Morea und Attica machte, und eine Menge von schätzbaren Bemerkungen lieferte, die Freret später in dem Werke *Voyage de Corneille le Brun au Levant, à la Haye* 1732. T. 5. mit abdrucken liefs [6]). Dieser war der erste kenntnifsreiche Gelehrte, der Griechenland selbst besuchte. Leider war er zu kurze Zeit dort, und seine Bemerkungen sind nur im Auszuge noch vor-

1) in s. *Theatro geographico.*

2) Neue Ausgabe zu Antwerpen 1596.

3) Briet, Jesuit aus Abbeville in der Picardie, gab 1648 sein Werk: *parallela geographica geographiae veteris et novae*, in 3 Bdn. in 4. heraus, und der damals junge Baudrand corrigirte es 1647 während des Drucks, wodurch letzterer die alte Geographie liebgewann.

4) *Sandys relation of a journey begun* a 1610 *containing a description of the Turkish empire.* Lond. 1628.

5) *V. C. Joannis Laurenbergii Graecia Antiqua ed. Pufendorf.* Amst. 1660. Seine Charten sind mit Capellen und Thürmen im Geschmacke des Mittelalters bemalt, und ganz ohne irgend eine Genauigkeit in der Topographie.

6) Unter dem Titel: *Extrait d' un voyage par Mr. des Mouceaux.*

vorhanden. Ludwig XIV. wollte durch seine Architecten den reinen griechischen Stil in seinen Gebäuden wieder einführen; daher seine Untersuchungen der Reste alter Kunst in Griechenland, und die Stiftung der Römischen und Pariser Akademie. — Eben so wie Des Monceaux und mit ihm l'Aisne auf Befehl Ludwigs XIV. ihre Reise durch Griechenland machten, eben so ging auch *Nointel* 1670 als Gesandter an der Ottomannischen Pforte mit mehreren Künstlern über *Athen* auf seinen Posten, und in Athen liefs dieser den Maler Herrn Carrey, der 6 Wochen hintereinander Zeichnungen von athenischen Resten der Kunst entwarf, besonders von den Basreliefs am Parthenon. Diese befinden sich noch im Original in der Bibliothek zu Paris, und dienten den neuern Gelehrten zur Restauration des jetzt noch vielmehr zerstörten Frieses und der Metopen. Ein Jahr später reiste auch Vernon, welcher auch der erste war, der ein Paar Pol-Höhenbestimmungen machte, wodurch wenigstens die Lage von Athen, Corinth, Patras, Coron, Theben, Negropont, Delphi und Sparta etwas genauer befestigt wurde. Er gab zugleich interessante Nachrichten über die Reste der Kunst, und schrieb dann seinen Bericht darüber in *Ray's Collection of courious travels* Th. II. S. 355.

Von den Künstlern, welche Ludwig XIV. nach Griechenland und eben so nach Persien und Aegypten geschickt hatte, um die antiken Denkmäler zu studiren, wurde nun auch der Vitruv, der über die alte Architektur die Hauptquelle ist, bearbeitet, und so kam der von Perault herausgegebene Vitruv (1673) an das Tageslicht. Es war dies ein Ergebnifs der neuen Studien, Ludwig's XIV. glänzendem Zeitalter angemessen, und dem lebendigen damals sich wieder neu erhebenden Geiste der schönen Kunst. Frankreich prangt seitdem erst mit Gebäuden im griechischen Geschmack und von Frankreich aus verbreiteten die Architekten diesen geläuterten Geschmack Griechenlands über ganz Europa.

Im J. 1645 waren schon die Jesuiten in Athen eingezogen, dann im J. 1658 auch die Kapuciner. Beide Religionsorden brachten wieder etwas Interesse für die Erforschung der Reste des griechischen Alterthums mit, und ein Jesuit, Babin, der mit einem gelehrten Arzte in Lyon, Spon, in Briefwechsel darüber trat, schrieb ein kleines Werk über Athen [1]).

Aus ähnlichen Nachrichten Babins und wahrscheinlich der Kapuciner, aus der Lectüre der Klassiker und der Einbildungskraft des Verfassers entstand nun ein vielbesprochenes Werk von *Guillet de la Guilletière*: *Athènes ancienne et moderne*. Paris 1675, und ein anderes von *Guilletière* edirtes Werk: *Lacedemoine* betitelt (Paris 1676). Diese Werke sind die ersten, welche ganz den hohen Grad französischen Leichtsinns anzeigen, den man so häufig bei den französischen Reisebeschreibern der folgenden Perioden zu tadeln genöthigt ist. *Guillet's Bruder* machte allerdings 1669 eine Reise durch Griechenland, aber er verweilte darin nur 7 Tage. Zeit genug, um Lügen nach Willkür darüber verbreiten zu können. Der Vf. versichert, noch alle Denkmäler der alten Zeit in ihrer ursprünglichen Gestalt gesehen zu haben, welches *Wunder* ein Jahr nach Herausgabe seiner Pseudo-Reisebeschreibung, als Spon und Wheler nach Griechenland kamen, nicht mehr zu sehen war. Er will an dem Fronton des Parthenon, oder des Tempels der jungfräulichen Minerva, eine „dem unbekannten Gotte" geweihete Inschrift gefunden haben, was gar nicht seyn kann, da ein solcher *Tempel* in Athen nie existirte, er will ein Pantheon gefunden haben, prächtiger als das Pantheon in Rom mit zwei Rossen vor demselben, die er für das Werk des Praxiteles hält, und eben dieses Gebäude beschreibt er so, dafs man offenbar sieht, dafs er den Parthenon selbst wieder bezeichnet, welchen er vorher zum Tempel des unbekannten Gottes macht. Er fand seiner Aussage zufolge noch einen Tempel des Neptun, Ruinen des Metroon, den Cerameicos noch mit Statuen geschmückt, ein Theater des Bacchus in der Ebene, einen Tempel der Venus Urania u. s. w. in Athen, genug alles so, wie es vor einem Jahrtausend nach der Beschreibung der Alten gewesen, nicht wie es nach Spon's und Wheler's Berichten damals war. Eben so voll von Erdichtungen war sein anderes Werk über Lacedämon.

Die beiden zuletzt genannten Gelehrten verbanden sich 1676 zu einer wissenschaftlichen Reise nach Griechenland und Kleinasien.

Diese Reise beginnt die Periode eigentlich wissenschaftlicher topographisch-antiquarischer Forschungen in ganz Griechenland. Die Alten in der Hand, spürten die Reisenden eine Menge Ruinen verschollener Städte auf, da man sich bisher fast nur auf Athen beschränkt hatte, und nun sah man, dafs eine solche Forschung für die vergleichende Geographie Griechenlands zur Erklärung der alten Klassiker von grofsem Nutzen seyn müsse. — Besonders wurden Attica, Böotien, Phocis und Locris und die Nordküste des Peloponneses untersucht und vielfach beleuchtet; aber die gröfseste Ehre dabei gebührt dem *Engländer*, welcher des erstern *übereilte* Reisebeschreibung [2]), mit gerechtem Tadel kritisirte, als er sich entschlofs, weil auch er auf dem Titel des Spon'schen Werkes genannt war, ein eigenes Werk darüber herauszugeben [3]). Der leichtfertige Spon hatte vieles anders dargestellt, als die Reisenden es gefunden hatten, vieles ausgelassen, was wichtig war. Dieses supplirte und besserte Wheler und füg-

1) *Relation de l'état présent de la ville d' Athènes* von *Spon* edirt 1672.

2) *Voyage d' Italie de Dalmatie de Grèce et du Levant fait en* 1676 *par Jacob Spon — et G. Wheler Gentilhomme Anglois* Lyon 1678.

3) *Wheler Esq. Journey into Greece Comp.* of Dr. *Spon.* Lond 1682.

fügte, mit einem bessern Ortsinne als Spon begabt, Pläne und ein Charte von *Achaia vetus* (d. h. der eigentlichen Hellas) hinzu, welche ein Meisterstück für seine Zeit waren, und zu welcher er auch die Vernon'schen Ortsbestimmungen benutzt hatte.

Im J. 1684 eroberten die Venetianer unter Morosini den Peloponnes und selbst Athen wieder. In diesem Kriege wurde leider der prachtvolle Tempel der Minerva Parthenos auf der Acropolis durch eine in das darin angelegte Pulvermagazin gefallene Bombe zum Theil zerstört, und nach der Uebergabe suchten die Venetianer noch die herrlichen Pferde vor dem Siegeswagen der Minerva im westlichen Fronton des Tempels (Werke des Phidias) als Siegesdenkmäler für Venedig zu entführen. Beim Herunternehmen fielen sie herab und wurden zertrümmert.

Der Venetianer Coronelli, Cosmograph der stolzen Republik, gab nun seine Beschreibung von Morea, Negropont u. s. w., dessen französische Uebersetzung [1]) vor uns liegt, und dann ein grofses Prachtwerk [2]), ebenfalls über Morea, mit grofsen Zierathen ausgestattet, und Cornelius Magni eine Beschreibung von Athen und Mittelgriechenland [3]), eine andere von Rhodus [4]) und ein *Isolario dell' Atlante Veneto* (Ven. 1696) heraus. — Man würde aber irren, wenn man diese Werke der Venetianer für wichtig halten wollte; denn trotz der Kupfer, Pläne und Charten geben sie (aufser einigen Rissen von neueren Festungen) nichts Neues, ja nicht einmal das Alte nach den bessern Hülfsmitteln von Wheler. Blofs dem flachen Spon wird blindlings nachgebetet, und der grofse *Cosmograph* der Venetianer weifs so wenig von Morea, dafs er sogar den Eurotas noch mitten durch Misitra fliefsen läfst, welches doch an 2 Stunden von ihm entfernt liegt. Die *historischen* Berichte in beiden Werken sind ohne Belege hingestellt, und enthalten Wahrheit und Dichtung, letztere in gröfserer Masse.

Nur dadurch wurden die Venetianer für die Erforschung Moreas wichtig, dafs Antonius, Paulus, Bernhard und Jacob Nani Alterthümer in Morea sammelten und nach Venedig schickten, und dafs Paciaudie, ein wissenschaftlich gebildeter Antiquar, diese im Nanischen Musee befindlichen Alterthümer, Basreliefs, Inschriften u. s. w. später in seinem Werke *Monumenta Peloponnesiaca* (Rom 1761) beschrieb und erklärte.

Während Antonius und Paulus Nani die Regierung Moreas verwalteten, erhob sich als ein tüchtiger Gelehrter und Erforscher des griechischen Alterthums der Neugriecbe *Meletios*, und schrieb 1682 unter venetianischem Schutze in Naupactos ein Werk über vergleichende Alte und Neue Geographie: *Γεωγραφία παλαιὰ καὶ νέα συλλεχθεῖσα ἐκ διαφόρων Συγγραφέων παλαιῶν τε καὶ νέων* [5]), in welchem er mit besonderem Fleifse Griechenland behandelte, und dabei mehrere bis dahin unbekannte Inschriften mittheilte. In Deutschland aber arbeitete noch fleifsiger nach den Alten im Fache der alten Geographie Christoph Cellarius, dessen unerreichtes Werk darüber [6]) den Gelehrten die Forschungen in Griechenland ungemein erleichterte. Um dieselbe Zeit unternahm auch der Naturforscher Tournefort auf Befehl Ludwigs XIV. eine Reise nach Griechenland (1700 — 1703), aber berührte nur die Inseln des Archipels die kleinasiatischen Küsten und konnte in seinem Werke über diese Reise [7]) keine antiquarisch-interessante Nachrichten über das Innere Griechenlands geben.

(*Der Beschlufs folgt.*)

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG in Pr., b. Paschke: *Spinozae Systema Philosophicum*, delineavit Dr. *Carolus Thomas*. 1835. 79 S. 8. (8 gGr.)

Nach allgemeinen Kapiteln: 1) anschauende Erkenntnifs, 2) philosophische Lehre von den einzelnen Dingen, 3) von der menschlichen Seele, 4) Rechtslehre; — stellt der Vf. aus den Schriften Spinoza's die einzelnen Aeufserungen zusammen, und hat allenthalben die eigenen Worte desselben beigefügt, so dafs für eine schnelle Uebersicht des Spinozismus diese kleine Schrift brauchbar seyn wird.

PP.

---

1) *Memoires historiques et géographiques du Royeaume de la Morée* etc. Amst. 1686.

2) *Description géographique, de la Morée reconquise par les Vénitiens.* Ven. 1688.

3) *Relazione della citta d' Athene colle Provincie dell' Attica, Beotia* etc. Ven. 1688.

4) *Insula di Rodi Geographica storica antica e moderna.* Ven. 1688.

5) Zuerst von Nicolaus Glykys 1728 in Venedig, dann von Anthimius Gaza 1807 ebenfalls zu Venedig herausgegeben.

6) *Notitia orbis antiqui* zuerst Lips. 1701 u. 1706. 2 Bde. herausgegeben, dann von Schwarz *nicht* verbessert 1735.

7) *Relation d'un voyage du Levant fait par ordre du Roi (Louis XIV.) par M. Pitton de Tournefort à Amsterdam* 1718.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

REISEBESCHREIBUNG.

Gesammt-Recension aller Entdeckungsreisen in Griechenland.

(*Beschluss von Nr.* 39.)

Als nun nach einem vierjährigen Kriege von 1715 bis 1718 die Pforte wieder in den Besitz *Morea's* und ganz Griechenlands gekommen war, sandte Ludwig XV. von Frankreich 1729, seinen Einfluss auf die Pforte benutzend, nunmehr auch eine *archäologische* Expedition unter *Michael Fourmont* und dessen Bruders, *Stephans*, Sohn, mit einem glänzenden Gefolge nach Griechenland. Diese Expedition dauerte bis 1730. Aber was war der Erfolg! *Michael Fourmont* fand allerdings während seiner Reise durch *Attica*, *Megaris*, *Argos*, *Arcadia*, *Achaja*, *Messenien* und *Laconica* eine Menge Ruinen von Städten, Tempeln, mehrere tausend Inschriften, zeichnete und copirte diese, und schickte dieselben der Franz. Academie ein; allein wie ein zweiter Herostrat, erklärt er von sich selbst, habe er diese Reste alter Kunst und Wissenschaft, sogleich nach der Abzeichnung vernichtet. So schreibt er in einem Briefe an die Academie [1]) von *Sparta* aus: *Depuis de trente jours, trente et quelquefois quarante ou soixante ouvriers abattent, détruisent exterminent la ville de Sparte. — Je n'ai plus de quatre tours à démolir. — J'ai chemin faisant cherché les anciennes villes de ce pays, et j'en ai detruit quelques unes: entr'autres Hermione, Troezene, Tyrins, la moitié de la citadelle d'Argos, Phliasia, Phineos, et apres avoir percé dans la Magne, autant que la prudence l'a pu permettre, je suis depuis six semaines occupé à la dernière et totale destruction de Sparte. Imaginez vous dans quelle joie je suis. Elle est des plus grandes; mais elle seroit extrême si on m'avoit laissé faire encore quelque temps. Mantinée, Stymphalus, Pallantion, Tegée et sur tout Olympia et Nemée meritoient bien, que je les renversasse aussi.* Als Grund dieser Zerstörungswuth führt er an: *Si en renversant ses murs et ses temples — son lieu sera dans la suite ignoré, j'ai au moins de quoi la faire reconnaître et c'est quelque chose, je n'avois que ce moyen — la pour rendre mon voyage illustre.* — Nach *Dodwell* (II, 485) kehrten daher „aus Furcht vor dem Fränkischen Milordes", die Einwohner noch zu seiner Zeit die Inschriften sorgfältig um, damit sie nicht zertrümmert würden, und so ist wohl nicht an dem Herostratismus gänzlich zu zweifeln; allein der Reisende übertrieb diesen sicher zu seiner eigenen Schande, — um deste ungestrafter *lügen* und Inschriften erdichten zu können, die nie existirten, denn *Gell* fand in den Ruinen von *Sparta* nur eine einzige mit sichtbarer Gewalt zerstörte Inschrift [2]). Es würden mehrere sich finden, wenn *Fourmont* viele zerstört hätte. Nach seiner eigenen Versicherung wurden von ihm 3000 Inschriften gesammelt und von dem jüngern *Fourmont* in's Reine geschrieben. Aber *St. Croix* versichert, dass unter seinen Papieren in der Academie allein 3500 Inschriften aus dem Peloponnes gewesen wären [3]). Diese Inschriften enthielten nun die merkwürdigsten historischen Entdeckungen, eine ganz neue Paläographie, die schönsten geographischen Bestimmungen — wenn sie wahr wären; allein lange stritten sich die Gelehrten über den Werth seiner Inschriften, bis *Böckh* in seinem grossen *Corpus Inscriptionum Graecarum* I. I. p. 61 etc. klar bewies, dass wenigstens ein grosser Theil der *Fourmont'schen* Inschriften gänzlich untergeschoben, der bei weitem grösseste Theil derselben aber wenigstens zweifelhaft seyen. Deshalb gab *Fourmont* wahrscheinlich vor „alles zerstört zu haben." Er wollte nicht, dass spätere Reisende ihn Lügen strafen könnten. Eine merkwürdige Erscheinung in der Gelehrten-Welt! um so merkwürdiger, je kühner *Fourmont* öffentlich davon sprach und zu der Zerstörung „*autorisirt*" zu seyn versicherte.

Die Reisebeschreibung des jüngern *Fourmont*, von welcher nichts im Drucke erschienen ist, welche der Unterzeichnete jedoch im Auszuge besitzt, enthält von dieser Zerstörungswuth *Fourmont's* nichts, giebt aber mehrere andere interessante Aufschlüsse über das Innere Griechenland, die man sonst nicht findet. —

Zweiter Artikel.

Wenn wir unsern ersten Artikel über die wissenschaftlichen Entdeckungen in Griechenland mit einem Herostraten sonder Gleichen beendigten, mit einem nicht nur leichtsinnigen und lügenhaften, sondern auch verabscheuungswürdigen Franzosen; so beginnen wir diesen mit der Notiz über eine Engli-sche

1) *Memoires de l'Academie des inscriptions.* Tom. VII. Hist. p. 357.
2) *Gell Narrative of a Journey in the Morea.* Lond. 1823. p. 347.
3) *Bekker*, der sie in Paris copirte, fand jedoch nur 1500. Es sind also gewiss eine Menge abhanden gekommen.

sche Gesellschaft, welche sich zur Aufklärung Griechenlands unter dem bescheidenen Titel der

Society of Dilettanty

bald nach *Fourmont* in *London* bildete. Zu dieser Gesellschaft gehörten alle nun folgende berühmte Engländer, denen wir die nähere Kenntnifs Griechenlands wieder verdanken. Die Gesellschaft wurde im J. 1734 gestiftet, enthielt etwa 60 vornehme und reiche Mitglieder, welche unbemittelte, aber tüchtige Reisende hinlänglich unterstützen konnte, und schonte nichts für die Erforschung der noch existirenden Alterthümer Griechenlands und Kleinasiens. Möge diese Gesellschaft und mögen ihre Reisenden Muster seyn für alle künftige Generationen! Nicht der Französische Leichtsinn, nicht die Venétianische Ruhmsucht, nicht die Deutsche Bequemlichkeit, sich nur durch andere Nachrichten zufliefsen zu lassen, die dann im Studirzimmer wohl verarbeitet werden können, bereitete hier die glänzendsten Erfolge sondern — der regste Durst nach Ergründung des Wissens und der Kunst. *Stuart*, *Revett*, *Payne Knight*, *Mittford*, *Chandler*, *Hawkins*, *Morrit*, *Gell*, *Leake* und *Wilkins* gehörten dieser Gesellschaft an, und der *Earl of Malton*, der Marquis von *Rockingham*, *Lord Charlemont* und *Dawkens* leiteten die ersten Schritte derselben zum schönsten Ziele.

Dies geschah durch Absendung *Stuarts* (eines in Rom gebildeten Architecten) und *Revetts* (eines guten Zeichners) *nachdem beide 6 Jahre sich vorbereitet hatten* (hört es ihr Franzosen!) im Jahre 1750. *Stuart* hatte den Plan, diese Untersuchungsreise zu machen, und dann ein paar Jahre darauf ein Werk darüber herauszugeben, um dadurch seine Reisekosten zu decken, die ihm unterdefs von der *Society of dilettanty* gegeben wurden, entworfen. — Allein er wufste noch nicht, was er alles finden würde! er kannte noch nicht die Schwierigkeit des Unternehmens!

Stuart und *Revett* gingen 1750 über *Pola* und *Zante* nach *Griechenland*, landeten in *Morea* bei *Chiarenza*, gingen dann über *Corinth* nach *Athen*, machten von hier aus mehrere Reisen durch Mittelgriechenland, und kamen den 24. May 1751 nach *Athen* zurück. Schon bis dahin hatten sie (namentlich in *Pola* und *Corinth*) viele Alterthümer abzuzeichnen und genau darzustellen gefunden; aber ihre Hauptarbeit ging nun erst an. Rastlos arbeiteten sie in *Athen* an der Ausmessung und genauen Darstellung der Ruinen der Stadt im Allgemeinen und ihrer gegenseitigen Lage sowohl als auch der einzelnen Monumente des Alterthums. Ehe sie noch die Propyläen und den Bogen des Hadrian hatten mit aufnehmen können, mufsten sie wegen ausbrechender Unruhen Athen 1753 verlassen, und gingen über *Delos*, welches nun eben so beschrieben wurde, nach *Smyrna*. — Von da kehrten sie nach einiger Zeit über *Paros* nach *Athen* zurück; allein *Stuart*, der von dem Englischen Consul *Logotheti* einiges Geld geliehen hatte, was er in dem Augenblicke nicht wiederbezahlen konnte, mufste bald die Stadt verlassen, und ging allein durch *Boeotien* und *Thessalien* nach *Macedonien*. Auch diese Flucht *Stuarts* war für die Wissenschaften wichtig, denn alle Orte, welche er berührte, wurden durch seinen Geist erleuchtet. Auch in *Salonica* nahm er einiges auf. *Als er* dort in Gefahr kam, von dem Wojewoder, der sich seines Pferdes bemächtigen wollte, ermordet zu werden, stellte er sich *verrückt*, und entging so der Lebensgefahr [1]). Er kehrte dann mit *Revett*, der unterdefs die Aufnahme von *Athen* vollendet hatte, über *Scyathos*, *Scopelos*, *Euboea*, *Andros* und *Smyrna* nach England zurück. — Dort warteten aller Augen auf die Früchte seiner Reise, einige mit heimlichem Aerger, dafs dadurch der alt-Englische bisher beliebte, blofs den *Römern* abgeborgte Baustil verdrängt werden könnte. Seit 1748 hatte er auf sein Werk subscribiren lassen. Jetzt vergingen mehrere Jahre, in denen nichts erschien und seine Feinde triumphirten schon, „dafs die Früchte seiner Reise gleich 0" wären. *Stuart* ertrug den Spott, arbeitete ohne sich zu übereilen fort, und erst im Jahr 1762 erschien der erste Theil seines classischen Werkes unter dem Titel „*The Antiquities of Athens. Measured and delineated by James Stuart. F. R. S. and F. S. A. and Nicholas Revett, Painters and Architects.* Vol. I. Lond. 1762 — 55 S. mit einer Menge von Kupfern in gr. Fol. Nach der Dedication dieses Werkes an den König, der indefs zur Beförderung desselben *nur auf ein Exemplar* subscribirt hatte, züchtigt nun *Stuart* zuvörderst die alten Architekten Englands, welche glaubten, dafs über ihre Kunst nichts gehe. Er zeigt, dafs die Römer selbst die Griechen als ihre Lehrmeister anerkannt hätten, und, dafs in Athen die vollendetsten Muster der Kunst wären, welche zu studiren und zur Nachahmung aufzustellen, er die grofse Arbeit unternommen hätte. Er gab in diesem Bande nur einen Theil seiner Arbeiten, den Dorischen Porticus zur *Agora*, ein Ionischer Tempel am Ilissus, den sogenannten (Corinthischen) Thurm der Winde, eigentlich die Wasseruhr des *Cyrrhestes*, eine *Stoa*, welche man bis dahin für den Tempel des *Jupiter Olympius* gehalten hatte, ebenfalls Corinthischer Ordnung, und die früher sogenannte „Laterne des *Demosthenes*", ein Gebäude welches *Stuart* zuerst für ein choragisches Monument des *Lysicrates* erklärte, was es auch ist. Es waren dies nur wenig Gebäude, aber diese waren aus den schönsten Zeiten und von allen Ordnungen der Griechischen Kunst, und so dargestellt, dafs nun alles verstummte und seine Zeichnungen nun in der That als Muster bei der Aufführung der schönsten Gebäude in England dienten. Diesem glänzenden Siege folgte abermals ein dreifaches Lustrum der angestrengtesten Arbeit, um das Werk würdig zu vollenden. Er erlebte es nicht. *Stuart* starb 1787, und

1). Die Türken betrachten die Verrückten wie Heilige oder Inspirirte.

und selbe Wittwe *Elizabeth* liefs durch *William Newtons* auf Kosten der *Society of dilettanty* den 2ten Theil dieses classischen Werkes herausgeben und den dritten vorbereiten. Der 2te Theil enthält den schönen Tempel der *Minerva Polias* mit den Caryatiden und den elegantesten Säulen Ionischer Ordnung, das Choragische Monument des *Thrasyllos*, das Theater des Bacchus (nach meiner Annahme das Odeion des Herodes) und die Propyläen nebst dem kleinen Ionischen Tempel rechts am Eingange derselben, letztere nach *Revett's* Aufnahme. —

Auch der zweite Herausgeber starb über der Vollendung des Ganzen, und nach *Newtons* Tod besorgte *Reveley* 1794 den dritten Theil der grofsen Arbeit. In diesem Theile waren die übrigen noch vorhandenen Tempel und Monumente aus Athen, die Ruinen von *Saloniki*, der Dorische Tempel zu *Corinth* und die Reste der alten Kunst auf *Delos* dargestellt. Aber auch der dritte Herausgeber starb vor gänzlicher Beendung des Werks und der vierte und letzte Theil erschien erst von einem ungenannten Editor besorgt im Jahre 1816, also 56 Jahr nach dem Beginn der Reise. Er enthält das Reisejournal, die Antiquitäten von *Pola*, den Bogen des *Sergius*, den herrlichen Fries am Parthenon, das Theater des *Bacchus*, und stellte Bruchstücke von noch mehrern andern Tempeln *Athens*, und der Griechischen Inseln, Medaillen, Inschriften, Basreliefs u. s. w. dar.

So wurde ein grofses Werk vollendet, das gröfseste, welches je über Griechenland ausgeführt ist, und welches, wenn die Vernichtung den Resten der Griechischen Kunst von Tag zu Tage drohender entgegentritt, der Wissenschaft zu erhalten verspricht, was damals noch vorhanden war, und aus dem alles auf's Vollkommenste wieder restaurirt werden kann, was früher die glänzende Hauptstadt Griechenlands verschönte.

Aber die *Zeit*! die *Zeit*! die darüber verging bis alles fertig war, dünkte den *Franzosen* zu lang. Darum ging fast zugleich mit *Stuart* ein Franzose *le Roy* ebenfalls nach Griechenland, durchflog die Alterthümer *Sparta's* und *Athen's* und gab noch ehe *Stuarts* erster Theil erschien, im J. 1758 das ganze Resultat seiner Reise in seinem Prachtwerke „*Les plus beaux Monuments de la Grèce*" (nur zu voreilig) zu Paris heraus. *Stuart* wies dem flüchtigen Franzosen im ersten Theile seines Werkes viele Fehler und Irrthümer nach, und *le Roy* mufste in der zweiten Ausgabe seines Prachtwerkes (Paris 1776) manche gar zu schlecht gerathene Blätter, auslassen; allein *le Roy* erklärte in der Vorrede, dafs Genauigkeit bei solchen Zeichnungen nicht nöthig sey. Seine Landsleute nahmen sich seiner gegen die „*scrupuleuse fidelité*" *Stuarts* an [1]) und meinen, dafs *Le Roy* trotz seiner mangelnden Treue in Rücksicht der *mesures* den *gens de l'art* doch nichts zu wünschen übrig gelassen habe [2]). Wir wollen den Franzosen *Le Roy's ouvrage honorable pour la France* lassen, und uns vorzüglich an den scrupuleusen *Stuart* halten, wenn wir in Hinsicht der Erklärung der von ihm gezeichneten Ruinen auch nicht immer seiner Meinung seyn können, da ein Tag den andern lehrt. *Stuart* lieferte in seinem Werke auch Pläne von Athen, der Acropolis, den Häfen von Athen und eine (jedoch unvollendete) Karte von *Attica*, welche die Franzosen (zu ihrer Schande) gänzlich übersahen. — Die *Society of dilettanty* mit dem glänzenden Erfolg der Stuart'schen Reise noch nicht zufrieden, sandte nun unter *Chandler's* Leitung eine *neue* Expedition nach Griechenland und Kleinasien (im J. 1764), bei welcher auch *Revett* wieder sich befand, so wie der geschickte Zeichner Dr. *Pars*. Diese sollte nach *Woods* Instruction das vollenden, was *Stuart* und *Revett* früher nicht hatte ausführen können. Die Resultate dieser Expedition wurden zum Theil von *Chandler* in mehrern Werken 1) *Chandler's Travels in to Greece Oxf.* 1776; 2) Desselben *Travels in Asia Minor*, *Oxf.* 1775; 3) Desselben *Inscriptiones antiquae Oxf.* 1771 und 4) *Jonian Antiquities* 2 Bde. Fol. 1769 u. 1797 herausgegeben, theils in *Stuarts* Werk (Th. IV) mit verwebt, in sofern sie Athen betrafen, theils auch in einem besondern Werke: *The unedited Antiquities of Attica, comprising the architectural Remains of Eleusis, Rhamnus, Sunion and Thoricus, by the Society of Dilettanty.* Lond. 1817 mit einer Menge von Kupfern, Karten und Plänen herausgegeben. Die Hauptwerke unter diesen waren die *Jonian Antiquities* und die *unedited Antiquities of Attica.* In ihnen war alles enthalten, was noch in den Ionischen Colonien Kleinasiens und in *Attica* gefunden und mit derselben Sorgfalt aufgenommen wurde, mit welcher *Stuart* gearbeitet hatte. Es ist bewundernswürdig, wie diese Gesellschaft aus den Ruinenhaufen, in denen alle andre Reisende vor ihnen nur ganz ungeordnete Massen hatten finden können, geordnete Tempel und Tempelgruppen entdeckten, und eine schöne Zugabe ist die Halb-Plan-Karte der Ebene von *Eleusis* von *William Gell*, so wie die Pläne von *Ephesus* und *Milet*. *Chandler* selbst fehlte nur darin, dafs er bei *Athen* einen alten 1657 von den Venetianer, *Fanelli*, aufgenommenen Plan zum Grunde legte, obgleich *Stuart* einen weit bessern genau aufgenommen hatte, und dafs er seinen Text nicht mit den nöthigen Citaten versah, weswegen man, wie schon *Leake* bemerkt, ihm schwer folgen und oft nicht ganz trauen kann. *Choiseul G.* nennt ihn einen Mann *étranger à tout enthousiasme*, aber dennoch habe er ihn als Autorität gut gebrauchen können. —

Der berühmte *d'Anville* arbeitete als *Geographe du Roi* um diese Zeit seine Karten der alten Welt, da er wenig Lateinisch und gar kein Griechisch verstand, gröfstentheils nach *Cellarius* aus, und übertraf letztere in der graphischen Darstellung, weil er durch bessere *neuere* Karten unterstützt war. So ent-

1) *Chateaubriand Itineraire de Paris à Jerusalem* S. LXIX.
2) *Choiseul Gouffier's Voyage Pittoresque* T. I. p. 39.

entstand in einer Reihe von Jahren hintereinander der *Atlas Danvillianus*. Allein sein Text dabei *Géographie de l'ancienne abrégée* v. J. 1768 und sein *Memoire sur la carte des cotés de la Grèce*, sind höchst unbedeutende Producte. Sein *Atlas* wurde im J. 1781—1785 in der Weigel'schen Kunsthandlung in Nürnberg nachgestochen und, mit einem Commentar von mehrern Deutschen Gelehrten versehen [1]), genieſsbarer gemacht. *Griechenland* wurde darin von *Stroth* bearbeitet, gut für seine Zeit, aus den alten Quellen, aber ohne Rücksicht auf die neuern Entdeckungen und die vergleichende Geographie.

D'Anvilles Karten waren besser als alle früheren, aber doch nur eine *Annäherung zur Wahrheit. Es fehlte ihnen noch jede richtige Längenbestimmung. Riedesel*, welcher um diese Zeit (1768) eine Reise in Griechenland machte, war ein unwissender Enthusiast, der *Leuctra* an der Laconischen Küste mit dem durch die Schlacht bei *Leuctra* berühmten Orte gl. Namens in *Böotien* verwechseln und die Propyläen in Athen für einen Tempel der *Isis* halten konnte [2]). Ein solcher Mann konnte den Mangel nicht ersetzen, aber bald traten *Chabert* und *Choiseul Gouffier* auf, welche wenigstens einige Punkte genauer bestimmten.

Pr. Dr. *Kruse*.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. d. Gebr. Reichenbach: *De genetica philosophandi ratione et methodo*, praesertim Fichtii, Schellingii, Hegelii, seu de idea absoluti, pro Philosophandi principio perperam habita, scripsit *F. C. Biedermann*. 1835. X u. 66 S. 8. (8 gGr.)

Der polemische Inhalt dieser Schrift ist schon durch den Titel angedeutet. Unterschieden wird die analytische und synthetische Methode des Philosophirens, letzte auch genetisch, construirend, genannt. Gegen die letztere erklärt sich der Vf. „Jene transcendentale Synthesis oder transcendentales Bewuſstseyn Kants, worin Objekt und Subjekt vorkommen (reine Apperception) und die er als *gegeben* annahm, wollen jene drey Männer, Fichte, Schelling, Hegel, durch ihre genetische Methode *hervorbringen*. In jeder Synthese ist Duplicität der Position und Negation, des Unmittelbaren und Mittelbaren. Wir behaupten diese Duplicität als eine nothwendige, jene bringen eine Einheit, woraus diese entspringt." Hierauf entwickelt der Vf. mit Kenntniſs und Scharfsinn das Unzureichende und sich selbst Zerstörende jener 3 Systeme. Ihm ist das Positive und Unmittelbare im thetischen Vermögen des Denkens, im Formalen, gelegen, wir kennen die Dinge nur durch ihre Formen, und es giebt keine unmittelbare Evidenz als diejenige der Formen. Zur Erkenntniſs muſs anders woher ein Stoff gegeben werden, welchen das Denken nach den Gesetzen der Synthesis, den Kategorien, in die Form bringt. In einer Note S. 64 bemerkt der Vf., Schelling behaupte in seiner Vorr. zu Cousin das Gegentheil, und nenne die apriorischen Formen das Negative der Erkenntniſs, während man doch in ihr vom reinen Denken anfangen müsse, daher dieses das Positive sey, der Stoff das Negative. Aber sie *beide* wären nur den Worten nach mit einander *uneins*. — Letzteres begreift sich weniger, als des Vfs. Uebereinstimmung mit Kant, weswegen er auch jenseits des Denkens oder dem formalen Seyn der Dinge (dem Durch sich selbst Seyn,) ein andres voraussetzt, das Durch ein Andres-Seyn, das Ding an sich, jedoch in einem von dem alten metaphysischen bei Kant verschiedenen Sinne.

PP.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

1) Mainz, b. Kupferberg: *Christliches Religionsbuch für Volksschulen*, insbes. für den Konfirmandenunterricht. In der Ordnung des Luther. Katech. und nach *Dinter's* Unterr. über dens. bearbeitet von *August Walloth*, evang. Pf. zu Hohensülzen in Rheinhessen. 1835. X u. 196 S. 8. (8 gGr.)

2) Bunzlau, b. Luge: *Materialien zu einer ausführlichen und vollständigen Erklärung der christlichen Lehre* von *Karl Friedr. Hoffmann*, Dir. em. d. Waisenh. und Schull.-Seminars zu Bunzlau, R. d. R. A. O. 3r Kl., *gesammelt für die 12te* Ausg., bearb. und zum Gebr. für die obern Religionskl. in Bürger- und Elem.-Schulen, beim Privatunterr. so wie zur Selbstbelehrung herausgeg. von demselb. 1834. XVIII u. 488 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Elberfeld, b. Büschler: *Die Lehre und Geschichte der christl. Kirche.* Ein Lehrbuch der Religion für obere Klassen höherer Schulen von *Ludw. Bender*, Rector (wo?) 1834. IX u. 129 S. 8. (12 gGr.)

Nr. 1 schlieſst sich genau an *Dinter* an, *so wie* Dinter an Luther. Es ist freilich alles nur sehr kurz und manches zu oberflächlich aufgefaſst, z. B. die Lehre von der Erlösung und Versöhnung.

Dieſs ist in Nr. 2 viel ausführlicher berücksichtigt, doch ohne starrer Polemik, und mit dem Ernste eines bewegten Gemüths. Das Bild eines wahren Christen im Spiegel des göttlichen Wortes ist eine angemessene Zugabe.

Der Vf. von Nr. 3 befolgt mehr eine historische Methode, steht auf dem bibl. Standpunkte, geht aber darin offenbar zu weit, daſs er die Vorstellungen nicht einfach aus der Schrift entwickelt, sondern ebenfalls durch die Brille der Dogmatik sieht. Der Buchstabe tödtet.

1) Handbuch zur Erklärung der 11 gröſsern *d'Anville'schen* Karten. Nürnberg 1785—1800. IV Theile.
2) *Remarques d'un voyageur moderne au Levant* 1773.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

STATISTIK.

1) Mülhausen, b. Risler et Comp.: *Statistique générale du Département du Haut-Rhin.* Publiée par la Société industrielle de Mulhausen, et mise en ordre par *Achille Penot*, Docteur-ès-sciences, Membre de l'Université de France et de plusieurs Sociétés savantes. 1831. 462 S. gr. 4. und zwei grofse illuminirte Karten.

2) *Ebendas.*, b. Ebendens.: *Tableaux synoptiques de la production et de l'état de l'instruction publique dans le Département du Haut-Rhin*, dressés d'après les renseignemens recueillis dans chaque commune en 1828. 1832. 33 S. gr. 4.

Um eine gute, sachlich vielseitige Statistik von einem Lande oder einem bedeutenden Landestheile schreiben zu können, ist die mannichfachste thätigste Mitwirkung nicht allein von Gelehrten der verschiedensten Fächer, sondern auch insbesondere von vielen obern und untern, vorzüglich administrativen Beamten erforderlich. Bei den meisten deutschen statistischen Original-Arbeiten, welche sich räumlich, und vorzüglich auch in Hinsicht der Gegenstände weit ausdehnen, merkt man gewöhnlich, dafs es an der einen oder der andern von jenen Concurrenzen mehr oder weniger gemangelt hat. Nicht also ist diefs der Fall bei vielen französischen Statistiken. In der That besitzt Frankreich dergleichen von seinen meisten Departementen, welche, wenn sie auch nicht immer als Muster dienen können, doch zum grofsen Theile brauchbar und zweckerfüllend sind. Unter diesen ragt aber die vorliegende von einem Departemente, in welchem noch die deutsche Zunge herrscht, und das uns dadurch und wegen seiner Lage, seiner gewerblichen Wichtigkeit und wegen vieler andern Rücksichten besonders interessiren mufs, vorzüglich hervor. Diese Statistik des Ober-Rhein-Departements vom obern Elsafs, worin Colmar die Präfektur-Stadt ist, verdankt ihr Daseyn weder der Arbeit eines einzelnen oder weniger Gelehrten, noch ist sie blos ein dürres Tabellar-Werk eines Beamten-Personals: sie ist vielmehr aus dem Verein der allergünstigsten Umstände, die man sich dafür nur denken kann, mit umsichtsvoller Sachkenntnifs, Liebe und Sorgfalt geschaffen worden. Sie ist das Produkt vereinigter officieller und Privat-Mitwirkung. Die thätige Industrie-Gesellschaft von Mülhausen, welche ihren Sitz in diesem Departemente hat, liefs sie wie der Titel andeutet, bearbeiten. Ihre Mitglieder lieferten zahlreiche Beiträge dazu, und auch eine grofse Anzahl anderer kenntnifsreichen Personen des Departements steuerten Materialien zu diesem Zweck; die Societät liefs überdiefs auf ihre Kosten durch eigene Agenten Auskünfte in allen Gemeinden sammeln, ein eigenes Comité der Gesellschaft prüfte und wählte das Geeignete aus. Dieser Weg war zwar kostbar und lang, aber er wurde als Sicherster und Bester zum Ziele führend erkannt und eingeschlagen. Aufserdem hat der Departementalrath vom Ober-Rhein eine Summe von 1000 Franken als Beitrag zu den Kosten der Herausgabe verwilligt.

Nachdem wir so die Umstände der Entstehung des Werks kurz angedeutet haben, gehen wir näher auf seinen reichen und sachgemäfsen Inhalt ein, freilich in der Ueberzeugung, dafs wir dadurch auch nur leise und schwach andeuten können, was in dem Buche zu finden ist. Folgend einer kurzen Vorrede, enthält das *erste* Kapitel die *physikalische Beschreibung*, aufser Allgemeinem, zerfallend in die Beschreibung der Thäler, Seen, Wasserfälle, Flüsse, Kanäle und Angaben von Höhen über dem Meere, welche letzten zahlreich nach den Messungen bewährter Mathematiker und Physiker, unter Beifügung deren Namen, der Art der Messung und der geognostischen Beschaffenheit der gemessenen Punkte, tabellarisch zusammengestellt sind. Das *zweite* Kapitel: *Meteorologie*, ist kurz, aber zweckmäfsig redigirt; es giebt einen möglichst guten Begriff von den klimatischen Verhältnissen und darunter nach Durchschnitten von vielen Jahren die Resultate der Beobachtung an den meteorologischen Instrumenten. Das *dritte* Kapitel: *politische, administrative und religiöse Eintheilung des Departements, Population, Cadaster, Steuern und Ausgaben, gegenseitige Brand-Assekuranz*, ist gleichfalls in angemessenen Grenzen gehalten, bietet bei scharfen leicht übersehbaren Umrissen eine vollständige Uebersicht für alles, was in seinem Vorwurfe liegt, und es wird diese noch bedeutend erleichtert und anschaulich gemacht durch die erste, grofse, gut gezeichnete, trefflich lithographirte und sachgemäfs illuminirte Karte, welche das Werk ziert und in ihren Bezeichnungen die vielseitigste speciellste Auskunft giebt. Sie führt die Ueberschrift: *Carte physique, statistique, administrative et routière du Département du Haut-Rhin (Haute-Alsace) dressée* par *J. G. Heck, d'après les meilleurs matériaux, des données officielles et des reconnaissances faites sur differens points, publiée* par *Engelmann* à Paris. Das *vierte* Kapitel: *geognostische*

sche Beschreibung ist nach den vorhandenen gedruckten und Karten-Materialien von *Voltz*, von *Oeynhausen*, von *Dechen* und *Laroche* bearbeitet unter Benutzung von Notizen von *E. Köchlin* und *Morin*. Es giebt, in Verbindung mit der schönen geologischen illuminirten Karte, der zweiten beim Werke, welche nach dem Maafsstabe der ersten Karte ausgeführt ist, eine sehr gute Uebersicht der Verbreitung der Gebirgsarten, ihrer besonders hervortretenden Eigenthümlichkeiten und der davon umschlossenen wichtigern Petrefakten. Wer weifs, wie bedeutungsvoll die Vogesen dem Geognosten überhaupt sind, kann sich einen ungefähren Begriff von dem Werthe dieses Kapitels mit der beigehörigen Karte machen, besonders wenn wir dabei bemerken, dafs — wie wir bestimmt wissen, die Illuminirung der letzten von Hn. *Voltz* selbst angegeben ist. In dem *fünften* Kapitel: *Verbindungsmittel* ist die Rede von den Königl. Landstrafsen, von den Departemental-Strafsen, den Vicinal-Wegen, den Flüssen und schiffbaren Kanälen, darunter vorzüglich von dem wichtigen, das Departement der Länge nach durchlaufenden Verbindungskanal zwischen der Rhone und dem Rheine, welcher im Ganzen bereits 22 Millionen Franken gekostet hat, und worüber vielfache Detail-Nachrichten, meist nach *Dutens* (*Hist. de la navigation intérieure de la France*) mitgetheilt werden. Zum Schlusse werden Andeutungen gegeben, wie die Verbindungen im Departemente noch angemessen zu vermehren und zu vervollkommnen wären durch Nebenkanäle und Eisenbahnen. Endlich folgt noch einiges über flöfsbare Ströme und Bäche. Das *sechste* Kapitel: *Medicin- und Thierheilkunde* füllt nicht zwei Seiten, ist zu kurz, deutet nur die im Departement vorzüglich herrschenden Krankheiten und einige Mortalitäts-Verhältnisse an. Ueber Thierheilkunde ist gar nichts angegeben, weil, wie der Herausgeber sagt, der bezügliche Artikel nicht eingegangen sey und, wenn er eingehe, später nachgeliefert werden solle. An den *sechs* ersten Kapiteln des Buchs hat Hr. *Morin*, *Ingénieur des ponts et chaussées* vorzüglichen Antheil. Die *Zoologie* bildet das *siebente* Kapitel. Es ist ein Verzeichnifs der im Departement lebenden Thiere, wohl recht vollständig, nach den lateinischen systematischen, den französischen und deutschen Namen in nebeneinander stehenden Columnen aufgestellt. Bei den Coleopteren hat Hr. *G. Silbermann*, der das Verzeichnifs von diesen geliefert hat, sich von rechtswegen mit der blofsen Aufführung der lateinischen systematischen Namen nach dem Systeme von *Dejean* begnügt. Diese Insekten-Ordnung ist in dem Departemente ganz besonders zahlreich und es finden sich viele Arten darin, welche man früher als fremd für Frankreich ansah. Hr. *Silbermann* hält jedoch dieses Verzeichnifs, in welches er nun von ihm selbst gesammelte Arten aufgenommen hat, noch nicht für vollständig und verspricht eine ausführliche Arbeit über Elsafs's Coleopteren später zu liefern. Das Verzeichnifs der Lepidopteren ist von Hn. *Hochstetter*, *chef de bureau de la Préfecture de Colmar*, nach der Nomenklatur des Werks von *Godart* ebenfalls sehr vollständig bearbeitet. Das *achte* Kapitel: *Statistik der Flora vom Elsafs und der Vogesen, welche zu jener Provinz gehören*, ist eine sehr schätzbare, höchst vollständige Arbeit des Hn. Dr. *Kirschleger*, worauf wir den Botaniker von Profession mit Recht aufmerksam machen müssen. Zuerst wird das Geschichtliche der Arbeiten *über* diese Flora von *Mappus* und *Ehrmann* ab bis zu den vielen im Lande noch lebenden Botanikern vollständig mitgetheilt. Durch die sorgfältige Benutzung aller dieser gedruckten und ungedruckten Materialien ist es dem Vf. gelungen, hier ein Pflanzenverzeichnifs des Landes aufzustellen, das um so mehr als werthvoll betrachtet werden mufs, als dessen Anordnung nach den Standarten der verschiedenen klimatischen Regionen des Departements sorgfältig bewirkt, die Namen der Pflanzen mit interessanten Bemerkungen über Frequenz des Vorkommens, über Seltenheit desselben, über specielle Standorte mit Orts-Angaben, über Cultur nutzbarer Species, über Varietäten u. s. w. begleitet sind. Es ist die Anzahl der vorhandenen phanerogamischen Pflanzen, auf welche allein die ganze Arbeit sich bezieht, nach den summarischen Zahlen der Species einer jeden Familie aufgeführt, welche für alle Familien zusammen 1486 Species beträgt. Der Schlufs des Kapitels, welches allein 117 Quartseiten einnimmt, vergleicht den Reichthum der Elsassischen Flora mit der Flora anderer, besonders benachbarter Länder. Das *neunte* Kapitel: *Mineralogie*, *Mineralwasser*, ist für seinen *ersten* Theil, den mineralogischen, von Hn. *Roettelé*, Vorsteher des Gymnasiums von Weissenburg, und für den *zweiten*, die Mineralwasser, von Hn. Dr. *Kirschleger* bearbeitet. Die Mineralien sind nach einem mineralogischen Systeme aufgeführt mit den vorzüglichsten Varietäten (wobei jedoch auf die besondern Krystallisationen nicht Rücksicht genommen ist) und Angaben der wichtigsten Fundorte. Das Verzeichnifs möchte wohl in seinem Inhalte dürftiger seyn, als die Natur im Lande. Unter den *Mineralwassern* finden sich kalte kohlensaure Säuerlinge theils mit, theils ohne Eisengehalt (vorzüglich Sultzbach, Sultzmatt) geschwefeltes Wasserstoffgas haltende Säuerlinge (Asbach, Blotzheim) und einige schwache Soolquellen (Wattweiler, Guebweiler, Rixheim u. s. w.). Analysen, meist ältere, zum Theil unvollständige, und andere Nachrichten über diese Wasser, unter denen wohl nur Sultzbach als Bade- und Trinkquelle, einige Bedeutung hat, werden mitgetheilt. Als Anhang zur Mineralogie oder auch als solcher zur Zoologie und Botanik hätten wir noch ein systematisch geordnetes Verzeichnifs der im Departement vorkommenden Versteinerungen gewünscht, da die bezüglichen Angaben im geognostischen Kapitel nicht vollständig genug sind und die reiche, gut geordnete Petrefakten-Sammlung bei der Universität zu Strafsburg dazu das Material hätte darbieten können.

Mit

Mit dem *zehnten* Kapitel beginnen die Nachrichten über Gewinnung und gewerbliche Benutzung der Naturprodukte des Departements. Dieses Kapitel führt die Ueberschrift: *metallische Bergwerke; Bergwerke zur Gewinnung von Inflammabilien, Torfgruben, Steinbrüche.* Rec. sollte glauben, dieses Kapitel müsse von Hn. *Voltz* geschrieben seyn, obgleich dieses nirgends angegeben wird. Zunächst stehen Notizen, meist historische, über die auflässigen Bergwerke, unter welchen diejenigen von *Sainte-Marie-aux-mines* und von *Giromagny* die wichtigsten sind; erstere beschäftigten im 16. Jahrh. 3000 Arbeiter und lieferten von 1528 bis 1558 jährlich 6500 Mark Silber. Von metallischen Werken sind nur noch in Betrieb das Bleibergwerk von *Surlatte* zu *Saint-Marie-aux-mines* und die Eisensteingänge, welche in Urfelsarten aufsetzen und für die Hütten zu *Bitschweiler* und *Massevaux* betrieben werden, dann Bohnerzgewinnungen, in Höhlen des Jurakalks vorkommend, welche die Hohöfen von *Belfort* und *Châtenoir* alimentiren. Von Steinkohlenwerken sind nur drei unbedeutende im Departement; grofser Aufwand zur Auffindung bedeutenderer Flötze ist in der letzten Zeit, wie es scheint, vergeblich von einer Compagnie gemacht worden. Versuche auf Braunkohlen in der Molasse sind auch von keinem glücklichen Erfolge gekrönt worden; die Lager haben zu geringe Mächtigkeit und sind zu sehr unterbrochen. Die Nachrichten über Torfgruben und Steinbrüche sind unbedeutend. Das *eilfte* Kapitel, überschrieben *Industrie aus dem Thierreiche*, spricht zunächst von der Wolle. Nach dem geschilderten Stande der Schaafzucht im Departement ist die Wollproduktion unbedeutend. Bedeutender ist der Stand der Tuchmanufaktur; er wird nach seinen Fortschritten geschichtlich geschildert. Das *zwölfte* Kapitel: *Industrie aus dem vegetabilischen* Reiche handelt lediglich und mit grofser Ausführung von der Landwirthschaft des Departements, worin viel Eigenthümliches, Lehrreiches über jede Cultur-Art im Einzelnen beigebracht wird. Hr. *Riester*, Direktor der Normal-Primär-Schule zu Colmar hat dieses Kapitel bearbeitet. Das *dreizehnte* Kapitel: *Fortsetzung der Industrie aus dem vegetabilischen Reiche*, spricht über Wein, Weingeist, Oele, Strohhüte, Flachs und Hanf, Bänder, gewebte leinene Schläuche, Seile, Papier und Papiertapeten. Alles ist sehr zweckmäfsig nach Hauptgesichtspunkten abgehandelt. Die gewebten leinenen Schläuche ohne Nath zu den Brandspritzen sind im Departement zuerst gemacht worden. Papier- und Tapeten-Fabriken sind bedeutend, das Haus *J. Zuber et Comp.* hat zuerst das Papier ohne Ende zu den Tapeten angewandt, auch gebraucht dasselbe seit 1827 in Kupfer gravirte Rollen zu den Zeichnungen der Tapeten, auf welches Verfahren dasselbe ein Erfindungs-Patent für zehn Jahre erhalten hat. Das *vierzehnte* und *funfzehnte* Kapitel, beide ebenfalls überschrieben: *Fortsetzung der Industrie aus dem vegetabilischen Reiche*, enthalten, das erste, eine historische Notiz über die Baumwollspinnerei des Ober-Rhein-Departements, und das zweite eine solche über die Webereien, welche beiden Industriezweige besonders wichtig sind und auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit stehen, welche die gewerbliche Cultur des In- und Auslandes bisher aufzuweisen hat. Noch viel vollständiger als die beiden vorigen Kapitel ist das *sechszehnte* unter gleicher allgemeiner Ueberschrift, welches von den gefärbten und gedruckten Baumwollenzeugen handelt und von Hn. *Daniel Köchlin* bearbeitet ist; es ist erfüllt mit den schönsten geschichtlichen Details über diesen grofsartigen Gewerbzweig, enthält die trefflichsten Nachrichten über die Anwendung der verschiedenen Farbmaterialien und ist so für den Techniker von Werth, wie nicht minder für denjenigen, welcher blos Uebersichten der Industrie-Leistungen verlangt. Um die Wichtigkeit des Gesammt-Gewerbes in Baumwolle in dem Ober-Rhein-Departement anzudeuten, brauchen wir nur als Auszug aus diesem Kapitel, hier Raum finden zu lassen, dafs im Jahr 1827 von 44,840 Arbeitern ein Waaren-Werth von 74,000000 Franken fabricirt worden ist. Das *siebenzehnte* Kapitel: *Industrie aus dem Mineralreiche*, spricht zuvörderst von der Lithographie. In Mühlhausen, wo so viele technische Erfindungen ausgegangen sind, wurde auch zuerst die Lithographie zum Druck auf Baumwollenzeuge angewendet, nämlich im J. 1814 durch Hn. *Engelmann*. Er brachte die Erfindung nach England. Ferner ist die Rede von der metallurgischen Industrie des Departements. Die Eisengiefsereien, besonders für Maschinentheile, sind von Bedeutung; andere hierhin gehörige Etablissements, — Kupfergiefserei, Bleischmelze, Stahlhütte, Glashütte — von geringerm Belange. Das *achtzehnte* Kapitel (nach einer Note sollte es eigentlich das *siebente* seyn; es ging zu spät ein) befafst den *öffentlichen Unterricht*. Denkwürdig ist folgende allgemeine und wahre Ansicht über das Schulwesen in Frankreich: „*l'instruction primaire est devenue une des necessités des societés modernes. C'est une verité aujourd'hui incontestable aux yeux de tous les hommes éclairés, et il serait superflu de l'appuyer ici de nombreuses argumens qu'on a fait valoir pour l'établir. Pour les états constitutionels surtout, l'instruction primaire nous parait une condition d'existence, car ce n'est que par l'instruction que le peuple peut saisir la limite délicate qui sépare la liberté de la licence, et que les citoyens peuvent connaitre leurs droits et leurs devoirs Malheureusement la France, à qui sa constitution et ses lois accordent plus de liberté qu'à aucun autre peuple de l'Europe, est loin de poséder des écoles qui, par leur nombre, les methodes qu'on y suit et l'instruction en général de ceux qui les dirigent, soient en rapport avec ses institutions politiques. Chez nous, plusieurs lois semblent avoir devancé la civilisation des masses, et ce n'est peut-être pas là une des moindre causes de leur instabilité et de ses secousses fréquentes qui ébranlent*

lent et déchirent la societé." Mühlhausen macht eine rühmliche Ausnahme von diesem allgemeinen Ausspruch für Frankreich. Seit der Juli-Revolution hat sich dort das Elementar-Schulwesen, in Verbindung mit einer dem Locale ganz angemessenen Industrie-Schule, trefflich reorganisirt, und wenn die Wirklichkeit *dem* entspricht, was das vorliegende Kapitel darüber ausführlich mittheilt, so möchten wir darin, neben der vielseitigen Wirksamkeit der Industrie-Gesellschaft, auch namentlich die Herrschaft des deutschen Stammes der Elsasser und der deutschen Sprache erkennen, welche überall der deutschen Sitte und Bildungs-Richtung gerne Eingang und Asyl gewährt. Gute Schulen dürften übrigens monarchische Staaten noch mehr befestigen, als constitutionelle; Beweise dafür bedarf es für Deutsche nicht.

Das *neunzehnte* Kapitel: *Geschichte-Alterthümer*, dessen Vf. Hr. *de Golbery* in Colmar ist, enthält in zwei Sektionen: „*Epoques gauloise et romaine*" und „*Moyen-age*", nur so viel historisches, als eben erforderlich ist, um die darin kurz, aber ansprechend beschriebenen architektonischen Reste der alten und Mittel-Zeit zur bessern Verständigung zu fördern. Wir haben das gut geschriebene Kapitel gerne gelesen, dem es an tüchtigem Stoffe aus dem an römischen Bau-Trümmern, Burgen, schönen alten Kirchen u. s. w. so reichen Elsafs nicht fehlen konnte, wenn auch hin und wieder einige gewagte Conjecturen darin vorkommen möchten.

Das *zwanzigste* Kapitel enthält, unter der Aufschrift *allgemeine Beobachtungen*, Reflexionen über die Mittel, welche die Industrie des Oberrhein-Departements fördern könnten, nämlich über die völlig freie Schiffahrt auf dem Rhein, Wünsche wegen des Kanals zwischen dem Rhein und der Rhone, dann mehr Lokales, vorzüglich auf Mühlhausen bezogen, über zu errichtende Rheinbrücken zu Hünningen und Breisach und über die Errichtung von Waaren-Magazinen in Mühlhausen. Ob alles dabei hinlänglich dem gröfsern politischen Interesse gemäfs erwogen sey, müssen wir sehr dahin gestellt seyn lassen: aber werthvoll, der Prüfung würdig sind dergleichen Erörterungen immer, wenn man sie auch blos als diejenigen eines denkenden grofsartigen örtlichen Kaufmanns- und Fabrikbesitzer-Standes betrachten mufs. Ferner werden in diesem Kapitel noch weitläuftig und wohl sehr angemessen die Vortheile der vermehrten Schaaf- und Seidenzucht behandelt, die Behinderungen der bisherigen gröfsern Verbreitung derselben in dem Departement gezeigt und auf dasjenige, was zu diesem Ende geschehen mufste, wird in lichtvollen Blicken hingewiesen. Für die Förderung der Seidenzucht hat die Industrie-Gesellschaft von Mühlhausen zahlreiche Preise ausgesetzt. Ein *Anhang* zu dem Werke vom Hrn. Apotheker *R. Risler* zu Mühlhausen spricht noch über den Viehstand und die Viehzucht des Departements, über das Wildpret und die Fischzucht und endlich schliefst dasselbe mit einer gedrängten Notiz von der Runkelrübenzucker-Fabrik zu Homburg.

Das *zweite* Buch, dessen Titel wir am Kopfe dieser Beurtheilung angegeben haben, nämlich die „*Tableaux synoptiques*" bilden einen unzertrennlichen integrirenden Theil der Statistik, wie dieis auch die Rückseite des Titels dieser „*Tableaux*" ausdrücklich bemerkt. Sie enthalten in zahlreichen Tabellen das sehr ausgeführte Zahlen-Detail zur Statistik. Auf Auszüge daraus, so interessant sie auch seyn dürften, können wir uns hier nicht einlassen.

Nach diesem sehr allgemeinen Ueberblick des Inhalts der Statistik brauchen wir wohl kaum beizufügen, dafs nicht blos der Statistiker und Geograph dadurch eine bedeutende Bereicherung seines Wissens erhält, sondern dafs dieselbe auch ganz besonders dem Mineralogen, Geognosten, Zoologen, Botaniker, Technologen, Staatswirth u. s. w. reiche Ausbeute gewähren dürfte. Sollten wir daran tadelnd einiges Allgemeine herausheben, so wäre es vorzüglich die mangelnde Einheit und Gleichförmigkeit in der Bearbeitung. Es ist mehr eine Sammlung von einzelnen Aufsätzen verschiedener Vff., als ein zusammenhängendes Werk, wodurch hin und wieder die logische Anordnung des Ganzen nothwendig gestört werden mufste, und wodurch manche Betrachtungen aus verschiedenem Geiste neben einander zu stehen kommen, auch sogar einzelne Wiederholungen nicht zu vermeiden waren. Durch diese Art der Bearbeitung stellt sich aber von der andern Seite überall eine bedeutende Originalität der Arbeiten von ihren Fächern vollkommen gewachsenen einzelnen Verfassern heraus, welche durch das Umschmelzen der Aufsätze unter einer Hand nothwendig verloren gegangen wäre, und wodurch der Leser reichlich für jenen Mangel der vollkommenen Einheit entschädigt wird. Der Industrie-Societät von Mühlhausen, welche sich bereits in so vielen grofsartigen Leistungen hervorgethan hat, und wenigstens auf französischem Boden nicht noch einmal ihres Gleichen finden dürfte, müssen wir Dank wissen für die Herausgabe eines so nützlichen Werkes, welches keineswegs unmittelbar durch sich selbst den grofsen Kostenaufwand zu lohnen im Stande ist, der darauf verwendet werden mufste. Dem Departemente aber mufs die schöne Arbeit reiche Zinsen in der Zukunft durch ihre mittelbare Wirkung tragen.

Sollen wir noch von der äufern Ausstattung des Buchs sprechen, so können wir nur erwähnen, dafs diese nichts zu wünschen übrig läfst. Druck, Papier und Karten: alles ist von der besten Art, wie wir es aus dem Elsafs, zu Nachahmung der Deutschen, so oft erhalten. Der botanische Theil hat nur eine ziemliche Anzahl von Druckfehlern, welche aber sorgfältig angezeigt sind. — Das Werk scheint gar nicht oder wenig in den eigentlichen Buchhandel gekommen zu seyn. Der Debit wird von der Industrie-Societät zu Mühlhausen besorgt. *Nöggerath.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

SCHÖNE LITERATUR.

STUTTGART, b. Löflund: *Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland*, zum erstenmal verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von *J. D. Gries. Erster* Theil. 1835. XLVIII u. 402 S. 8. (Die ersten 15 Gesänge.) (2 Rthlr. 8. gGr.)

Wenig Bücher geben wohl einen so schlagenden Beweis für die Wahrheit des alten: *habent sua fata libelli*, als das Original der vorliegenden Uebersetzung. Dieses grofse und reiche Werk des Bojardo, welches bei seinem ersten Erscheinen sich einer solchen Popularität erfreute, dafs von 1495 bis 1544 wenigstens 17 Ausgaben, und zwar Ausgaben so recht für das Volk, wohlfeil, eng, aber leider auch höchst fehlerhaft gedruckt, davon erschienen sind, ist dann, durch mancherlei ungünstige Umstände, so gänzlich bei Seite geschoben und beinahe vergessen worden, dafs noch Bouterweck sich kein Exemplar davon verschaffen konnte, und manche sonst fleifsige Literatoren, wie *V. Schmidt*, die davon mit Bewunderung reden, doch zugleich den Verdacht erwecken, das rechte Original gar nicht einmal gekannt zu haben, und dafs es erst jetzt wieder ist abgedruckt und zum erstenmal vollständig ins Deutsche überzetzt worden. Da nun wohl vorausgesetzt werden darf, dafs mit Ausnahme der Wenigen, welche sich unter uns mit italiänischer Literatur ernstlich beschäftigen, das eigentliche Publikum gar keine Ahndung hat von den Schätzen der Poesie und dem Reichthum der Erfindung, welche ihm in diesem Werke dargeboten werden, so scheint es wohl billig, dafs wir mit wenigen Worten die Leser auf den interessanten Inhalt des *Orlando innamorato* aufmerksam machen. Um dabei nicht zu weit auszuholen, begnügen wir uns zu sagen, dafs der Glanz, welchen die thatenreiche Regierung Karls des Grofsen auf ihn und seine nächste Umgebung geworfen, sehr bald im Munde des Volks sich zur bunten, allerhand spätere und fremde, ja ganz willkürlich ersonnene Ereignisse verknüpfenden Sage ausgebildet hatte, und dafs lange vor Bojardo Karl und seine sogenannten Paladine die fabelhaften Helden vieler Volksbücher in Prosa und in Versen geworden waren, worunter wir als die wichtigsten nur *I Reali di Francia, Buovo d'Antona, la Spagna, la regina Ancroja, Leandra* u. a. hier anführen. Den meisten dieser wahren Ritterromane liegt der gemeinsame Typus zum Grunde, dafs sie die Heidenwelt, worunter ohne Unterschied Heiden und Muhammedaner verstanden werden, als im ewigen Vernichtungskampfe mit Karln, dem Helden der Christenwelt, begriffen darstellen. Fast jeder dieser Romane schildert irgend einen heidnischen Einfall in Frankreich, die Thaten der christlichen Ritter und den Untergang der Heiden, aus deren Blute, wie aus dem der Hydra, sich immer neue Feinde, und damit neue Einfälle und neue Kämpfe erzeugen; wobei aber sowohl Karl als seine Ritter fast immer und ohne Ausnahme auf der nämlichen Altersstufe verbleiben. Einige dieser Romane schildern auch wohl den Untergang des Heers bei Roncesvalles, womit Karl in Spanien eingebrochen. Volksreminiscenzen aus den früheren wirklichen Einfällen der Mauren aus Spanien in Frankreich, aus dem Feldzuge Karls jenseit der Pyrenäen und aus den Kreuzzügen liegen dem allen zum Grunde. Diese vielfältig bearbeitete und ausgebildete Fabelwelt, in welcher nach und nach die Hauptgestalten der Helden schon gewisse bestimmte Charakterzüge erhalten hatten, lag dem Bojardo vor; und da er aufserdem auch in dem, in Italien nie recht heimisch gewordenen, Romanencyclus vom König Arthus und der Tafelrunde wohlbekannt war, so beschlofs er, jenem alten Stoffe durch mancherlei eigne schöne Erfindungen, besonders aber dadurch neues Leben und Interesse einzupflanzen, dafs er, was bisher noch nie geschehen, Vgl. den Eingang zu L. III, C. XVIII, die Heldengestalt Rolands, des mächtigsten Verfechters der Christenheit, durch die Liebe verherrlichen wollte. So ist denn bei ihm die Liebe zum erstenmal, in diesem Cyclus von Karl dem Grofsen, zum Haupthebel des Gedichts geworden; obwohl er sonst im Ganzen dem alten Typus der übrigen Romane darin treu geblieben, dafs auch sein Gedicht hauptsächlich die Angriffe der Heiden auf die Christenheit darstellt. Nur aber hat er sich nicht, wie seine Vorgänger, mit Einem Ereignifs dieser Art begnügt, sondern 3 bis 4 Hauptfäden künstlich mit einander verschlungen. Von der einen Seite nämlich, und zwas ist dies der Hauptgegenstand in der ersten Hälfte des Werks, sendet Galafron, König von Catai, seine wunderschöne, in Zaubereien aber wohl erfahrene Tochter Angelica und ihren Bruder Argalia mit einer Zauberrüstung und einer goldnen Lanze bewaffnet, welche jeden, den sie berührt, aus dem Sattel hebt, nach Paris, wo eben Karl mit allen seinen Rittern und auch vielen Sarazenen aus Spanien herrlich tafelt; in der Absicht, dafs theils die Schönheit der Tochter viele Ritter zu ihren Sklaven machen, theils die Tapferkeit und die Zauberlanze des Sohnes

andre niederwerfen und so die Christenheit ihrer besten Vertheidiger berauben solle. Das erste gelingt insofern, als Roland, Rinaldo und andre sich sterblich in Angelica verlieben; aber Argalia wird von dem wilden Sarazenen Ferragù im Zweikampf getödtet, und Angelica flieht erschreckt in ihre Heimath, nach welcher ihr Roland und Rinaldo folgen: doch die Liebe des letzteren wird schon in den Ardennen, durch einen Zaubertrank, in tödlichen Hafs verwandelt. In Indien wird Galafron indefs von dem mächtigen Könige der Tatarey, Agricane, hart bedrängt, der die Tochter von ihm verlangt. Diese hat sich in die Feste Albracca eingeschlossen und wird nun später von Roland und andren Paladinen tapfer vertheidigt. Roland tödtet den Agrican im Zweikampf und besteht die ungeheuersten Abenteuer im Morgenlande. Agrican's Sohn Mandricardo macht sich allein auf den Weg nach den Abendländern, um den Vater zu rächen, und Durindana zu erwerben. Zugleich ist Gradasso, König von Sericana mit einem grofsen Heere nach Frankreich gezogen, blofs um Rolands Schwert Durindana und Rinaldo's Rofs, Bayard, zu erobern. Schon bedrängt er Paris und hat Karl und alle Paladine gefangen genommen, als er durch Astolf von England, der zufällig in den Besitz der Zauberlanze gekommen, niedergeworfen wird und vertragsmäfsig wieder heimkehrt. Von der andern Seite, und dies füllt die letzte Hälfte des Gedichts, sind Agramant, König von Afrika, auf einen Zug nach Frankreich, um den Tod seines Vaters Trojan zu rächen, welchen Roland einst erschlagen. Er bedarf aber dazu, und erwirbt die Hülfe eines Heldenjünglings, Ruggiero, welcher vom Zaubrer Atlante auf einem unersteiglichen Felsen erzogen wird, und welcher selbst vom Hektor abstammend, der Stammvater des Hauses Este werden soll, dem Bojardo wie seine Vorfahren treu ergeben war. Aufser den eben genannten kommen fast alle jene aus dem Ariost bekannten Helden, Rodomonte, Sacripante, Brandimarte, Marfisa, Bradamante u. s. w. schon bei Bojardo vor, der sie mit so scharfen und sichern Zügen gezeichnet, dafs seinem grofsen Fortsetzer Ariost nichts übrig blieb, als sie von ihm zu übernehmen, wie er sie vorgefunden. Die Ehre, wenn auch nicht der ersten Erfindung, denn manche dieser Helden kommen auch schon in ältern Dichtungen vor, doch aber ihre Züge scharf ausgeprägt und für alle Zeit fixirt zu haben, gebührt daher dem Bojardo, der hierin wenigstens den Ariost weit übertrifft. — Durch alle diese Hauptbegebenheiten zieht sich nun noch als alles verbindender und oft auch alles verwirrender Faden die Liebe Rolands zur Angelica, ihre unerwiederte Liebe zum Rinaldo, dessen Hafs zuletzt abermals durch Zaubertrank in Liebe verwandelt wird, während die ihrige in Hafs übergeht; später die zarte Liebe Ruggiero's und Bradamante's, auf deren Verbindung das Ganze angelegt ist. Zauberein, Riesen, Ungeheuer aller Art treten vorzüglich im Orient auf und führen die wunderbarsten Abenteuer, mitunter freilich auch etwas ermüdende Kämpfe, herbei; während die Windbeuteleien und echten Gascognerspäfse des Engländers Astolf, und manche zarte und edle, mitunter aber auch schlüpfrige, Novelle die Einförmigkeit höchst anmuthig unterbrechen. Mit grofser Kunst und sichrem Gefühl für Ebenmafs ist dies Chaos von Personen und Abenteuern entfaltet, tausendfältig unterbrochen und wieder angeknüpft, und besonders ist das Geschick zu loben, womit solche, das Ganze mit zu schneller Auflösung bedrohenden Zauberdinge, wie die Lanze des Astolf, der Ring Angelica's, die Unverwundbarkeit Roland's und Ferragu's, so behandelt sind, dafs sie zwar den jedesmal nöthigen Effect hervorbringen, aber doch nie das Uebergewicht allzusehr auf eine Seite hinleiten.

Mit Recht fragt wohl der Leser, wie es doch zugegangen, dafs ein so grofses und reiches Werk so gänzlich in Vergessenheit gerathen konnte. Ein Hauptgrund liegt allerdings in der Sprache des Dichters. Obwohl seine lyrischen Dichtungen meist in vollkommen reiner und edlen Sprache geschrieben sind, so hat es ihm doch gefallen, für sein grofses Werk eine zum mindesten gesagt nachlässigere Sprache zu wählen. Weshalb er es gethan und ob, wie der Uebersetzer vermuthet, wir nur den ersten rohen Entwurf des Gedichts besitzen, da der Verfasser, der es 1494 beim Einfall der Franzosen in Italien abgebrochen und noch in diesem Jahre starb, nicht die letzte Hand daran habe legen können, wollen wir nicht entscheiden, obwohl es uns doch beinahe wahrscheinlicher dünkt, dafs Bojardo für seine lyrischen Gedichte zwar die edlere Sprache gewählt, weil Petrarca hierin nun einmal den allgemein angenommenen Ton angegeben, für sein gröfseres Werk aber, bei welchem ihm noch kein bindendes Muster vorschweben konnte, sich absichtlich, wie alle seine Vorgänger, einer populären Sprache, wie sie etwa zu seiner Zeit am Hofe von Ferrara geredet wurde, bedient habe. Hat er es, wie ziemlich allgemein, und auch von dem Uebersetzer, angenommen wird, wenigstens theilweise, am Hofe vorgelesen, so möchte auch das wohl unsre Vermuthung bestätigen, da am Ende des 15ten Jahrhunderts die Herrschaft des sogenannten Toskanischen noch gar nicht so entschieden hervorgetreten war, als es bald darauf geschah. Wie dem aber auch sey, das bis gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts viel gelelesene und beliebte Gedicht erschien mehr und mehr den durch Ariost und andern verwöhnten Ohren rauh und bäuerisch, und um es geniefsbarer zu machen, unternahmen mehrere, die Sprache desselben zu glätten und zu feilen. Der Uebersetzer hat in seiner Vorrede sehr gründlich gezeigt, dafs der erste Versuch dieser Art von Lod. Domenichi gemacht wurde, obwohl dessen Arbeit einige Jahre später als die Umarbeitung des Berni erschien. Dies und das bisher sehr unklare Verhältnifs, in welchem die Arbeiten dieser beiden zu einander stehen, vollkommen aufgehellt und anschaulich gemacht zu haben, ist ein nicht geringes Nebenverdienst des Uebersetzers, womit

mit er sich den Dank aller Litteratoren erworben hat. Unglücklicherweise fand die freilich sehr zierliche Sprache Berni's und seine oft etwas travestirende burleske Manier den gröfsten Beifall bei seinen leichtfertigen Zeitgenossen, und dieser Umstand ist es nun ganz vorzüglich, welcher dem herrlichen Gedichte geschadet hat, da man seit Berni's Bearbeitung des *Orlando innamorato* ihn in und aufserhalb Italiens nur in dieser Gestalt gedruckt und gelesen hat. Nimmt man noch dazu, dafs das Schicksal dem armen Bojardo in der Person Ariost's einen unleugbar poetisch überlegenen Fortsetzer gegeben, so mufs man wohl gestehen, dafs, die elenden Fortsetzungen eines Niccolò degli Agostini und andrer ungerechnet, alles was nur einem Dichter Schlimmes begegnen kann, sich auf dem armen Bojardo gehäuft hat. Indessen die *fata* wechseln, und es scheint wirklich jetzt die Zeit gekommen zu seyn, welche den alten, wackren Dichter wieder in seine lange verdunkelten Rechte einsetzen wolle. Als die erste, indefs in Deutschland wohl nur wenig bekannt gewordene, Anregung dazu kann man die 1820 erschienenen, von Venturi herausgegebenen *Poesie di M. M. Bojardo* betrachten, worin, aufser den lyrischen Gedichten Bojardo's und seinen italiänischen und lateinischen Eklogen und andern Gedichten, auch bedeutende Fragmente des *Orlando innamorato*, mit leise bessernder Hand behandelt, aufgenommen sind. Unendlich wichtiger sind zwei fast gleichzeitig erschienene Abdrücke des Originals, der eine von *Panizzi* in London 1830, der andre als Theil des *Parnasso italiano continuato* bei *E. Fleischer* 1833 ausgegeben und von *A. Wagner* besorgt. So scheint denn allerdings dem in England lebenden Italiäner die Priorität in dieser Sache zuzukommen; indefs, wenn Rec. doch schon in seiner 1827 in dieser A. L. Z. Nr. 312. erschienenen Anzeige des *Parnasso italiano* den Verleger aufgefordert hat, in dem *Parnasso continuato* nicht, wie jener die Absicht hatte, den allbekannten Berni, sondern das beinahe verlorne Original wieder abdrucken zu lassen, und diesem Wunsche auch in dem Maafse genügt wurde, dafs Rec. den blofsen Text des neuen Abdrucks, dessen Herausgabe sich freilich bis 1833 verzögerte, schon mehrere Jahre vorher in Händen hatte (wie denn auch die Vorrede des Herausgebers vom Januar 1830 ist), so möchte damit doch wohl erwiesen seyn, dafs nicht allein der Gedanke zu dieser Unternehmung, sondern auch die typographische Ausführung wenigstens gleichzeitig mit dem Orlando von Panizzi gewesen. — Was aber mehr als dieses alles für das gröfsere Publikum dazu beitragen wird, alle die Unbilden zu rächen, die beinahe 300 Jahre lang unverdienterweise auf dem alten Dichter gelastet haben, ist die vorliegende Uebersetzung. Zwar zählt der Uebersetzer 4 französische, 2 spanische Uebersetzungen und eine fragmentarische deutsche Bearbeitung von Hr. *v. Nicolay*, so wie einen prosaischen Auszug aus dem Ganzen von der bekannten Romanenschreiberin *Benedicte Naubert*, auf; allein die französischen und spanischen Uebersetzungen, meist aus älterer Zeit, zum Theil aus dem 16ten Jahrhundert, sind nicht blofs für Deutschland, sondern auch für Frankreich und für Spanien, so gut wie nicht mehr vorhanden; niemand kennt sie und niemand liest sie mehr. An der Bearbeitung von *v. Nicolay* hat sich Rec. zwar als Knabe höchlich ergetzt, doch möchte die allzufreie in Wieland's Manier gehaltene Bearbeitung jetzt wohl nur wenigen Lesern zusagen, und der trockne Auszug der *Naubert* ist vollends ungenieſsbar und verschollen. So erscheint denn das schöne, alte Gedicht hier zum erstenmale in deutscher Zunge, und wenn wir bedenken, dafs die Uebersetzungen des Tasso und des Ariost, aus der nämlichen Feder, sich trotz dem, dafs auch andre nicht unbeliebte Uebersetzer sich ihnen an die Seite zu stellen gewagt haben, doch in vielen Ausgaben in Deutschland verbreitet sind, so zweifelt Rec. keinen Augenblick, dafs auch dieses, der Lesewelt ganz neue, höchst anmuthige und reizende Werk sich einer eben so günstigen Aufnahme erfreuen werde. Wenigstens können wir die Leser versichern, dafs sie es hier nicht mit einer steifleinenen, dem fremden Ausdruck zu Liebe Sinn und Deutlichkeit aufopfernden und die Sprache zermarternden Uebersetzung zu thun haben, sondern dafs nicht allein der Ton des alten Gedichts, seine Natürlichkeit, Derbheit, anmuthige Schalkhaftigkeit im Ganzen unübertrefflich gehalten, sondern auch das Einzelne, ohne der Lesbarkeit Eintrag zu thun, mit der gewissenhaftesten Treue wiedergegeben ist. Nur ein Meister, welcher sein Leben in solchen Uebungen zugebracht, und durch die allgemein bewunderten Uebersetzungen des Tasso, des Ariost, des Calderon und des Fortiguerra sich eine Fertigkeit und Sicherheit erworben, die noch von keinem ist übertroffen worden, und dem sich nur äufserst wenige aus ziemlicher Ferne nahen dürfen, konnte ein solches Riesenwerk (69 Gesänge) unternehmen und mit solcher Leichtigkeit ausführen. Der vorliegende Band wird etwa ein Viertel des Ganzen betragen. Ueber die Grundsätze, denen der Uebersetzer bei seiner Arbeit gefolgt ist, giebt er eine kurze Rechenschaft in der Vorrede. Dafs er einige, dem modernen Gaumen etwas zu stark dünkende, Natürlichkeiten seines Originals gemildert oder auch wohl ganz weggelassen, kann nur gebilligt werden, weil sonst leicht die Prüderie unsrer Zeit ein Verdammungsurtheil über das Ganze aussprechen könnte. Mehr über die Arbeit eines solchen Mannes zu sagen, scheint uns ganz überflüssig; sein Name ist die sicherste Bürgschaft für die Trefflichkeit seines Werks und bedarf unsrer Empfehlung nicht. Sehr aber hat Rec. sich gefreut, dafs der Uebersetzer dem vielfach ausgesprochenen Wunsche, seine Uebersetzungen mit Anmerkungen und Erläuterungen begleiten zu wollen, diesmal entsprochen hat. Er giebt uns eine 48 S. starke Vorrede und Anmerkungen zu jedem Gesange. Die Vorrede ist das Produkt sehr gründ-

gründlicher Untersuchungen über die Person und das Leben des Dichters, über seine andern weniger bekannten Werke, über die Zeit der Abfassung und ersten Erscheinung, sowie über die vielen Ausgaben des *Orlando innamorato*. Besonders aber ist das bisher so gut wie ganz unbekannt gewesene Verhältnifs zwischen den beiden Bearbeitungen des Domenichi und des Berni hier zum erstenmal gründlich aufgeklärt und entwickelt. Auch über die verschiedenen Fortsetzungen und Uebersetzungen des Gedichts werden die nöthigen Nachweisungen gegeben. Rec. kann nicht leugnen, dafs es ihm viel Freude gemacht hat, alles was er selbst schon früher über die pietistisch-katholischen Faseleien V. Schmidts und die unbillige Verunglimpfung Berni's, geäufsert hatte, hier von dem wackern Uebersetzer bestätigt zu finden. Die Anmerkungen zu jedem Gesange werden ohne Zweifel sowohl den Lesern der Uebersetzung als auch allen denen höchst willkommen seyn, welche das Original zu lesen im Stande sind, weil sie sich nicht allein über die vielen verschiedenen Lesearten der Ausgaben und über sprachliche Dinge, sondern vorzüglich auch über den romantisch-geschichtlichen Boden des Gedichts und dieser ganzen bunten Fabelwelt verbreiten, zu deren Verständnifs ganz vorzüglich die mit mühsamem Fleifse zusammengetragene, auf der Sage beruhende, Geschlechtstafel Karls des Grofsen und seiner Paladine beitragen wird. — Um nun doch aber auch das alte Recht der Rec., selbst an den trefflichsten Werken noch etwas zu mäkeln, nicht abkommen zu lassen, mögen hier ein paar, weniger Ausstellungen als Zweifel gegen die Anmerkungen des Uebersetzers erhoben werden. Zu I. 12, 5 wird bemerkt: es scheine ungewifs, ob in der Stelle: *Giascum signor e Baron naturale*, das Wort *naturale* soviel wie *eingeboren, einheimisch* heifse. Dies Wort scheint dem Rec. aus den alten spanischen Romanzen entlehnt, wo es unzähligemale als feststehendes Epitheton, meist zwar in der Bedeutung von *gebürtig aus* — zuweilen aber auch als *von Geburt* vorkommt, und so möchte es hier wohl zu verstehen seyn, da sich unter den Geladenen nicht blofs Eingeborne Frankreichs, sondern auch sarazenische Ritter befinden. Doch dies mag zweifelhaft bleiben, weil in älteren Werken die Sprache sehr oft eine Unbestimmtheit und die Wörter eine so schwebende Bedeutung haben, dafs es meistens unmöglich ist, sie genau zu fixiren. Dagegen glaubt Rec. ganz gewifs Recht zu haben, wenn er in VIII. 50, 7. *e trassel dentro possa*, das räthselhafte *possa* für eine provinzielle Form für *poscia* hält. Dies pafst nicht allein in den Sinn der Stelle: und *nachher*, nachdem das Ungeheuer den Riesen zerrissen, zieht es die Stücke in die Gruft hinein, sondern es kommt auch diese Form in ähnlicher Art öfter im Gedichte vor; wie z. B. L. III. C. J, 62, 8., wo freilich der Leipziger Parnasso liest: *Il diavol ebbe l'alma, i lupi l'ossa*, wo aber die Ausgabe von 1525 hat: *Di lui più mai non si parlò da possa*, offenbar für *dapoi* oder *poscia*. Und so wird es dem Uebersetzer im Verlauf seiner Arbeit noch öfter aufstofsen. Bei X. 39, 3. ist zwar Rossia gewifs falsch, aber die Ableitung des Uebersetzers von Rhoas, dem alten Namen von Laodicea in Gr. Phrygien will dem Rec. doch fast zu gelehrt und zu weit hergeholt dünken. Wenn er sich erinnert, dafs noch im D. Quixote das Reich Dinamarca als ein wahres Fabelland erscheint, so möchte es am Ende doch wohl nicht zu kühn seyn, bei Rossia an Prussia zu denken; mag die wahre Lage dieses Landes auch wenig zu den übrigen hier erwähnten Ländern passen. Man weifs, was noch heute die Franzosen alles *in le Nord* setzen, und in einer zu Padoua 1822 gedruckten Ausgabe des Dante ist noch immer zu lesen: die Donau durchfliefse eine der kältesten Gegenden Deutschlands. — Druck und Papier sind vortrefflich.

Blanc.

St. Gallen und Bern, b. Huber und Comp.: *Des Lebens Wechsel.* Von der Verfasserin „der Bilder des Lebens." 1835. 422 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Des Lebens Wechsel besteht darin, dafs: „was oben war, mufs unten seyn", oder prosaisch ausgedrückt, dafs glänzende Verhältnisse oft ganz mittelmäfsige zu Nachfolgern haben, Alles aber doch am Ende gut gehen kann. Im vorliegenden Buche lesen wir dies in der Geschichte der Amalie Lindau, welche, früher ganz andere Aussichten unterhaltend, endlich einem Prediger ihre Hand reichte, aber in mehrjähriger kinderloser Ehe lebend, unzufrieden mit ihrem Loose und von einer ungebildeten Schwiegermutter ennuyrt, ihrem Manne davon läuft, jedoch von selber wiederkommt, als dieser krank wird, sich nach seiner Genesung mit ihm versöhnt, ihn lieben lernt, sich dreier Kinder erfreut und das Vergnügen hat, ihre älteste Tochter mit dem Sohne ihres früheren Geliebten, eines Edelmannes, vermält zu sehen. Die wirthschaftliche Schwiegermutter, welche nur für das Hauswesen Sinn hat, wird auch anderweit untergebracht, und so leben die Leutchen glücklich und zufrieden. Das ist des Lebens Wechsel, der ganz gut zu lesen ist, bis auf die häufigen, breiten Reflexionen und Raisonnements.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUN

März 1836.

GRIECHISCHE GRAMMATIK.

Leipzig, b. Vogel: *Syntaxeos anomalae Graecorum pars de constructione quae dicitur absoluta deque anacoluthis, huc pertinentibus.* Scripsit *A. de Wannowski*, praeceptor gymnasii Posnaniensis. 1835. XII u. 267 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Hr. v. *Wannowski* hat sich laut der Vorrede neun Jahre lang mit Untersuchungen über die sogenannten *casus absoluti* der griechischen Sprache beschäftigt, und aus einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Schriftstellern der verschiedensten Zeiten und Gattungen, von Homer bis Nonnus, von Herodot bis Zosimus hinunter Beispiele derselben gesammelt, in der Hoffnung hierdurch in den Stand gesetzt zu werden, das Gebiet dieser Redeweise und den Umfang, innerhalb dessen sie von den Alten angewandt worden sey, schärfer und sicherer, als es bisher geschehen, zu bestimmen. Er spricht zugleich das Vertrauen aus, dafs, wenn auch Einzelnes von hierher gehörigen Erscheinungen, namentlich bei den älteren Attikern, die er zuerst und noch nicht mit der erforderlichen Umsicht und Achtsamkeit gelesen habe, seinem Blicke entgangen seyn sollte, dies doch jedenfalls nur Weniges und Unwesentliches seyn werde, zumal da sich die Anwendung der absoluten Casus bei den spätern Schriftstellern weit häufiger und in weit gröfserer Ausdehnung finde, als bei den früheren. Uebrigens hat der Vf. sein Augenmerk nicht blos auf die absoluten Casus, sondern auf den anomalen Gebrauch der Casus überhaupt gerichtet, und aufserdem noch einen besonderen Abschnitt der wirklichen oder scheinbaren Anwendung der Participien statt des verbi finiti gewidmet, woran sich endlich noch ein Kapitel über die mancherlei Strukturen πρὸς τὸ νοούμενον schliefst, die in den die Casus betreffenden Kapiteln mit Recht oder Unrecht keinen Platz gefunden hatten. Ohne Zweifel ist es ein löbliches Unternehmen, mit so anhaltender Bemühung einer oder einigen besonderen Gattungen sprachlicher Erscheinungen, die ihrer Natur nach grofsentheils zu den Ausnahmen und Abnormitäten gehören, durch eine Menge zum Theil wenig einladender Schriftsteller unverdrossen nachzugehen; und dem Materiale, welches der Vf. auf diesem langen und mühsamen Gange gesammelt hat, läfst sich mit Wahrheit nachrühmen, dafs es Beispiele der mannichfaltigsten und rarsten Constructionen oder Constructionsfehler in einer Fülle enthält, wie man sie selten zu finden gewohnt ist. Von dieser Seite also betrachtet hat Hr. W. eine schätzba Arbeit geliefert. Ob indessen die Lehre selbst dur seine Behandlung an Licht und Sicherheit gewonn habe, ist eine andere Frage, die Rec. seines Thei zu bejahen nicht vermag. Dazu wäre zunächst v vor allen Dingen erforderlich gewesen, dafs Hr. den richtigen Gesichtspunkt gefafst hätte, um Erscheinungen, mit denen er sich beschäftigt, das was sie sind, ihrem Grunde und ihrer wesen lichen Beschaffenheit nach zu erkennen; und gera in dieser Beziehung scheint er uns nicht weniger Alles zu wünschen übrig gelassen zu haben. Er handelt die Anomalien der Casus nach gewissen Kl sen, als *casus absoluti*, *casus soluti sive pendent casus ad sensum constructi*; was aber eigentlich d wesentlich unterscheidende dieser Klasse sey, üb über finden wir nirgends deutliche und richtige B griffe ausgesprochen. In der Vorrede heifst es, *absolute Casus* habe er alle diejenigen angesehe welche gleiche Bedeutung mit den sogenannten *ge tivis consequentiae* haben, als *schwebende* aber, *cas soluti s. pendentes*, diejenigen, welche mit dem übr gen Satze in keiner solchen Verbindung der Bede tung stehen, mithin entweder gänzlich ohne ein bedingendes Wort (*plane regimine suo destituti*) od nur durch eine sogenannte *structura ad sensum* b dingt seyen. Hier werden also *casus absoluti* u *casus soluti s. pendentes* getrennt, diese letzteren d gegen mit den *cas. ad sensum constr.* als Gattung u Art verbunden; aber gleich im ersten Kapitel d Buches werden umgekehrt die *nominativi absol* und *nom. pendentes* verbunden, die *nom. ad sens constructi* aber von diesen abgesondert und ihnen e gegengesetzt. Und in der That, wenn ein Cas durch die Struktur bedingt ist, sey es auch, dafs Wörter, mit denen er in Verbindung steht, nicht vermöge ihrer eigentlichen und wahren, sd dern nur vermöge einer diesmal aus irgend ein Grunde in sie hineingelegten Bedeutung bedingt kann man ihn nicht füglich als structurlos, *solutu pendens*, sondern mufs ihn als construirt, wenn au ungewöhnlich construirt, betrachten, so dafs die der Vorrede beliebte Unterordnung der *cas. ad s sum constructi* unter die *cas. solutos s. pendentes* sich selbst einen Widerspruch enthält. Was al die aufgestellte Definition der *casus absoluti* betri so mufste der Vf. vor allen Dingen darüber mit s selbst ins Reine zu kommen suchen, was es de mit jener als Kriterium angegebenen Bedeutung, v möge welcher sie ihm als Stellvertreter der sog. *nit. consequ.* erscheinen, d. h. mit der temporal

die er als die Grundlage aller übrigen den absoluten Casus angeblich beiwohnenden betrachtet, eigentlich und in der That für eine Bewandtniſs habe. Es ist nämlich offenbar nur Eins von beiden möglich: entweder wohnt jene Grundbedeutung dem Casus selbst wirklich bei und gehört zu seinem Wesen; oder sie liegt in etwas Anderem. Nach Hn. *W's* eigener Erklärung findet wenigstens bei allen *casibus obliquis* ohne allen Zweifel das erstere statt. Wenn nun aber die Structur eines Casus durch seine Bedeutung bedingt ist, und wenn einen Casus richtig construiren nichts anders heiſst, als ihn gemäſs der ihm inwohnenden Bedeutung den übrigen Partien des Satzes anschlieſsen, wie kann man dann sagen, daſs ein so angeschlossener Casus absolut, d. h. doch eigentlich constructionslos stehe? So etwas scheint Hr. *W.* auch selbst gefühlt zu haben, wenn er S. 1 und S. 144 erklärt, daſs in der That der Nominativ der einzige Casus sey, der absolut gesetzt werde, ja der einzige, der absolut gesetzt werden könne; aber die gleich darauf folgende Erklärung zeigt, daſs er sich dabei doch nichts Rechtes gedacht habe. *Notum est in vulgus*, sagt er, *atque tralaticium, nominandi casum eum esse, cui absoluti nomen vere debeatur, seu, quod eodem recurrit, qui seiunctus a reliquo enunciato ita usurpetur, ut genitivi cognominis* (d. h. *absoluti*) *vicibus fungatur.* Hiernach ist also, damit der Nominativ ein absoluter sey, zweierlei erforderlich, erstens, daſs er nicht durch Construction mit dem übrigen Satze zusammenhänge, und zweitens, daſs er die Function des sogenannten, aber, nach Hn. *W's* eigenem in den obigen Worten liegendem Eingeständniſs, fälschlich sogenannten absoluten Genitivs übernehme. Sobald sich ein Nominativ nicht als in dieser Function stehend betrachten läſst, wird er nach Hn. *W.* auch nicht *absolutus* zu nennen seyn, mag er auch noch so wenig durch Construction mit der übrigen Rede zusammenhängen. Ueber den Grund dieser Einschränkung sucht man vergebens eine Erklärung. Indessen dies und die S. 144 ausgesprochene grundlose Behauptung, daſs *nur* der Nominativ absolut stehen *könne*, sowie die zweite Hälfte des Satzes, dessen ersten Theil wir oben hingesetzt haben, wollen wir jetzt auf sich beruhen lassen, und nur fragen, wie denn Hr. *W.*, wenn er wirklich nur den *nom. abs.* als wahren *casus absolutus* anerkennt, doch S. 89 gegen diejenigen habe polemisiren können, die da behaupten, es gebe keine *dativos absolutos*, und zwar so habe polemisiren können, wie er es dort thut. *Nos contra affirmamus, quodsi* (sic) *temporalis notio, quae inhaereat in genitivis consequentiae, eadem etiam insit in dativo, nos nihil iustae caussae videre, cur recte negaveris nullos* (*ullos*) *esse dativos absolutos.* Wenn er nämlich S. 1 und S. 144 wirklich überzeugt war, daſs nur der Nominativ als absoluter Casus stehe, ja stehen könne, so muſste er ja doch wohl die Möglichkeit annehmen, daſs dieselben Gründe, die ihm diese Ueberzeugung gaben, auch Anderen dieselbe gegeben haben, zumal da er die Sache *notam in vulgus atque tralaticiam* nennt. Aber eben aus diesem Widerspruch erhellt, daſs Hr. *W.* jene Ueberzeugung *nicht wirklich* gehabt, sondern das, was er sagt, nur von andern gehört und ohne es eigentlich zu verstehen, nachgesprochen habe. Dasselbe ergiebt sich, um anderer Zeichen nicht zu gedenken, auch daraus, daſs, nachdem die Beispiele der Nominative, die Hn. *W.* die Function der *genit. absol.* zu haben scheinen, durchgenommen worden sind, S. 54 diejenigen Beispiele, *ubi nominat. particip. s. nom. substant. plane pendet, utpote omni constructione destitutus*, als eine von der vorhergehenden verschiedene Classe bezeichnet werden: denn hieraus ist klar, daſs ihm jene seine *nom. absoll.*, die Stellvertreter der *gen. absoll.*, doch nicht als *omni constructione destituti* vorkommen müssen; wie denn auch S. 1 nur von *solutiore nullove nexu* die Rede ist. Ja S. 56 scheint es fast, als habe nach Hn. *W's* Meinung auch der Nominativ selbst an und für sich eine *significatio temporalis*, vermöge deren er sich als Stellvertreter des Genitiv dem Satze anschlieſse. Ist aber dies wirklich seine Meinung, so gestehen wir, nicht ergründen zu können, weswegen er dem Nominativ die Benennung eines absoluten Casus mit gröſserem Rechte glaubt vindiciren zu dürfen, als den übrigen Casus, bei denen ja auch die Zeitbedeutung ihrer Anwendung als absoluter Casus zum Grunde liegt. — Wie nun hiernach aus den eigenen Aeuſserungen unsers Vfs kein klarer und bestimmter Begriff von demjenigen, was ihm eigentlich einen Casus zum absoluten mache, zu entnehmen ist, so ist ein solcher natürlich ebensowenig darüber zu erwarten, was ihm den *casus absolutus* vom *casus solutus* oder *pendens* unterscheide. Durchlaufen wir z. B. das Capitel vom Nominativ, so sehen wir nur soviel, daſs Hr. *W.* in den angeführten Stellen überall dort *nominativos absolutos* finde, wo der Zusammenhang auch *genit. absol.* zuliefse, dort dagegen, wo dies nicht der Fall ist, die Nominative für *pendentes* erklärt. Da nun aber hierin liegt, daſs jene andere Nominative, die er absolute nennt, seiner Theorie nach nicht *pendentes* seyen, *so muſs* er sie nothwendig als vermöge ihrer Casusbedeutung mit der übrigen Rede verbunden ansehen; wo wir dann wieder auf die *significatio temporalis* des Nominativ geführt werden, so ungern wir uns auch entschlieſsen, Hn. *W.* den Glauben an diese zuzutrauen. Was ist denn nun aber das für eine wunderbare Terminologie, nach welcher ein *casus* gerade dort *absolutus* genannt wird, wo er jener angeblichen Zeitbedeutung gemäſs gesetzt, also eben nicht absolut ist, dagegen dort, wo er, auch nach unserm Vf., als constructionslos erscheint, doch nicht *absolutus* sondern nur *solutus* oder *pendens* genannt werden darf. Zu dieser Wunderlichkeit ist Hr. *W.* offenbar nur dadurch verleitet worden, daſs er der herkömmlichen, obwohl nach seinem eigenen Eingeständniſs nicht richtigen Terminologie der absoluten Genitive folgend, und in der Meinung, daſs jene Nominative die Function dieser Genitive übernähmen, nun auch sie deswegen absolute nennen zu müssen geglaubt hat,

ohne

ohne zu fragen, was denn dieser Ausdruck eigentlich bedeute. Hätte er hiernach gefragt, so würde er ohne Zweifel eingesehen haben, dafs in der That nicht jene Genitive, wohl aber die Nominative absolute genannt zu werden verdienten (was er jetzt wohl eingeräumt aber nicht eingesehen hat), und dafs seine *nomin. soluti s. pendentes* mit eben demselben Rechte *absoluti* genannt werden müfsten, wie diejenigen, denen er diese Benennung aus gar keinem oder aus einem ganz verkehrten Grunde ausschliefslich beilegt.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung der einzelnen Abschnitte. Das *erste* Capitel, *de nominativo absoluto*, beginnt S. 4 mit Aufführung solcher Stellen, wo, wie der Vf. sagt, der Nominativ absolut (d. h. nach des Vfs Theorie statt des Genitiv) gesetzt worden ist *ad celeritatem quandam actionis dictione exprimendam*; und dies wird als eine *orationis profluentis acceleratio* bezeichnet, die namentlich in Fragen, aber auch in Erzählungen, z. B. der Boten bei den Tragikern, Statt habe. Das Wahre von der Sache ist, dafs, wie überall in nachlässiger und flüchtiger Rede, die Anakoluthie häufig ist, so auch die, den Satz mit einem Nominativ zu beginnen, ohne diesem im weitern Verlaufe der Rede, sein Prädikat in der gehörigen Form anzuschliefsen. So hatte in dem ersten der von Hn. *W.* angeführten Beispiele, Plat. Epist. 7. S. 336: *νῦν δὲ ἤ που τις δαίμων ἤ τις ἁλιτήριος ἐμπεσὼν ἀνομίᾳ καὶ ἀθεότητι καὶ τὸ μέγιστον τόλμαις ἀμαθίας, ἐξ ἧς πάντα κακὰ πᾶσιν ἐῤῥίζωται καὶ βλαστάνει καὶ εἰς ὕστερον ἀποτελεῖ καρπὸν τοῖς γεννήσασι πικρότατον, αὕτη, πάντα τὸ δεύτερον ἀνέτρεψέ τε καὶ ἀπώλεσε*, wenn hier αὕτη wirklich sicher steht, der Schreiber doch beim Beginn des Satzes offenbar im Sinne, die Worte *δαίμων* und *ἁλιτήριος* zum Subjecte zu machen, vergafs dies aber wegen des längern Zwischensatzes, und liefs *αὕτη*, in Beziehung auf das letztgenannte *ἀμαθία*, als Subject eintreten. Nach Hn. *W.* dagegen sind jene Nominative als Stellvertreter von Genitiven anzusehen, indem seiner Meinung nach auch diese — *δαίμονος ἤ ἁλιτηρίου ἐμπεσόντος* — stehen könnten. Gesetzt sie könnten hier stehen, so würde doch daraus noch nicht folgen, dafs nun die Nominative dasselbe bedeuten, was jene bedeuten würden. In der That aber könnten, so wie der Satz beschaffen ist, gar nicht einmal *genit. absol.* stehen, wie Hr. *W.*, wenn er ihn ganz, und nicht blofs die hier gesperrt gedruckten Worte hingesetzt hätte, wohl selbst gesehen haben würde. Denn da sich die instrumentalen Dative *ἀνομίᾳ, ἀθεότητι, τόλμαις* nothwendig an ein Verbum anschliefsen müssen, dies aber nicht *ἐμπεσών* seyn kann, sondern *ἀνέτρεψε* und *ἀπώλεσε*, als Prädikate von *δαίμων* und *ἁλιτήριος* gedacht, so würde, auch wenn man *δαίμονος — ἐμπεσόντος* schriebe, der Satz ebenfalls anakoluthisch seyn, nur auf andere Weise. Mit etwas besserem Scheine konnte Hr. *W.* in der zweiten Stelle, Plat. Legg. III. S. 694. A: *ἐλεύθερίας γὰρ ἄρχοντες, μεταδιδόντες ἀρχομένοις καὶ ἐπὶ τὸ ἴσον ἄγοντες μᾶλλον φίλοι τε ἦσαν στρατιῶται στρατηγοῖς καὶ προθύμους αὐτοὺς ἐν τοῖς κινδύνοις παρείχοντο*, die Nominative für Stellvertreter der Genitive erklären; nur durfte er den Grund, weswegen Plato jene gesetzt, nicht in einer dem Nominativ inwohnenden Fähigkeit, an die Stelle des Genitiv zu treten, sondern lediglich darin suchen, dafs dem Plato, als er den Satz begann, eine andere Structur vorschwebte, etwa *μᾶλλον φίλους τε ἀπεργάζοντο στρατιώτας στρατηγοῖς καὶ προθυμοτέρους ἐν τοῖς κινδύνοις*: so dafs auch hier nichts als eine Anakoluthie vorliegt. Anderer Art sind die zunächst behandelten Thucydideischen Stellen II, 54: *ἀνεμνήσθησαν καὶ τοῦδε τοῦ ἔπους φάσκοντες οἱ πρεσβύτεροι πάλαι ᾄδεσθαι*, und III, 4: *καὶ οἱ Ἀθηναῖοι οὐ πολλῷ ὕστερον καταπλεύσαντες ὡς ἑώρων — — ἀπήγγειλαν μὲν οἱ στρατηγοὶ κ. τ. λ.*, von welchen Stellen Hr. *W.* urtheilt, dafs es auf eins hinauszulaufen scheine, ob man *nom. absol.*, oder in der ersten mit Abresch eine *hypallage*, in der andern mit dem Scholiasten eine *antiptosis* annehme. Nun würden ja aber seine *nom. abs.*, wenn sie statt der Genitive ständen, eben deswegen auch wohl allenfalls als *antiptosis* bezeichnet werden können; was aber Abreschens *hypallage* betrifft, so ist die Meinung diese, dafs *ἀνεμνήσθησαν φάσκοντες* für *ἀναμνησθέντες ἔφασκον* gesetzt sey. Wie diese Stellen zu beurtheilen seyen, ist längst von Matthiä §. 562 not. und von Andern gelehrt worden, und Hr. *W.* hätte also hier weder von *nom. absol.* reden, noch eine so monströse Hypallage für denkbar halten sollen. Ein ganz gleiches Verkennen des wahren Verhältnisses der Satzglieder finden wir S. 154, wo der Vf. als ein Beispiel von *accus. absol.* die Stelle *Plutarch. de orat. def.* S. 419 C. anführt: *τοῦτο ἀκούσαντας ὁ Ἐπιθέρσης ἔφη πάντας ἐκπλαγῆναι καὶ διδόντας ἑαυτοῖς λόγον, εἴτε ποιῆσαι βέλτιον εἴτε μή, γνῶναι τὸν Θαμοῦν κ. τ. λ.*, wo jene Accusative nichts weniger als absolut sind, sondern nach dem pluralisch begonnenen Satze *διδόντας — γνῶναι*, die in dem Plural liegende Allgemeinheit des Ausspruchs durch den nachgebrachten Singular *τὸν Θαμοῦν* zurückgenommen und die Aussage auf diesen einen beschränkt wird. Eine ganz ähnliche herodotische Stelle konnte Hr. *W.* bei Matthiä a. a. O. richtig beurtheilt finden. Auch die von ihm S. 7 angeführten Stellen, Philopatr. c. 23: *εἰς λόγους — παρεκτείναντες πείθει μέ*, und Liban. or. XVIII. S. 356: *ἤδη δὲ ὄντες ἐγγὺς τοῦ φόνου στρατιώτης ἐξ Ἀπόλλωνος ἐσείετο* gehören unter dieselbe Kategorie, deren Wesen Hr. *W.* so durchaus verkennt, dafs er durch sie die ganz verschiedenartige Pausan. V, 20, 4: *ἐθέλων δὲ ὑπολείπεσθαι τῆς νίκης ὑπόμνημα ὤρυσσον* (3 plur.) *εἰς βόθρον ποίησιν*, gegen Siebelis nothwendige Aenderung *ὤρυσσεν* meint schützen zu können. Aehnlich würden die Stellen nur dann seyn, wenn auch bei Pausanias nach Pluralen ein Singular, nicht umgekehrt, einträte. — S. 6 sagt Hr. *W.* über die Stelle des Xenophon Hell. II, 2, 3: *ἡ οἰμωγὴ ἐκ τοῦ Πειραιῶς διὰ τῶν μακρῶν τειχῶν εἰς τὸ ἄστυ διῆκεν, ὁ ἕτερος τῷ ἑτέρῳ παραγγέλλων, ad significandam graphice actionis celeritatem de industria scriptor hanc elegit constructionem, quemadmodum ibid.* IV, 1, 24: *ἅμα δὲ τῇ ἡμέρᾳ ἐπιπεσὼν τῇ τοῦ Φαρναβάζου στρατοπεδείᾳ, τῆς μὲν προφυλακῆς αὐτοῦ πολλοὶ ἔπεσον.* Man sieht,

sieht, dafs er beide Stellen für gleichartig hält, und in beiden seine die *gen. abs.* vertretenden *nom. abs.* findet; in der That aber sind beide wesentlich von einander verschieden. In der ersten steht der Nominativ, den Hr. *W.* für absolut hält, in einem Appositionsverhältnifs zum Vorhergehenden, indem der Schriftsteller bei *οἰμωγή* an die *οἰμώζοντες* dachte. Aehnliche Stellen, deren es manche giebt, hat Bernhardy Syntax S. 55 richtig gefafst, und Hr. *W.* hätte dergleichen in dem Abschnitte von der *constructio ad sensum* gebrauchen können. Die andere Stelle aber giebt wieder ein Beispiel von Verlassen der angefangenen Structur; der Schriftsteller hatte im Sinne ein Prädikat zu *ἐπιπεσών* zu setzen, etwa *πολλοὺς διέφθειρε* oder dergl. Solche Anakoluthien haben häufig in nichts anderem, als in Nachlässigkeit ihren Grund; bisweilen wird durch sie absichtlich der Schein einer *grata negligentia* erstrebt, namentlich bei den späteren Atticisten; oft aber entspringen sie auch aus einem Streben nach rhetorischer Gestaltung des Satzes, über welcher die grammatische oder logische Consequenz hintangesetzt wird. So ist es in der ebenfalls S. 6 angeführten Lucianischen Stelle D. D. XIV, 2: *ὁ δὲ κάκιστα ἀνέμων ἀπολούμενος Ζέφυρος ἦρα μὲν ἐκ πολλοῦ καὶ αὐτός, ἀμελούμενος δὲ καὶ μὴ φέρων τὴν ὑπεροψίαν, ἐγὼ μὲν ἀνέῤῥιψα τὸν δίσκον — ὁ δὲ καταπνεύσας ἐνέσεισε κ. τ. λ.* Hn. *W.*, der auch hier *nom. abs.* findet, ist offenbar der erste Theil des Satzes als gleichbedeutend erschienen mit *τοῦ δὲ — ἀπολουμένου Ζεφύρου ἐρῶντος μὲν καὶ αὐτοῦ, ἀμελουμένου δὲ καὶ μὴ φέροντος τὴν ὑπεροψίαν*, anstatt dafs er in jenen Nominativen das Subject zu dem Prädikate *ἐνέσεισε* hätte erblicken sollen, welchem letzteren um des rhetorischen Gegensatzes willen ein Glied mit anderem Subjecte vorangestellt, und der Concinnität wegen ebenfalls, wie der Hauptsatz, im *nom.* und *vb. fin.* construirt worden ist. Hätte Lucian dies nicht beabsichtigt, so würde er geschrieben haben *ἐμοῦ τὸν δίσκον ἀναῤῥίψαντος αὐτὸς καταπνεύσας ἐνέσεισε.* Aehnlich verhält es sich mit der S. 17 angeführten Stelle des Apollon. Rhod. IV, 852, und auch bei Xenoph. Memor. II, 2, 5 hat die gestörte Construction keinen andern Grund. Die Worte sind: *καὶ οὐν πολλῷ πόνῳ τρέφει τε καὶ ἐπιμελεῖται, οὔτε προπεπονθυῖα ῥυδὲν ἀγαθόν, οὔτε γιγνῶσκον τὸ βρέφος ὑφ' ὅτου εὖ πάσχει.* Hr. *W.* in seiner Ansicht von den *nom. abs.* befangen, findet diese auch hier in *γιγνῶσκον τὸ βρέφος*; in der That aber sind dies ohne Zweifel Accusative, als Objecte der vorhergegangenen Verba, und hätte X. es nicht für gut befunden, der Entgegensetzung durch *οὔτε — οὔτε* zu Liebe die strenge Constructionsfolge zu vernachlässigen, so würde er etwa haben sagen können: *τρέφει καὶ ἐπιμελεῖται τὸ βρέφος, οὐ γιγνῶσκον ὑφ' οὗ εὖ πάσχει, οὐδ' αὐτὴ προπεπονθυῖα οὐδὲν ἀγαθόν.* Sollte Hn. *W.* der Aecus. neben *ἐπιμελεῖται* anstöfsig seyn, so könnte *τρέφει τὸ βρέφος καὶ ἐπιμελεῖται* gesetzt werden; indessen mag jene Stellung von Heindorf zu Plat. Phädon. S. 166, Schäfer Ind. ad Gregor. s. v. *συνῆθεια* und Matthiä S. 958 d. dritten Ausg. geschützt werden. Die weiterhin S. 8 und 9 angeführten Stellen Polyb. IV, 34. XX, 5. Demosth. pr. Phorm. S. 945 enthalten wieder nichts als Anakoluthien von gleicher Art, wie die zu Anfange dieses Abschnittes besprochenen; aber ganz unglaublich und mit keiner andern Stelle zu vergleichen würde folgende aus Joseph. A. J. V, 8 seyn: *καὶ μετέωροι πρὸς τὴν εὐπραγίαν ἦσαν* (nämlich *οἱ Ἰουδαῖοι*), *οὔτ' ἂν Ῥωμαίους εἰς τὴν πόλιν τολμήσαν ἔτι παρελθεῖν, οὔτ' ἂν αὐτοὶ, παρελθόντες, ἡττηθήσεσθαι δεχοῦντες.* Hn. *W.* scheint es ganz glaublich, dafs *παρελθόντες* die rechte Lesart und gleichbedeutend mit *παρελθόντων* (nämlich *τῶν Ῥωμαίων*) sey. Sollte denn aber wirklich die Aenderung in *παρελθόντων* eine so *violenta medicina* seyn, als er meint?

Diese aus den ersten 11 Seiten des Buches genommenen Beispiele dürften schon hinreichen, um zu zeigen, woran es Hn. *W.* namentlich fehle; nämlich an richtiger Beurtheilung und gehörigem Eindringen in die wahre Beschaffenheit der zusammengetragenen Stellen, die er deswegen nach blofs äufserlichen und scheinbaren Aehnlichkeiten zusammenstellt, und Dinge für gleichartig ansieht, und eins durch das andre zu stützen sucht, wo in der That gar keine wirkliche Aehnlichkeit oder Gleichartigkeit vorhanden ist. Mit diesem Uebelstande aber ist noch ein anderer verbunden, nämlich der, dafs Hr. *W.* mitunter auch in vollkommen regelrecht construirten, keine Spur von irgend etwas Ungewöhnlichem darbietenden Stellen dergleichen gefunden zu haben meint, weil er sie nicht verstanden hat. Ein Beispiel dieser Art ist S. 12, wo ihm die Stelle des Dio Cassius XLIX, 6 ganz unnöthiges Bedenken erregt. Die Worte sind: *καὶ αὐτῷ προσβαλόντες καὶ ἱππεῖς καὶ ψιλοὶ πόῤῥωθεν* (*οὐ γὰρ δὴ καὶ δμόσε χωρῆσαι ἐτόλμων*) *ἄποροι δεινῶς ἐγίγνοντο.* Hierüber sagt Hr. *W.*: *procul dubio, si locus integer, nom. est absol. hoc sensu: Pompeiani dum eos aggrediuntur ad angustias redacti sunt milites Caesaris.* Er meint also, die Nominative zu Anfang stehen für *genit. absol.*, und das Subject von *ἄποροι ἐγίγνοντο* seyen nicht eben jene *ἱππεῖς καὶ ψιλοὶ*, sondern die Cäsarianer, auf welche jene den Angriff machen. Aber *ἄποροι ἐγίγνοντο* geht eben auf jene Angreifer, und die Bedeutung, die der Ausdruck hier hat, und die nichts weniger als selten ist, können Schol. Thucyd. IV, 32. Schweighaeuser Lex. Herod. s. v. *ἄπορος*, Fischer und Stallbaum ad Platon. Apolog. 2, 7 u. a. m. lehren. Noch befremdender aber ist, dafs sich Hr. *W.* auch in die S. 17 angeführte Stelle des Nonnus XXXII, 107 nicht hat finden können: *ἄλλοτε θηρείοιο τύπον φαίνουσα προσώπου | αἰνομανὴς ἔφριξε λέων πυκινότριχι λαμιῷ*, wo freilich auch Gräfe Anstofs genommen und an eine Lücke gedacht hat. Hr. *W.* erkennt hier seinen *nom. abs.* und nimmt *φαίνουσα* für *φαινούσης*. Keines von beiden ist richtig, sondern *αἰνομανὴς λέων* steht in einem ganz einfachen und angemessenen Appositionsverhältnifs: *Thierischen Antlitzes Bildung zeigend starrte sie als wüthender Löwe mit zottigem Halse.*

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Syntaxeos anomalae Graecorum pars de constructione quae dicitur absoluta deque anacoluthis huc pertinentibus.* Scripsit *A. de Wannowski* etc.

(Beschluss von Nr. 43.)

Im *zweiten* Abschnitte dieses Kapitels behandelt Hr. *W.* diejenigen Anomalien des Nominativs, die sich als Folge einer *σύνταξις πρὸς τὸ νοούμενον* betrachten lassen, und zwar zunächst die Fälle, wo nach einem im *acc. c. infin.* construirten Satzgliede die im folgenden auf dem Subjectsaccusativ beziglichen *Nomina* oder Participien nicht, wie sie sollten, im Accusativ, sondern als wäre *oratio recta* vorhergegangen, im Nominativ stehen; oder umgekehrt wo ein Satz mit dem Nominativ beginnt, als wäre *oratio recta* beabsichtigt, dann aber in Form der *or. obliqua* fortgesetzt wird; oder endlich wo mitten in der *oratio obliqua* ein Nominativ statt des erforderlichen Accusativs eintritt. So gerne wir auch den Fleifs des Vfs. im Zusammentragen von Beispielen solcher Anomalien mit verdientem Lobe anerkennen, so scheint uns doch als ob auch hier bisweilen richtige Beurtheilung der einzelnen Fälle zu vermissen sey. Beispiele, wo in verschiedenen Gliedern zwischen beiderlei Structuren gewechselt wird, können unmöglich genügen, um einen Schnitzer glaublich zu machen, wie folgenden in der Pseudoherodot'schen *vita Homeri c. 7*: *καὶ τῷ Μελησιγενεῖ συνέβη πάντα δεινὰς ἔχειν, καὶ αὐτὸν — πλεῖν μέλλων εἰς τὴν Ἀσωπίδα καταλιπεῖν ὁ Μέντης* für *καταλίπεν* oder *καταλείπει ὁ Μέντης.* Wer dergleichen glaublich findet, von dem ist zu verwundern, wie er an einer weit geringeren und leichter zu entschuldigenden Unregelmäfsigkeit bei *Joseph. A. J. V*, 6 sb grofsen Anstofs nimmt, dafs er S. 27 die Stelle jedenfalls, auch gegen die Handschriften, geändert wissen will. *Josephus* sagt: *οἱ δὲ Ἑβραῖοι προειρημένον αὐτοῖς, ὅπου ἂν γένωνται πλησίον τῶν πολεμίων, ἐκ συνθήματος κέρασί τε ἠχήσαντες καὶ τοὺς ἀμφοτέρας κατεδήσαντες ὁρμῆσαι — — νοήσαντο ἐκείνων.* Wir haben nichts dagegen, wenn man hier die Participien mit einer leichten Aenderung in den Accusativ setzt; aber entschuldigen lassen sich die Nominative, wenn man annimmt dem Schriftsteller habe statt *προειρημένον αὐτοῖς* etwa *καλεσθέντες, παρασκευασμένοι, προσταττομένοι* oder dgl. vorgeschwebt. Noch weniger durfte Hr. *W.* S. 29 an *Thucyd. VI*, 25 Anstofs nehmen, wo die *ratio* des Nominativ von Haacke richtig und einleuchtend angegeben ist. — Hierauf folgen S. 32 Beispiele wo nach *ὅτι* der *nom. c. inf.* statt des *acc.*, oder *acc. c. inf.* statt des *nom.* folgt, dann S. 40 Stellen, wo sich der Nominativ aus einer in Gedanken vorgegangenen Vertauschung eines Ausdrucks mit einem andern, z. B. *δοκεῖ μοι* mit *ἡγοῦμαι*, und dergl. erklären läfst, und endlich S. 47, wo der Nominativ im Appositionsverhältnifs zu einem in anderem Casus voraufgegangenen Nomen steht, ohne dafs, wie in dem zu Anfang dieses Abschnittes behandelten Beispiele, *oratio obliqua* vorhergegangen wäre. Uebrigens leuchtet es aus unsern obigen Bemerkungen von selbst ein, dafs auch manche von den Stellen, in denen Hr. *W. nom. absol.* als Stellvertreter von *Gen. abs.* zu finden meint, in der That unter die Kategorie der *nom. ad sensum constructi* zu stellen gewesen wären, wie denn z. B. die hier S. 49 angeführten *Achill. Tat. II. c. 32*: *παιανισμός τε ἦν καὶ πολλή τις εὐχή, θεοὺς σωτῆρας καλοῦντες* und *Heliodor. II*, 27 *καὶ γάρ με θροῦς τῶν πολλῶν ἀνεπτέρωσε, ὥραν εἶναι — λέγοντες*, wesentlich gleicher Art sind mit der S. 6 als Beispiel eines *nom. abs.* angeführten *Xenoph. Hell. II*, 2, 3, wegen welcher wir auf Bernhardy's Syntax S. 55 verwiesen haben.

Im *zweiten* Kapitel, *de genitivo absoluto*, werden zunächst Beispiele aufgeführt, wo diese Structur stattfindet trotz der Identität des Participialsubjectes mit dem Subjecte des Verbi im Hauptsatze. Unter allen sehr zahlreichen Beispielen dieser Art findet sich doch schwerlich eines, welches geeignet wäre, mit folgendem bei *Aelian. V. H. XII*, 46 verglichen zu werden: *ὁ ἵππος ἠκολούθησε καὶ χρεμετίσαντος (scil. τοῦ ἵππου) ὑπέστρεψεν αὐτόν (sc. ὁ ἵππος τὸν δεσπότην.)*, was uns Hr. *W.* anzuzweifeln verbietet mit Berufung auf *Plut. de mul. virt.* p. 248. *B*: *ἐπεὶ δὲ τῶν ἀνδρῶν δεομένων τὸν Βελλεροφόντην ἐπισχεῖν οὐδὲν ἧττον scil. illis ipsis viri*, setzt Hr. *W.* hinzu. Allein wenn diese Stelle der obigen des Aelian wirklich ähnlich seyn sollte, so müfste erstens nicht der *Genit. τῶν ἀνδρῶν* beim Particip stehen, sondern der Nominat. *οἱ ἄνδρες* mit einem Verbo vorhergegangen seyn, etwa *ἐπεὶ δὲ οἱ ἄνδρες προσῆλθον καὶ δεομένων — οὐδὲν ἧττον*, welche Art von Construction wir uns nicht entschliefsen können selbst dem fahrlässigsten Schriftsteller zuzutrauen; zweitens ist auch auf den Unterschied des Singulars und des Plurals zu achten. Beim Plural bleibt immer die Annahme zulässig, dafs die Subjecte nicht völlig identisch seyen, sondern der Schriftsteller bei *ἧττον* nicht blofs an die vorher genannten Männer, sondern überhaupt an die Leute gedacht habe, denen daran lag durch jene den Heller zu überreden. Freilich giebt es mehrere Stellen mit dem Plural, die eine solche Ansicht nicht zulassen, wie die von Hn. *W.* S. 69. 70. angeführten *Diod. IV*, 64. *V*, 9. *XI*, 49; aber in allen diesen hat

das Particip den Genitiv eines Nomens oder Pronomens bei sich, wodurch sich die ungenaue Structur weit leichter entschuldigt. Es bleiben nur folgende Stellen übrig, die allenfalls mit jener Aelianischen verglichen werden dürften. 1) *Plut. Pelop.* c. 11: *διὸ καὶ ταῖς θύραις τοῦ συμποσίου ἐπιστάντων κρότον ἐποίησαν οἰομένων ἂς πάλαι προσεδόκων γυναῖκας ἥκειν*, wo man allerdings vielmehr *οἰόμενοι* zu lesen wünschte. Doch läfst sich vielleicht der Genitiv als von *κρότον* abhängig fassen: *clamorem opinantium mulieres adesse*, wie in der von Hn. *W.* S. 74 angef. Stelle *Plut. Themist.* c. 8. ohne Zweifel *σωτηρίαν προϊεμένων* verbunden, nicht aber letzteres als *gen. abs.* gefafst werden mufs: der Sinn ist: es sey keine Rettung solcher möglich, die ihr Vaterland verliefsen. 2) *Aristot. de gen. anim.* I. c. 20: *μελλόντων δὲ διίστασθαι οἱ τόποι ἀνοίδουσιν*, wo aber Hr. *W.* selbst S. 89 sagt: *orationis nexus clamat esse reponendum μέλλοντες*. Ist dies hier nothwendig, so war mit gleichem Rechte auch bei Aelian *χρεμετίσας* zu schreiben; wenn man nicht vorziehn will *αὐτόν* zu tilgen und *ὑπέστρεψεν* im reflexiven Sinne zu nehmen. Bei Aristoteles aber dürfte sich die Anakoluthie noch eher entschuldigen lassen, wenn man annimmt, die vorhergegangenen Genitive *καὶ ἀραιουμένων ἑκατέρων, τῶν πλησίον τόπων ἐξανθεῖ ἡ τῆς ἥβης τρίχωσις*, haben den Schriftsteller verleitet, auch im Genitiv fortzufahren, *μελλόντων δὲ διίστασθαι*, ohne zu bedenken, dafs dies wovon er redet, eben die *τόποι* seyen, die nun als Subject des Hauptsatzes eintreten mufsten. In der andern S. 79 angef. Stelle des Aristoteles *hist. anim. VI*, 15 ist unbedenklich *ἁλιευομένων* als Medium, nicht als Passivum zu nehmen. Andere Stellen, in denen Hr. *W.* ähnliches findet, sind falsch aufgefafst, z. B. *Joseph. A. J. V*, 15: *ἀνεῖντο αἱ φυλακαὶ ὑπό τε τοῦ καύματος καὶ πρὸς ἄριστον τετραμμένων*, was Hr. *W.* S. 76 *vix ac ne vix quidem* zu ertragen scheint. In der That findet aber hier nichts Befremdendes statt, und es ist gar keine Identität des Subjectes vorhanden, sobald man nur *αἱ φυλακαί* in seiner eigentlichen Bedeutung und nicht für die Menschen nimmt. In der zweiten Stelle des *Joseph. de vita sua* p. 15: *μεταπέμπεσθαι τὴν ἐμὴν δύναμιν — οὐκ ἐδοκίμαζον· οὐδὲ γὰρ ἀφικομένης αὐτῆς εἰς τὴν ἐπιοῦσαν* (dies war nämlich ein Sabbath) *ὅπλα λαβεῖν, κωλυόντων ἡμᾶς τῶν νόμων*, — ist der *Inf. ὅπλα λαβεῖν* von dem vorhergehenden *ἐδοκίμαζον* abhängig, und der Sinn: *ich gedachte nicht, auch wenn meine Mannschaft ankäme, die Waffen zu ergreifen*; so dafs auch hier von Identität des Subjects nicht die Rede seyn durfte. Eben so wenig findet eine solche in der S. 73 angef. Stelle *Diod. XX*, 46 statt: *οἱ Ἀθηναῖοι — ἐψηφίσαντο χρυσᾶς εἰκόνας στῆσαι — καὶ συντελεῖν αὐτοῖς* (dem *Antigonus* und *Demetrius*) *ἀγῶνας καὶ πομπήν, ἐνυφαινόντων αὐτοὺς εἰς τὸν τῆς Ἀθηνᾶς πέπλον*: denn die Beschliefsenden und die Weber des Peplos sind mit nichten dieselbigen Personen. Es bleibt noch *Polybius* übrig, *VI*, 25, 6: *μετὰ δὲ ταῦτα κλασθέντων* (*τῶν δοράτων*) *λαμπὸν ἦν αὐτοῖς ἄπρακτα καὶ μάταια*. Hier aber möchten wir, anstatt wie Hr. *W.* S. 68, zu *ἄπρακτα καὶ μάταια* zu ergänzen *τὰ δόρατα*, jene Adjectiven lieber für sich zu nehmen vorschlagen, wie dergleichen Ausdrücke, namentlich Verbaladjective, häufig ohne ein dabei ausgesprochenes oder aus dem Verhergehenden zu supplirendes Subjectsnomen stehn, so dafs sie selbst die ganze Aussage enthalten z. B. das bekannte *οὐκ ἔτι φυκτὰ πέλοντο Odyss. VIII*, 299. *οὐκέτι πιστὰ γυναιξίν ib. XI*, 456. *τοῖς ἁλιεῦσιν εἰς τὴν θάλαττάν ἐστιν ἄβατα Aelian. nat. an. I*, 41. *ὅταν ᾖδωσιν ὅτι λοιπὸν ἄφυκτα αὐτοῖς ἐστιν Id. ib. VIII*, 27.

Im *zweiten* Abschnitte dieses Kapitels werden solche Stellen behandelt, wo, nachdem im vorangegangenen Satztheile ein Gegenstand im Dativ oder Accusativ angegeben worden, ein auf denselben Gegenstand bezügliches Participium doch nicht in gleichem Casus, sondern im Genitiv folgt. Dies nennt Hr. *W.* eine anomale Apposition; aber eben weil die Casus verschieden sind, ist es nicht eigentliche Apposition, sondern es sind die sog. absoluten Genitive, und die Structur ist wesentlich der im vorigen Abschnitte besprochenen gleich, nur mit dem einzigen Unterschiede, dafs hier das Subject des Particips näheres oder entfernteres Object des Hauptsatzes ist, dort hingegen ebenfalls Subject war. — Den Beschlufs dieses Kapitels machen sogen. *genitivi pendentes*, d. h. wo der Hauptsatz, dem sie sich anschliefsen sollten, weggelassen ist; und endlich eine kurze Bemerkung über *genit. ad sensum constructi*. Aber von den beiden Stellen, die Hr. *W.* hier als Beispiele anführt, gehört die eine gar nicht hierher. *Arist. de gen. anim. V*, 7: *τοῦ δὲ φύσει τὰ τοιαῦτα συνίστασθαι — συμβάλλεται καὶ ἡ θερμότης τοῦ τόπου.* Hr. *W.* meint, Aristoteles habe anfangs nicht *συμβάλλεται* sondern *αἴτια ἐστί* im Sinne gehabt, und daher sey der Genitiv zu erklären. Aber *συμβάλλεσθαί τινος*, mit hinzuzudenkendem *τι* oder *μέρος* kommt ja öfters vor, in dem Sinne: *von irgend einem Ergebnifs einen Theil mit bewirken*. Vollständig sagt z. B. *Isocrat. de perm.* p. 75, 20 *Orell. μέρος τι συμβεβλημένος τοῦ μὴ γνωσθῆναι. Lysias in Nicom.* p. 851: *τοῦ μὲν γὰρ ὑμᾶς φεύγειν μέρος τι καὶ οὗτος συνεβάλετο.*

Bei der Darstellung der sogen. *dativi absol.*, denen das dritte Kapitel gewidmet ist, geht der Vf. S. 86 von der Zeitbedeutung des Dativ aus, woran er die conditionale schliefst, läfst dann die Bedeutung der Verbindung und Gemeinschaft folgen, darauf die ethischen Beziehungen des *dat. commodi* oder *incommodi*, und endlich die Localbedeutung. Dafs diese Anordnung nicht die beste sey, springt in die Augen. Aber weil Hn. *W.* alle übrigen Casus in der sogen. absoluten Stellung als Stellvertreter des *gen. abs.* erscheinen, und diesem die Zeitbedeutung zum Grunde zu liegen scheint, so fand er es zweckmäfsig auch hier von dieser auszugehn. Uebrigens ist auch jene Classification nicht vollständig: es fehlt wenigstens die causale und instrumentale Bedeutung, und diese um so auffallender weil Hr. *W.* sie S. 123 gelegentlich selbst anerkennt. Auch die Vertheilung der Beispiele unter die einzelnen Klassen könnte uns, wenn wir darauf eingehen wollten, zu zahlreichen Gegenbemerkungen veranlassen; wir begnügen uns aber nur einige gelegentliche Bemerkungen über anderweitige Mifsgriffe, wie sie sich uns grade darbieten, mitzutheilen. Die S. 89 angef. Stelle, *Plat. Phi-*

Phileb. p. 40 C. durfte gar nicht angeführt werden, indem hier die richtige Lesart nicht ἐπουσι, ἐπιγεγονόσι, ἐπεσομένοις, wie der Vf. schreibt, sondern ἐπ' οὖσι, ἐπὶ γεγονόσι, ἐπ' ἐσομένοις ist, mithin die Dative von der Präposition regiert werden. Bei *Aristoph. Ran.* v. 360 *Inv.* ἢ βωμολόχοις ἐπέσιν χαίρει μὴν καιρῷ τοῦτο ποιοῦσιν, will der Vf. ποιοῦσιν nicht auf ἔπεσι bezogen, sondern für das Masculin gehalten und als Stellvertreter des Genitiv ποιούντων (nämlich ποιητῶν) angesehn wissen. Sollte denn wirklich die Wiederholung des in βωμολόχοις enthaltenen Begriffes durch das Particip τοῦτο ποιοῦσιν (d. h. eben βωμολοχεύονται) so schwer zu begreifen seyn, dafs Hr. *W.* sie trotz der richtigen Erklärung früherer Ausleger nicht fassen konnte? — S. 95 soll *Appian. Civil. praef.* c. 14 beweisen dafs der bloße Dativ πολέμῳ für ἐν πολέμῳ, während des Krieges, gebraucht werde. Allein ᾧτινι πολέμῳ Αἴγυπτος ὑπὸ Ῥωμαίους ἐγένετο bedeutet nicht, dafs Aegypten *während* des Krieges, sondern dafs es *vermittelst* des Krieges den R. unterworfen sey. Mifsverstanden ist auch *Plut. Cim.* c. 16: αὐξανομένους γὰρ αὐτοῖς (d. h. ταῖς Ἀθήναις) κατ' ἀρχὰς καὶ τὰ συμμαχικὰ πολυπραγμόνουσιν οὐκ ἤχθοντο τιμῇ καὶ χάριτι τοῦ Κίμωνος. Hier denkt sich der Vf. als Subject des Verbums ἤχθοντο eben dieselben Athener, auf die sich die Dativen αὐξανομένοις und πολυπραγμονοῦσιν beziehn, und meint Plutarch wolle sagen, dafs diese, so lange sie zugenommen und sich mit den Bundsgenossen zu schaffen gemacht hätten, an der Gunst und Ehre des Cimon bei den Spartanern kein Aergernifs genommen. Man sieht wie stark der Vf. im Glauben an Monstrositäten ist, wenn's darauf ankommt seine Sammlung um ein Beispiel zu bereichern. Unbefangene Betrachtung der Stelle würde ihn überzeugt haben, dafs das Subject von ἤχθοντο nicht die Athener, sondern die Spartaner seyen, und dafs Plutarch sage, diese hätten aus Achtung und Vorliebe für Cimon die zunehmende Gröfse Athens und den Einfluss, den diese Stadt sich bei den Bundsgenossen verschaffte, anfangs ohne Aeufserungen des Mifsvergnügens angesehn.

Das *vierte* Kapitel, *de accusativo absoluto*, beginnt S. 128 mit Betrachtung einiger Stellen, wo frühere Erklärer mit Unrecht absolute Accusative angenommen haben. Was Hr. *W.* hierüber vorbringt, ist im Allgemeinen richtig und beifallswerth. Eine, freilich nicht eigentlich hieher gehörige sondern nur beiläufig besprochene Stelle scheint er uns indessen nicht weniger falsch aufgefafst zu haben als der von ihm getadelte Reiske. *Dionys. A. R. VIII*, 69: βούλεται δόξαν αὐθαδείας καὶ τοῦ μηδὲν ἔτι τῶν ἐμοὶ τῆς πολλοῖς φρονεῖν τοῦτο τὸ ἔργον αὐτῷ πρῶτον φθόνον ἤνεγκε. Reiske, der sich in die Structur nicht finden konnte, hielt die Stelle für verdorben; Hr. *W.* versucht sie zu retten, und indem er, wie R., δόξαν für den Accus. von δόξα und für das Object des Verbi ἤνεγκε ansieht, meint er dafs der zweite Accusativ φθόνον *quasi ex parallelo*, wie er sich ausdrückt, hinzugesetzt sey: „δόξαν αὐθαδείας *quae sit* φθόνος." Es gehört ein starkes Glaube dazu, dies anzunehmen. Ich denke wir nehmen lieber δόξαν als Particip zu τὸ ἔργον, und construiren aus dem Satz so: τοῦτο τὸ ἔργον, δόξαν αὐθαδείας καὶ τοῦ μ. ἐ. τ. ὁ. φρονεῖν τ. πολλ., πρῶτον αὐτῷ φθόνον ἤνεγκε d. i. ὅτι oder ἐπεὶ ἔδοξεν αὐθαδείας scil. εἶναι: *diese That, weil sie ein Beweis von Stolz und Ueberhebung über das Volk schien, zog ihm Mifsgunst zu.* — Die wahren *accus. absoluti*, d. h. die dem Vf. als solche erscheinen, werden nun wieder S. 147 und S. 149 aus der dem Accusativ inwohnenden Zeitbedeutung erklärt und als Stellvertreter der *genit. absol.* angesehn, und nach diesem Kriterium die Stellen beurtheilt und classificirt, so dafs überall wo der Zusammenhang die Zeitbedeutung oder eine etwanig daraus abzuleitende zuläfst oder zuzulassen scheint, und wo mithin auch *gen. abs.* stehen könnten, die Accusative für absolute erklärt werden, wo dies aber nicht der Fall ist, eine *Enallage constructionis* d. h. eine Anakoluthie angenommen wird, wie z. B. S. 174 der Vf. über *Herodot.* IX, 2 die früheren Erklärer, die dort absolute Accusative fanden, mit den Worten abweist: *quae editores h. l. de accusativo absoluto disputarunt ea omnia definitio nostra casus absoluti reprobat.* Wie weit sich aber dem Vf. der Bereich der Zeitbedeutung des Accusativ erstrecke, kann man daraus abnehmen, dafs er S. 148 über *Demosth. ctr. Callipp.* p. 1237, 5: τύχης συμβάσης τοιαύτης τῷ Λύκωνι, ὥστε εὐθὺς ἐκπλέοντα αὐτὸν — ὑπὸ ληστρίδων νεῶν τά τε χρήματα καταχθῆναι εἰς Ἄργος καὶ αὐτὸν τοξευθέντα ἀποθανεῖν, obgleich Schäfer's richtige Erklärung vor Augen habend und nicht mifsbilligend dennoch hinzusetzt: *tamen nobis certe vel in casu ipso obscura temporis significatio inesse videtur.* So werden denn nun in einer Menge von Stellen vermöge dieser von Hn. *W.* hineingelegten Zeitbedeutung dergleichen den Genitiv vertretende absolute Accusative gefunden, in denen in Wahrheit nichts als entweder eine meist leicht zu erklärende und zu entschuldigende Anakoluthie, oder auch wirklich regelmäfsig construirte und vom Verbo abhängige Accusative vorhanden sind. Hier von beiden Arten ein Paar Beispiele. *Arat.* v. 332. οὐκέτι, κεῖνον ἅμ' ἠελίῳ ἀνιόντα, (die Rede ist vom Sirius) φυταλιαὶ ψεύδονται. So interpungirt der Vf. und sagt S. 149: *haec ita sunt comparata, ut fere necessarium sit accipere accusativum hunc pro cognomine* (?) *genitivo consequentiae.* Was denn ψεύδονται so allein stehend bedeuten solle, sagt er nicht. Ohne Zweifel ist es mit κεῖνον zusammen zu construiren, und der Sinn: *die Gewächse täuschen den aufgehenden Sirius nicht*, d. h. *sie vereiteln seine Kraft und seinen Einfluss nicht.* Im dem folgenden Epigramm, τὴν σεμνῶς ζήσασαν — Παυλῖναν — Ἀνδρόνικος — τήνδε παναστατὴν στήσατο μαρτυρίην, sind offenbar die ersten Accusative von στήσατο abhängig, und τήνδε παναστατὴν μαρτυρίην ist jene freiere Apposition, über die es jetzt genügen mag auf Matthiä §. 410 zu verweisen. Auch bei *Lucian Halcyon.* §. 8: τὰς οὖν ἀθανάτων δυνάμεις μεγάλας οὔσας — οὐκ ἂν ἔχοιμεν βεβαίως εἰπεῖν οὔτ' ἀλκυόνων πέρι οὔτ' ἀηδόνων, worüber der Vf. S. 151 sagt, *nihil reliquum nisi ut aut lacunam accipias aut accusativos illos pro cognominibus* (?) *genitivis usurpatos esse tibi persuadeas*, ist es wunderbar dafs ihm nicht die dritte und allernatürlichste Möglichkeit beigefallen, die Ac-

Accus. mit εἰπεῖν zusammen zu construiren und καὶ κλκ. κ. τ. λ. als überhängenden Zusatz zu nehmen: *die Macht der Götter anzugeben, hinsichtlich der halb* u. s. w. Ganz misverstanden ist auch S. 153 *Liban. Tom.* I. p. 594: χρῆν δ' ἄρα καὶ τὸν Ἀρμένιον παραπλήσιόν τι ποιεῖν· διὰ γὰρ τῆς ἐκείνου (d. h. des vom Julianus bekriegten Perserkönigs) γῆς ἐλθόντα μετὰ πυρὸς, ὥσπερ εἰκὸς τὸν ἐχθρόν, συμμῖξαι τῷ βασιλεῖ (d. h. dem Julianus.) Der Vf., freilich durch Reiskes Vorgang und falsche Interpunction verführt, verbindet ἐλθόντα τὸν ἐχθρόν, und nimmt dies als gleichbedeutend mit ἐλθόντος τοῦ ἐχθροῦ, anstatt dafs er hätte verbinden sollen (χρῆν) ἐλθόντα συμμῖξαι, und ὥσπερ εἰκὸς τὸν ἐχθρόν nehmen für ὥσπερ εἰκὸς ἦν τὸν ἐχθρὸν ἐλθεῖν. Ferner S. 156 *Plut. de Is. et Osir.* p. 2: ἣν (die Isis nämlich) σὺ θεραπεύεις φιλόσοφον οὖσαν ὡς τοὔνομα φράζειν ἔοικε, πάντες μᾶλλον αὐτῇ τὸ εὖ ἐλθεῖν καὶ τὴν ἄλλην ἐπιστήμην προσήκουσαν, wo diese Accusative offenbar von φράζει abhängen, in der gewöhnlichen Anwendung des Particip statt des Inf., das ganze Glied aber ein Epexegem zu ὡς ist. Hiernach kann es uns auch nicht befremden, wenn Hr. *W.* S. 157 bei *Plut. comm. not.* p. 1067 *C* in den Worten δύο ἢ τρεῖς ἕλωτας ἐμπεφορημένους ἀκράτου — εἰς κοινὸν ἐπιδείκνυνται τοῖς νέοις οἷόν ἐστι τὸ μεθύειν die ersten Accusative nicht als Object von ἐπιδείκν., und οἷόν ἐστι τὸ μεθ. als überhängenden Zusatz, sondern jene Accusative als absolute nimmt. Will er doch auch bei *Plut. cons. ad uxor.* p. 610 *C*: τὰς αἰδῶς ὅταν παιομένας ἴδωσι σβεννύουσαν, — τὰς δὲ μηχανὰς φερομένας αὐτοῖς προσφέρουσιν ὑπεκκαύματα, den Einfluss des ἴδωσαν auf τὰς ψυχ. φλ. nicht anerkennen, und S. 163 bei *Strab. IX.* p. 402: τοὺς Πελασγοὺς — ἐμπάσαντας τὴν ἄνθρωπον εἰς πυρὰν ἐμβαλεῖν ἐνθυμηθέντας, εἴτε κακουργήσασαν εἴτε μή, πρὸς ἀμφότερα ὀρθῶς ἔχειν, den Accusativ nicht als von dem aus dem vorhergehenden Verbo hinzuzudenkenden ἐμβάλοιεν abhängig, sondern als absoluten angesehen wissen. — Beispiele der andern Art, wo eine leicht erklärliche Anakoluthie stattfindet, mögen folgende seyn. *Xenoph. Hell.* 1, 7, 36: προδοσίαν καταγνόντες — οὐχ ἱκανοὺς γενομένους πρᾶξαι τὰ προσταχθέντα, wo dem Schriftsteller προδοσίας αἰτιώμενοι oder dgl. vorschweben mochte. *Liban. tom.* I. p. 632: τὴν πόλιν ἡδέως ὑπὸ δεξαμένην πρώννου θράσους — — — τοῦτον τοίνυν ἐκεῖνος καθελὼν ἧξεν τε ἐλπίζόμενος ἐπὶ τὸ σῶμα τῆς πόλεως, τοῦτο μὲν οὐδὲ ἐνοήσας, ἐκόθητο δὲ προσμένων ὅσους ἐκ τῆς ἐξωτέρας. Der Redner hatte im Sinne τὴν πόλιν — τιμωρήσασθαι ἐλπίζόμενος, sprang aber nach einem längern Zwischensatze von der begonnenen Structur ab. *Id. tom.* III. p. 143: καὶ Καλλίμαχον — δεῖρειν μὴ τοῦτο πάσχειν, κύριος ὢν παῦσαι τὴν ἀδικίαν οὐκ ἠβουλήθη. Der Redner dachte anfangs etwa Καλλίμαχον παῦσαι ἀδικούμενον. *Plut. de s. n. v.* p. 560 *B*: μικρὸς οὕτω ὁ θεός ἐστιν, ὥστε μηδὲν ἡμῶν ἐχόντων θεὸν ἐν αὐτοῖς — — ποιεῖσθαι λόγον τοσοῦτον ἐμφιφορουμένους ἐν σαρκὶ τρυφερᾷ βλαστανούσας. Die Accus. hängen dem Sinne nach von ποιεῖσθαι λόγον ab, wofür der Schriftsteller ἐν λόγῳ ποιεῖσθαι dachte. *Diod.* XI, 48: δι' ὀργῆς εἶχε τὸν ἀδελφὸν καὶ φυγόντα πρὸς Θέρωνα — — καταπολεμῆσαι τοῦτον παρεσκευάζετο. Ist nur einer leicht zu entschuldigenden Unachtsamkeit des Schriftstellers zu erklären. *Machon ap. Athen. XIII.* p. 582: Θρύνην ἐκάλει Μυρίνης τὴν Θεοπίαν, χάσκετε αἰτήσασαν αὐτὸν μνᾶν ῥάνις ἐδ Μυρίνης ῥήγ', εἶπεν πολ. Hier ist εἶπεν construirt wie προσεῖπεν, gleichwie Hr. *W.* selbst S. 169 bei *Aeschyl. Choeph.* v. 670: στείχοντα δ' αὐτὸν φορτὸν — — ἀγνὼς πρὸς ἀγνὼς εἶπε συμβαλὼν ἀνήρ, die Construction richtig daraus erklärt, dafs der Dichter statt εἶπε an ἀνεκάλεσε oder dgl. gedacht habe. Und doch findet er in den Versen des Machon, wie in allen obigen Stellen seine *acc. absol.* mit Zeitbedeutung, von deren Existenz er so fest überzeugt ist, dafs ihm auch offenbar verdorbene Stellen in Folge dieser Ueberzeugung gesund und unverdächtig scheinen, und evident richtige und nothwendige Aenderungen ignorirt oder zurückgewiesen werden. Z. B. S. 160 wird bei *Diod. XIV*, 92 das augenscheinlich richtige βασιλεῦσαι τῶν Μακεδόνων, τότε τε — für βασιλεύσαντα Μακ. τότε μέν gar nicht der Erwähnung werth geachtet. Bei demselben XI, 25 widerspricht Hr. *W.* S. 161 der nothwendigen Verbesserung πλήθους καταπταμένου für πλῆθος πανταπαμένους, worin er eine *Synesis* und seine *acc. abs.* findet. *Diod. XI*, 7 wird S. 159 als ein vollkommen sicheres Beispiel des *acc. abs.* angeführt, so leicht auch einzusehn dafs ὁρῶν nach νικηθῶν ausgefallen sey; und S. 156 wird gar nicht daran gedacht, dafs bei *Plutarch. de cert. mor.* p. 441 *E* für τεμπαιρομένους — τεκμαιρομένους geschrieben werden könne oder müsse.

Wir haben hiemit den Hauptheil des Buches, die Lehre des Vfs. von den sogen. *acc. absol.* durchgemustert. Die noch übrigen zwei Kapitel *de participio pro tempore finito usurpato* und *de structura ad sensum* ebenso durchzugehn ersparen wir uns gerne, und begnügen uns mit der wiederholten Anerkennung fleifsiger Sammlung, die wir um so lieber aussprechen, je weniger wir uns durch die Art der Behandlung zu beifälligen Aeufserungen veranlafst gefunden haben. Da der Vf. unverkennbar den besten Willen hat, der Wissenschaft zu nützen, so schien es nicht unangemessen ihn durch eine etwas genauere Beurtheilung seines Buches auf die Bedingungen aufmerksam zu machen, die unerläfslich sind um jene Absicht zu erreichen. Um irgend ein Kapitel der Syntax mit Erfolg zu bearbeiten, mufs man vor allen Dingen zu richtiger Einsicht in das Wesen der zu behandelnden Structuren gelangt seyn und die Erscheinungen nicht blofs nach äufserlichen und zufälligen Merkmalen sondern nach ihrer innerlichen und eigenthümlichen Beschaffenheit zu beurtheilen wissen; und um ein gesammeltes Material mit Sicherheit zu benutzen und ihm Resultate über den Umfang und die Grenzen der Anwendung dieser oder jener Structur abzugewinnen, mufs man im Stande seyn theils, den wahren Sinn jeder Stelle zu finden, theils sich ihrer kritischen Richtigkeit zu vergewissern. Wenn der Vf. in Zukunft mit solchen Erfordernissen ausgerüstet fortfährt seinen Fleifs der Griechischen Syntax zu widmen, so zweifeln wir nicht dafs er der Wissenschaft manchen dankenswerthen Dienst wird leisten können. G. F. S.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Köhler: *Commentar über den Brief Pauli an die Galater* von *L. J. Rückert.* 1833. 350 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

2) Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Commentar über den Brief Pauli an die Galater* von *Leonhard Usteri*, Rector und Professor am Gymnasium zu Bern. Nebst einer Beilage, in Beziehung auf *Hermann's* Programm *de Pauli epistolae ad Galatas tribus primis capitibus*, und einigen Excursen. 1833. 252 S. in 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Es war nicht sowohl eine glückliche Wahl, als vielmehr eine natürliche Folge, dafs, nachdem man einmal die Auslegung des Römerbriefes besonders zu dem Zwecke, den Lehrbegriff des Apostels Paulus genauer zu ergründen, mit grofsem Fleifse aufgenommen hatte, sich der Eifer der Exegeten alsdann auf den Brief an die Galater richtete. So wenig beide Briefe historisch irgend einen Zusammenhang haben, so innig verwandt ist doch ihr Inhalt, und so gewifs werden nicht nur die gleichen Sätze, sondern auch gerade diejenigen, welche das Eigenthümliche, wie das eigentliche Wesen des Paulinischen Systems ausmachen, in ihnen vorzugsweise vor allen andern Briefen von dem Apostel vorgetragen. Der Grund ist kein anderer, als dafs beide Briefe ihrem Hauptzwecke nach eine rein dogmatische und zwar fast ganz gleiche Tendenz haben. Der Brief an die Römer soll die Nothwendigkeit und das Heil des Christenthums gegen die Heiden, wie die Juden erweisen, hat es aber dann der Natur der Sache nach am meisten mit den Juden zu thun, und sein Inhalt ist dem gröfseren Theile nach im Grunde nach der negativen Seite eine Bekämpfung des ganzen Judenthums, womit dann nach der positiven die Aufstellung und Rechtfertigung des Christenthums gegen Alles, was man auch vom Standpunkte des Judenthums etwa dagegen sagen könne, von selbst zusammenhängt. Der Br. an die Galater soll zwar zunächst nur die Nothwendigkeit der Beschneidung für die Christen bekämpfen, und ist in sofern vornehmlich gegen einen einzelnen Ritus des Judenthums gerichtet. Erwägt man aber, dafs die Beschneidung nicht nur das Unterscheidungszeichen der Juden als solche von anderen Völkern, sondern auch dogmatisch für Israel das Bundeszeichen mit Gott seyn sollte, so erkennt man leicht, nicht nur warum, sondern dafs der Apostel mit vollem Rechte ein so grofses Gewicht auf die Abwehr jenes Gebrauches legte. Es handelte sich in Wahrheit um nichts Geringeres, als die Frage, ob das Christenthum eine eigene neue Heilsanstalt seyn solle, oder nur eine Reform des Judenthums, wodurch seine Bekenner auch in Gefahr kommen konnten, bald nur als eine Secte der Juden dazustehen. Indem also der Apostel jenen Ritus bekämpft, bekämpft er im letzten Grunde wieder die Gültigkeit des ganzen Judenthums. Kein Wunder also, wenn negativ dieselben Sätze gegen das Judenthum, wie positiv die wichtigsten Lehren des Christenthums nach Paulinischer Ansicht, ganz mit dem Briefe an die Römer zusammentreffend, im Briefe an die Galater sich wiederholen. Beiläufig ergiebt sich hieraus auch wohl die richtige Ansicht über den Werth und das gegenseitige Verhältnifs beider Briefe, das nicht immer richtig angesehen ist. Einen höheren Werth mufs demnach der Br. an die Römer haben, in ihm wird Alles umfassender, erschöpfender ausgesprochen, aber auch der Br. an die Gal. ist für das Ganze der Paulinischen Ansicht unschätzbar, weil er, so gewifs er sein Licht genügend nur von der Erklärung jenes empfängt, doch auch in vielen Punkten als Erläuterung und Vervollständigung uns erst das System des Apostels Paulus vollkommen übersehen läfst.

Der Commentar von Hn. *Rückert* ist durchaus nach denselben Principien gearbeitet, die aus dem zum Briefe an die Römer von demselben gelieferten C. hinreichend bekannt sind. Wir können sie im Allgemeinen nur billigen, müssen aber um so mehr bedauern, dafs der Vf. ihnen selbst nicht treu bleibt. So bestimmt er auch ausgesprochen hat, dafs der Ausleger ganz frei von aller vorgefafsten Meinung an die Erklärung gehen solle, und so gewifs er vieles Einzelne treffend im Geiste des Apostels erklärt hat, so wenig dürfte er doch in manchen Hauptlehren wirklich vorurtheilsfrei, in anderen, zumal wenn nun die einzelnen Sätze zu einem übersichtlichen Ganzen verbunden werden sollen, sich selbst klar genug geworden seyn.

Wir erkennen das Streben an, mit Sorgsamkeit gerade die dem Apostel eigenthümlichen dogmatischen Ansichten feststellen zu wollen, aber gleichwohl ist der Vf. gerade hierin weniger genau. Gleich zu V. 4 will der Vf. unentschieden lassen, ob P. bei den Worten *χριστοῦ τοῦ δόντος ἑαυτὸν περὶ τῶν ἁμαρτιῶν ἡμῶν* etc. die Absicht gehabt, durch Hinweisung auf den Hauptpunkt der Erlösung die Galater auf die Verkehrtheit ihres Abfalls zu führen, — wenn aber dieſs die Tendenz des ganzen Briefes ist, soll der scharfdenkende P. die Erlösung, die ihm Al-

les ist, ohne solche Absicht aussprechen? — Eben so ungenau ist auch ἐνεστώς αἰών erklärt. Es soll auf die sonst allerdings sichere Unterscheidung der vor- und nachmessianischen Periode gehen. Dann könnte ja aber gar nicht ἐνεστώς stehen. Es bedeutet am natürlichsten *bevorstehend*, und das Ganze ist nur zu verstehen nach Röm. 1, 18, dafs nach dem Zorne Gottes noch grofses Verderben bevorstehe, — und, das ist eben P. Lehre, dem sollte Christus die Menschheit entreifsen. Doch eben weil der Vf. hier zu wenig in die Lehransicht des Ap. eingedrungen ist, sagt er wieder über die gleich folgenden Worte κατὰ τὸ θελ. θ., „ob P. zu der Bemerkung, dafs diefs in Gemäfsheit des Willens Gottes, unseres Vaters, geschehen sey, einen besonderen Grund gehabt habe, weifs ich nicht." Allein konnte vom Paulin. Standpunkte wol irgend ein Zweifel hierüber seyn; da ja die ganze Erlösung *nach Gottes Willen* geschieht? — Zu V. 6 findet der Vf. in dem von P. gesetzten ἕτερον εὐαγγέλιον eine halbe Ironie, — es ist doch nur verkannt, dafs die Gegner von ihrem Standpunkte ebenfalls Christum für den Messias hielten, aber keine Trennung vom Judenthume wollten, und dafs sie daher allerdings ebenfalls ein εὐαγγέλιον, nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, hatten, nur eben ein ἕτερον, und dafs P. es so unumgänglich nur so bezeichnen konnte, als er es bekämpfen mufste. — S. 185 wird die Erklärung von γενόμενον ἐκ γυναικός (IV, 4.) „nichts Anderes, als eine Beschreibung der Menschwerdung des Sohnes", niemand befriedigen, der Klarheit und Schärfe in dogmatisch wichtigen Stellen sucht. — Sehr auffallend, wie unrichtig, erscheinen Erklärungen, wie S. 249, zu V. 14 über ὁ πᾶς νόμος: „wir dürfen nie vergessen, dafs für unseren Apostel Christus der Lehrer, für die Moral wie für die Theologie, *fast gar nicht existirte*, und dafs ihm das ganze Verdienst Christi in dem beruhte, was Christus durch sein Kommen, Leben, Sterben und Auferstehen für die Menschheit gethan; dafs ihm das Christenthum als Thatsache und Anstalt wundergrofs erschien, keinesweges aber als dogmatisches, oder moralisches Lehrsystem." Es ist freilich dasselbe in alter wie neuer Zeit öfter behauptet (m. s. z. B. *Usteri* Lehrbegr. Afl. 4. S. 86), und man meint wohl auch, etwas Grofses damit gesagt zu haben, aber man irrt auf eine verderbliche Weise. Christus selbst erscheint in den Evangelien augenscheinlich, dem höchsten und letzten Zwecke seiner Sendung nach, als Lehrer, nämlich einer reinern Erkenntnifs Gottes, und der allein würdigen Verehrung desselben im Geiste und der Wahrheit. Nothwendige Voraussetzung ist dabei, dafs die Menschheit im Irrthume und vor Gott sündig sey, und so faste er Alles zusammen in das einfache Wort: μετανοεῖτε. Nur das ist wahr, Christus hat seine Sendung selbst, und was er *gethan*, und dafs er für seine Wahrheit *sterben* müfste, nicht von der *Lehre* getrennt: es ist eben nur die Ausführung des einen göttlichen Rathschlusses, den er erfüllen sollte. Aehnliches findet sich dann auch bei Paulus. Seine ganze Ansicht hat schon die letzte und höchste Ansicht Christi über seine ganze Sendung, die Bedürftigkeit des Menschen, vor Gott entsündigt und begnadigt zu werden zur Voraussetzung, — dafs er nun *nach Christus* dessen Erscheinung mehr objectiv faist, ist ganz natürlich, aber immer ist Paulus weit entfernt, das, was Christus *gelehrt*, übersehen oder nicht mit beachtet zu haben; er trennt nur *nicht*, was sich in Wahrheit auch gar nicht trennen läfst, und nennt nicht allein Christus öfter die σοφία θεοῦ (1. Cor. 1, 24. 30. Coloss. 2, 3.), was sich doch nur so verstehen läfst, dafs Christus die religiösen (sittlichen) Wahrheiten mitgetheilt, sondern er führt ja Alles auf Christum zurück, seine Berufung zur Verkündigung des Evangelii (Röm. 1, 5. Galat. 1, 1.), wie den Inhalt seiner Predigt (Galat. 1, 12.), und trennt da gewifs nicht die sittlichen Vorschriften, in denen ja P. seine höchste Würde als christlicher Apostel bewährt, von der blofsen Offenbarung über Christus als stellvertretendes Opfer. Durch jene nur halbwahre Scheidung wird Zwiespalt gesetzt in die Lehre des N. T., und nur *der* Annahme Raum gelassen, dafs entweder P. irrt, sich mit Christus *selbst*, wie den Evangelisten in Widerspruch befindet, und die Bestimmung Christi verkannt habe, oder dafs dann eben in seiner Lehre die höchsten und tiefsten Geheimnisse des Glaubens zu suchen seyen, — weil wir sie weder an sich, noch in Vergleichung mit der Lehre Christi und der Evangelisten begreifen. — Befremdet haben uns Aeufserungen, wie S. 11 zu V. 6, (als Erklärung, warum P. nach der Begrüfsung keine Freudenbezeigung folgen lasse, wodurch er sonst die Gemüther zu gewinnen suche) dafs die Bewegtheit des Gemüthes ihm unmöglich mache, Kunst anzuwenden und Umwege zu machen, — Rec. glaubt, dafs so der wahren Würde des Apostels zu nahe getreten werde. Seine Begeisterung, die nach einem natürlich richtigen Gefühle allerdings thut, was für Zeit und Ort am passendsten ist, aber wohl zu merken, mehr unwillkürlich, — wird kaltberechnende Reflexion, die durch „Rednerkünste" zu gewinnen sucht. — Der Vf. verspricht, *nichts* Ungehöriges aufzunehmen, gleichwohl finden sich Erörterungen an Fragen, die von alten Auslegern aufgeworfen, aber längst antiquirt sind, und zum Besten der Wissenschaft vergessen werden. Man vgl. z. B. 1, 2. über die ἀδελφοί, warum sie nicht näher bezeichnet seyen. — Nahe verwandt ist damit, dafs der Vf., vielleicht im Streben, recht gründlich zu seyn, häufig entweder zu gesucht erklärt, oder auch ohne die einem Commentator vor allem nöthige Kürze und Schärfe. Einen Beweis für das Erste liefert gleich 1, 1., wo zuerst in οὐκ ἀπ' ἀνθρ. οὐδὲ δι' ἀνθρ. der Unterschied zwischen διά und ἀπό urgirt, da aber, wo auch die gröfste Subtilität fruchtlos bleibt, in ἀλλὰ διὰ Ἰ. Χρ. καὶ τ. π. auf einmal eine Nachlässigkeit des Apostels angenommen wird. Wie viel natürlicher ist es, gleich oben in dem Gebrauche der verschiedenen Präpositionen nur eine Verstärkung zu finden, = weder von, noch durch Menschen — ?

Das

Das gleich Gesuchte im Erklären finden wir 1, 9, wo in die einfache Verbindung ὡς — λέγω — εἰ etc. erst Schwierigkeiten gelegt werden; eben so S. 240 über V, 9 — 10., wo sich ja Alles leicht so lös't: V, 9 spricht der Ap. indirect die Warnung aus, sie sollten sich vor Verführung hüten, d. h. die ihnen drohende Gefahr wohl bedenken; und V. 10 setzt er hinzu: er zwar sey überzeugt, dafs sie ihm in Allem beistimmten, d. h. sowohl in der Warnung vor Gefahr, als in seiner ganzen Lehre ihm folgen wollten. Nach unnöthigen Schwierigkeiten sucht der Vf. S. 257 zu V, 17, wo P. sich nicht klar ausdrücken soll, und der Vf. sich begnügen will, den Sinn nur zu ahnen und die Schwierigkeiten nur dargelegt zu haben. Alles lös't sich so: P. setzt sich zuerst die beiden Naturen im Menschen, die sinnliche und die höhere, geistige, gottverwandte, als sich widerstreitend entgegen, — nennt als das eigentlich handelnde Subject den ganzen Menschen ἵνα μὴ — ποιῆτε, — und sagt eben aus, dafs er in Folge jenes unentschiedenen Widerstreites nicht thue, was *der bessere Theil*, der eigentliche Mensch, wolle; Alles zusammentreffend mit Röm. VII, 14 — 25. Doch wir enthalten uns, noch mehr in's Einzelne zu gehen, und wollen nur noch ganz kurz als Erklärungen wo wir den sonst scharfsinnigen Vf. sich ganz untreu geworden glauben, folgende bezeichnen, I, 1, über ἐγείραντος wird getrennt, was zusammengehört, — es ist Angabe eines wichtigen Glaubenssatzes überhaupt, eben sowohl Bestätigung der Würde Christi, als Verherrlichung, f. 1, 6. ταχέως kann nur heifsen: in so kurzer Zeit nach der Annahme, — sonst würde sich P. wundern, dafs sie so rasch abfielen, als ob der allmähliche Abfall nichts ausgemacht hätte; f. 1, 6: über ἐν χάριτι etc. Insbesondere sind Rec. aufgefallen die Erklärung von VI, 8, wo σπορά εἰς τὴν σάρκα die Beschneidung, und V, 12; wo ἀποκόψονται (wie es auch *Chrys. Theophyl. Bretschn.* fassen) bedeuten soll: möchten sich (verschneiden) verstümmeln lassen, während dort der Gegensatz εἰς τὸ πνεῦμα, hier κατήργηται Alles klar bestimmt. I, 18 wird bei der Frage, warum P. die 15 Tage nenne, zuerst eine Meinung widerlegt, — am Ende aber der Sache nach das Nämliche doch wieder ausgesprochen. Ebenso zu I, 11 über κατὰ ἄνθρωπον. — So gern wir dem Vf. genügende Sprachkenntnifs zugestehen, so wird er sich doch auch hierin öfter untreu. I, 11 wird jetzt eine Construction echt griechisch genannt, die der Vf. zu Röm. VII, 21 verwirft und bestreitet. I, 12 soll οὐδὲ γὰρ ἐγώ nicht bedeuten, *ne ego quidem*, — richtig, — aber *neque enim ego* heifst es auch nicht, sondern nach dem Gegensatze zu οὔτε ἐδιδάχθην *ego enim neque* etc. I, 16 wird die Erklärung ἐν ἐμοί: an mir, niemand philologisch billigen. II, 2 müfste nach des Vfs. Erklärung stehen τοῖς δὲ δοκοῦσι, um einen Gegensatz finden zu können, u. s. w. Die Art, wie der Vf. bei III, 20 verfährt, — nur den Wortsinn anzugeben — hat uns nicht gefallen, — es ist immer besser, auch nur eine wahrscheinliche Erklärung zu versuchen, als gar keine. — Wie mit der Erklärung des Einzelnen, so ist es uns auch mit den historischen Erörterungen des Vfs. ergangen: Klarheit und ruhiges, gründliches Forschen neben Unklarheit und ungenügender Darlegung. Ganz befriedigend ist die historische Erörterung über die Identität der Reise Apg. IX, 26 mit Gal. I, 18, übereinstimmend mit Schott. Dagegen leiden die einleitenden Erörterungen gar sehr an Unklarheit. Der eigentliche *status controversiae* ist meistens gar nicht hingestellt, das Aphoristische hindert alle Uebersicht, das Ganze wird nur dem verständlich seyn, der nicht nur die fraglichen Punkte selbst, sondern auch das darüber Gesagte schon auf das Genaueste kennt, — nicht leicht jemand, der erst die Sache kennen lernen will, um die es sich handelt. Ganz mit Unrecht scheint uns der Vf. (s. S. 313) aus τὸ πρότερον (IV, 13) zu folgern, dafs P. zwei Mal bei den Galatern gewesen, ehe er schreibt. Wie, wenn P. sein jetziges Schreiben ebenfalls als ein εὐαγγελίσασθαι ansieht? Dafs er es in Briefen auch that, zeigt Röm. I, 15. — Will man einwenden, nur die erste Mittheilung sey ein εὐαγγελίσασθαι, so widerspricht das gleich stark dem zweiten mündlichen εὐαγγελίσασθαι. — Die Kritik hat der Vf. sorgsam geübt, man vgl. S. 149, zu III, 17. III, 19. u. s. w. — dafs uns nicht Alles darin befriedigt, bescheiden wir uns, dem Vf. nicht zum Vorwurfe machen zu wollen. So glauben wir, dafs sich II, 5. ein entscheidenderes Resultat gewinnen lasse, dafs der Vf. V, 1 mit Unrecht gegen alle äufsern Argumente abspricht, da die Construction dieselbe ist, wie Röm. 6, 20, und dafs nur wunderlich S. 250 auf *Marcion's* Lesart etwas gegeben wird u. s. w. — Unter den neueren Schriften konnte der Vf. die Arbeit von *Matthies* noch nicht benutzen, doch ist daraus schwerlich ein Nachtheil erwachsen, da jenes Buch nur grammatisch berichtigend gegen einzelne Erklärungen von *Winer* Werth haben dürfte, und der Hegel'sche Standpunkt des Vfs. dogmatisch Alles trübt. — Wir scheiden mit Achtung von dem Vf., können aber nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, dafs er nicht durch zu rasches zu Tagefördern seiner exegetischen Studien sich und der Wissenschaft schaden möge. Vielleicht, dafs bei längerer Durchsicht der Vf. vieles nicht zu Billigende selbst vermieden hätte.

Nr. 2. Der Commentar des zu früh verstorbenen *Usteri* besteht aus 4 Theilen: I. Allgemeine Uebersicht des Inhaltes. S. 1 — 6. II. der eigentlichen Auslegung. S. 7 — 215. III. Ergebnisse der Auslegung für die historische Kritik. S. 216 — 228. IV. Beilage. Die Anlage des Ganzen ist, wie man sieht, etwas verschieden von der gewöhnlichen, indem, während man früher die historischen Erörterungen in der sogenannten Einleitung vor der Auslegung behandelte, hier, wie auch von Rückert geschieht, jene erst nach der Auslegung behandelt werden. Für die gewöhnliche Art spricht indefs unter Anderem, dafs, wenn alle historischen Fragen wirklich zweckmäfsig von der Auslegung behandelt werden, der Leser, der das zu erklärende Stück zum ersten Male

ge-

genau studiren will, im Voraus auf die Schwierigkeiten und schwebenden Fragen aufmerksam gemacht, und dann bei der Auslegung selbst gehörigen Ortes gleichsam seinen Führer selbst einer genaueren Kritik unterwerfen wird.

Die von *Usteri* in Th. I. vorangeschickte Uebersicht entspricht nach unserem Urtheile ihrem Zwecke (s. d. Vorwort VIII), „ein allgemeines Bild, einen vorläufigen Begriff des Ganzen, durch den man nicht unvorbereitet, und doch auch nicht befangen, gleichsam in der rechten Stimmung, zur eigentlichen Auslegung komme", auf eine befriedigende Weise. Alles ist kurz, aber wie Rec. dünkt, richtig gezeichnet.

Die Auslegung (Th. II), der eigentliche Commentar, ist freilich von dem des Hn. *Rückert* sehr verschieden, in Form, wie Gehalt, doch dünkt uns hier das Urtheil leichter (weil das Gute nicht durch Entgegenstehendes verdunkelt wird, wie bei *Rückert*), und kann Rec. sich nur dahin aussprechen, dafs der verewigte *Usteri* gewifs einen sehr schätzbaren Beitrag zur exegetischen Literatur des Galaterbriefes uns übergeben habe.

Es sind freilich mehr Scholien, was *U.* darbietet, oft kurze, sich mehr an Einzelnes anschliefsende Bemerkungen, als eine fortlaufende Entwickelung, wie wir sie von einem Commentar erwarten, und *Rückert* allerdings sie meist giebt. Am meisten fühlbar ist diefs da, wo es sich um den Fortschritt des Gedankens im Grofsen handelt, und sind da die Wendepunkte der gröfseren Massen und daher diese selbst, allerdings nur selten bezeichnet, wie z. B. zu IV, 1. IV, 12. IV, 21., während z. B. die bei III, 1 eintretende Wendung des Briefes ohne alle Bemerkung bleibt, und auch bei den einzelnen Versen der Zusammenhang nur selten genauer dargelegt wird, wie z. B. III, 2. III, 13. III, 17.

Wir reden zuerst von den Principien der Auslegung. Laut des Vorwortes wollte der Vf. eine grammatisch-historische Interpretation liefern, und er ist ihr im Ganzen treu geblieben. Nur hin und wieder blickt der Standpunkt der Identitätsphilosophie durch z. B. S. 102 zu ἐξηγόρασεν III, 13. S. 142 zu IV, 3 u. s. w., den der Vf. bekanntlich schon vor Abfassung des Commentars in der 4. Aufl. des Lehrbegr. als seinen Dogmat. bekannt hatte. Sodann fordert *Usteri* auch die genaueste Entwickelung des Zusammenhangs der Gedanken, ihren raschen Schritten und Uebergängen nachzugehen und sie zu beleuchten u. s. w. Doch ist diefs nur selten hervorgetreten.

Die Auslegung selbst empfiehlt sich durch Streben nach Gründlichkeit und Schärfe, mit welcher der Vf. in allen den Stellen, die für den Lehrbegriff des Apostels und somit für Dogmatik wichtig sind, selbstständig und mit Eindringen in den inneren Zusammenhang der Lehre eingeht, wenn man gleich nicht überall ihm beistimmen kann. Dafs übrigens dogmatisch alle die Vorstellungen wiederkehren, die der Vf. in der Entwickelung d. Paul. Lehrbegr. ausgesprochen, versteht sich von selbst, und natürlich nicht nur die richtigen über die δικαιοσύνη, Unterschied und Wesen des νόμος und πνεῦμα (abgesehen von der Trübung durch die Identitätsphilosophie in d. 4. Afl.), sondern auch die unrichtigen über die πίστις, die von *Ust.* (wie auch von *Tholuck* und *Neander* geschieht) zu wenig auf den Versöhnungstod bezogen wird (vgl. S. 73 zu II, 16.), über den stellvertretenden Tod Christi als einer vorbildlichen Repräsentation, S. 85, zu II, 19 u. s. w. Was ferner die Arbeit *Usteri's* sehr auszeichnet, ist die zweckmäfsige Kürze und Bestimmtheit, mit der Alles behandelt ist. Zum Theil liegt der Grund freilich aber darin, dafs er mehr Scholien, als fortlaufende Entwickelung giebt. Ebenso kömmt ihm auch das zu Statten, dafs er bei den dogmatischen Erörterungen entweder ganz auf seine Entwickelung des Paul. Lehrbegriffes verweisen konnte (z. B. S. 87 zu II, 20 gegen Schleiermacher; S. 106 zu III, 14 über das Verhältnifs der πίστις und des πνεῦμα), oder sich doch mit einem gedrängten Auszuge begnügen durfte (z. B. S. 65 zu II, 19.). Aber vorzüglich leitete ihn hiebei ein natürlich-richtiger Blick und Takt. Als Beweis dafür nennen wir die Erklärung zu III, 17. S. 111, über die 430 Jahre, die so natürliche einfache und doch alles erschöpfende Erklärung zu IV, 111. S. 155 — 156., die Erklärung von ἀκοῆς πίστεως III, 2. S. 91., III, 13. S. 101, über den νόμος, — III, 14. S. 106 u. 107, über die wahre Bedeutsamkeit von διὰ τῆς πίστεως und das Verhältnifs der Sätze, wie deren innere Wahrheit vom Paul. Standpunkte. Dabei finden wir dann auch, dafs, bei aller Kürze, doch immer die genaueste Achtsamkeit auf die wirklichen Verhältnisse des Lebens Statt findet und darnach die Erklärung das Richtige trifft, z. B. II, III. S. 65 — 66, wo mit Recht geltend gemacht wird, dafs der Zwang, den Petrus ausübte, nur ein indirecter, kein positiver seyn konnte; so, wie *U.* auch immer in die Sache selbst tief einzudringen sucht z. B. II, 2, wo κατὰ ἀποκάλυψιν viel kürzer, aber bei weitem treffender als bei *Rückert*, und zwar auch umfassender mit Hinsicht auf den anscheinenden Widerspruch Apg. XV, 2 erörtert wird. Auch an andern Stellen erklärt *Ust.* richtiger als *Rückert* und andere.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Köhler: *Commentar über den Brief Pauli an die Galater* von *L. J. Rückert* u. s. w.

2) Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Commentar über den Brief Pauli an die Galater* von *Leonhard Usteri* u. s. w.

(*Beschluſs von Nr.* 45.)

Wir verweisen zur Vergleichung mit *Rückert* auf die Erklärung zu I, 2 über *οἱ σὺν ἐμοὶ πάντες*, wo *Ust.* die historischen Verhältnisse richtiger würdigt, — ebenso zu *ταῖς ἐκκλησίαις* I, 2 wo *Winer* und *Rückert* nach *Chrysostom.* in dem Mangel eines ehrenden Beiwortes ein *indicium subirati animi* finden, *Ust.* dagegen mit feinem Takt unterscheidet, wie Alles auf Subjectivität beruhe; über *δόντος* I, 4. wo *Ust.* dogmatisch genauer ist, eben so über *ἐν χάριτι χρ.* I, 6, f. S. 76. über II, 17. über *ἄρα* etc., S. 132. III, 26. wo *Ust.* nicht allein weit richtiger als *Rückert* annimmt, dafs der Brief nicht nur an Heidenchristen, sondern auch an Judenchristen gerichtet sey, und es auch wohl bewiesen hat u. a.; — zur Vergleichung mit *Winer* auf S. 101. III, 13. zu *ἡμᾶς*; S. 105, zu III, 14. *τὴν ἐπαγγελίαν τοῦ πνεύματος*, wo *Winer* gewifs selbst das tiefere Eindringen *Ust.* in den Geist und Sinn des Apostels eingesteht. Auch in philologischer Hinsicht empfehlen sich meistens die von *Ust.* gegebenen Erklärungen wie zu II, 11. S. 59, über *κατεγνωσμένος*; S. 133, über *πίστις ἐν Χρ. Ἰ.*, insbesondere die Bemerkung zu *μεταθέσθε* I, 6, dafs die Galater noch im Abfall begriffen seyen. — Im Historischen ist die Erörterung zuweilen minder ausführlich und erschöpfend, als sie *Rückert* an einigen Stellen giebt, z. B. über die Identität der Reise I, 18 mit *actor.* IX, 26 — 30; doch trifft die Erörterung immer die Sache, und meistens richtig. Weit richtiger, als bei *R.*, dünkt uns die Entscheidung S. 81, dafs der Jacob. der Sohn *Alphaei* sey, und sind uns über diesen Punkt so wohl, als die Reise II, 1 — 10, ob sie mit *actor.* XI, 27 — 30 oder XV identisch sey, die Bemerkungen *Us.* sehr befriedigend erschienen. — Dasselbe mufs Rec. über die Kritik sagen. In Hinsicht der Kritik ist *U.* zuweilen nicht so genau und ausführlich, und giebt öfter nur die Lesart Lachman's, so S. 30, zu I, 18. S. 169, zu IV, 31 u. s. w., aber er verfährt nur in unwichtigeren Stellen so, vgl. z. B. II, 5 über *οἷς οὐδέ*. — Viele Bemerkungen im Commentar verdanken wir nach *Us.* Zeugnifs Hn. Prof. *Studer*. Wir geben nur auf eine ein, wo *Usteri* das Urtheil der Recensenten selbst gewünscht hat. Hr. *St.* schlägt zu Kap. IV, 12 vor, „zu *ὅτι κἀγὼ, ὡς ὑμεῖς*, nicht *ἐγενόμην* zu ergänzen, wie insgemein geschieht, sondern *γενήσομαι*; Sinn: *denn auch ich werde meinerseits mich nach euch richten*, ich werde Liebe mit Liebe erwiedern, aber auch dem fortdauernden Mifstrauen und Abfall strafenden Ernst entgegensetzen." — Rec. kann nicht beistimmen. Das konnte P. gar nicht sagen, dafs er werden wollte, wie sie. Nicht in den Galatern lag der Maafsstab des Rechtseyns, sondern in ihm selbst: hätte P. sie für recht gehalten, so brauchte er sie nicht zu bitten, zu werden wie er: wurde er, wie sie, so ist die Bitte unnöthig, der Maafsstab verloren. Hr. Pr. *St.* wendet nun freilich den Gedanken so: nur in dem Guten wolle P. ihnen gleich seyn, in Beziehung auf ihr Unrecht, wolle er dem Abfall Ernst entgegensetzen, — aber *da* wurde ja (abgesehen davon, dafs von dem allen nichts angedeutet ist) Paul. *nicht*, *wie die Galater*.

Der *dritte* Theil, Ergebnisse der Auslegung für die historische Kritik, behandelt, wie schon oben angedeutet, alle die Fragen, die sonst in der Einleitung berührt werden. Es sind die 1) über den Verfasser, 2) über die Leser. Hier finden sich sehr gediegene Bemerkungen, insbesondere auch über die Stiftung der Gemeinde, und wird die Ansicht des Hn. Dr. Paulus, dafs der Brief nicht an die eigentlichen Galater, sondern an die neu-galatischen Gemeinden, Derbe, Lystra, u. s. w. gerichtet sey, S. 219 wohl genügend widerlegt. 3) Zeit und Ort. *Ust.* nimmt an, der Brief sey zu *Ephesus* 58 geschrieben. Mit Recht wird *Schrader's* Willkür in der Zeitbestimmung nachgewiesen und gerügt.

Die gegen das Programm *Hermann's de Pauli epistolae* etc. gerichtete Beilage sucht Erklärungen desselben zu widerlegen und oft mit zureichenden Gründen. Treffend heifst es S. 235: „dafs die Regeln des classischen Sprachgebrauches nur mit der gröfsten Behutsamkeit auf das N. T. angewandt werden dürfen, und dafs, während die Philologen zwar allen Dank verdienen, zuerst den Theologen den rechten Weg der Auslegung gezeigt zu haben und noch immerfort zu zeigen, doch ihnen selbst bisweilen im Einzelnen die genauere Kenntnifs des neutestamentlichen Sprachgebrauches sowohl als Ideenkreises, wie natürlich, weniger bekannt sey." —

MEDICIN.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Handbuch der Diagnostik* von Dr. *K. Sundelin*, Prof. an der K. Friedrich-Wilhelms-Universität und Mitglied der Ober-Examinations-Commission zu Berlin. *Erster* Band. 1833. XXVI u. 482 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Als der berühmte *Wichmann* seine, auch noch für unsere Zeit werthvollen und schätzbaren Ideen zur Diagnostik schrieb, war er sich recht gut der Schwierigkeiten bewufst, die mit der Bearbeitung jenes, damals noch wenig bebauten Feldes verbunden waren. Er wollte nur Bahn brechen und hoffte, dafs Andere ihm mit gröfserem Glücke folgen und mehr leisten würden, als er sich zu leisten getraute. Als unerläfsliche Forderung an diejenigen, die seinem Beispiele folgen wollten, setzte er aber reife Erfahrung und genaue Kenntnifs von Krankheiten voraus; er verlangte, dafs man bei Nebeneinanderstellung ähnlicher Krankheiten, diese genau mit einander vergleiche, alsdann mit aller Schärfe eine Grenzlinie zöge, und mit der gröfsten Genauigkeit die diagnostischen Zeichen aufsuche, wodurch sie sich wesentlich von einander trennen. Anfänger und Stubengelehrte verbat er sich, wie billig, bei dieser Arbeit.

Es ist hier nicht unsere Absicht, strenge zu untersuchen, was nach ihm auf diesem Felde des medicinischen Wissens geleistet worden, indessen bedünkt uns, dafs das Wenige, was geschehen, nicht in seinem Geiste ausgeführt worden sey, und wenn auch einzelnem, hier und da Zerstreutem nicht aller Werth abgesprochen werden kann, so scheint es uns doch, als könne nach den jetzt vorhandenen Materialien mehr für die Diagnostik geleistet werden und als fordere der jetzige Stand der Wissenschaft Besseres und Gediegeneres. Ob es aber schon an der Zeit sey, vollständige Handbücher der Diagnostik zu schreiben, wie man bereits versucht hat, müssen wir billig in Zweifel ziehen, indem uns trotz der Vervollkommnung der speciellen Zeichenlehre, bei vielen Krankheitsformen doch noch viele, sie als selbstständige Formen charakterisirende, Zeichen abgehen; ja, bei manchen derselben ist es noch nicht einmal genau ermittelt, ob sie als selbstständige Formen anzusehen sind oder nicht. Das Vollständigste, was wir bis jetzt über Diagnostik besitzen, hat *Schmalz* in seinem Versuch einer med. chir. Diagnostik in Tabellen geliefert, ein Buch, was zu seiner Zeit mit vielem Beifall aufgenommen worden ist, wie sich schon daraus ergiebt, dafs es drei verschiedene Auflagen erlebte. Indessen steht es, was eigene Forschungen betrifft, doch weit hinter dem, obgleich fragmentarischen *Wichmann*'schen Werke; auch hat die Wissenschaft seit dem Erscheinen desselben in der Lehre von den Zeichen einzelner Krankheitsformen bedeutende Bereicherungen erhalten, so dafs ein neues, mit hinreichender Kenntnifs und Kritik verfafstes Werk wohl auf eine günstige Aufnahme rechnen dürfte.

Ob das *Sundelin*'sche Handbuch, das wir hier unseren Lesern anzuzeigen haben, eine solche günstige Aufnahme finden werde, und ob es sie überhaupt verdiene, müssen wir sehr bezweifeln. Abgesehen davon, dafs es nach dem nun erfolgten Tode seines Vfs. höchst wahrscheinlich ein Fragment bleiben wird, entspricht es so wenig den Ansprüchen, die man an ein Werk der Art zu machen berechtigt ist, dafs wir kein Unrecht an den Manen des verstorbenen Vfs. zu begehen glauben, wenn wir es als eine durchaus ungenügende und verfehlte Arbeit desselben erklären. Vor Allem müssen wir rügen, dafs es gar kein Handbuch der Diagnostik ist, das letztere Wort in der Bedeutung genommen, in der es von *Wichmann* und seit ihm von allen ärztlichen Schriftstellern genommen worden ist, nämlich als derjenige Theil der Nosologie, der sich vorzugsweise mit sorgfältiger Vergleichung, Prüfung und Unterscheidung einzelner Krankheiten, die eine Aehnlichkeit mit einander haben, und mit Aufsuchung der Zeichen beschäftiget, wodurch sie von einander getrennt sind. Offenbar hatte *Wichmann* bei dieser Trennung eines einzelnen Zweiges der Nosologie und bei der Erhebung desselben zu einer eigenen Disciplin die Absicht, die praktischen Aerzte zur genauen Beobachtung und Fixirung des Charakteristischen in den Erscheinungen besonderer Krankheitsformen zu veranlassen und zugleich vor Verwechslungen mancher in dem äufseren Habitus sich ähnlich sehender, dem inneren Wesen nach aber verschiedener zu bewahren. Indessen beschränkte er sich hierbei nicht blos auf äufsere Formverschiedenheiten, sondern er zog da, wo es zur Ergänzung der Diagnostik erforderlich war, auch etwa vorhandene ätiologische Momente mit in die Untersuchung, aber dieses immer nur als Hülfsmittel zur Unterscheidung der äufseren Formen. Dieses nannte *Wichmann* Diagnostik, und diese Bedeutung ist ihr, unseres Wissens, auch bis auf unsere Zeiten geblieben.

Statt dessen aber beschränkt sich der Vf. nur auf eine Angabe der charakteristischen Kennzeichen der Krankheiten, ihrer Ursachen, und ihres Wesens, wie sie in allen Handbüchern der Pathologie zu finden ist, ohne sich besonders um die Parallelisirung verwandter Formen zu bekümmern. Dabei schweift er selbst in das Gebiet der Therapie hinüber, ohne jedoch einen bestimmten Plan zu verfolgen; denn bei den Fiebern z. B. ist immer die Behandlung mit angegeben, während sie bei den später abgehandelten Krankheitsformen fehlt. Besonders gefällt er sich in theoretischen Expositionen und Erörterungen über Eintheilung, Wesen u. s. w. der Krankheiten, und dieſs zwar in solcher Weitschweifigkeit und Breite, dafs die Lectüre des Buches dadurch oft wahrhaft ermüdend wird, und wollte man diese wahrhaft überflüssigen, gar nicht in ein Handbuch der Diagnostik ge-

gehörenden Bestandtheile abziehen, so würde das ganze, aus 482 Seiten bestehende Werk leicht auf das Dritttheil zusammenschmelzen.

Das Ganze zerfällt in drei Hauptabschnitte, von denen der erste eine vollständige Angabe der verschiedenen Hülfsmittel und Werkzeuge enthält, und jedem dieser Mittel eine genügende Belehrung über seine Beschaffenheit und Gebrauchsweise beigiebt, wo dann auch von den dazu nöthigen experimentalen Mitteln und Werkzeugen die Rede ist. Der *zweite* Abschnitt enthält die allgemeine Diagnostik, die Diagnostik der gröfseren und allgemeineren Krankheitsformen - Arten und Grundkrankheitsgeschlechter, bewegt sich einmal in der pathologischen, sodann in der nosologischen Richtung der Diagnostik; handelt mithin in einer Beziehung die Formenlehre, in der andern die Wesenlehre der Krankheit ab. Im *dritten* Abschnitte wird die specielle Diagnostik vorgetragen, wobei sich jedoch nur auf die sogenannten nicht chirurgischen Krankheiten beschränkt, und auch die Diagnostik örtlicher Degenerationen und Aftergewebe nur in soweit abgehandelt wird, als sie zur Entstehung allgemeiner und nicht chirurgischer Krankheiten Gelegenheit geben.

Zu den wichtigsten, im *ersten* Abschnitte aufgeführten Mitteln und Hülfswerkzeugen des Diagnostikers rechnet der Vf. die Sinne, wobei jedoch Manches übergangen worden ist, was der Erwähnung werth gewesen wäre. So z. B. nehmen wir durch den Gesichtssinn auch die verschiedenen Hautausschläge, die Entzündung der Haut nach ihrem verschiedenen Charakter und Stadien, die verschiedenen Bewegungen beim Athmen u. s. w. wahr. Warum der Vf. aus dem Ausmessungssinn einen eigenen Sinn macht, läfst sich nicht wohl einsehen, denn das Ausmessen besteht ja doch nur in einer eigenen Anwendungsweise des Tastsinns. Der Geschmackssinn ist ganz übergangen; wenngleich nun auch selten von diesem Sinne zum Behuf der Krankheitserforschung Gebrauch gemacht wird, so kommen doch einzelne Fälle vor, z. B. zur Untersuchung des Urins Harnruhrkranker, der Milchstillenden Frauen und Ammen. Unter den diagnostischen Werkzeugen sind die Secundenuhr und die Bougies vergessen.

Im *zweiten* Abschnitte handelt der Vf. zuerst von den activen, hypersthenischen, passiven und asthenischen Krankheiten, sodann von den wichtigeren Hauptformen der Krankheiten, namentlich von dem Fieber, der Entzündung und dem Krampf. Was die Eintheilung in active, hypersthenische, passive und asthenische Krankheiten betrifft, so liefse sich dagegen Manches einwenden, besonders aber scheint ihr aller praktischer Werth abzugehen. So z. B. kann eine active Krankheit zugleich eine hypersthenische seyn und umgekehrt. Unterdrückte Blutflüsse, Pubertätsentwicklung, Exantheme u. s. w., welche, dem Vf. zufolge zu den Gelegenheitsursachen der letzteren gehören, können, wie die tägliche Erfahrung lehrt, auch zur Entstehung der ersteren Veranlassung geben. Die Symptome und Erscheinungen, welche die hypersthenischen Krankheiten begleiten, sollen nicht nur jenen Charakter der Ueberkraft (?) und des gereizten Zustandes im Gefäfssystem bezeichnen, sondern auch, wie bei den activen Krankheiten, eine gewisse Firmität, Stätigkeit, Gleichmäfsigkeit und Ausdauer haben und daher mit dem anhaltenden Typus verlaufen, wodurch sie sich schon wesentlich von den activen, meistens remittirenden und intermittirenden Krankheiten unterscheiden. Also sie haben mit den activen Krankheiten die Firmität, Stätigkeit, Gleichmäfsigkeit und Ausdauer gemein, und doch haben die letzteren den remittirenden und intermittirenden Typus. Wie reimt sich dieis zusammen? Zu den diagnostischen Merkmalen des activen Fiebers gehören: der feste, sichere, regelmäfsige Verlauf, die deutliche Erkennbarkeit der Tage der Kochung und Krise, die Stätigkeit in den Erscheinungen und Symptomen, die Kräftigkeit und Ausdauer der kritischen Erscheinungen, die Abwesenheit eines tiefen Ergriffenseyns der wichtigeren, vitalen Verrichtungen, des Blutumlaufs, der Respiration, die Abwesenheit aller Kennzeichen einer wahren Lebensschwäche, des Verfallens, der Verschlechterung des Habitus. Irren wir nicht, so heifst dieis nichts Anderes, als, jedes Fieber, welches einen regelmäfsigen Verlauf hat, und durch regelmäfsige Krisen zu einem erwünschten Ziele gelangt, ist ein actives, nur möchten wir aber wissen, ob nicht unter Umständen ein jedes Fieber, sowohl das hypersthenische, wie das asthenische zum activen werden könne? Um unseren Lesern einen Begriff zu geben, auf welche unklare, schwerfällige und zugleich nichtssagende Weise der Vf. sich über das Wesen mancher Krankheiten ausspricht, führen wir nur ein Beispiel an: S. 122 nämlich heifst es: „Ich glaube die nächste Ursache und das Wesen der acuten Exantheme und ihres Verlaufs, ihrer Erscheinungen und Ausgänge in einem selbstständigen Hervortreten eines kritischen Processes der Vitalität und heilenden Naturkraft gefunden und erkannt zu haben; welcher Proceis dadurch veranlafst und geweckt wird, dafs im erkrankten Organismus eine, auf die Nervensubstanz lastende und ihr innewohnende, dynamische, materielle Abnormität, in der Form und dem Wesen eines, mit einem krankhaften Aftervegetationstriebe begabten Krankheitsstoffes sich darstellend, von der Nervensubstanz, den Gesetzen der animalischen (?) gemäfs, auf die äufsere Oberfläche oder auf die Schleimfläche übertragen werden soll, und dafs, diesen Zweck zu erreichen, der exanthematische Proceis in der Form eines activen Fiebers hervortrete." Wer aus dieser Erklärung einen klaren und deutlichen Begriff von der nächsten Ursache und dem Wesen der acuten Exantheme zu schöpfen im Stande ist, *erit mihi magnus Apollo*! Auf ähnliche Weise sind aber alle übrigen Erklärungen und Definitionen des Vfs. gestaltet.

Der

Der *dritte* Abschnitt handelt von den Anomalien der Vegetation und Reproduction, und zwar von den Krankheiten der Verdauung (Lienterie); von den Krankheiten der Assimilation und der Chylification (Atrophie, Vollsaftigkeit und Hypertrophie); von den Krankheiten der Vegetation und Reproduction, welche sich auf eine qualitativ-abnorme Erzeugung und Bereitung des plastischen Princips bilden, und als Kakochymien hervortreten, oder auch als Hektiken (Skrofelkrankheit, Rhachitis); von den Krankheiten der Vegetation und Reproduction, welche in der Assimilation und Chylification als Hektiken hervortreten (pituitöse Hektik, wahre Milchhektik, Galaktorrhöe, weifsen Bauchfluss, Harnruhr); von den Anomalien der Blutbereitung und Blutkrasis, und den daraus hervorgehenden Krankheitszuständen und Krankheiten (chlorose, seröse oder wässerige Dyskrasie des Blutes, venöse Dyskrasie des Blutes); von den Krankheitszuständen und Krankheiten, deren wichtige Anomalien des Vegetations- und Bildungsprocesses zum Grunde liegen (accidentelle — oder Aftergewebe, Tuberkelgewebe, wahre Lungenschwindsucht, Halsschwindsucht, wahre, tuberkulöse Gebärmutter-Schwindsucht, tuberkulöse Leberschwindsucht, tuberkulöse Nieren- und Blasenschwindsucht, Markschwammgewebe, Markschwamm- oder krebsige Lungenschwindsucht, Markschwamm- oder Encephaloidengewebe *im Uterus*, Skirrhusgewebe, Skirrhus des Magens, Pankreas und Nahrungskanals, Skirrhus im *Uterus*, Erweichung der natürlichen Gewebe, Wasserkrebs, gallertartige Magengrunderweichung, Erweichung des Lungengewebes, Erweichung der Gehirnsubstanz, faulige Gebärmuttersubstanz-Erweichung).

Als eine Eigenthümlichkeit müssen wir noch bemerken, dafs der Vf. zugleich mit diesem ersten Bande seines Handbuchs der Diagnostik noch ein anderes kleines Büchlein unter dem Titel: *das Krankenexamen, ein Taschenbuch für junge Aerzte zum Gebrauch am Krankenbette.* Berlin, 1833, hat ausgehen lassen, was, mit wenigen Ausnahmen, ganz dieselben Krankheiten behandelt wie jenes, ja an vielen Stellen ganz mit denselben Worten, nur unter veränderter Wortstellung, überhaupt demselben so ähnlich sieht, wie ein Zwillingsbruder dem andern. Es scheint demnach, der Vf. habe mit *einer* Klappe zwei Fliegen schlagen wollen. Im Grunde liefse sich gegen eine solche Zehrung am eigenen Fleische nichts einwenden, wenn nur überhaupt ergiebiger Stoff zum Zehren vorhanden wäre. *Hbm.*

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Learosa*, die Männerfeindin. Ein Roman von *Emerentius Scävola*. 1835. *Drei* Thle. 1r Th. 498; 2r Th. 563; 3r Th. 668 S. 8. (6 Rthlr. 20 gGr.)

Das Leben eines weiblichen Wesens, welches durch schreckliche Verhältnisse zu einer Männerfeindin, nicht ohne Grund heranreift, lesen wir hier auf *Tausend siebenhundert und neun und zwanzig* Seiten, welche des Gräfslichen und Peinigenden so viel enthalten, dafs Rec. sich scheuet einen Auszug daraus zu geben, um nicht gefühlvolle Leserinnen und Leser davon abzuschrecken. Grober und feiner Betrug, Intrigue und Cabale aller Art, Sittenlosigkeit und Unzucht, Mord und Todschlag sind so reichlich darin, und ein so drückendes und beklemmendes Gefühl über die aufserordentlichen Verirrungen und aus reiner Unschuld hervorgehenden Mifsgeschicke und Schandthaten, befällt den Leser dabei, dafs Rec. aufathmete als er das lange aber gutgeschriebene und an Sitten- und Zeitgemälden reiche Werk zu Ende gebracht hatte. So schreckensreich für alle junge Mädchen, welche etwa Abscheu vor dem Heirathen haben sollten, das Werk ist, so verstöfst es doch nirgends gegen die poetische Wahrheit und die Möglichkeit, dafs auch im Leben sich Alles so ereignen könne ist vollkommen begründet. Daher möchte ganz besonders Frauen und Mädchen die Lesung des Buchs zu empfehlen seyn, obschon der Vf. auf allen drei Titelblättern das Schiller'sche Distichon anführt: „Immer für Weiber und Kinder; ich dächte, man schriebe für Männer, und überliefse dem Mann Sorge für Weib und für Kind.

Die Zeit, in welcher der Roman spielt, umfafst die letzten Lebensjahre August III. von Polen, die kurze Regierung seines Nachfolgers und die ersten Jahre des folgenden Herrschers. Der Hauptschauplatz ist insbesondere Sachsen, doch auch Polen, Preufsen, England und Nordamerika. Die Nichtswürdigkeit eines Mannes und die Unerfahrenheit der jungen Heldin des Romans legen den Grund zu dem unsäglichen Unglücke, welches sie bis an ihr Lebensende, welches durch die Hand eines verzweifelten, an ihr zum Mörder werdenden, Liebhabers, der ihr Bediente war, herbeigeführt wird. Personen und Begebenheiten sind gut gruppirt, die auftretenden Charaktere höchst mannichfaltig, aber alle bis zu den unbedeutendern treffend gezeichnet und durchgeführt. — Rec. kann diesen Roman nur empfehlen, und seine Ausstellung, die er nicht unterdrücken mag, geht nur dahin, dafs der Leser, durch das ununterbrochene Unglück, welches Bosheit der jungen Dame bereitet, zu sehr gequält wird.

Druck und Papier sind, wie man es von Hn. *Brockhaus* gewohnt ist, sehr gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

LITURGIK.

Mainz, b. Kupferberg: *Der Geist des Christenthums, dargestellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligen Kunst.* Von Dr. *F. A. Staudenmayer*, Professor der Theologie in Giefsen. 1835. *Zwei* Theile. 693 S. kl. 8. (2 Rthlr. 4 gGr.)

Billig mufste Hr. *St.* den Titel seines Buches vollständiger geben und schreiben: „Der Geist des Christenthums dargestellt in den heil. Zeiten u. s. w. *der römisch-katholischen* Kirche." Nur von ihr ist hier nämlich die Rede. Vielleicht aber sollte gerade durch den universelleren Titel auch der protestantische Leser um so eher angezogen werden. Vielleicht ging Hr. *St.* von dem Grundsatze aus, dafs alle kirchlichen Gemeinschaften, die sich von der römisch-katholischen Kirche losgesagt haben, doch des wahren christlichen Geistes entbehren, also auch bei einer Darstellung desselben nach den Formen des Kultus gar keine weitere Berücksichtigung verdienen. Vielleicht war Beides der Fall. — Wie dem seyn mag: aus der Vorrede wie aus dem ganzen Charakter des Buches ergiebt sich, dafs sich Hr. *St.* unter seinen Lesern ziemlich unwissende Leute denken mufs. Der „gute Jüngling", an den er sich durchweg und oft mit recht lustigen Apostrophen wendet, weifs nicht, was die „Horen" bedeuten (S. 40). Er mufs bei Erwähnung des Schreckhorns und Wetterhorns (S. 693) in einer Note daran erinnert werden, dafs dies „höchste Bergspitzen in der Schweiz" sind u. dgl. m. Leuten dieser Art läfst sich nun freilich über den katholischen Kultus viel Schönes sagen. Es läfst sich da auch mancherlei für den Geist des Christenthums ausgeben, was mit demselben im schroffsten Widerspruche steht. Sie lassen sich leicht durch glänzende Schilderungen und hochtönende Redensarten blenden, ohne das Schiefe und Unwahre derselben einzusehen und sind gutmüthig genug, für baare Münze anzunehmen, was ihnen in schimmernder Einfassung geboten wird. Hr. *St.* hat nun auch wirklich nach seinen Kräften das Mögliche gethan, um in der neumodischen beliebten Weise den katholischen Kultus zu idealisiren und ihn als einen wahren Schatz der höchsten Gedanken und als den reichsten Quell der kräftigsten Anregungen für christliches Leben selbst dann darzustellen, wenn die Sache noch so faul ist und wenn die entschiedensten Mifsbräuche und die verderblichsten Auswüchse sich in die Kultus-Formen eingeschlichen haben. Die Principien, auf denen die letzteren beruhen, werden verrückt und verschoben, bis das Unding, welchem er seine Gedanken unterlegen will, in einem wenigstens erträglichen Lichte dasteht. In einem unnützen Schwall von Worten wird die einfache Wahrheit ersäuft. Widersprüche in der Darstellung werden ignorirt und wenn Dies oder Jenes, was auch dem einfachen Verstande nach seiner Verwerflichkeit einleuchten mufs, sich vorfindet, so wird dies wohlweislich mit Stillschweigen übergangen. — Dies ist nach des Rec. Ansicht das Charakteristische des Buches. — Die der folgenden Inhalts-Anzeige beigefügten Bemerkungen sollen dieselbe, so weit es der Raum gestattet, motiviren.

Der *erste* Theil (S. 1—246) beschäftigt sich mit dem Sonntags- und dem Weihnachts-Cyklus. — In der Einleitung dazu verbreitet sich Hr. *St.* über die Bedeutung der festlichen Zeiten im Allgemeinen. Allein zu einer klaren Entwickelung derselben kömmt es nicht. Der richtige Gedanke, dafs jedes eigenthümlich christliche Fest eine geschichtliche Grundlage haben müsse, wird nicht festgehalten. — Natürlich! Wie wäre denn der Vf. sonst weiter unten z. B. mit der Himmelfahrt Maria's zurecht gekommen? Wie gleich jetzt mit Allerheiligen und Allerseelen, welche S. 15 den drei Haupt-Festen gewissermafsen als vierter Festkreis coordinirt werden, um die Quatember und dadurch eine Parallele mit den vier Jahreszeiten herauszubringen, auf welche fortwährend das gröfste Gewicht gelegt und die bis zum Ekel zu einer Menge theilweise ziemlich sentimentaler Naturschilderungen benutzt wird. — Und was denkt denn nun Hr. *St.* unter den Heiligen? „Vollendete (d. h. doch hier wohl abgeschiedene) Geister, die, Jeder auf seine Weise, das Heilige im Leben geoffenbart haben und jetzt noch fortfahren, in der Herrlichkeit ihres Wesens, gemäfs des (*m*) ihnen eingebornen Lebensgedankens, den göttlichen Geist zu offenbaren, der sich in ihnen verherrlicht." S. 16. Die biblischen Beweisstellen dafür sind 1 Kor. 12, 4 bis 7; 15, 41—49; Matth. 13, 43. Nun wollen wir, wiewohl uns das auch nach andern Stellen des Buches leicht werden würde, dem Vf. hier weder naturphilosophische Gedanken im schlimmen Sinne, noch ein absichtliches Umdeuten der Schriftstellen Schuld geben. Die Frage mufs er uns jedoch erlauben, ob er denn nicht ein Mal zu *jenen* Heiligen gehören will? Jeder Christ mufs es. Aber freilich: Hr. *St.* wird schwerlich vom Papste kanonisirt werden, der es recht gut weifs, dafs selbst eine Günther'sche und die ihr verwandte Staudenmayer'sche Philosophie zu-

letzt doch nicht in seinem eigentlichen Interesse arbeitet. Und so ist dann die Kanonisation, die Bedingung, unter welcher die römische Kirche den bei weitem gröfsten Theil ihrer Heiligen für den Cultus Etwas gelten läfst, übergangen. Von der Fürbitte derselben ist dagegen später nur ganz beiläufig die Rede, wie wenn sich dieselbe ohne weiteres verstände; vom *thesaurus operum supererogationis*, der damit so genau zusammenhängt, wird harmloser Weise gar nicht gesprochen. Was über den Sonntag gesagt wird, ist, so weit es die Probe hält, das Bekannte. Eine tiefere Begründung des Gedankens, dafs Gott *selbst* den *Sonntag* festgesetzt habe als seinen *eigenen* Tag, sucht man vergebens. Nach einigen zusammenhangslosen Sätzen ist der Vf. bei dem Resultate: „So ist der Sonntag der Tag, an welchem wir die Religion feiern, also die Feier der Religion. Und da die Religion für den Menschen das ist, was die Sonne für unsere Erde; so ist die Religion so recht der ewige Sonntag des Lebens und der Sonntag der Tag der Religion." Das sind doch geistreiche Reflexionen und schlagende Argumente. — Die Schilderung der Sonntagsfeier S. 78 ff. ist — und an sich haben wir gar nichts dagegen — ideal gehalten und recht lebendig. Wenn's nur nicht aussähe, als hätten die armen nicht katholischen Christen gar keinen rechten Sonntag.

S. 49 ff. kömmt Hr. *St.* zum Advent. — Die Bedeutung desselben ist S. 50 einseitig nur so gefafst, als müsse in dem Gemüthe jedes Christen vorgehn, was vor der Erscheinung Christi vorgegangen war „in dem Gemüthe der Welt": Erkenntnifs und Gefühl der Sünde und des Elendes aus ihr, Schmerz und Reue, Vorsatz zur Besserung, tiefe Sehnsucht nach einem Heilande und nach dem Leben in seiner Gemeinschaft. Es soll eine Zeit der Zerknirschung seyn. S. 79 werden dann dadurch die Fasten und die Verbote der Hochzeiten begründet, mit lästigen Wiederholungen des Frühern. Aber warum soll nicht für die, die sich doch bewufst sind, bereits in der Gemeinschaft mit Christus zu stehen, neben der erstern auch die heitere Seite jener festlichen Zeit hervorgehoben werden, wie die Adventslieder eines Paul Gerhard z. B. es mehrfach thun? Die Rückblicke auf das Wesen des A. B. sind gut S. 64 ff., bis auf die durchaus schiefe Auffassung des Prophetenthums S. 75. Denn womit will Hr. *St.* beweisen, dafs der Prophet an der Spitze des Collegiums der Aeltesten stand als höchstes, geistiges Oberhaupt in Israel, und dafs er der von Gott verordnete oberste Vorsteher der ganzen Theokratie war, der Mittelpunkt des geistigen Lebens u. s. w.? — Noch mehr verfährt sich der Vf., indem er, nach einer wieder möglichst glänzend gehaltenen Schilderung der Rorate-Messen, zu welcher aber *in re* München z. B. ein böses Gegenstück liefern könnte, auf Johannes den Täufer kömmt. — Dieser gröfste der Propheten ist nach Hr. *St.*'s Exegese von Matth. 11, 11. erst zwar noch nicht im Reiche Christi. Gleich darauf aber verdreht er jene Worte so, dafs der Gedanke herauskömmt: „der Gröfste der Propheten, *ist* der Kleinste im Himmelreich"! Und nun frägt er: „Wie fassen wir diesen Ausspruch Jesu"? um sich durch Beantwortung dieser Frage den Weg zu dem Resultate zu bahnen, dafs der Geist jenes Kleinsten im Himmelreiche stets jetzt noch der kleinste Anfang jenes Reiches in uns sey; und um so auf jene einseitige Betrachtung des Advents zurückzukommen. — Dafs mit dergleichen Verdrehungen auch die Marien-Verehrung leicht zu rechtfertigen ist, auf die der Vf. schon bei dem Feste der Empfängnifs kömmt, S. 88, liegt auf der Hand. Maria wird S. 89 geradezu nicht blos für das Ideal ihres Geschlechtes und der vollendeten Weiblichkeit, sie wird selbst für das Bild vollendeter Menschheit erklärt, so weit es der Mensch mit göttlicher Gnade nur seyn könne. — Nach Beweisen dafür darf der gute Jüngling nicht fragen. Genug, wenn ihm versichert wird, sie habe in den Worten Luc. 1, 38 das Höchste ausgesprochen, was gesagt werden kann.

Dafs sich der Vf. bei der Schilderung des Weihnachtsfestes S. 109 ff. besonders aufgenommen haben wird, läfst sich erwarten. Die einfache evangelische Idee geht aber desto mehr unter dem Gepränge, welches er vor uns entfaltet, in Rauch auf. — Als Gewährsmann für den Eindruck desselben gilt ihm der „zarte und fromme Dichter" *Weisflog*, der darin „die Religion von der Prachtseite" erblickte (S. 122). Uns will es gerade hier bedünken, als sey es dem Christenthum von der Nachtseite, wenn wir dem einnehmenden Wesen unbefangen betrachtend, uns an Joh. 4, 24 erinnern. Um den Gamen recht zu heben, folgt S. 129 ff. die Beschreibung einer Weihnachtsfeier im häuslichen Kreise. Sie ist matt und fade gegen Schleiermacher's meisterhafte Behandlung des Gegenstandes, deren Sinn Hr. *St.* schwerlich gefafst haben kann, sonst würde er sich nicht diese Mühe gegeben, um dem Geiste des Christenthums in seiner höchsten Verklärung in jenem wunderbar gemischten katholischen Rituale zu finden, in welchem das „Ehre sey Gott in der Höhe"! u. s. w. seltsam genug mit dem apokryphischen Gebete des Azarias und dem Lobgesange der drei Männer im feurigen Ofen wechselt. — Die Andeutungen über die Leistungen der Kunst zur Verherrlichung des Gegenstandes der Feier werden durch einige allgemeine Bemerkungen, gegen die sich vom ästhetischen Standpunkte aus nichts Bedeutendes einwenden läfst und durch Schlegel's steife Stanzen vorbereitet. Rücksichtlich der Malerei geben sie, wie auch später bei ähnlichen Veranlassungen, dürftige Auszüge aus *Wessenberg's* christlichen Bildern. — Wahrhaft Eigenthümliches haben wir nirgends gefunden. Unter den Componisten wird nicht ein Mal *Händel* genannt.

Wir übergehen die Bemerkungen, welche sich uns weniger bei der nun folgenden Beschreibung des Stephanus- und Johannistages, wohl aber bei dem Feste der unschuldigen Kinder aufdrängten, die der

Vf.

Vf. auch neue als die *fides martyrum* begrüßt wissen will, um unsern Lesern eine Probe zu geben, wie er die „*tiefe* Beziehung der Beschneidung Christi zum neuen Jahre" herauskünstelt: „da, heißt es S. 295, empfing er den Nahen Jesus und in ihm lag seine Bestimmung. Auf gleiche Weise haben auch wir eine ewige Bestimmung. Wie daher nach dem ewigen göttlichen Rathschlüssen — das Evangelium weiß in dieser Beziehung nur von einem Rathschlusse — der Sohn Gottes als der Jesus, der Erlöser, erscheinen sollte, so hat Gott auch unserm Lebensberuf uns von Ewigkeit her vorgezeichnet u. s. w., und so legt auch das Fest es uns nahe, daß wir dieser Bestimmung in dem nun eintretenden Jahre nach Kräften beikommen" u. s. w. — Solche Künsteleien mußte freilich auch wohl der sel. Reinhard anwenden, um eine Reihe von Neujahrspredigten an die Beschneidung Jesu zu knüpfen. Allein er war sich der lockern Beziehungen dabei wohl bewußt und weit entfernt, darin eine aus der Tiefe geschöpfte Darstellung des christlichen Geistes zu finden. — Mit Mariä Reinigung geräth Hr. *St.* zwar etwas in's Gedränge wegen der chronologischen Bestimmung und dem Verhältnisse der Darstellung Jesu im Tempel zur Flucht nach Aegypten. Allein „wir haben uns dadurch um so weniger irre machen zu lassen, je mehr die Kirche auch sonst das Bestreben offenbart, Momente im Leben des Heiligen zusammen zu halten, *um sie desto besser feiern zu können.*" S. 213. Damit ist denn freilich über jeden Versuch, die oft so ungeschickt verbundenen Perikopen auch nur unzustellen, *im Voraus* entschieden. Ueberdieß weiß Hr. *St.* nicht ein Mal, daß blos der Erstgeborne nach jüdischem Gesetz dem Herrn geweiht war. *Jedes* Knäbchen soll es gewesen seyn S. 218. — S. 220. folgt die Beschreibung der Kerzenweihe mit den dabei gebrauchten zum Theil geradezu abergläubischen Gebeten, und S. 225 ein Excurs über den *ersten Kirchengang*. Nach einigen Sentimentalitäten (S. 230) wendet sich der Vf. zu Jesu Lehren und Thaten. Da heißt es denn mit Joh. v. Müller: „Ein Buch, die Bibel, war den Menschen gegeben, welches durch den unendlichen Reichthum seiner großen Ideen allein hinreicht, um den letzten Funken der Erkenntniß des Wahren und Guten vor dem Ersterben zu bewahren und nach Jahrhunderten zu einer weiterleuchtenden Flamme zu entzünden." — Ja wohl! Aber wem verdanken wir's denn, daß diese Flamme wieder leuchtet? — Und je weiter und heller sie leuchtet, desto mehr müssen alle Versuche, der wie dieser in so vieler Hinsicht gegen die Wahrheit der biblischen Ideen angeht, in ihrer Nichtigkeit anerkannt werden.

Der *zweite* Theil eröffnet S. 247 ff. die Darstellung des Oster-Cyklus. — Er soll die That der Welterlösung feiern. Schon dieß ist wieder einseitig, so gewiß die Erlösung nicht *blos* durch das Leiden und den Tod Jesu und durch seine Auferstehung vollbracht ist. — Bei der sehr ausführlichen Betrachtung über die Fastenzeit heißt es über die Fastnacht: „Alles zieht sich dem Zuge der Fröhlichkeit hin. Es scheint fast, als wolle man es mit der Freude übertreiben, einerseits um zu zeigen, daß das geheiligte Gemüth an sich doch unerschüttert durch das Zeitliche sey" — das klingt fast carpocratianisch — „andererseits, um desto mehr die Leerheit fühlen zu können, welche die irdische Freude in der menschlichen Seele zurücklasse — aber ohne Gewissensbisse." — Die weitern Betrachtungen darüber, ob dieß eine *Uebertreibung* der Freude im christlichen Geiste rechtfertigen heißt, kann Jeder selbst anstellen. — Die Sache nur etwas consequent durchgeführt, gelangen wir so zu vortrefflichen sittlichen Maximen. — Auch sieht man nicht, wozu, wenn das in Christo schon geheiligte Gemüth sich unschuldigen Freuden überlassen darf (S. 254), die Kirche nun mit einem Male ihre Fasten-Disciplin eintreten läßt, die nach dem Vf. *überall* strenge Mäßigkeit herbeiführt, wobei aber natürlich der herrlichen Fische auf den Tafeln der geistlichen Herrn nicht gedacht wird. — S. 277 ff. die Charwoche mit ihren Processionen. S. 287 der grüne Donnerstag, freilich ohne Erwähnung der berüchtigten Nachtmahls-Bulle. Wie könnte sie auch in einer Kirche ihre Stelle finden, welche „blos segnet und weiht." S. 336. Auch wird hier so wenig als weiter unten bei der Beschreibung der Abendmahlsfeier S. 503 ff. und des Frohnleichnamsfestes S. 545 ein Grund für die *communio sub una specie* angegeben, wohl aber gar rührend beschrieben, wie der *servus servorum Dei*, den jene Bulle Tags vorher vorlesen läßt, am Charfreitage demüthig auf seinem Throne sitzt. Eben so ist's mit dem Priesterthum der katholischen Kirche. Nach den S. 316 ff. aus dem Hebräerbriefe angeführten Stellen erscheint es gar schwach begründet. Allein weder hier noch unten, wo die Sache wieder berührt wird (S. 382. 462. 516), läßt sich Hr. *St.* auf eine gründlichere Erörterung ein. Es muß sich wohl wieder von selbst verstehen. — S. 326 ff. hätte sich der Vf. dagegen der Rechtfertigung der dem Osterfeste vorangehenden Feuerweihe und der übrigen ähnlichen Gebräuche überheben können. Die Magie, die dabei im Spiel ist, hat ihren guten Grund, wenn wir uns an den unter S. 339 ff. weiter besprochenen Sakramentalien erbauen können, welche die Weihe der Natur bilden sollen. — S. 339 ff. die Ostergebete. — Aber wie sticht doch auch hier das Gebet bei der Weihe der Osterkerze in seiner buntscheckigen Weise und seinem widrigen Schwulste ab gegen das alte herrliche Gebet S. 347, welches auch die evangel. Kirche beibehalten hat! — S. 363 ff. Ablegung des Glaubensbekenntnisses und erste Communion. — Nach einer Betrachtung über das königliche Amt Christi S. 377 ff. und über seine letzten Reden S. 397, die allein schon hinreichen, um das Wesen der wahren Gemeinschaft mit ihm und die Unabhängigkeit des christlichen Geistes von dem römisch-katholischen Kirchenthum und seinem überladenen Cultus zu erweisen, so wie nach breitspurigen

rigen Schilderungen der sog. Bittgänge S. 420 ff. kömmt Hr. St. endlich zum Himmelfahrtsfeste S. 431. Hier begnügt er sich jedoch seltsamer Weise fast allein mit biblischer Relation. Die eigentliche Idee des Festes, die in den Sitzen zur rechten Hand Gottes liegt, wird nicht ein Mal angedeutet. Warum nicht? — Vielleicht deshalb, weil, wenn Christus allein in seiner Gemeinde herrschen soll, er weder eines Statthalters in Rom noch sonst der Priester als seiner Stellvertreter bedarf.

S. 440 ff. Der Pfingstkreis. Ueber den heil. Geist viel Worte, aber wenig klare und scharfe Gedanken. Nach S. 446 soll er den Vater und Sohn erklären. Die Lehre der Bibel ist, dafs er sie *verklärt*. Eingeschaltet werden S. 461 ff. Betrachtungen über die Ordnung des Heils. Dabei S. 474. 501. 502 eine verdeckte Polemik gegen die Rechtfertigung aus dem Glauben, die wir hier nicht weiter aufnehmen wollen, da Hr. *Möhler*, als dessen Trabant sich Hr. *St.* sonst und vielleicht selbst durch diese auf die Laien berechnete Schrift gerirt, namentlich von *Nitzsch* über diesen Punkt gebührend zurecht gewiesen ist. S. 479 ff. vielleicht die schwächste und verworrenste Partie des Buches in der Darstellung der Sakramente und Sakramentalien. — Das Sakrament wird bestimmt als „äufserliche von Christus verordnete Handlung, mit welcher eine übersinnliche Gnadenwirkung verknüpft ist"; aber getrost werden dann die fünf unevangelischen Sakramente besprochen, als wenn sich bei ihnen die Einsetzung durch Christus wieder von selbst ergäbe. Eben so harmlos wird der so complicirte katholische Tauf-Ritus für „sehr einfach" erklärt und S. 484 bei der Beichte Nichts von jenen Pönitenz-Registern erwähnt, in welchen der Bischof nach kathol. Praxis die schweren und leichten Sünden bestimmt und durch die z. B. vor noch nicht gar langer Zeit in Neapel das Verfertigen und Tragen enger Hosen für eine Capital-Sünde erklärt ward. — S. 529 ff. die Sakramentalien mit dem an ihnen zum Theil hängenden magisch-theurgischen Wahne, den Hr. *St.* aber durch sehr zweideutige naturphilosophische Deuteleien zu entfernen sucht. Schade, dafs ihm „der gute Jüngling" hier schwerlich wird folgen können!

Aus dem Inhalte des übrigen Theils, welcher das Trinitatis- und das mit grofser Vorliebe behandelte Frohnleichnams-Fest, die Messe als Mittelpunkt des kathol. Cultus, nach langen, ermüdenden Naturschilderungen der kleineren Feste bis hin zu Allerseelen umfafst und die oben abgebrochenen Betrachtungen über die kirchliche Architektur u. s. w. wieder aufnimmt, nur folgende Stelle über das Messopfer: S. 560 ff. „Die Erlösung schliefst sich an ihre Ursache, das Opfer, an, die, wenn schon nur Einmal und für alle Zeit dargebracht, doch immer erneuert wird. So ist die Gegenwart Christi an wirkliche lebensvolle Momente gebunden und Christus geht durch die Kirche lebendig hindurch, hat *folglich* in ihr ein wirkliches Daseyn, nicht ein leeres, das blos im Andenken besteht, in unlebendiger Erinnerung, die für die Bildung und Heiligung des Menschen jene lebensvolle Gegenwart nicht zu ersetzen vermag und ohne diese selbst nach und nach untergeht. Dieses ist die eine Seite des Abendmahls als Opfer. Nun kommt aber noch die andre in Betrachtung. — Christus, den der Vater aus Liebe uns gesendet, ist Eigenthum des menschlichen Geschlechts geworden. *Deswegen* hält das Geschlecht das von Christus dargebrachte Opfer Gott vor, indem es zugleich bekennt, dafs nur dieser Eine Christus es sey, in welchem es Gott wohlgefällig seyn könne. Und weiter bekennt es, dafs es mit diesem Einen Alles geopfert habe, so dafs es auf jedes andere Opfer von selbst verzichtet" u. s. w.

In der That, Rec. hat Gott schon oft von Herzen gedankt, dafs er ihn im Schofse der evangelischen Kirche geboren werden liefs. Diese Blicke hat jenen Dank von Neuem so lebendig als je in ihm hervorgerufen. — Für Hrn. *St.* aber, der ein so grofser Verehrer *Göthe's* ist, dafs er keine Gelegenheit versäumt, um seine Empfehlung des kathol. Cultus durch Citate aus seinen Gedichten zu würzen, und der selbst bei den Drachen und Krokodilen, welche die Dachrinnen der gothischen Dome bilden, immer an die Worte des Mephistopheles denkt, der von sich sagt, er sey „Ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" S. 652, will er hier eine recht bedeutsame Stelle aus dem Briefwechsel mit *Zelter* (Th. II, S. 349) hersetzen, in welcher *Göthe* dem Freunde schreibt: „der Hauptbegriff des Lutherthums ist sehr würdig begründet. Dieser Grund beruht auf dem entschiedenen Gegensatze zwischen Gesetz und Evangelium; sodann auf der Vermittelung dieser Extreme. Setzt man auf einem höheren Standpunkte statt jener Worte: *Nothwendigkeit* und *Freiheit* mit ihren Synonyma, so siehst Du deutlich, es ist in diesem Kreise Alles beschlossen, was den Menschen interessiren kann. Und so erblickt denn Luther im A. und N. T. das Symbol des grofsen Weltwesens. Dort das Gesetz, welches nach Liebe strebt, hier die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigner Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben. Aus diesem Wenigen geht die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit dem Papstthum hervor. Aber Vereinigung mit reiner Vernunft ist möglich."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

Uebersicht der Literatur des Criminalrechts seit dem Jahre 1830.

Als Ref. vor längerer Zeit es übernahm, eine Uebersicht der criminalistischen Literatur seit dem Jahre 1830 zu liefern, glaubte er nicht, sich zu einer Arbeit von solchem Umfang zu verpflichten, als sie sich ihm bald darstellte, nachdem er Hand an das Werk gelegt hatte. Er hat indefs nicht nöthig, die Schwierigkeiten, welche bei einer solchen Uebersicht zu besiegen sind, den Kennern auseinanderzusetzen, und nimmt weiter nichts, als eine nachsichtsvolle Beurtheilung dieser Arbeit in Anspruch.

Voraus mag daher nur die Bemerkung geschickt werden, dafs Ref., sich im Ganzen an die Ordnung des *Feuerbach*'schen Lehrbuchs anschliefsend, die Uebersicht in *vier* Abschnitten geben wird, wovon der 1ste die allgemeine Literatur, der 2te die Schriften über einzelne Lehren des allgemeinen Theils, der 3te den besondern Theil des Strafrechts und der 4te den Strafproceſs umfassen wird.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Literatur.

I. *Methode der Behandlung, Umfang und System der Criminalrechtswissenschaft.*

So wie bei den Römern zur Zeit der Blüthe der Rechtswissenschaft der strenge Gegensatz zwischen den beiden Schulen der s. g. Proculejaner und der Sabinianer oder Cassianer, von welchen die Einen durch ihr Streben nach einer freiern Fortbildung des Rechts, die Andern durch ihr strengeres Festhalten an dem Ueberlieferten charakterisirt zu werden pflegen, nach und nach sich verlor, so darf man auch hoffen und hat, gestützt auf die neuern Leistungen ausgezeichneter Männer, gewifs hinreichenden Grund dazu, dafs der, vorzüglich auch die Criminalrechtswissenschaft berührende Streit der s. g. philosophischen und historischen Schule nach und nach werde beigelegt werden. Denn die Anhänger der historischen Methode bei der Behandlung des Criminalrechts müssen einsehen, dafs das gelehrte Auskramen alter Formen und Satzungen, und die genaue Herzählung Alles dessen, was vielleicht von den Glossatoren bis auf unsere Zeit Kluges und Unkluges gesagt worden ist, die Wissenschaft nicht ausmacht, und die philosophischen Criminalisten können nicht verkennen, dafs der Wissenschaft des positiven Rechts nichts damit gedient sey, wenn die Philosophie, wie eine grobe Einquartirung den Wirth aus seinem eigenen Hause jagt. Philosophie und Geschichte sind beide von grofsem Werthe für die Wissenschaft, die Eine aber, so wenig wie die Andere, ist *Quelle* des positiven Rechts. Beide in schwesterlichem Vereine zu Hülfe genommen, machen die Darstellung des positiven Rechts erst zu einer *wissenschaftlichen*; denn aufserdem müfste Abraham Sawrs Strafbuch auch schon ein wissenschaftliches Werk genannt werden. Die Philosophie ist nothwendig, um den gegebenen rohen Stoff zu ordnen, zu sichten, auf allgemeinere Principien zurückzuführen und die Vernunftmäfsigkeit derselben zu prüfen. Durch sie werden zweckmäfsige Reformen in der Gesetzgebung vorbereitet, mit ihrer Hülfe Fortschritte zu einem bessern Rechtszustande gemacht werden können. Historische Forschungen sind nützlich und selbst nothwendig, um die bestehenden Rechtsinstitute in ihrer wahren Bedeutung auffassen, verstehen und würdigen zu können; sie sind von Wichtigkeit für die Auslegung der Quellen und können dem Forscher die Ueberzeugung gewähren, dafs ein Institut nicht mehr für die Gegenwart passe, weil seine ursprüngliche Bedeutung eine ganz andere war, und die Grundlagen und Voraussetzungen verschwunden sind.

Nur aus einer Vereinigung der s. g. historischen und philosophischen Methode wird also wahrer Gewinn für Wissenschaft und Gesetzgebung zu ziehen seyn. Namentlich wird auch bei dem grofsen Werke der Abfassung neuer Strafgesetzgebungen der Gesetzgeber eben so fern davon seyn müssen, „die vergangenen Jahrhunderte aus dem Buche der Zeit wegzustreichen", als er sich nicht damit begnügen wird, das bestehende Recht, weil es bestehe und deshalb auch gut seyn müsse, blos zusammenzustellen und es dann seinem Schicksale zu überlassen, und höchstens durch Entscheidung einzelner Controversen oder gesetzliche Fixirung des Gerichtsgebrauches nachzuhelfen. In dieser Art spricht sich kurz vor Anfang der Periode, über die wir hier Bericht er-

statten, ein Mann aus, der als gründlicher Forscher, aber auch als strenger Anhänger der historischen Schule schon aus frühern, gewifs verdienstvollen, Arbeiten bekannt ist. Wir meinen

F. A. Biener, Ueber die historische Methode und ihre Anwendung auf das Criminalrecht, im Neuen Archiv des Criminalrechts, Bd. X. S. 476—512. 605—633,

worin der Vf. die verschiedenen Methoden genau zergliedert und dann die von der historischen Methode zu lösende Aufgabe zu bestimmen sucht. Allein wenn wir auch die obige Ansicht in Beziehung auf das Civilrecht als ausreichend anerkennen wollen, so können wir sie doch bei dem gegenwärtigen Zustande unseres s. g. gemeinen Strafrechts in Deutschland durchaus nicht billigen, worüber sich auch *Hepp* in der neuern Schrift „*über die Gerechtigkeits- und Nutzungstheorie des Auslandes*" S. 1 ff. sehr treffend ausgesprochen hat.

Ueber die Frage, ob das Criminalrecht Theil des *öffentlichen* Rechts sey, findet sich manches Gute in *J. Schauberg*, über die Begründung des Strafrechts, München 1832. S. 3—16.

In enger Verbindung mit der Methode der Behandlung des Criminalrechts stehen die Fragen, ob die *Philosophie* des Strafrechts *Quelle* des positiven peinlichen Rechts genannt werden könne? — in welchem Sinne der allgemeine Theil des Criminalrechts der *philosophische* genannt werden könne? und aus welcher Quelle der Richter die Unbestimmtheit der Strafgesetze zu ergänzen habe. Die zweite dieser Fragen (beiläufig aber auch die erste und dritte) wird in einem Aufsatze von *Jordan* im Neuen Archiv Bd. XI. S. 211 ff. behandelt. Mit Recht führt der Vf. aus, dafs die Philosophie *überhaupt* nicht Quelle des positiven Rechts seyn könne, und deshalb auch nicht *für einzelne Theile* des positiven Strafrechts; dafs daher der *allgemeine* Theil nicht mehr und nicht weniger philosophisch seyn dürfe, als der *besondere* oder s. g. *positive*, beide aber eine philosophische oder wissenschaftliche Behandlung in Anspruch nähmen.

Bekannt ist auch der Streit, *ob der Criminal-Proceſs wirklich in das Gebiet der Criminalrechtswissenschaft gehöre*, oder nur Theil des Proceſsrechts sey und, wie *Feuerbach* sagt, nur aus Bedürfnissen des akademischen Unterrichts damit verbunden werde. Eine Abhandlung über diese Frage, worin eine *media sententia* zu begründen versucht wird, lieferte *Jordan* im Neuen Archiv Bd. XI. S. 230—238. Die Ansicht desselben geht nämlich dahin, dafs der Criminalproceſs in gewissen Beziehungen *beiden zugleich* angehöre, der Criminalrechtswissenschaft, insofern er die rechtliche Möglichkeit der wirklichen Strafzufügung begründet, dem Proceſsrecht, insofern dessen Gattungsmerkmale (gerichtliche Ausgleichung der durch willkürliche Handlungen oder Unterlassungen gestörten Rechtsordnung) auch dem Criminalproceſs eigen seyen.

Ueber die systematische Anordnung des besondern Theils des Criminalrechts finden sich gute Bemerkungen in *Klenze* Lehrbuch des Strafrechts. Berlin 1833. Vorrede — und eine eigene Abhandlung von *Abegg* im Archiv des Criminalrechts. Jahrgang 1835. S. 367—416. Der geistreiche Vf. dieser Abhandlung glaubt, nachdem er die Ordnung der einzelnen verbrecherischen Handlungen in den Quellen des römischen und canonischen Rechts und der P. G. O. mit einander verglichen hat, mit *Roſshirt, dafs im Ganzen* das System der P. G. O. auch für unsere Zeit am ehesten zur Grundlage anzunehmen und beizubehalten sey. Er findet zunächst den Unterschied von *öffentlichen* und *Privatverbrechen* in der P. G. O. anerkannt und nicht undeutlich ausgedrückt (S. 382 bis 385), er erblickt in dem sich im germanischen Systeme darbietenden Gegensatz von Verletzungen *der Person selbst* und *Rechten, welche der Person zustehen*, bei den nicht öffentlichen Verbrechen eine auch in der Wissenschaft beizubehaltende Classification (S. 385—387) und sieht auch schon den Unterschied zwischen *gemeinen* Verbrechen und Verbrechen *besonderer Stände*, namentlich der Beamten, in den Quellen selbst angedeutet, sowie auch die Eintheilung in *gemeingefährliche* und *individuell gefährliche Verbrechen*. (S. 387—391) Hieran schliefsen sich gute Bemerkungen über die Unterscheidung von s. g. *formellen* und *materiellen* Verbrechen, welche sich auf die in römischen Rechten hervortretenden *drei* allgemeinen Verbrechensformen „*vis, falsum* und *iniuria*" und auf die *beiden* der Carolina „Verrätherei und Vergewaltigung" gründet. (S. 391—397) — An diese Nachweisung des Ursprungs der wichtigsten Eintheilungen der Verbrechen aus den Quellen des gemeinen Rechts, schliefsen sich einzelne Bemerkungen über mögliche oder wirklich gemachte Classificationsversuche, indem der Vf. im Allgemeinen auf die im Ganzen gebilligte Darstellung von *Roſshirt*, in dessen Entwickelung der Grundsätze u. s. w. S. 508 f. verweist. — Er sucht zu zeigen, dafs es ganz unzulässig seyn würde, die Verbrechen nach Verschiedenheit der *Strafübel* oder der verbrecherischen *Triebfedern* zu ordnen (S. 398—402), *dafs* dagegen die Anordnung nach dem Gegenstande des Verbrechens mit Berücksichtigung der Form der Handlung und der subjectiven Unterscheidungsmerkmale unsern Quellen entspreche, ohne dafs sich die Wissenschaft und Lehrmethode streng an die Folgereihe in den Quellen selbst binden könne, indem sie vielmehr auf den innern Zusammenhang der verbrecherischen Handlungen zu sehen habe. (S. 402 bis 416).

II. *Quellen der Criminal-Rechtswissenschaft.*

Indem wir hierbei die Leistungen der neuern Zeit in Beziehung auf die den verschiedenen Zweigen der Rechtswissenschaft gemeinschaftlichen Quellen, z. B. die neuern Ausgaben des Corpus iuris und der Ueberbleibsel des vorjustinianischen Rechts übergehen, beschränken wir uns auf die dem Criminalrecht eigenthümlichen Quellen des gemeinen Rechts. Doch müssen wir leider gestehen, dafs, abgesehen

von einzelnen Beiträgen zur Erläuterung dieser oder jener Stelle des römischen und germanischen Rechts, wovon hier nicht die Rede seyn kann, in den letzten Jahren wenig geschehen ist. So fehlt es z. B. noch immer an einer dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechenden Ausgabe der Carolina, obgleich *Biener* in seiner Geschichte des Inquisitions-Processes die an eine solche Arbeit zu machenden Anforderungen herausgestellt hat. Interessante durch die Gelehrsamkeit und Gründlichkeit des Vfs schätzbare *Beiträge für die Geschichte der Entstehung der Carolina und über einige noch unbenutzte Hülfsmittel zur Auslegung derselben* lieferte *Birnbaum* im N. Archiv des Criminalrechts. Bd. XII. S. 390—448. Auch ist die als Vorgängerin der Carolina bekannte Maleliz-Ordnung Kaisers Maximilian für Tyrol von 1499, auf welche *Martin* zuerst vermuthungsweise als eine von Schwarzenberg benutzte Quelle aufmerksam machte, und deren Zusammenhang mit der Carolina *Mittermaier* im Neuen Archiv des Criminalrechts durch eine Vergleichung mit der neuaufgefundenen Halsgerichtsordnung für die Stadt Ratolphzell von 1506 näher zu begründen suchte, — in *Weiske's* Abhandlungen aus dem Gebiete des deutschen Rechts. Leipzig 1830. von Neuem gedruckt worden.

Um nun wenigstens kurz den Inhalt der vorhinerwähnten gelehrten Abhandlung von *Birnbaum* anzudeuten, so sucht derselbe nachzuweisen (S. 392—400), dafs die alte früher blos auf die Staatsverfassung bezogene Eintheilung Deutschlands in die Länder des sächsischen und fränkischen Rechts auch auf das Criminalrecht von entschiedenem (?) Einfluss gewesen sey, indem namentlich in den fränkisch-allemannischen Ländern das römische Recht und italienische Strafansichten und Strafbestimmungen schon lange vor der Carolina Eingang gefunden hätten. Daraus erkläre sich die gröfsere Uebereinstimmung der fränkischen *Land-* und *Stadtrechte*, in ihrem criminalrechtlichen Theile, die gerade als wichtig für die Auslegung der Carolina betrachtet werden müsse. — Als dergleichen auf fränkisches Recht gebauten *Landrechte* werden dann (S. 402) namentlich aufgeführt: das Landrecht Philipps von Elsafs von 1190 für einen Theil Flanderns, welches mit der Cora Seelandiae übereinstimme, das Hennegauer von 1200 u. m. a., in welchen sich eine Uebereinstimmung mit der Carolina nicht verkennen lasse. Gleiches wird hinsichtlich einer Anzahl *Stadtrechte* (S. 407) des 12ten und späterer Jahrhunderte nachzuweisen versucht. Als wichtig für das deutsche Criminalrecht betrachtet der Vf. insbesondere das Rechtsbuch des Landes von Voorne (S. 414). Er vermuthet (S. 421), dafs eine Hauptquelle für die Carolina das in Ländern fränkischen Rechts und überhaupt im *Rothweilschen* Gerichtszwang damals geltende Recht gewesen sey und erklärt sich daraus die schnellere Verbreitung der Carolina in diesen Gegenden, als in Sachsen und Baiern, das zu diesem Gerichtszwange nicht gehörte. Hierauf wird (S. 424) die weitere Vermuthung gebaut, dafs der erste Entwurf der Carolina wohl nur für die Länder des fränkischen Rechts bestimmt gewesen sey. Auch hält es der Vf. für nicht unwahrscheinlich, dafs schon 1495 und 1507 ein Entwurf existirt habe (S. 428). Dann wird noch auf das Rechtsbuch der Stadt Lüttich (S. 434), *Coutume de Limbourg* und zum Schlufs auf ein Werk von *Jacob Salwechter* als Hülfsmittel, vielleicht selbst Quelle der P. G. O. aufmerksam gemacht, und das Versprechen ertheilt, dafs der Vf. mit Hülfe der angegebenen Auslegungsmittel demnächst einige Lehren des gemeinen deutschen Criminalrechts bearbeiten werde. So wenig begründet nun diese Hypothesen auch seyn mögen, so mufs man doch dem Geiste und der Gelehrsamkeit *Birnbaums*, welche er auch in dieser Abhandlung bethätigt hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Die letzte der Hypothesen ist übrigens auch schon von *Wächter* in einer Abhandlung im Archiv des Criminalrechts Jahrg. 1834. S. 82 als völlig ungegründet nachgewiesen worden. Er zeigt, dafs dies angebliche Werk von *Salwechter* weiter nichts als eine holländische Uebersetzung von *Perneders* Halsgerichtsordnung, gedruckt 1544, ist, und demnach keine Quelle der Carolina seyn kann. — Auch hat *Birnbaum* hierauf erklärt, dafs ihn im Ganzen die *Wächter*'sche Widerlegung überzeugt habe. *Archiv* des Criminalrechts. Jahrg. 1835. S. 122 ff.

In einem Aufsatze von *Wächter*:

Ueber die lateinischen Uebersetzungen der Carolina und ihre Wichtigkeit für die Auslegung der letztern im N. Archiv des Criminalrechts. Bd. XII. S. 82—100.

sucht der Vf. zunächst gegen *Spangenberg* (N. Archiv Bd. VII. Nr. 16) auszuführen, dafs bis jetzt nur *eine* Ausgabe der Goblerschen Uebersetzung (von 1543) bekannt sey, indem das von *Koch* beschriebene Tübinger Exemplar, so wie das von *Spangenberg* beschriebene Cellesche und ein in *Wächter's* Privat-Bibliothek befindliches Exemplar sämmtlich von der nämlichen Auflage seyen. Alsdann zeigt *Wächter*, dafs das bisherige gewöhnliche Urtheil über den Werth der Goblerschen Uebersetzung, welche der von Remus von den Meisten nachgesetzt werde, durchaus unrichtig sey; dafs, wenn auch die Auctarien fades Geschwätz seyen, die *Uebersetzung* selbst doch als die *getreuere* und *ältere* vor der *spätern Paraphrase* des Remus bei Weitem den Vorzug verdiene. Es ist dies im Wesentlichen schon das Urtheil von *Walch* in der Introductio zu dem bekannten Glossarium S. 62. Zum Schlufs macht *Wächter* an einigen Beispielen auf die Wichtigkeit der Uebersetzungen, namentlich der *Gobler*'schen für die Auslegung aufmerksam.

Noch ist zu erwähnen eine Abhandlung von *Abegg*:

Bemerkungen über den strafrechtlichen Theil von *Justinus Gobler's* Rechtenspiegel und gerichtlichem Proceis, Ein Beitrag zur criminalistischen

schen Literärgeschichte — im Archiv des Criminalrs. Jahrg. 1835. S. 1—29.

Sowie *Wächter* in der vorhin erwähnten Abhandlung den Werth von *Gobler's* Uebersetzung ans Licht gestellt hat, so sucht hier *Abegg* durch eine kurze Darstellung des im 8ten Theile des Rechtenspiegels von *Gobler* behandelten gemeinen deutschen Strafrechts nachzuweisen, dafs auch diese Arbeit *Gobler's*, als eines Zeitgenossen Carls V. von Wichtigkeit für die Kenntnifs der Einführung und Geltung der verschiedenen Principien des fremden und einheimischen Rechts und ein brauchbares Hülfsmittel zum Verständnifs der Carolina sey. Insbesondere wird darauf aufmerksam gemacht, dafs auch hierdurch der Beweis geliefert werde, wie der gemeine Gebrauch, die damalige Wissenschaft und Praxis als die gemeinschaftliche und vorzüglichste Quelle der Carolina und der ältern Strafordnungen betrachtet werden müsse. — So findet der Vf. in dem Schweigen *Goblers* über die Appellation eine Bestätigung der gewöhnlichen Ansicht über die Unstatthaftigkeit derselben. — Zum Schlufs wird auch *Goblers gerichtlicher Proceſs* einer Betrachtung unterworfen.

Was die *Quellen des römischen Rechts* betrifft, so erwähnen wir hier nur die neue Ausgabe der meistens Criminalrecht enthaltenden

Lex Dei sive Mosaicarum et Romanarum legum Collatio. E codicibus manuscriptis Vindobonensi et Vercellensi nuper repertis, auctam atque emendatam edidit, notis indicibusque illustravit Frid. Blume. Bonnae 1833. 8.

wodurch wir endlich einen mit Benutzung der beiden neu entdeckten Manuscripte und der Scaligerischen Abschrift, sowie durch Conjecturalkritik des Herausgebers berichtigten und geläuterten Text erhalten haben.

Ueber das römische Recht als Quelle des deutschen Criminalrechts hat *Rofshirt* im N. Arch. des Crrs. Bd. XI. S. 1—38. und S. 371—433. eine noch unvollendete, nur das Zeitalter der *Quaestiones perpetuae* noch umfassende Abhandlung geliefert, die das Gepräge des fleifsigen Quellenstudiums des Vfs. an sich trägt. Der Zweck dieser Abhandlung ist nach den eignen Worten des Vfs. „Einiges über den Bildungsgang des römischen Criminalrechts von den ältesten Zeiten bis herunter auf Justinian anzuführen, um daraus zu erkennen, in welchem Geiste in den verschiedenen einzelnen Perioden der römischen Geschichte das Criminalrecht aufzufassen ist, und auf welche Weise es sonach für uns weniger, wie bis hieher in den Worten der Pandekten und Codexstellen, als im sicherer begriffenen Zusammenhange des Ganzen anwendbar gemacht werden mufs." Das Beste liefert der Vf. ohne Zweifel in dem 2ten Kapitel über die *Quaestiones perpetuae*, ein Punkt der in der That noch fast gar nicht bearbeitet ist. — Streng genommen, gehört diese Abhandlung in das Gebiet der Geschichte des Strafrechts und des strafrechtlichen Verfahrens. Das Resultat der Untersuchung über das Verfahren der damaligen Zeit, wovon ein kurzes Bild desselben (S. 380 ff.) entworfen wird, ist kein Anderes, als dafs neben den *Iudiciis* der *quaestiones perpetuae* die Popularjurisdiction sowohl an sich als auch in der Richtung einer concret angeordneten *quaestio* allerdings noch vorkam, bis zu der Zeit, wo überhaupt die Comitial-Wirksamkeit erstickt wurde. Dann folgt (S. 399 ff.) eine nähere Betrachtung der einzelnen *Quaestiones perpetuae*. — Vergl. auch über den Charakter des ältern römischen Strafrechts *Abegg* in den Abhandlungen aus dem Gebiete der Strafrechtsw. Breslau 1830. S. 723 ff. Eine *Diss.* von *de Bosch-Kemper, de indole iuris crim. apud Romanos.* Lugdun. 1830. kennt Ref. nur aus Ausführungen Anderer.

Geschichtliche Ausführungen über die Quellen des *römischen* Criminalrechts finden sich in einer neuern Schrift von

K. S. Zachariä, Lucius Cornelius Sulla. Heidelberg 1834. Abth. 2. S. 17 ff.

und über das *canonische* Strafrecht in

L. Fr. Eichhorn Grundsätze des Kirchenrechts. Gött. 1833. Bd. II. S. 67 ff.

Rühmliche Erwähnung verdienen endlich noch eine Sammlung sämmtlicher Quellen des gemeinen deutschen Criminalrechts, wenigstens insoweit sie in dem so weit verbreiteten und noch unübertroffenen *Feuerbach*ischen Lehrbuch allegirt werden, wir meinen das

Corpus iuris criminalis, quod per Germaniam valet, communis academicum, secundum systema Anselmi de Feuerbach digessit — — edidit Herm. Jul. Kittler. Lips. 1834. XII u. 601 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Collectio omnium locorum, qui in Anselmi de Feuerbach elementis iuris crim. ex fontibus citantur.

Die Gründe, welche der Herausgeber in der lateinisch geschriebenen Vorrede zur Rechtfertigung dieses Unternehmens vorträgt, mufs Ref. auf das vollkommenste billigen. Die wenigsten Studirenden und (man kann auch sagen) Richter und Advocaten sind im Besitze sämmtlicher gemeinrechtlichen Quellen, wenn auch *vielleicht* ein Jeder sein *Corpus iuris civilis* und *canonici* hat. Viele kennen die P. G. O. nur aus den Citaten in den Vorlesungen und so kommt es, dafs selbst Ankläger und Defensoren oft noch Anträge machen und Behauptungen über den Inhalt der Gesetze aufstellen, über die der Kundige sich eines Lächelns nicht enthalten kann, — die andern Reichsgesetze, die den wenigsten zugänglich sind, gar nicht zu gedenken. Der Herausgeber dieses Werkes verdient aufserdem das Lob, dafs seine Arbeit ähnliche, das Römische Civilrecht betreffende, an Gründlichkeit und Genauigkeit bei Weitem übertrifft. Denn es sind nicht etwa die Gesetzesstellen aus einer beliebigen Quelle abgedruckt und an einander gereiht, sondern auch abweichende Lesarten in den verschiedenen Ausgaben oder Manuscripten bemerkt und, was hauptsächlich Lob verdient, die Artikel der Carolina in steter Vergleichung mit den Abweichungen ihrer Mutter und Schwester zusammengehalten. Am Ende des Werks findet man einen genauen *Index rerum* und einen von vieler Belesenheit zeugenden *Index legum* nach Art des *Hommel*schen *Corpus iuris civ. cum notis variorum.* Zu wünschen wäre übrigens, dafs der Herausgeber auch auf die lateinischen Uebersetzungen der Carolina Rücksicht genommen hätte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

Uebersicht

der

Literatur des Criminalrechts

seit dem Jahre 1830.

(*Fortsetzung von Nr.* 48.)

III. *Geschichte des Strafrechts.*

Seit *Henke's* Versuch einer Geschichte des peinlichen Rechts war, einzelne historische Erörterungen über das römische und deutsche Criminalrecht abgerechnet und abgesehen von den Leistungen eines *Eichhorn* in der deutschen Staats-, und Rechtsgeschichte und eines *Grimm* in den deutschen Rechtsalterthümern, weder die Geschichte des peinlichen Rechts im Ganzen noch die Geschichte des germanischen Strafrechts insbesondere bearbeitet worden, als das juristische Publicum durch die

Geschichte der deutschen Strafgesetze von Dr. *Karl August Tittmann*, Königl. Sächs. Hof- und Justiz-Rathe u. s. w. Leipzig 1832. 306 S. 8.

erfreut wurde. Schon der Name dieses berühmten Rechtsgelehrten mufste diesem Buche eine günstige Aufnahme verbürgen. Indessen mufs Ref. doch gestehen, dafs dasselbe seinen Erwartungen nicht völlig entsprochen hat. Offenbar enthält das Buch eines Theils mehr als der Titel besagt, nämlich nicht blos eine Geschichte der deutschen Strafgesetze, sondern zugleich eine genaue Schilderung der Fortbildung der einzelnen strafrechtlichen Lehren und Ansichten, so wie des deutschen Strafverfahrens, dessen Detail in den verschiedenen Perioden mit Gründlichkeit behandelt ist. Es ist aber auch andern Theils nicht zu verkennen, dafs das Buch eine *frühere* aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts herrührende Arbeit des Vfs. ist, bei deren Durchsicht und Vervollständigung die neuern Leistungen nicht hinreichend benutzt sind. Hieraus erklärt sich theils der Reichthum der *ältern* und die Mangelhaftigkeit der *neuern* Literatur, theils das Mifsverhältnifs hinsichtlich des Umfangs welchen namentlich die Bearbeitung der letzten Periode im Vergleich zu den frühern Perioden einnimmt. Denn während der erste Zeitraum 70 Seiten, der zweite gegen 170, der dritte ungefähr 60 Seiten umfafst, ist der vierte Zeitraum, der die Periode von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die jetzige Zeit umfafst, auf 10 Seiten abgefertigt, enthält keine innere Geschichte mehr und liefert über die neuen deutschen Strafgesetzgebungen, man kann sagen, nicht so viel als man fast in jedem Compendium findet. Vgl. N. Archiv Bd. XIII. S. 432 ff.

Als einzelne Beiträge zur Geschichte des deutschen Strafrechts und der deutschen Strafgesetze sind anzuführen:

Wächter ad historiam Const. crim. Carol. Lips. 1835,

worüber Ref. noch nichts näheres berichten kann. Historische, das *Verfahren* betreffende Beiträge sind:

Hefftter, *Bemerkungen über das Bahrrecht.* Archiv des Criminalrechts. 1835. S. 464 ff.

G. v. Lamberg, *Criminal-Verfahren vorzüglich bei Hexen-Processen im ehemaligen Bisthum Bamberg in den Jahren* 1624 — 1630. Aus actenmäfsigen Urkunden. Nürnberg. 3. A. (1835?)

woraus wir ersehen, welches furchtbare Unwesen mit den Hexenprocessen im Bisthum Bamberg getrieben worden ist. Wir erfahren, dafs in den genannten 6 Jahren nicht weniger als 900 Untersuchungen wegen Hexerei im Gange gewesen und dafs, beinahe immer erst in Folge der gebrauchten Folter 307 Individuen, theils lebendig verbrannt, theils vorzüglich in den letzten 3 Jahren zuerst geköpft und dann verbrannt worden sind. Wie wenig man sich bei diesen Processen hinsichtlich des Verfahrens an die Bestimmungen der *Bambergensis* oder *Carolina* gebunden hat, dafür werden schaudererregende Beispiele beigebracht. Den merkwürdigen und bisher noch nicht hinreichend erklärten Umstand, dafs die Schlachtopfer selbst an ihre Verbindung mit dem Teufel geglaubt haben (vgl. *Konopack* im N. Archiv des Crr. Bd. I. S. 304 ff.), sucht der Herausgeber

dadurch zu erklären, dafs sie durch betrügerische Spiegelfechtereien ihrer Verführer getäuscht worden seyen.

Ferner ist zu erwähnen:

Vervemung des Herz. Heinrich des Reichen von Baiern durch die heimliche Acht in Westphalen. Ein vollständiger Vemproceſs nach neuentdeckten Urkunden dargestellt von Dr. *Bernh. Thiersch*, Direct. des Königl. Gymn. zu Dortmund. 1835. Essen. 144 S. 8.

Der Vf. war so glücklich in dem Archive der Stadt Dortmund, welche einst den obersten Stuhl der Vem besafs, achtzig auf die Vervemung Herz. Heinrich des Reichen in den Jahren 1429 — 1431 sich beziehende Urkunden aufzufinden. Man erhält indefs hierdurch eben keine neuen Aufschlüsse über das eigentl. Verfahren, da es nur ein Contumacial-Proceſs ist, in welchem der Kläger, da der Beklagte ungehorsam der Ladung nicht Folge leistete, einfach zum Beweis zugelassen und letzterer dann für recht-feind und sicherlos erklärt und von Land und Leuten entsetzt wurde. Interessant sind die Urkunden namentlich in sofern, als man sieht, wie felsenfest die Freigrafe selbst der Einmischung des Kaisers Siegismund trotzten.

IV. *Dogmatische Darstellungen des ganzen Strafrechts. Lehr- und Handbücher des Strafrechts.*

Die Periode, worüber wir Bericht zu erstatten haben, ist nicht arm an Bearbeitungen des ganzen Strafrechts, wobei wir indessen auch die neuen Ausgaben von schon früher erschienenen Werken zu erwähnen haben. Machen wir mit den letztern den Anfang, so bietet sich uns zuerst das

1) *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts* von Dr. *Anselm Ritter von Feuerbach.* Eilfte verbesserte Ausgabe. Gieſsen 1832. XX u. 428 S. 8.

zur Beurtheilung dar. Zum letzten Male hat unser groſser nun (für seine Verehrer viel zu früh) hinübergegangene Meister die Hand an dieses Werk gelegt, dessen Verdienste zu anerkannt sind, als dafs es hier noch einer Empfehlung bedürfen könnte. Dafs auch durch dieses Lehrbuch des unsterblichen Feuerbach, welches seit 1801 im Durchschnitt alle 3 Jahre eine neue Auflage erlebt hat, die Wissenschaft wirklich gefördert und mannichfache Anregung zu weitern wissenschaftlichen Forschungen gegeben worden sey, wird Niemand verkennen der nicht, von kleinlichem Geiste befangen, mit vornehmen Eigendünkel und kecker Selbstgenügsamkeit sein Wirken überschätzt und seine Lehren als allein selig machende Wahrheiten betrachtet. Leider hat freilich der Vf. unter dem Drange seiner Berufsgeschäfte und den mannichfachen Stürmen seines bewegten Lebens nicht hinreichende Zeit und Muſse gewinnen können, um der Vervollkommnung seines Lehrbuchs die von ihm selbst gewünschte Sorgfalt widmen zu können; indessen ist doch auch diese neuste Ausgabe nicht unverbessert geblieben, indem theils die neuere Literatur nachgetragen, theils *die Lehre vom Dueil* eine gewifs zu billigende Umgestaltung erfahren hat. Zu wünschen wäre nur, dafs das Buch endlich einmal von einer Unzahl zum Theil sinnentstellender Druckfehler und falscher Citate gereinigt würde, welche sich schon durch die frühern Ausgaben hindurchziehen. Seitdem Ref. dieses niederschrieb sind ihm die ersten Bogen einer *zwölften Auflage besorgt von Mittermaier zugekommen.* Schon hieraus ist zu ersehen, dafs diese Ausgabe aus dem reichen Schatze von Mittermaier's Gelehrsamkeit bedeutend vermehrt werden wird. Nicht blos neue Anmerkungen sind den einzelnen Paragraphen zugefügt, wodurch das Material auſserordentlich bereichert wird, sondern auch Ausführungen in besondern Paragraphen z. B. über die Strafrechtstheorien, über die Geschichte des Strafrechts u. s. w. sind hinzugekommen. So trefflich indefs das Geleistete ist, so muſs Ref. doch bekennen, dafs er der Meinung ist, die eigenthümliche Gestaltung dieses Werkes dürfe auf diese Weise nicht verändert werden.

2) *Lehrbuch des Strafrechtes* von Dr. *Anton Bauer. Zweite*, durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Göttingen. 1833. XXX u. 545 S. 8.

Von der ersten Ausgabe dieses Lehrbuchs, welche im Jahre 1827 erschien und den Titel Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft führte, weicht diese zweite Ausgabe in mehrern Beziehungen ab. Zwar ist der *Plan* des Buches im Ganzen beibehalten worden, hat aber doch die Aenderung erfahren, dafs der um das Strafrecht so verdiente Vf. sämmtliche Verbrechen wider die Vermögensrechte zu einer Hauptclasse (Tit. VI.) zusammengestellt und *solche* dann im Einzelnen nach der verschiedenen Begehungsart abgesondert hat. Dabei ist diese neue Ausgabe wirklich eine *vermehrte*, indem abgesehen von der neu hinzugekommenen, mit Sorgfalt ausgewählten Literatur und den berichtigenden Anmerkungen, gegen 26 ganz neue Paragraphen eingeschaltet sind, und auch eine *verbesserte*, indem fast auf jeder Seite eine seit der ersten Ausgabe fortgesetzte sorgfältige Prüfung des Stoffes im Einzelnen, unter Beachtung der Erneuerungen und Forschungen Anderer, hervortritt. Neben den neuen Paragraphenzahlen sind die der ältern Ausgabe stets in Parenthese eingeschaltet.

Als *ganz neue* Bearbeitungen des Strafrechts sind zu erwähnen:

1) *Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalrechts mit Rücksicht auf die nicht exclusiven Landesrech-*

rechts. Von Dr. *Aug. Wilh. Heffter*, Professor. Halle. 1833. 682 S. 8.

Diese in mehrfacher Beziehung eigenthümliche Erscheinung in der neuern criminalistischen Literatur, welche, was fast ganz aus der Mode gekommen ist, auch den Criminal-Proceſs umfaſst, ist wie der Vf. selbst in dem Vorwort sagt, aus dessen zehnjährigen academischen Vorträgen über das Criminalrecht hervorgegangen. Reichhaltigkeit des Materials läſst sich bei dieser Arbeit nicht verkennen; eine fleiſsige und viel Wissenswürdiges umfassende Zusammenstellung des positiven Stoffes (wir wollen nicht die vom Vf. selbst in der Vorrede gebrauchten Ausdrücke „Compilation oder Mosaik" benutzen), wird das Lehrbuch gewiſs genannt werden müssen; auch wird der Unbefangene nicht verkennen, daſs der Zweck des Vfs., den jetzigen Rechtszustand in den deutschen Ländern des gemeinen Rechts mit Rücksicht auf die besondere Landesgesetzgebung und Rechtsübung darzustellen, nicht als gerade verfehlt betrachtet werden könne. Darum wird auch das Buch als reiche Materialien-Sammlung zum Nachschlagen mit Nutzen gebraucht werden können, wenngleich manche wichtige Fragen z. B. über den Begriff des dritten Diebstahls, sehr kurz abgefertigt werden. Die ältern italiänischen und deutschen Schriftsteller sind fleiſsig benutzt und für die Fortbildung der Ansichten in der Praxis reichhaltige Zeugnisse beigebracht. — Als *Lehrbuch* versprechen wir dem in so mancher Hinsicht verdienstlichen Werke jedoch kein besonderes Glück, und zwar vorzüglich deshalb, weil Kürze und Bestimmtheit der Begriffe, so wie eine für den Anfänger nothwendige Sichtung des Stoffes häufig vermiſst wird. Eine ausführlichere, besondere Beurtheilung will sich Ref. vorbehalten.

2) *Lehrbuch des gemeinen Strafrechts*, ein Grundriſs aus den Quellen des Römischen, Canonischen und Germanischen Rechts, mit Rücksicht auf die deutsche Praxis und die Preuſsische, Oesterreichische, Baierische und Französische Strafgesetzgebung. Von Dr. *C. A. Klenze*, ord. Prof. d. R. u. dir. Ordinar. des Spruchcoll. der Juristenfacultät. Berlin 1833. XXVIII u. 228 S. 8.

Dieses Werk, dessen Form und Inhalt schon der Titel ziemlich ausführlich verkündigt, welches also kein Lehrbuch im engern Sinne sondern nur ein die Angabe Literatur mit einer fortlaufenden Chrestomathie der Beweisstellen verbindender *Grundriſs* ist, kann in sofern als Ergänzung des Heffter'schen Lehrbuchs betrachtet werden, als darin auf die in dem letztern übergangenen neuern deutschen, das gemeine Recht verdrängenden Legislationen und den *Code pénal* durchgängig Bezug genommen wird. Manche gute Bemerkung liefert die Vorrede; die Literatur ist zwar keineswegs vollständig, indeſs meistens mit Ueberlegung gewählt, die Chrestomathie mit Excerpten aus den alten germanischen Volksrechten, den Rechtsbüchern und einigen Stadt- und Landrechten des Mittelalters fast überladen. Ohne daſs die Bedeutung für das *heutige* Strafrecht bestimmt nachgewiesen wird, kann dies Ref. nicht billigen. Uebrigens hat Ref. schon ausführlichern Bericht über dieses Werk in diesen Blättern abgestattet. Allg. Lit. Zeit. Oct. 1835. Nr. 173. 174.

3) *Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik* von *Eduard Henke*. — *Erster* Th. Berlin u. Stettin 1823. XXII u. 626 S. *Zweiter* Th. Ebendas. 1826. 452 S. *Dritter* Th. Ebendas. 1830. 743 S. 8.

Derselbe würdige Rechtslehrer, dessen Name schon früher wegen anderer Leistungen im Gebiete der Criminal-Rechtswissenschaft mit Achtung genannt wurde und welcher die ihm übertragene praktische Stellung nur kurze Zeit eingenommen hat, um dann wieder einen deutschen Lehrstuhl zu zieren, hat in diesem umfassenden Werke, dessen dritter Theil in die Periode fällt, worüber wir berichten, und welcher mit den beiden ersten die Theorie des *Criminalrechts* (also mit Ausschluſs des in einem 4ten Theile zu erwartenden Criminal-Processes) begreift, den reichen Schatz seiner Gelehrsamkeit und Erfahrung niedergelegt. Auch glauben wir die Ueberzeugung aussprechen zu können, daſs in dieser Arbeit mit echt wissenschaftlichem Geiste zu Werke gegangen und die der Wissenschaft selbst förderlichste Methode der Behandlung gewählt und consequent durchgeführt sey. Der *erste* Theil umfaſst die allgemeinen Lehren und liefert: 1) eine Begründung des Strafrechts und des Strafgesetzes, wobei sich der Vf. (gegen seine frühere Ansicht) als Anhänger der Gerechtigkeits-Theorie bekennt. 2) Vom Begriff, den Quellen und dem Umfang der Wissenschaft des Strafrechts. 3) Von der Natur des Verbrechens. 4) Von der Natur der Strafe. 5) Von dem Maaſsstabe der Strafbarkeit. 6) Von dem Strafgesetze. — Im *zweiten* Theil beginnt die Lehre von den einzelnen Verbrechen, welche am Schlusse des *dritten* Theiles beendigt ist. Das System des Vfs. ist kurz folgendes: I. *Privatverbrechen*. *A.* an der *Person* eines Andern und zwar *a*) gegen das Leben, *b*) wider die Gesundheit, *c*) wider die persönliche Freiheit, *d*) Angriffe auf die Sittlichkeit, *e*) Angriffe auf die Ehre, *f*) Verletzung der Familienrechte. *B.* Verbr. an dem *Eigenthum* eines Andern, *a*) durch Beschädigung, *b*) durch Entziehung desselben (Diebstahl, Unterschlagung, Anmaſsung fremder Rechte). *C.* Verbr. an der *Person und dem Eigenthum* eines Andern, wozu gerechnet werden: Betrug, Treulosigkeit, Brandstiftung, Gewaltthätigkeit. — II. *Staatsverbrechen* und zwar *A.* an der *Persönlichkeit* des Staats von Seiten der Unterthanen und öffentlicher Beamten, *B.* an dem *Eigenthum* des Staats,

Staats, wozu auch die Verbrechen der Bürger *gegen sich selbst* gerechnet werden (!) — III. *Verbrechen gegen das Gemeinwesen* und zwar *A.* gegen die *öffentliche Sicherheit*, *B.* gegen öffentliche *Treue* und *Glauben*. — Dafs dieses System viele Vorzüge aber auch manche Mängel habe läfst sich nicht verkennen. — Möge der Vf. bald Mufse zur Vollendung des 4ten Theiles gewinnen?

(*Der Beschluſs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Das Haus Nowlan*, oder: *Hang und Geschick.* — Ein irländisches Familiengemälde von *J. Banim*. Aus dem Englischen. 1835. *Zwei* Bde. 1r Bd. 351; 2r Bd. 400 S. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Wer *Banim's* anziehende Erzählung „*Peter aus der alten Burg*" gelesen hat, wird gewifs mit einem günstigen Vorurtheil auch *das Haus Nowlan* in die Hand nehmen und er wird wohl daran thun, denn seine Erwartungen werden nicht getäuscht werden. *Banim* ist ein ausgezeichneter Schriftsteller, er ist für sein Vaterland Irland, was Walter Scott obschon in theilweis anderer Beziehung für Schottland ist. Der besonders frühere beklagenswerthe Zustand Irlands hat ihn tief ergriffen, er spricht sich darüber offen und beredt aus, doch als Dichter, indem er uns durch seine Sittenschilderungen, Charakter- und Familiengemälde das Land und seine Bewohner vorführt und mit einer solchen Lebendigkeit und Wahrheit, ohne die Scott'sche oft übermäfsige Breite zu haben, schildert, dafs der Leser alles selber zu sehen und mitzuerleben glaubt, dafs ihn inniges Bedauern ergreift bei der Betrachtung, wie ein gutes, tüchtiges Volk so lange Zeit in seinen edelsten Rechten gekränkt ist. Alles schon früher über den Vf. und seine Productionen ausgesprochene Lob gilt auch von dem vorliegenden Werke, welches ein Leser nur deshalb unbefriedigt aus der Hand legen könnte, weil die Geschichte ihm zu früh endigt und er von Herzen gern sie noch in einem dritten Bande fortgesetzt gesehen hätte, wozu auch Stoff genug vorhanden wäre; aber auch darin zeigt sich Hr. *Banim* als Schriftsteller ersten Ranges, dafs er im Bewufstseyn seiner Kraft vieles unbenutzt läfst, was die Mittelmäfsigkeit und Schwäche mit gröfster Sorgfalt zur Anfüllung von zehn und mehr Bogen verwenden würde, damit der Leser, wenn er das Buch zuschlägt, sagen kann: nun ist doch die Geschichte rein zu Ende und ich brauche nicht weiter für meine Helden besorgt zu seyn, da sie in ein gutes bürgerliches Alltagsleben eingerückt sind. Man verlange nicht vom Rec., dafs er einen gedrängten Ueberblick von der Geschichte gebe, oder dafs er sich auf nähere Betrachtung der Charaktere des verworfenen Frank Adams, der jungfräulichen Peggy, der unglücklichen lieblichen Letty Adams, des ungeachtet seines halben Wahnsinns, wegen fehlgeschlagener Liebeswerbung, Peggy inniglieb enden und sie immer schützend umgebenden Conolly, oder dafs er sich auf Schilderungen einlasse, wie der wüsten, unordentlichen Hauswirthschaft des reichen Pachters Aby Nowlan, die auf das sprechendste darstellt, wie durch Unordnung und Liederlichkeit ein Haus zu Grunde gehen kann und wenn seine Grundpfeiler von Gold sind. *Banim's* Dichtung reproducirend würde Rec. wieder ein Buch schreiben und das ist überflüssig, da Hr. *Brockhaus* dem Publicum eine gelungene Uebersetzung darbietet. Sie liest sich leicht und *fliefsend* und auch der ungenannte Uebersetzer verdient Lob, um so mehr da er sich von der heutigen Modesprache fern hält und sich einer Sprache befleifsigt hat, die auch nach länger als zehn Jahren mit Vergnügen kann gelesen werden, da sie nicht veraltet seyn wird. Jedoch — da es nicht füglich ohne Tadel abgehen kann — mufs Rec. den Hn. Uebersetzer bemerken, dafs *gätlich*, welches Rec. der selber ein Niedersachse, wohl bekannt ist, zwar von Gefäfsen, von der Wohnung und sonstigen Dingen die man zu seinem Gebrauch hat, gesagt wird, dafs es aber durchaus unrichtig ist zu sagen: *ich befinde mich gätlich*, da *gätlich* nur so viel heifst als: zu seinem Zwecke, Gebrauche tüchtig; ferner, dafs ein Unterschied ist zwischen *Wohlhäbigkeit* und *Wohlhabenheit*, dafs es, wenn schon Vofs u. a. Aehnliches gesagt haben, gänzlich falsch ist zu sagen ein Glas *gutes Weines*, für *guten* Weines, dafs das *provinzielle Drussel*, richtiger *Drossel*, für Gruppe, Haufen, gar keine gute Neuhochdeutsche Schriftsprachbereicherung ist, da wir in der zweckdienlichen Bedeutung das Wort bereits haben, nämlich *Trofs*, wovon *Drossel* oder *Drussel* abgeleitet ist, und so noch einiges andere, welches Rec. aus der sonst guten Sprache des Uebersetzers weggewünscht hätte, und er glaubt hoffen zu dürfen, dafs diese schliefslichen Bemerkungen nicht anders aufgenommen werden, als er sie gegeben haben will. — Druck und Papier sind so dafs sie nichts zu wünschen übrig lassen und den guten Eindruck des Buches vermehren helfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

Uebersicht der Literatur des Criminalrechts seit dem Jahre 1830.

(*Beschluss von Nr.* 49.)

Ziemlich gleichzeitig mit dem bereits betrachteten Werke ist entstanden, aber auch noch nicht vollendet:

4) *Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts mit Rücksicht auf die Bestimmungen der preussischen, österreichischen, baierischen und französischen Strafgesetzgebung.* Von Dr. *Carl Ernst Jarcke*, aufserord. Professor der Rechte an der Königl. Universität zu Berlin. *Erster* Band. Berlin 1827. 339 S. *Zweiter* Band. Ebendas. 1828. 288 S. *Dritter* Band. Ebendas. 1830.

Der Vf. dieses Werkes, welcher seit dem Erscheinen des *dritten* Bandes eine andere, seiner politischen und religiösen Ansichten angemessene Stellung erhalten hat, und welchem wohl gar eine „papistisch-ultramontanische und jesuitische Tendenz" zum Vorwurf gemacht worden ist, hat durch dieses, den Strafproceſs noch nicht umfassende und auch hinsichtlich des Strafrechts noch unvollendete Handbuch, eine Basis für seine früher gehaltenen Vorlesungen gewinnen wollen. Der Vf. spricht in der Vorrede zum *ersten* Bande die Befürchtung aus, dafs derjenige, welcher die in dem Buche überall mit Bestimmtheit ausgesprochenen Gesinnungen und Grundsätze nicht theile, das Buch auch nicht loben werde. Zu den Andersdenkenden gehört nun freilich auch Ref. Indessen würde es doch ungerecht seyn, dem Buche alles Verdienst absprechen zu wollen, und so glaubt Ref. unbedenklich das allgemeine, hier indefs nicht näher zu begründende Urtheil aussprechen zu müssen, dafs das *Jarcke*'sche Handbuch eine fleifsige, durch gründliches Quellenstudium vorbereitete, die strafrechtlichen Bestimmungen des gemeinen Rechts, in ihrer Fortbildung durch den Gerichtsgebrauch, und zum Theil auch der auf dem Titel genannten neuern Legislationen mit Klarheit darstellende Arbeit genannt werden könne. Ist das Verdienst des Vfs. in dieser Beziehung bis jetzt noch weniger anerkannt worden, so hat sich derselbe freilich einen grofsen Theil der Schuld selbst zuzuschreiben. Denn wer sich wie er in seine Zeit nicht finden kann, der darf sich auch nicht wundern, wenn seine Zeitgenossen sich nicht in ihn zu finden wissen und er kann nur das Schicksal anklagen, dafs es ihn ein paar Jahrhunderte zu spät in die Welt gesetzt hat! — Das *System* des Vfs. im *allgemeinen* Theile bietet keine Eigenthümlichkeiten dar, abgesehen davon, dafs er nur eine historische Begründung des Strafrechts liefert und nur im Kapitel von der Strafe die verschiedenen philosophischen Begründungen des Strafrechts andeutet, welche jedoch meistens bei dem Eifer der Vf. für das göttliche Recht der menschlichen Obrigkeiten mit einigen kurzen, die Sache freilich nicht um ein Haar breit fördernden Einwendungen abgefertigt werden. Dafs über alle relativen Theorieen der Stab völlig gebrochen wird, versteht sich hier nach von selbst, obgleich der Vf. gar häufig eine Zweckbeziehung der Strafe zu Hülfe nimmt. Bezeichnend sind die Ansichten des Vfs. über die einzelnen Strafarten. Den geschärften Todesstrafen wird von ihm mit den in der That etwas abgenutzten Gründen das Wort geredet, die Abschaffung verstümmelnder Strafen nur deshalb nicht bedauert, weil sie nicht gerade mehr nothwendig seyen, und gegen diejenigen geeifert, welche sich gegen die körperliche Züchtigung als Strafart erklärt haben. Am deutlichsten treten auch die eigenthümlichen Gesinnungen und Grundsätze des Vfs. im *besondern* Theile hervor. Wie in der frommen Carolina werden die Verbrechen gegen Gott (!) und die Religion an die Spitze gestellt. Der Vf. jammert über die „Verhöhnung" des (selbst eine Gotteslästerung enthaltenden) Irrwahns der Vorzeit, dafs Gott, wenn der Gotteslästerer nicht bestraft werde, sich durch Landplagen rä-

rächen werde und hält die Ansicht der neuern Zeit, dafs Gott nicht beleidigt werden könne, für eine Ausgeburt der Pseudo-Philosophie. Es liegt am Tage, dafs der Vf. nur einen Schritt weiter zu thun braucht und man wird ihn für einen solchen halten müssen, welcher dem Reiche der Finsternifs den Sieg über das Licht der Aufklärung zu erkämpfen bemüht ist. — Im 2ten Abschn. folgen die Verbrechen gegen den Regenten und dessen Familie, gegen die Verfassung und die äufsere Sicherheit des Staats; im 3ten die Verbrechen gegen den öffentlichen Frieden und die innere Ruhe und Sicherheit des Landes. Dies ist der Inhalt des *ersten* und *zweiten* Bandes. Der *dritte* Band umfafst im 4ten Abschn. die Verbrechen gegen die Keuschheit, Sitte und Ehrbarkeit; im 5ten Abschn. das Verbrechen der Tödtung. Der 6te Abschn. handelt von der Gefährdung des Lebens und der Verletzung der Gesundheit. — Ueberblickt man dieses kurze Inhaltsverzeichnifs, so zeigt sich, dafs das *Jarckesche* Handbuch bei Weitem noch nicht als vollendet zu betrachten ist. Die Verbrechen gegen die Freiheit, die Ehre, das Eigenthum, Raub und Brandstiftung, Betrug und Fälschung, Gewaltthätigkeiten überhaupt und gar manche s. g. Polizeidelicte sind in dem Werke noch nicht behandelt. Das in der Vorrede zum *ersten* Bande ertheilte Versprechen des Vfs., der *zweite* Band solle die Lehre von den einzelnen Verbrechen, der *dritte* aber den Strafproceſs enthalten, scheint derselbe ohne Ueberblick über den zu behandelnden Stoff gemacht zu haben.

V. *Zeitschriften.*

Was die criminalistischen Zeitschriften betrifft, so ist der Werth der

1) *Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege*, herausgeg. von dem Criminaldirector Dr. *Hitzig* in Berlin,

zu sehr anerkannt, als dafs sie noch einer Empfehlung bedürfen könnten. Und dasselbe gilt von der

2) *Zeitschrift für die Criminalrechtspflege in den Preufsischen Staaten mit Ausschlufs der Rheinprovinzen* von demselben Herausgeber.

Obgleich die letztere zunächst nur für den Preufsischen Juristen bestimmt ist, so wird doch auch für die gemeinrechtliche Theorie und Praxis der Nutzen dieses Unternehmens des verdienstvollen Herausgebers um so mehr anerkannt werden müssen, als darin gar manche ausführliche theoretische Arbeiten aufgenommen sind, welche nicht blos für Preufsen von Wichtigkeit sind. Das Versprechen des Herausgebers durch Supplementbände das Hauptwerk zu ergänzen ist auch schon zu erfüllen begonnen worden. Die 1ste Abtheilung des 1sten Supplementbandes enthält eine verdienstliche Arbeit von *Abegg*, nämlich einen Versuch einer Geschichte der Strafgesetzgebung und des Strafrechts der Brandenburg-Preufsischen Lande.

Von der gröfsten Wichtigkeit bleibt aber

3) *das neue Archiv des Criminalrechts*,

wovon Bd. XI—XIV. in die gegenwärtige Periode fallen, und welches noch ferner jedoch mit dem veränderten Titel:

Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. herausgegeben von *Abegg*, *Birnbaum*, *Heffter*, *Mittermaier* und *Wächter*

in „Jahrgängen" fortgesetzt wird. Die innere Einrichtung ist dieselbe geblieben. Auf eine Reihe von einzelnen Abhandlungen über Criminal-Gesetzgebung- und Rechtswissenschaft folgt fast in jedem Hefte eine Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften. Wo sich solche Männer, wie die Genannten, zu einem Zwecke vereinigen, da ist gewifs etwas Vorzügliches zu erwarten. Das Hauptverdienst gebührt aber zweifellos dem ältesten der Herausgeber, dem hochverdienten *Mittermaier*. Jedes Heft giebt neue Beweise seiner unermüdlichen Thätigkeit für die Wissenschaft. — Ein nicht minder rühmliches Unternehmen ist

4) *die kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes*, herausgegeben von *Mittermaier* und *K. S. Zachariä*; seit 1829. VII Bände.

In dieser Zeitschrift findet man eine Menge der interessantesten Aufsätze über die Criminal-Rechtswissenschaft und Strafgesetzgebung des Auslandes, namentlich in Frankreich, England, Italien, Schweden, Norwegen, Nordamerika u. s. w. Zum Theil werden die Aufsätze von geistreichen Männern des Auslandes selbst geliefert und haben deshalb einen um so gröfsern Werth.

5) *Zeitschrift für Civil- und Criminalrecht in* gleichmäfsiger Rücksicht auf Geschichte und Anwendung des Rechts, auf Wissenschaft und Gesetzgebung, von *C. F. Rofshirt* und *L. A. Warnkönig*. Heidelberg, 1833. 1834.

Von dieser schon in der Uebersicht der civilistischen Literatur erwähnten Zeitschrift, deren Zweck der Titel angiebt, sind 4 Hefte erschienen, wovon die 3 ersten den ersten Band bilden. Die einzelnen das Strafrecht betreffenden Abhandlungen, welche sich darin finden, werden an ihrem Orte erwähnt werden.

6) *Zeitschrift für Theorie und Praxis des baierischen* Civil-*Criminal*- und öffentlichen *Rechts*, Herausgegeben von Freiherrn *von Zu Rhein*. München 1834. 4 Hefte.

Ob-

: Obgleich diese Zeitschrift zunächst nur für Baiern bestimmt ist, so ist sie doch auch für den Juristen in Ländern des gemeinen Rechts von Interesse. Es finden sich darin einige, eine allgemeinere Berücksichtigung verdienende Abhandlungen aus dem Gebiete des Strafrechts. *cf.* Archiv des Crrs.. Neue Folge. Bd. II. S. 316.

Dasselbe gilt

7) von *Wagners Zeitschrift f. österreichische Rechtsgelehrsamkeit*; seit 1834 fortgesetzt von *Dolliner*.

Zu erwähnen ist endlich noch:

8) das *Juristische Magazin*, für das bürgerliche und Strafrecht, herausgegeben von *Scholz dem Dritten*, *Gans* und Dr. *Liebe*. Neue Folge. *Erstes* Heft. Braunschweig 1835.

Für das Strafrecht ist freilich in diesem *ersten* Hefte noch wenig zu finden. No. V. ist ein interessanter Rechtsfall: Tödtung eines Knaben, wobei Schuld und Zufall schwer zu ermitteln war.

Prof. Dr. *Zachariä* in Göttingen.

(*Die Fortsetzung folgt nächstens.*)

RÖMISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: Q. *Horatius Flaccus*. Recognovit *Augustus Meinecke*. Editio stereotypa. 221 S. 1834. 8. (10 gGr.)

Obschon Hr. Director *Meinecke* durch kein Bericht erstattendes Vorwort in den nach seiner Durchsicht gestalteten *Horatius* eingeführt hat, so fallen doch die Eigenthümlichkeiten desselben bald in die Augen. Hr. *M.* wollte Nichts als den *Horatius* geben, daher keine Inhaltsanzeigen, keine Bemerkungen; aber dies Eine, den Dichter, wollte er so viel als möglich in seiner ursprünglichen Gestalt auftreten lassen, etwa so wie Horatius eine Ausgabe würde besorgt haben, daher auf dem Titel keine Beschwerung durch das Unlateinische: *opera*, nur *Q. Hor. Fl.* wird geboten. Daher nur die allgemeinen Ueberschriften: *Q. Horatii Fl. Carminum, Satirarum liber primus* etc., aber keine Ueberschriften über die einzelnen Gedichten, die blofs durch Numern geschieden sind. Daher eine sehr sparsame Interpunction; daher endlich eine sorgsame Auswahl der Lesarten. Von den Ueberschriften der einzelnen Gedichte werden sich wahrscheinlich auch Viele der künftigen Herausgeber des *Horatius* nicht trennen. Handschriftliche Autorität, Bequemlichkeit und Gewohnheit der Gegenwart werden auf gleiche Weise für dieselben thätig seyn. Welches Spiel von jeher mit diesen Ueberschriften mag getrieben worden seyn, kann das Verfahren des Hn. *Kirchner* in s. Ausg. der Satiren bezeugen. Die erste Satire ist bei ihm im Texte überschrieben mit *Tantalus*, in der Uebersetzung: die falschen Lebenswünsche; die zweite im Texte: *Cupiennius*, in der Uebers.: die Laster im Widerstreite; die dritte im Texte: *Tigellius*, in der Uebers.: der Splitterrichter. Ebenso wird es noch geraume Zeit währen, ehe man im Allgemeinen der sparsamen Interpunction, wie sie Hr. *M.*, nebst mehreren andern Herausgebern sich angeeignet hat, sich befleifsigen wird. Wie stark auch *Buttmann* dagegen eifern mag, dafs man nicht die Absicht hege, mit der Interpunction eine Art von Commentar zu geben, wie schlagend er auch das Unlogische eines solchen Verfahrens herausstellt, so will es uns doch scheinen, als beginne man die Reform in dieser Hinsicht fälschlicher Weise bei den Schulausgaben alter Klassiker, und insonderheit eines *Horatius*, der dem Verständnisse des Schülers mächtige Berge entgegen baut. Andrerseits ist auch das Princip der Interpunction von *Buttmann* nicht fest ausgeprägt worden. Der letzte Grund, wornach die Rede durch Zeichen unterschieden wird, kann nur in dem Bestreben liegen, das auch sichtlich zu vereinigen und zu trennen, was unsichtbar die Geistesoperation vereinigt oder trennt, mit andern Worten in der logischen Gestaltung eines Satzes. Die vorerst zu beantwortende Frage wäre also: was steht in enger Verbindung mit einander, was scheidet sich von einander. Jede Reihe von Worten, die ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet, wird mit einem Punkt geschlossen. Jede Wortreihe, die ein bezügliches Ganze bildet, wird durch ein Kolon gesondert. Die Befolgung dieser Sätze tritt in Hn. *M's.* Interpunktionsweise deutlich hervor. Ein bezügliches Ganze macht z. B. ein hypothetischer Vordersatz aus, wie ein Folgesatz, wenn er voraus tritt. So liest man richtig II *Carm.* 1, 9 ff. *Paulum severae musa tragoediae desit theatris: mox ubi publicas* — — —. An andern Stellen können wir die Richtigkeit gleicher Interpunction nicht anerkennen, wie II *Carm.* 4, 13 ff.: *nescias an te generum beati Phyllidis flavae decorent parentes: regium certe genus et penates maeret iniquos*; die Worte *regium certe genus* — sind doch ein *causaler* Zusatz; wie II, 5, 20 und 8 im Anfang. Dagegen scheint das Verhältnifs der Correlation ganzer Sätze bei Voranschickung des relativen Theiles ganz geeignet zur Unterscheidung durch das Kolon, wie II, 3, 9 ff. Wortreihen, jede vollständig abgeschlossen dem Gedanken nach und der grammatischen Bildung, aber gleichmäfsig einen Gedanken ausführend, sich auf ein Ganzes beziehend, werden durch das Semikolon, ein überhaupt wenig gebrauchtes Zeichen, getrennt, wie II, 13 im Anf.: *Ille et nefasto — pagi; illum et parentis — hospitis; ille* — —. Falsch angewendet scheint dasselbe Zeichen II, 6 Anf. *Septimi Gades — unda; Tibur* — —; die

die blofse, freilich ziemlich weit ausgeführte, Anrede ist kein vollendeter Satztheil. Durch Kommata abgeschlossen, werden Vokative, Appositionen, zeitbestimmende Sätze. Aber nähere Bestimmungen durch Participia, seyen es qualitative, temporelle oder causale reihen sich ohne Trennungszeichen an das zu Bestimmende. Dagegen streitet II, 2, 21 das Komma nach *vocibus*; II, 5, 6 das nach *invencas*, II, 23 nach *maturet*. Eben so ist in der Regel ohne Trennung angereiht die qualitative Bestimmung durch den Relativsatz; daher steht ohne Folgerichtigkeit 6, 3 das Komma nach *Syrtes*, 5, 14 nach *illi* und *demserit*. Mehrere Objecte, die demselben Prädicat angehören, sind natürlich ein jedes so eng mit dem Prädicate verbunden, dafs keine Trennung eintreten darf; daher liest man II, 2 im Anf. richtig das erste Komma nach *cruoribus* vor der Apposition; umgekehrt ist das Komma überflüssig 3, 2 nach *mentem*, 9, 20 nach *Niphaten*, *ibid.* 22 nach *vortices*. Nach welchem Principe die Trennung durch ein einfaches Komma vorgenommen worden, haben wir nicht vermocht aufzufinden. Bei einer einfachen Verknüpfung durch die Copula folgen wir dem Grundsatze; wenn jeder Satztheil dem Sinne und der Bildung nach abgeschlossen ist, so trennen wir dieselben durch ein Komma. Haben sie Subj. oder Prädic. gemeinschaftlich, oder vielmehr ist Subj. oder Prädic. nur einmal ausgesprochen, so fassen wir sie als ein untheilbares Ganze. Demgemäfs vermissen wir ein Komma II, 1, 7 nach *tractas*, bemerken aber die richtige Interpunction II, 7, 19 nach *med*, 9, 10 nach *ademtum* und öfter, finden das Komma überflüssig 2, 13 nach *hydrops*. Doch wir haben die Bemerkungen über diesen noch im Argen liegenden Gegenstand schon zu weit ausgedehnt, und hatten überhaupt nur die Absicht, darauf aufmerksam zu machen, wie schwer und doch wünschenswerth es sey, in der Zeichensetzung consequent zu verfahren. — Den von Hn. *M.* gelieferten Text nehmen wir keinen Anstand einen sehr guten zu nennen. Was eine strenge Prüfung aushielt, handschriftliche Lesart oder Conjectur, das fand Billigung. In aller Kürze setzen wir die Stellen her, in denen Hr. *M.* im 2ten B. der *Carmina* von *Jahn* abweicht. I, 28 richtig *rettulit*; 2, 8 richtig *aget*; 3, 8 ist die gröfsere Interpunction hinter *Falerni* falsch; 5, 20 richtig *Cnidiusve Gyges*; 10, 10 *et celsae*, wir wissen nicht, auf welche Autorität; *ibid.* 12 richtig *fulgura*; *ibid.* 18 richtig *citharae*; 11 am Ende richtig; *incomtam Lacaenae more religatam nodo*; 12, 2 *nec dirum Hannibalem*; *ibid.* 29 *occupat* minder gut als *occupet*; 13 im Anf. richtig interpungirt *quicunque primum*; 14, 27 richtig *superbo*; 17, 14 richtig *Gyae*; 18, 30 richtig *sede*. 20, 9 ff. nicht richtig interpungirt *non ego, quem vocas, dilecte — —*; *ibid.* II *superne* weniger gut, als *superna*.

Der Druck ist sehr correct, und den Augen wohlthuend; das Papier stark und weifs; der Preis billig. So dafs die Ausgabe für den Gebrauch in Schulen sehr empfehlenswerth ist.

SCHRIFTEN FÜR KINDER.

1) Hannover, b. Hahn: *Gustav und Klara als Knabe und Mädchen*, oder würdige Beschäftigungen guter Kinder bis zum 12ten Lebensjahre. Ein Büchlein für Söhne und Töchter des Mittelstandes. Von *Herm. Wilh. Bödeker*, Past. zu Ham. Mit einem Titelkupfer. 75 S. 1834. 12. (8 gGr.)

2) Essen, b. Bädeker: *Die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern*. Eine Schrift für die Jugend von *H. A. von Kamp*. Mit einem Titelkpfr. von W. v. Kügelgen. 107 S. 1833. 12. (10 gGr.)

3) *Ebendas.*, b. Dems.: *Das Blumenkörbchen*. Eine Sammlung lehrreicher Kindergedichte von *Rosalia Koch*. Mit einem Vorw. herausgeg. von *Agnes Franz*. 110 S. 1834. 12. (8 gGr.)

No. 1. ist das erste Bändchen einer von dem Vf. unter dem Namen: „der schmale Weg oder die christlich-sittliche Bildung des Menschen für das Leben, in der Geschichte eines Geschwisterpaares dargestellt" beabsichtigten Jugendschrift und enthält diese Geschichte bis zum 12ten Lebensjahre. Freilich sind die Ereignisse sehr gewöhnlich uns oft schon in ähnlichen Büchern geschildert.

Höher heben sich die Erzählungen in *No.* 2. Der Vf. hat sich schon durch ähnliche, im frommen Geiste gehaltene Kinderdichtungen vortheilhaft bekannt gemacht; und auch hier ist er des freundlichen Eindruckes auf Kinderherzen durch den sanft rührenden Ton, in welchem er erzählt, gewifs.

In No. 3. giebt eine nicht ungeübte Dichterin ansprechende Kinderlieder ernst und fröhlich. Ein leichter Vers und ein für alles Gute und Schöne erwärmtes Herz zeichnen sie aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

MEDICIN.

Schriften über Bäder.

1) Berlin, b. Reimer: *Taschenbuch für gebildete Curgäste, oder Anleitung zum zweckmäfsigen äufseren und inneren Gebrauch der Mineralwasser und der dabei zu beobachtenden Brunnendiät.* Von Dr. *A. Th. Brück*, Brunnenarzt zu Driburg. 1833. 140 S. kl. 8. (14 gGr.)

Eine der v. Ammon'schen ähnliche, zweckmäfsige Brunnenschrift, in welcher gute Regeln über Trink- und Badecuren gegeben werden und auch die sonst immer zu flüchtig abgehandelte Diätetik berücksichtigt wird. Rügen mufs indessen Rec. einen in Befolgung gewifs schädlichen Ausspruch: „die verschiedenen Heilquellen erfordern nicht gleiche diätetische Strenge; am härtesten ist wohl Karlsbad; die Eisenquellen sind ziemlich tolerant." Wie oft werden aber auch aus diesem Grunde nach dem Gebrauche derselben langwierige Magenbeschwerden hervorgerufen! Man kann und darf die Diät, selbst während einer blofsen Badecur, nicht zu leicht angeben, und mufs durchaus nicht tolerant seyn; denn wie nachtheilig sind Störungen der Verdauungsorgane an entfernten Orten, sie sind ja auch Störungen der Cur und nehmen die mühsam errungenen Ferien zur Brunnencur in Anspruch. Oft ist auch die strenge, meist der früheren entgegengesetzte Diät das Wesentlichste zur Genesung von chronischen Leiden. — Das Ueberschütten mit kaltem Wasser während des Badens kann auch Rec. nicht genug als kräftiges Mittel zur Stärkung der Haut, zur Belebung des ganzen Körpers und zur Tilgung rheumatischer Beschwerden anrühmen; und hierdurch wird das gegen die Neigung zu Erkältungen so vortreffliche nützende kalte Bad zum warmen, leicht und angenehm zu ertragenden. Druck und Papier sind der Schrift würdig.

2) Wien, b. Wallishauser: *Eigenthümliche Heilkraft verschiedener Mineralwässer.* Aus ärztlichen Erfahrungen dargestellt von *Jos. Ritter v. Vering*, Dr. der Arzneikunde, ausübendem Arzte zu Wien u. s. w. 1833, 68 S. gr. 8. (12 gGr.)

Der Vf. sieht die Mineralwasser als ganz ausgezeichnete Heilmittel an, welche er in den verschiedensten Krankheiten mit grofser Vorliebe, aber auch mit dem besten Erfolge benutzt. Die Skizze über ihre eigenthümliche Heilkraft bezieht sich fast nur auf einige im österreichischen Kaiserstaate gelegenen, schliefst jedoch auch die berühmtesten in Deutschland und Frankreich befindlichen nicht ganz aus. Die *Schwefelwasser* beleben nach dem Vf. ohne Beeinträchtigung der Ernährung die Verrichtungen aller Aussonderungsorgane und bewirken unter Steigerung des Blutumtriebs und erhöhter Thätigkeit der Leber und Pfortader eine Lösung der krankhaften Erzeugnisse. Bei nervösem Gichtleiden führen sie häufig Metastasen herbei und machen bei jüngeren Gichtischen die Krankheit unheilbar. Bei unheilbaren alten Gichtkranken sind sie, besonders die schwächern Schwefelwasser, ein vortreffliches Linderungsmittel, vorzüglich wenn sie im Winter in Verbindung mit kleinen Blutentleerungen, Hautreizen und blutverbessernden Mitteln gegeben werden. Nach mehrjährigem Gebrauche derselben dürfen sie nicht ausgesetzt, auch nicht mit andern vertauscht (?) werden, da sich im ersten Falle leicht Carbunkel- oder Blasenkrankheiten ausbilden und im andern zuweilen Schlagflüsse entstehen. Gegen die nach Gichtmetastasen entstandenen hartnäckigen Augenleiden hat das Schwefelwasser zu *Trentsin* in Ungern einen grofsen Ruf. — Die *Eisenwasser* verbessern die Qualität des Bluts und bildet deshalb ihr Gebrauch den Schlufsstein der Behandlung der Scrofel- und Gichtkrankheit. — Die *Jodwasser* befördern unter Aufregung des Drüsen- und Lymphsystems, die Aufsaugung und vermehren die Aus- und Absonderungen. Vorsicht erheischen sie bei chronischen Lungen- und Gebärmutterleiden, welche dann leicht in gefährliche Eiterungen oder Degenerationen übergehen. Unter diesen Wassern zeichnet der Vf. besonders das zu Hall in Oestreich ob der Ems aus, welches innerlich und äufserlich ganz vorzügliche Wirkung gegen scrofulöse Anschwellung der Schilddrüse, scrofulöse Hautausschläge und Geschwüre, Störungen der Menstruation u. s. w. hat. Es folgen Bemerkungen über einige alkalische Mineralwasser, Glauber-, Bitter- und Kochsalzwasser, unter welchen auch sehr kurz der Seebäder gedacht wird.

3) St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Das Moosberger- oder Heinrichs-Bad im Kanton Appenzell*, historisch, chemisch und topographisch beschrieben. Eine Anleitung sowohl für Aerzte als Badegäste, die dortigen Bäder mit Nutzen zu gebrauchen, Molken und andere Trinkcuren zweckmäfsig anzuwenden und sich den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Von *H. Rheiner*, med. Dr. Mit Ansichten von Herisau, dem Heinrichsbad und der Kräyarnbrücke. 1833. 98 S. 8. (12 gGr.)

Die schon im XVI. Jahrhundert bekannte Badquelle wurde erst im J. 1824 wieder gereinigt und

seine Umgebung von dem jetzigen Besitzer Heinrich Steiger in den wohnlichsten Zustand versetzt. Apotheker Bion fand in 36 Unzen des Wassers 2 Kub. Z. kohlensaures Gas.

Kohlens. Eisenoxydul	gr. 1½	Schwefels. Bittererde	gr. ½
— Kalkerde	— 1½	— Kalkerde	— ½
— Bittererde	— ½	Kochsalz	— ½
Schwefels. Natron	— ½	Extractivstoff	— ½
— Kali	— ½		

Man benutzt sowohl die alte, als auch die erst kürzlich entdeckte neue Quelle zum Bade und auch zum Trinken, und rühmt die bekannten Heilwirkungen der schwachen Eisenwasser. Häufiger noch wird im Heinrichsbade eine Molkenkur gebraucht, indem die Molken, wie die für Gais und Weifsbad auf dem hohen Mefsmer bereitet und noch warm zur Anstalt gebracht werden. Um 6 Uhr Morgens wird durch eine Glocke das Zeichen zum Trinken gegeben und nach Erfordernifs 2 bis 8 Becher getrunken. Wirkt die Molke nicht auf den Stuhlgang, so räth der Vf. eine Verbindung der Molken mit Bitterwasser oder Kräutersäften. (Rec. läfst in diesem Falle Abends einen Becher Pfäfinaer Wasser und Morgens die reinen Molken trinken und hat bestimmtere Wirkungen davon. Auch verleidet man den Curgästen durch diese Mischung die Molken und giebt noch mehr zu Digestionsbeschwerden Veranlassung.) Die reizenden Nachbarschaften (die Entfernung von St. Gallen beträgt anderthalb Stunden), die Fauna und die besonders reiche Flora wird beschrieben und es trägt zur Genesung von mancherlei Nervenübeln gewifs nicht wenig die reine Gebirgsluft bei, obschon das Bad nur 2410 Fufs über dem Meere liegt.

4) Chur, Verl. der Kallenbergischen Buchh.: *Beschreibung der St. Moritzer Brunnen- und Badeanstalt*, nebst Rath und Anleitung zum richtigen Gebrauche der Trink- und Badecuren von *J. U. Wettstein*, med. Dr. in Samaden und Brunnenarzte. *In balneis salus. Zweite* und mit einer Ansicht des Curhauses versehene Ausgabe. 1833. X u. 72 S. gr. 8.

St. Moriz (früher der Curort des Herzogs von Savoyen, in der Revolution der Aufenthalt des Ludwig Philipp) ist im J. 1832 mannichfach verschönert und mit einem nothwendigen, zweckmäfsigen Curhause versehen. Der Gehalt des kohlensauren Wassers an Eisen ist nicht bedeutend (0,32 gr. in tt. j. p. c.), obgleich die Wirkung desselben in den mancherlei Krankheiten, gegen welche das Eisen überhaupt angezeigt ist, überraschend ist. Auch der Bäder, jedoch nur von 22 bis 25° R., bedient man sich mit Erfolg. Mit Recht eifert der Vf. gegen die Vorcur mit Tarasper Wasser (hauptsächlich aus schwefel-, salz- und kohlensaurem Natron bestehend), da hierdurch die Verdauungskräfte zu sehr in Anspruch genommen werden. Eher dient dieser Brunnen bei Verstopfung zu einigen Gläsern in St. Moriz selbst.

5) Chur, gedr. b. Benedict: *Die Heilquelle zu Pfäfers*, ein historisch-topographischer und heilkundiger Versuch von *J. A. Kaiser*, Dr., Stift- und Badearzt, Sanitätsrath u. s. w. 2te umgearbeitete und vermehrte Aufl. mit mehreren Kupfr. 1833. XII u. 320 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Im J. 1822 beschenkte uns der Vf. mit der ersten Auflage der interessanten Badeschrift. Die Perle der Schweizerbäder verdient es, dafs jede Veränderung zu allgemeiner Kenntnifs komme, besonders dann, wenn, wie es im Verlaufe der letzten 10 Jahre der Fall war, neue Bauten und neue Analysen vorgenommen wurden. Die Geschichte des Klosters und Bades, die Literatur der Heilquelle (besonders reichhaltig) und die Hypothese über die Entstehung derselben (der Vf. nimmt an, dafs die Quelle mittelst Oxydation tiefem Heerde entsteigender brennender Gase in fortwährend elektro-galvanischem Processe des innern Erdgesteins mit dem eindringenden atmosphärischen Wasser entstehe,) sind anziehend geschrieben und zeugen von der Belesenheit des Vfs. Pagenstecher machte im J. 1832 eine neue *Analyse* dieser Thermen und fand in 100 Unzen Nürnb. Med. gewicht:

I. *Gasarten.*

Sauerstoffgas	1,3″ Par. Kub. Z.
Stickstoffgas	3,7 — — —
Kohlensaures Gas	4,15 — — —

II. *Fixe Bestandtheile.*

Chlormagnesium	0,112 Gr.
Chlorkalium	0,159 —
Chlornatrium	1,673 —
Schwefelsaurer Kalk	0,170 —
Schwefelsaures Kali	0,028 —
— Natron	1,514 —
Kohlensaurer Kalk	5,690 —
Kohlensaure Talkerde	0,919 —
Kohlensaures Eisenoxydul	0,041 —
Kieselerde	0,880 —
Jod, Harz- u. Extractivstoff	Spuren.

III. *Badleim.*

Kohlensaurer Kalk	28,25
— Talkerde	13,50
Kieselerde	151,00
Thonerde	65,00
Eisenoxyd	35,00
Feuchtigkeit und Verlust	9,25
	300,00.

Der Wärmegrad ist + 30° R.

Der Gebrauch dieser Quellen erregt und hebt die gesunkene Lebenskraft im menschlichen Organismus, gleich wie sie welke Blumen in ihrem Dunstkreise wieder erfrischen und neu beleben. Der gesunde Mensch empfindet beim Trinken des Wassers eine besondere Leichtigkeit, vorzüglich im Magen, ein angenehmes Gefühl von Wärme über den ganzen Körper, zuweilen etwas Schwindel und Schweifstreiben im Rücken und vermehrten Appetit; die Ausscheidungen erfolgen durch die Urinwege und die Haut, seltner durch den Stuhl; das Bad wirkt allgemein erwärmend und besänftigend. Hiernach sind die Thermen nach Individualität und Krankheit bald aufregend, reizend, auflösend, bald besänftigend und stärkend. Dafs eine künstliche Zusammensetzung der wenigen Bestandtheile mit auf denselben Wärmegrade stehendem, destillirtem Wasser, in dem Maafse getrunken, wie das Wasser von Pfäfers, Abspannung

spannung und Ekel erzeugt, während dieses Appetit erregend wirkt und selbst das Bad mit jenem andere und zwar unangenehmere Gefühle als mit diesem hervorbringt, will der Vf. öfters beobachtet haben, und fordert deshalb zu Versuchen auf. — Merkwürdig ist der Verlauf der Erscheinungen einer gewöhnlichen Cur. In den ersten Tagen verbreitet sich ein wohlthuendes angenehmes Gefühl von Wärme über den ganzen Körper, der Ausdruck des Gesichts und der Puls werden lebhafter, der Appetit besser, der Schlaf ruhig und die Kranken haben die besten Hoffnungen, welche gewöhnlich eben so schnell wieder verschwinden, wenn am 6—9. Tage der Cur das Wasser *angreift*; die Lebensverrichtungen gehen träger von Statten, Verstopfung, Appetitlosigkeit, Schwere im Kopfe, unruhiger Schlaf, überhaupt die Zeichen der frühern Krankheit treten nochmals in gröfserer Heftigkeit hervor, um theils von selbst, theils durch Hülfe der Kunst vorüberzugehen. Es ist diefs die Sättigung des Körpers mit der Therme und gut ist es dann, einige Tage, ja Wochen zu pausiren. Oft reisen die Kranken ungeheilt von Pfäfers, kommen aber geheilt in die Heimath. Es ist die Quelle besonders noch gesunden, aber vor der Zeit Alternden ein wahres verjüngendes, Leben verlängerndes Mittel. „Wenn man steife, gleichsam eintrocknende Greise, wo die Natur unwiderstreitbar ihr Recht zu behaupten scheint, nach wenigen Bädern heitern Gesichts und lebhaftern Ganges beobachtet: so könnte man sich verleiten lassen, zu glauben, man hätte die wahre Lebensquelle gefunden." — Die Trinkcur ist der in andern Bädern ähnlich; man fängt mit 2—4 Bechern an und steigt täglich um 1 und 2 bis auf 8, ja 15. Auch werden Thermalklystiere in neuester Zeit häufig und mit dem besten Erfolge angewendet. In alten Zeiten wurde fast nur gebadet und gewöhnlich die sogenannte *Ausbadecur* gebraucht, um entweder einen Ausschlag hervorzubringen oder wegzubaden. Man fängt hier Morgens mit einer, Nachmittags mit einer halben Stunde an und steigt täglich jedesmal um eine halbe Stunde, bis täglich 8—12 Stunden gebadet werden, und die *Hydracia thermalis* erscheint. Merkwürdig ist die kurze Cur starker Landleute, welche in einigen Tagen vollendet ist. Sie baden täglich zwei bis drei Mal stundenlang, lassen sich im Bade 2—3 Mal schröpfen, trinken Wasser ohne Maafs und nehmen oft noch ein tüchtiges Brech- oder Laxirmittel. Jetzt wird in der Regel die gewöhnliche Badecur verordnet. Mitten durch die Badgewölbe (in denen jetzt gröfsere Reinlichkeit herrschen soll, als sie vor ungefähr 10 Jahren Dr. Ziegler aus Regensburg beobachtete) geht eine Wasserleitung, weshalb sich der Badende in steter Fluth von + 28—29° R. befindet. Der im Bade Sitzende bemerkt keinen Wasserdunst, der nur durch Oeffnen der Thür und dadurch entstehendes Eintreten kälterer Luft entsteht. Eine leichte Art Douche befindet sich zum beliebigen Gebrauche der Badenden in jedem Bade, eine gröfsere und ein allgemeines und örtliches Dunstbad sind separirt. Es folgen nun Beobachtungen aus den Jahren 1818—30, die gut aufgezeichnet und ihres Inhalts wegen von grofsem Interesse sind. Man erkennt aus ihnen die grofse Wirksamkeit der Thermen zu Pfäfers, aber auch die Tüchtigkeit des beobachtenden Badearztes, und Rec. kann deshalb mit vollem Rechte die ungewöhnlich reichhaltige Badeschrift, die überdiefs gut gedruckt und mit netten Ansichten der interessantesten Punkte bei Pfäfers verziert ist, allen Aerzten und Naturforschern empfehlen.

6) Tübingen, Verl. v. Osiander: *Das Wildbad im Königreiche Würtemberg*, mit Nachrichten über die Heilquelle zu Liebenzell von Dr. *Just. Kerner. Dritte* verbess. und verm. Aufl. 1832. X u. 186 S. 8. (14 gGr.)

Das würtembergische *Pfäfers!* Eben so arm an festen Bestandtheilen, fast so warm (+ 23—29° R. der verschiedenen Thermen), von gleichem Alter und erprobter Wirksamkeit wie das in der Schweiz. Der Gebrauch des Wildbades in verschiedenen Krankheiten stimmt mit dem des genannten Badeortes und dem des nahen *Baden-Baden* überein. Dieses liegt freier und ist besuchter als das *Wildbad*, welches nur von wirklichen Kranken und wegen rauheren Klimas nur während der wärmsten Sommermonate heimgesucht wird. — Das *Zeller-* oder *Liebenzeller* Bad (3 Stunden von Wildbad) gehört ebenfalls zu den erdig-alkalischen Thermen, wirkt aber weniger erregend und milder als das Wildbad. — Die Brunnenschrift ist mehr für Curgäste berechnet und recht zweckmäfsig für diese.

7) Augsburg, in d. Kollmann'schen Buchh.: *Die Jod- und Bromhaltige Adelheidsquelle zu Heilbrunn in Bayern, eine der merkwürdigsten und heilkräftigsten Mineralquellen.* Dargestellt von *J. E. Wetzler*, K. B. Reg. u. Kreismed. Rathe u. s. w. 1833. IV u. 120 S. 8. (12 gGr.)

Der Heilbrunnen neben der berühmten Abtei Benedictbeuren soll schon im 10. Jahrhunderte durch die Ungern zerstört worden seyn. Ihren Ruf erhielt die Quelle, als durch dieselbe die Unfruchtbarkeit der Churfürstin Adelheid (1659) gehoben wurde. Nach Fuchs's Analyse enthält sie in einem Civilpfunde fast einen Gran hydriodsaures Natron und ein Drittel Gran Bromnatrium. Hierdurch wird die Wirkung der Soolquellen erhöht und namentlich gegen Anschwellungen im Lymph- und Drüsensystem ausgezeichnet. Das verschickte Adelheidswasser wird in dieser Beziehung häufig im allgemeinen Krankenhause zu München angewendet; auch wurde schon öfter (Krankheitsgeschichten würden gewifs erfreulich seyn!) die Wassersucht der Ovarien geheilt. In München wurden an 3000, in Augsburg an 1000 Flaschen verbraucht. Scrofeln, Kropf, chronische Krankheiten der Harnwerkzeuge, Verschleimungen der Brustorgane, Wasseranhäufungen, Flechten u. s. w. werden durch den innerlichen Gebrauch der Adelheidsquelle geheilt.

8) Wien, auf Kost. d. Vfs.: *Die Hercules-Bäder bei Mehadia.* Ein monograph. Versuch von *J.*

G.

C. Schwarzloft, Dr. und K. K. Reg. Feldarzte u. s. w. Mit einem Kupfer u. mehrern Tabellen. 1831. XIV u. 341 S. gr. 8. (23 gGr.)

Die dem Herculese geweihten Bäder in der banatischen Militärgrenze sind erst im vorigen Jahrhunderte wieder in leidlichen Stand gesetzt und ihre Einrichtungen in jetzigen mannichfach verbessert. Die 22, zwischen 18—51° R. Wärme habenden, gröfstentheils schwefelichten Quellen entspringen in dem Czernathale, das durch seltnen Reichthum an Thieren, Pflanzen und Gestein ausgezeichnet ist. Seine Salubrität ist berühmt und der Vf. beobachtete, dafs Personen mit schleimiger Lungensucht im ersten Zeitraume, mit Rheumatismen oder Gicht Behaftete, zu häufigen Catarrhen Geneigte, Bleichsüchtige, Scrofulöse, Nervenschwache, Hysterische, Hypochondrische u. s. w. beim Aufenthalte daselbst oft ohne Badecur genasen. Vorzüglich gilt dieſs von den an ungarischem Wechselfieber kranken Personen. Schädlich ist der Aufenthalt wegen der Leichtigkeit und Reinheit der Luft für Leidende an *Phthisis florida, purulenta, tuberculosa etc.* Wir übergehen die Anzeigen der der Heilkraft der Schwefelthermen weichenden Krankheiten als bekannt und erwähnen hier nur der Mercurialcachexie, die nirgends besser und schneller als durch diese Heilmittel beseitigt wird. Der Ruf der Herculesbäder hat sich jährlich wie ihr Besuch vermehrt, so dafs man schon im J. 1830 wirkliche Badegäste 1431 zählte. Den Beschluſs des medicinischen Theils dieser lesenswerthen Schrift machen Krankheitsgeschichten aus dem Tagebuche des Regimentsarztes Dr. Martini.

9) Berlin, in d. Krause'schen Buchh.: *Salzbrunn mit seinen Quellen, Localitäten, Sehenswürdigkeiten und Umgebungen.* Ein abrifslicher Leitfaden für diejenigen Personen, welche genöthigt sind, diesen Heilort zu besuchen. Von *Ed. Lange.* Mit 8 lithogr. Ansichten. 1833. VIII u. 135 S. 12. (18 gGr.)

Das *Ultimum refugium* chronischer Brustkranke, Salzbrunn und seine Molkenanstalt, wird jährlich mehr besucht und verschönert. Vorliegende, recht zweckmäfsig für die Curgäste geschriebene, Schrift giebt davon Zeugnifs und enthält Vorschriften über das Allgemeine der Cur in Bezug auf Salzbrunn und seine Oertlichkeit, geschickt die Klippe vieler, für das nicht ärztliche Publicum verfertigter Schriftchen vermeidend, specieller in die Wirkungen der Heilquellen einzugehen. Dann werden die Spaziergänge, die Umgebungen und Ausflüchte der reizenden Gebirgsgegend anschaulich gemacht und zum Schlusse des nahen Charlottenbrunnens erwähnt. Die lithographischen Ansichten sind eine recht nette Zugabe.

10) Prag, gedr. in d. Sommer'schen Buchdr.: *Sternberg bei Schlan in Böhmen.* Ein Taschenbuch für die dortigen Kurgäste. Von *Max. Meltl*, Badeinspektorats-Adjunkt. 1833. 98 S. 12. (6 gGr.)

Der schwache Eisenquell, in einem anmuthigen Thale des Rakonitzer Kreises gelegen, hatte früher mehr Besucher und Heilbedürftige als jetzt, welches nach dem Vf. in den schlechten Kornpreisen und der Verarmung der Umgegend seinen Grund hat. Schon als Sommeraufenthalt für Städter wäre die liebliche Gegend zu empfehlen.

11) Köln, im Verl. von Ritzefeld: *Der Heilbrunnen und Badeort Godesberg bei Bonn am Rhein.* Von Dr. *B. Hundeshagen.* 1833. 130 S. 12. (12 gGr.)

Der Vf., ein verunglückter, orthodox-katholischer (denn er schreibt mit Lust von der Verfolgung der *verdammten Ketzer* in Böhmen, genannt Hussiten) Schöngeist, erzählt hier die Geschichte des Badeorts und der Umgegend auf ziemlich confuse Art und in mehr wundriger Sprache, von der wir ein Bruchstück, wie es uns beim zufälligen Aufschlagen des Büchelchens vor Augen kam, mittheilen. Es lautet S. 23 von dem Kloster Marienfurst: „— Nun geht es mit oft vermehrter Gesellschaft, die, was Damen anbelangt, häufig auf den mit Scharlach geschmückten Eseln, ein Lokalpostzug vom Badeorte, etwan unter Vortritt eines alten Maulthiers, munter einhertrabend, an der südlichen Seite des Godesberges selbst, im Angesicht der Pfarrei, als ersten Hause der christlichen Gemeinde, den fahlen Sonnenberg mit seinen Rebenpflanzungen und die breite fahrbare Strafse hinauf, so das Ende des bei Bonn ebenfalls noch namentlich vorkommenden Kirchenweges bildet, der einst unter des Freigrafen Aufsicht stand, welchen sowie polizeiliche Gewalt über die ausheimischen Leute neben dem Gaugrafen übte, und früher gehabt die römische Bevölkerung zum Sonntendienste Minervens, die rheinische Jugend aber zu den Vorlehren der Druiden von göttlichen Erscheinungen in der Natur, auch zuletzt noch oft die andachtsvolle Pilgerschaft der zahlreichen Michaelsbrüderschaft nach der heiligen Höhe geleitet hatte. Die erste Station des Segen erflehenden von der Rechten zur Linken wendenden Ganges, ist noch auf dem Bühnen- oder Untertheil des Berges, wo das dunkle Konglomerat-Gestein, von dessen röthlicher Erddecke und Oberblende fast gänzlich entblöfst, mit Macht hervorsteht, und an seinen Füfsen den verkehrten, rauheren und steileren Pfad nach der Kuppe des Bergs aufnimmt, höher hinan aber zugleich den beständigen Frommen besondere Andachtsörter bietet; nämlich 4 künstlich ausgebildete Nischen und Höhlen mit alten Statüen, welche zum Heil der Seelen auch nicht unpafslich zur Belehrung nach Weise der Druiden errichtet, dazu auch deutlich auf die Kardinaltugenden anspielen, die der mehrgedachten St. Michaelsbrüderschaft als Ziele ihrer religiösen Bestrebungen vorgesteckt waren." Kann man sinnloser schreiben? und aus solchen Perioden besteht die *ganze* Schrift.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

MEDICIN.

Schriften über Bäder.

(*Fortsetzung von Nr.* 51.)

12) Münster, in d. Theissing. Buchh.: *Ems und seine Heilquellen.* Für Bade- und Brunnengäste von *J. v. Droste-Hülshoff*, der Med. und Chir. Dr. und prakt. Arzte zu Münster. Mit einer Ansicht von Ems und einem Grundrisse der Quellen, Wasserleitungen und Bäder daselbst. 1831. 100 S. 12. (16 gGr.)

Der Vf. seit mehreren Jahren Badegast in Ems, vermisste eine den neueren Zeiten angemessene Schrift für Badegäste daselbst, da das auch in diesen Blättern angezeigte Buch von *Diel* fast nur für Aerzte geschrieben ist. In einer gedrängten und doch verständlichen Sprache werden die Einrichtungen dieses reizenden Curorts beschrieben, die chemischen Untersuchungen der verschiedenen Quellen und deren Wirkung in ihren verschiedenen Anwendungen auf den kranken Körper mitgetheilt. Mit Recht erinnert der Vf. an die gewaltigen Aufregungen des Hazardspiels, welche so schädlich auf den kranken Badegast einwirken. Eben so rügt er, dass viele Badegäste noch am Tage ihrer Abreise baden und trinken und hierdurch zu mancherlei Störungen der guten Heilwirkungen der Cur Veranlassung geben, da Erkältung bei der Reise nicht zu vermeiden ist. Ueberhaupt darf man nie zu warm und deshalb nicht ohne Thermometer baden. Die aufsteigende Douche darf kein Frauenzimmer ohne Erlaubniss des Arztes in die Genitalien leiten, da sie leicht Blutflüsse macht. Unfruchtbare Frauen von kaltem Temperament müssen in Begleitung ihrer Männer nach Ems kommen, weil die nothwendige Stimmung ihres Nervensystems nicht leicht bleibend gemacht werden kann. — Bei grofsen Steinen wirkt das Bestreben der Quelle, den Stein auszuleeren, leicht nachtheilig. Das Trinken macht leicht Wallungen (daher bei idiopathischen Lungenkrankheiten schädlich), der Urin reagirt alkalisch und bei einigen wird das Zahnfleisch scorbutisch. Man trinkt gewöhnlich 8 Gläser (zu ℔ ß) täglich und verbraucht also in drei Wochen wenigstens 4 Unzen Natrum carb. acidul. Einige Trinker verdoppeln sogar diese Dosis. Die Angabe der Diät hätte wohl etwas ausführlicher seyn müssen. Zum Beschlusse wird auf die Promenaden und Ausflüge in die Umgegend aufmerksam gemacht.

13) Leipzig, b. Wigand: *Der Führer zu den Heilquellen*, oder Lebensordnung beim Gebrauche der Bäder und dem Genusse natürlicher und künstlich bereiteter Mineralwasser. Nebst einer spec. Darstellung der Badeanstalten Leipzigs und seiner Umgebungen u. s. w. Von einem prakt. Arzte. 1833. 96 S. kl. 8. (8 gGr.)

Dies kleine Schriftchen verbreitet sich besonders über die *Struve*'sche Trinkcuranstalt in Leipzig und giebt eine kurze Uebersicht der daselbst künstlich bereiteten Mineralwässer (der eisenhaltigen Spaa, Pyrmont und Eger, der alkalischen, der verschiedenen Quellen Karlsbads und Ems und des Mariakreuzbrunnens) und der natürlichen von der Quelle verschickten Heilwässer. Das Schriftchen konnte übrigens ungeschrieben bleiben, da durch dasselbe das Buch von *v. Ammon*, „Die Brunnendiätetik", keineswegs entbehrlich gemacht wird.

14) Kopenhagen, in d. Bing. Buchh.: *De balneis russicis*, diss. historico-physiologica. Scripsit *M. M. Levy*. 1833. 83 S. 8. (18 gGr.)

Nachdem der Vf. den allgemeinen Gebrauch der *Dampfbäder* bei den verschiedenen Völkern in den ältesten und neuesten Zeiten beschrieben hat, geht er zu der eigenthümlichen Art derselben, den russischen Bädern über, die sich vorzüglich durch die wiederholten kalten Uebergiefsungen von jenen unterscheiden (denn die Frictionen wurden auch besonders im Alterthume und auch jetzt noch im Oriente fleifsig in den gewöhnlichen Dampfbädern angewendet. Rec.). In dem physiologischen Theile sind die bekannten Wirkungen der russischen Bäder auf den thierischen Organismus, doch gröfstentheils nach früheren Beobachtern, mitgetheilt, und einige Schlüsse, die jedoch einer festen Basis ermangeln, aus wenigen Versuchen gezogen. Die Literatur ist reichhaltig.

15) Wiesbaden, b. Schellenberg: *Geognostische Beschreibung des Herzogthums Nassau*, in besonderer Beziehung auf die Mineralquellen dieses Landes, von *C. E. Stifft*, vormaligem Herz. Nass. Oberbergrathe, jetzt K. Niederl. Geh. Referendar für das Grofsherzogth. Luxemburg. Mit einer petrograph. Karte und einem Niveauprofile der vorzüglichsten Mineralquellen. 1831. XVI u. 606 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Kastner sollte im Auftrage der Nass. Regierung die physicalisch-chemische Untersuchung der Nass. Mi-

Mineralquellen und der Vf. die der geognostischen Verhältnisse des Landes, jedoch mit Berücksichtigung der Landbau und Industrie treibenden Einwohner anstellen. Deshalb ist das vorliegende Werk voluminöser und nicht streng wissenschaftlich, dafür aber belehrender und in das praktische Leben eingreifender geworden. Wir müssen, von unserem Standpunkte ausgehend, die gut gegebene topographische und geognostisch-mineralogische Beschreibung, in welcher das Schiefergebilde des südöstlichen Abhanges des Taunus, das Grauwackengebilde, die Flötztrappbildungen und die aufgeschwemmten Bildungen betrachtet werden, übergehen, und uns zu den Mineralquellen wenden. Der Vf. fand deren 124 an 47 Orten (von ihnen haben z. B. Ems 18, Wiesbaden 15, Langenschwalbach 10, Schlangenbad 8 Quellen), von denen nur die wenigsten untersucht und beschrieben sind. Ein Verzeichniss derselben wird mitgetheilt und dabei auf die Seiten der geognostischen Beschreibung verwiesen, da Wiederholungen sonst unvermeidlich gewesen wären. Ueberdiess kann man zur bessern Uebersicht und zum Auffinden der geognostischen Umgebungen der einzelnen Mineralquellen die petrographische Karte, die mit vieler Sorgfalt gearbeitet ist, zur Hand nehmen. Im Folgenden stellt der Vf. nach der *C. A. Hoffmann*'schen Eintheilung die Mineralquellen zusammen und giebt die älteren und neueren Analysen kurz an, die wir als bekannt übergehen. — Von gröfserer Wichtigkeit und zum Theil den gangbaren Meinungen widersprechend, sind die Folgerungen, welche der Vf. aus den Erscheinungen zog, die sich bei den meisten Nassauer Mineralquellen gleichbleiben. Es zeigt die Ansicht der Karte und die geognostische Beschreibung der Gegend, aus welcher dieselben entspringen, im Vergleiche mit den chemischen Analysen, dass man, mit Ausnahme der schwefelwasserstoffhaltigen Quellen, die fast alle in der Nähe von Braun- oder Steinkohlen vorkommen, im Allgemeinen *den Gebirgsgesteinen der nächsten Umgebungen der Mineralquellen wenig oder gar keinen Einfluss auf den Gehalt derselben zuschreiben kann.* So kommen Cronbergs, Sodens, Wiesbadens und Schlangenbads M. Q. und der Salzborn bei Eltvill aus einem und demselben Gebirgsgesteine zu Tage; die Emser Thermen und der Montabaurer Säuerling lagern ihre Quellmündungen in dieselbe Gebirgsart u. s. w. — Nicht leicht erscheint eine M. Q. für sich allein, sondern es kommen fast immer mehrere derselben in einem ziemlich deutlich ausgesprochenen Zuge zusammen vor. Dergleichen Züge werden anschaulich gemacht. — Die Gesteinschichtungen in der Nähe der Mineralquellen zeigen häufig Hebungen und Senkungen, oft selbst Zerreifsungen, ja der Vf. fand in nicht unbedeutenden Tiefen zwischen gesundem Gesteinlager ein Aufgelöfstseyn desselben, wodurch es theils zu einer weichen, thonartigen Masse, theils zu einer Anhäufung von sandigen Theilchen geworden war. Indessen mag dieser aufgelöste Zustand des Gesteinlagers nicht immer in Beziehung zu den Mineralquellen stehen, da er oft auch ohne diese als sogenanntes Faulen der Gänge vorkommt. So wird aber auch nicht leicht eine ungefafste Mineralquelle ausser einem sumpfigen Boden gefunden und der Vf. schreibt die sumpfige Beschaffenheit desselben der Einwirkung der Mineralquellen auf das Gestein zu, durch welche dieses aufgelöst wird. Kohlensäure *scheint* hier eine Hauptrolle zu spielen, weshalb man auch bei der Quelle zu Niederselters bis zur jetzt bekannten Tiefe der Fassung kein festes, unangegriffenes Gestein fand. Man sieht die kräftige Einwirkung der Mineralquellen fast überall an den steinernen Fassungen, die ziemlich schnell angegriffen werden. — Die Thermen sind durchgängig reicher an Wasser, als die kalten Quellen, haben auch meist mehr feste, aber weniger flüchtige Bestandttheile; diese sind aber fester gebunden und die nicht gebundenen kommen nur neben und mit dem Wasser, aber nicht demselben beigemengt vor, wogegen die *Gase* der kalten Quellen selten frei mit demselben erscheinen, sondern in der Regel mehr oder weniger innig daran gebunden sind (?). — Hinsichtlich der Entstehung der Mineralquellen äufserte der Vf. schon viel früher seine Meinung, dafs im Ganzen genommen die Mineralquellen dem Auftreten der vulkanischen Gebirgsbildungen folgen, eine Idee, deren Richtigkeit seit der Zeit durch *Berzelius, Hoff, Kastner* und besonders *Bischof* nachgewiesen ist. — Eine Tabelle die barometrische Höhenmessung der vorzüglichsten Gebirgshöhen und der bedeutendsten Mineralquellen im Herzogthum Nassau beschliefst diese empfehlungswerthe Schrift, für die wir dem Vf. unsern Dank abstatten.

16) Grätz, in Comm. b. Damian u. Sorge: *Das Thal und Warmbad Gastein*, nach allen Beziehungen und Merkwürdigkeiten, nach eigner Anschauung und aus den zuverlässigsten Quellen dargestellt für Aerzte, Körperkranke, Geschichtsforscher, Mineralogen, Metallurgen, Botaniker und für Freunde der hochromantischen Alpennatur. Von Dr. *Alb. v. Muchar*, Verf. des altceltischen und römischen Norikums. *Gastuna tantum Una!* mit zwei lithographirten Ansichten und einer Karte. 1834. X u. 350 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

17) Wien, gedr. b. Grund: *Die Bäder zu Gastein.* Ein monographischer Versuch von *Burkard Eble*, Dr. u. s. w. 1834. VIII u. 268 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Dem Bade Gastein wird nun endlich auch die verdiente literarische Anerkenntnifs, die in dem letzten Jahrzehent wenigstens fehlte. Wir fassen hier beide Schriften der verflossenen Jahre zusammen, da beide sich ergänzen und besonders No. 16 nur von naturwissenschaftlichem und durchaus nicht von ärztlichem Gesichtspunkte aus betrachtet werden darf. In jener Hinsicht ist es aber klassisch zu nennen und erfreut sich überdiefs noch der Beiträge des wissenschaftlichen Erzherzogs Johann, die sich auf den gegen-

genwärtigen Zustand des Bergbaues und die botanischen und mineralogischen Schätze der Gasteiner Gebirge beziehen. Leider kann man von der Ausbeute des Bergbaues nicht so Erfreuliches melden, als im XIV. und XV. Jahrhunderte, zu welcher Zeit Eine Grube einen reinen Ertrag von mehreren tausend Dukaten gab. Die Verfolgungen der Lutheraner, welche den Reichthum Salzburgs zerstörten, wirkten besonders auf das Gasteiner Thal und deren Bergleute, die sich fast Alle zu dem lutherischen Glauben bekannten, deshalb verjagt wurden und fast alle Documente über den Bergbau mit sich führten, ja ganze Gruben verschütteten und deren Eingänge versteckten. Verbot doch sogar noch im J. 1732 der Erzbischof von Salzburg allen inländischen Nichtkatholiken den Besuch des Heilbades. Und so ist es denn gekommen, dafs im J. 1820 die Ausbeute des Grubenbaues kaum die Kosten desselben deckte! Anziehend sind die Mittheilungen hierüber und dann die Beschreibung der Lebensweise, Feld- und Alpenwirthschaft, der Sitten und Gebräuche u. s. w. der heutigen Gasteiner, bei welchen das weibliche Geschlecht gröfser und fleischiger und von besserer, blühender Gesichtsfarbe als das männliche ist, das gewöhnlich sehr blafs aussieht. Die Bewohner erreichen meistens ein hohes Alter; Crétins finden sich wenig; die bekanntesten endemischen Krankheiten sind Entzündungen, Lungensuchten, Wechselfieber, Wassersuchten und Cachexien. Die Mittheilungen über die Wirkung der Bäder auf den kranken menschlichen Organismus und die Anzeigen zu dem Gebrauche desselben z. B. bei im Fleische sitzenden versulzten Theilen, *Morbus larvatus*, Fehlern im Zusammenhange des Bluts, aus Verstopfung und Schlappheit entsprungener Lähmung u. s. w. sind zu confus und unwissenschaftlich, als dafs sie der Kritik anheim fallen könnten. Druckfehler, besonders unter den Pflanzennamen, finden sich genug. — In dem Vf. von No. 17 finden wir einen alten Bekannten, der schon vor einigen Jahren mit einer Schrift über Gastein und gegen so manche verfehlte Einrichtungen auftrat. Veränderungen an den Badeorten (Hof-Gastein und Wildbad) und erneuerte Erfahrungen über die Wirkung der Thermen brachten den Vf. zum Entschlusse, nicht eine neue Auflage, sondern gänzliche Umarbeitung seiner Schrift zu veranstalten. Dies werden ihm besonders noch die Badegäste danken, da auf sie mehr Rücksicht genommen ist und sie in dem Buche Badeordnung, Badetaxe, Mauth- und Postangelegenheiten, aufser der nöthigen Diätetik und Anweisung zum zweckmäfsigen Gebrauche der Bäder angegeben finden. Besonders Hofgastein hat durch Anlage neuer Separat-Bäder gewonnen und der Erzbischoff *Pyrker* beschenkte den Staat mit einem eingerichteten Militairbadhause. Auch das Wildbad wurde durch mehrere Häuser (und zwar steinerne, an deren Aufbauung man früher zweifelte), z. B. vom Erzherzoge Johann vergröfsert. Die neu angelegten Bäder haben gröfstentheils die verschiedenen Unbequemlichkeiten der alten (besonders die rohe Zimmerung derselben) vermieden; indessen an einer Douche gebricht es noch überall. — In dem sogenannten Badeschlamme (der *Conferva thermalis*), der sich aus dem Badewasser in allen Vertiefungen als ein schöner hellgrüner, später zäher, dunkelgrün und endlich schwarz werdender Ueberzug absetzt, fand *Werneck* in den Jahren 1832 und 1833 folgende Infusorien: *Polygastrica* (*Monas Termo* und *crepusculum*, *Vibrio Rugula*, *undula* und *bacillus Müll.*, *Navicula fulva* und *gracilis*); *Rotatoria* (*Philodina erythrophthalma Ehr.* und *citrina* (?) *Wern.*). Die Baregine findet sich, da die Gasteiner Quellen aus Gneisfelsen entspringen, in ihnen gar nicht vor. — Im August 1832 will man einen Versuch glücklich ausgeführt haben, dafs unreife echte Perlen in den Thermen schon binnen einer Stunde zu reifen anfingen und ein milchfarbiges Aussehen erhielten und glänzend wurden. Die Resultate der *Baumgärtner*'schen Untersuchungen über die Quellen (vergl. die Anzeige der frühern Schrift *Eble's* in diesen Bl. 1833. Bd. 2. S. 92.) scheinen sich nicht zu bestätigen, und es wäre daher sehr zu wünschen, dafs die Gasteiner Thermen sich einer gründlichen chemischen und physikalischen Untersuchung erfreuen möchten, wie sie ja jetzt fast jeder noch so unbedeutenden Heilquelle zu Theil wird. — Ueber die Wirkung der Thermen auf den menschlichen Organismus bestätigt der Vf. das schon von ihm Mitgetheilte und kommt zu dem allgemein gültigen Satz über die Anwendung des Gasteiner Wassers in Krankheiten: *Das Gasteiner Bad kann in allen Krankheitsfällen ohne Unterschied, denen nicht ein Uebermaafs des Lebensprocesses, eine krankhafte Erhöhung der Lebensthätigkeit zum Grunde liegt, von Nutzen seyn.* Ihm selbst bethätigte sich dieser Satz, da er, an vicariirender Hämoptoë und unbezwinglicher Verstopfung leidend, schon nach dem 3ten Bade fliefsende Hämorrhoiden, dann gallige Darmausscheidungen und nach dem 18ten Bade Ohnmacht und Brechruhr bekam und von da an genas. Auf recht zweckmäfsige Weise ist die dem Kranken dienliche Diät und das sonstige erforderliche Verhalten angegeben, weshalb wir die Schrift unbedenklich als die beste der bis jetzt erschienenen Schriften über Gasteins Thermen empfehlen können.

18) Stettin, b. Morin: *Das Seebad zu Swinemünde.* Als Anhang eine kurze Anleitung, die Insel Rügen zu bereisen. Von Dr. *Richard Kind*, Königl. Kreis-Phys. u. Badearzte. 1828. X u. 164 S. 8. (16 gGr.)

19) Jever, Druck u. Verl. von Mettcker: *Wangeroge und das Seebad.* Von Dr. *Chemnitz*, Badearzt. Neue Auflage. 1833. 88 S. gr. 8. (10 gGr.)

20) Bremen, Verl. von Kaiser: *Die Seebade-Anstalten auf der Insel Norderney in ihrem gegenwärtigen Zustande.* Von Dr. *J. L. Bluhm*, Königl.

nigl. Hofmed. und Badearzt zu Norderney. Mit einer lithographirten Ansicht und einem Grundrisse. 1834. VI u. 66 S. gr. 8. (12 gGr.)

Die seit 40 Jahren bestehenden und während dieses Zeitraums entstandenen *deutschen* Seebäder verdanken eigentlich dem genialen *Lichtenberg* ihr Daseyn, der im Jahre 1793 zuerst den Wunsch dazu aussprach und ihn schon im folgenden Jahre durch die Thätigkeit des Veteranen *Vogel* und die Freigebigkeit des Grofsherzogs von Mecklenburg-Schwerin in Doberan erfüllt sah. Jährlich mehrte sich die Zahl der in dem Meere Hülfesuchenden und sie ist in den letzten verflossenen Jahren so unglaublich gestiegen, dafs die Binnenländischen Heilquellen nahmhafte Verluste erlitten haben. Aber auch die einzelnen Seebäder sehen sich scheel an, und suchen durch zweckmäfsigere Einrichtungen einander den Rang abzulaufen — der Vortheil der Concurrenz. Sie theilen sich in zwei grofse streitende Theile, deren einer die Nord-, der andere die Ostsee als besseres und zweckdienlicheres Heilmittel erkennt. Wir können uns hier nicht auf den Streit, noch viel weniger auf Entscheidung desselben einlassen und nur anführen, dafs von jedem streitenden Theile zu oft der Spruch: „*Eines pafst sich nicht für Alle*", übersehen wird.

Nr. 18. Swinemünde (seit 1826) ist das Seebad der Berliner und erfreut sich deshalb Trotz der etwas sandigen Fluren eines zahlreichen Zuspruchs. Die Badenden gelangen auf einem mit einem Geländer versehenen Steege und einer daran befindlichen mit einem Zelte versehenen Treppe in die See. In der sogenannten Plantage befindet sich überdies ein Badehaus, in welchem warme Seebäder genommen werden können. Die Wirkungen der Seebäder, das Verhalten dabei u. s. w. ist vom Vf., wie es sich für eine den Laien gewidmeten Schrift geziemt, hinlänglich erörtert und besonders auf manche von vielen Badenden nicht genug berücksichtigte schädliche Gewohnheiten aufmerksam gemacht. Beigefügt ist eine recht nett-lithographirte Ansicht und ein Plan der Stadt Swinemünde mit ihren Umgebungen.

Nr. 19. Die Badeplätze auf der vom Festlande drei Meilen entfernten oldenburgischen Insel Wangeroge wechseln fast jährlich nach der Veränderung des Strandes; in den letzten Jahren waren sie ziemlich nahe bei dem Dorfe der Insel. Man badet in der See gewöhnlich in Badkutschen. Nicht ganz verständlich wird die Beschreibung der Wirkung des Seewassers für die meisten Badegäste seyn, welche auch wohl eine Anweisung zum zweckmäfsigen Gebrauche darin vermissen werden, weil dem Geschichtlichen der Insel und des Meeres Bewohner mehr als die Hälfte der Abhandlung gewidmet ist.

Nr. 20. Norderney, seit dem Anfange unseres Jahrhunderts Badeort, zählte im Jahre 1833: *1627* Badegäste. Die Temperatur des Seewassers an den Badeplätzen (der südlich gelegene ist für Frauen, der nördliche für Männer bestimmt) wechselt zwischen + 10 und 17° R. Dieser Wärmegrad hängt von der gehörigen Durchwärmung des Seewassers durch die Sonne ab, ist also am flachen Strande am gröfsesten und an der eigentlichen Badestelle am niedrigsten + 12—10° R. Der Vf. ist ein rüstiger Streiter für seine Nordsee und ficht mit scharfen Waffen, die selten ihr Ziel verfehlen. Indessen gehören diese Streitigkeiten nicht in eine für Laien gefertigte Schrift, die mehr *diesen* Nützliches und *Wissenswerthes* enthalten mufs.

21) Ohne Druckort (Leipzig, b. Herbig): *Die Mineralquelle und die Badeanstalt bei Hohenstein*, historisch-topographisch, physikalisch-chemisch und medicinisch-praktisch beleuchtet. 1834. 83 S. 12. (4 gGr.)

Hr. Dr. *Streit* in Waldenburg beschreibt hier die zwar schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannte, aber erst vor einigen Jahren durch den Apotheker *Beckert* gefafste Eisenquelle. Dieser, der jetzige Besitzer, legte Bäder und recht zweckmäfsige Gebäude daselbst an und liefs das Mineralwasser durch *Doebereiner* untersuchen. Er fand in 16 Unzen oder 30 C. Z. des Wassers:

Kohlensaures Eisenoxydul		0,479 Gr.	
— — Kalk	—	0,090 —	
Salzsauren Kalk	—	0,206 —	
Erdharzige Materie	—	0,010 —.	
Reines kohlensaures Gas	—	—	2,140 C. Z.
Stickgas	—	—	0,750 —.

Dieses 2 Meilen von Chemnitz und eine Meile von Waldenburg liegende, ziemlich von allen Nebenmischungen reine Eisenwasser ist seit den wenigen Jahren der Errichtung der Badeanstalt schon mannichfaltig innerlich und äufserlich mit Nutzen gebraucht. Der Vf. des Schriftchens stellt die Gegen- und Anzeigen zum Gebrauch desselben nach den bekannten Erfahrungen zusammen und ein schlichter Steindruck giebt eine Ansicht der zweckmäfsigen Anlagen und Gebäude.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

MEDICIN.

Schriften über Bäder.

(Beschluss von Nr. 52.)

22) Ronneburg, b. Weber: *Historisch-topographisch-physikalisch-chemisch- und medicinische Beschreibung der Heilquellen zu Ronneburg und seiner romantischen Umgebungen.* Von *J. H. Koenigsdoerfer*, Dr. Med. und Brunnenarzte. Mit einer grofsen lithogr. Ansicht des Bades. 1834. 140 S. 8. (12 gGr.)

Ronneburg mit seinem Bade liegt in der Mitte des Osterlandes auf einer Anhöhe, welche nach allen Himmelsgegenden eine reizende Aussicht auf die wohlangebaute Gegend gewährt (indessen auch nicht allen Badegästen wegen freier Luftströmung und damit *so oft* verbundener Erkältung zuträglich ist). Ueber die Gebirgsarten erfahren wir wenig vom Vf. *Doebereiner* fand, dafs die Hauptmasse derselben, aus welchen die Heilquellen entspringen, aus rothgelbem und schwarzem, schiefrigem Thone, welcher entweder von Eisenoxyd oder *Bitumen* durchdrungen ist und an verschiednen Stellen Kalk und Schwefelkies eingesprengt enthält, besteht, und dafs an einigen, von den Quellen mehr oder weniger entfernten Punkten auch glasköpfiger Eisenstein, Thon, den man als Pigment anwendet, in nicht unbedeutenden Massen vorkömmt. Das Klima ist unfreundlich und kälter als in der Nachbarschaft, so dafs man in *Ronneburg* nicht einmal den Augustwein im freien erziehen konnte. Die Namen der um *Ronneburg* gefundnen Pflanzen sind höchst fehlerhaft abgedruckt. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die *R.* Heilquellen gerühmt, aber noch mehr im J. 1766, wo in der Regensburger Zeitung stand: „Zu *Ronneburg* im Voigtland ist unlängst ein Gesund-Brunnen von einer aufserordentlichen Beschaffenheit entdeckt worden. Er übertrifft die Egerschen und Pyrmonter weit, indem er mit erstaunlicher Geschwindigkeit curiret und zwar Krankheiten, die man für unheilbar halten kann u. s. w. Gicht, Epilepsie, Gliederlähmung. Täglich trifft man etliche tausend Menschen daselbst an und die geschwinden Curen müssen jedem fabelhaft vorkommen, der nicht ein Augenzeuge davon gewesen. Weit führen läfst er sich nicht, indem sein Spiritus so flüchtig ist, dafs er gleich verfliegt, oder, wenn er alsobald zugestopft wird, die besten Flaschen zersprenget. Er wird am besten bei der Quelle und Fassung getrunken." Man ersieht hieraus, dafs man auch zu jener Zeit von grofsen Uebertreibungen und lebendigen Anpreisungen der Brunnenorte Gebrauch machte. — In den Jahren 1828 und 29 wurden die verschiednen Quellen von *Doebereiner* untersucht und die alkelisch-erdigen Eisenquellen wegen des nicht unbedeutenden Gehalts an kohlensauren Verbindungen und Mangels an freier Kohlensäure (?) der Aufmerksamkeit der Aerzte empfohlen. Er fand auch eine organische Säure darin auf, die mit Kalk und Natron Salze bildet und *D. Ronnenquellsäure* nennt. — Ueber die Wirkung dieses Stahlwassers das Bekannte. Interessant ist die Mittheilung einer grofsen Menge von Krankheitsheilungen, die wohl nicht alle dem seit 1831 als Brunnenarzte angestellten Vf. vorgekommen, sondern gewifs der reichen Erfahrung und Praxis seines Vorgängers, des unermüdlichen *Sulzer*, entnommen sind. Unter der Rubrik der *Nervenkrankheiten* zeichnen sich besonders mehrere Fälle geheilter *Epilepsie* aus. Nützlich war der innere und äufsere Gebrauch der Ronneburger Quellen bei Unfruchtbarkeit, langwieriger Gicht, Rheumatismus, Drüsenleiden, Blutflüssen aus der Gebärmutter, Krankheiten der Nieren, Schleimflüssen, fehlender Menstruation, Schleimhusten, gestörter Verdauung mit Kolikschmerzen, schwarzem Staar (eine Krankheitsgeschichte, von der es aber noch zweifelhaft bleibt, ob wirklich Amaurose Statt fand, wird mitgetheilt), Augenlidentzündung, Krankheiten der Haut und partieller Erweiterung der Venen. Ein Steindruck giebt die Ansicht des recht hübschen Promenadeplatzes am Bade. —

23) Darmstadt, im Verl. b. Leske: *Schwalbach und seine Heilquellen.* Von Dr. *H. Fenner v. Fenneberg*, Herzogl. Nass. Geh. Rathe u. s. w. Badearzte in *Schwalbach* und *Schlangenbad*. 3te verm. Ausgabe 1834. IV u. 128 S. 12. (Mit 2 Kupfert.) (15 gGr.)

Im J. 1828 wurde in dem schon an Stahlquellen reichen Schwalbach eine neue aufgefunden, die mit den beiden vom ersten Range, dem Wein- und Stahlbrunnen, ein schönes Kleeblatt bildet. Der Vf. nennt sie den mildesten, lieblichsten und geistreichsten aller bekannten Eisensäuerlinge. *Kastner* untersuchte den *Paulinenbrunnen* 1829 an Ort und Stelle (den Wein- und Stahlbrunnen entfernt von ihrem

rem Ursprunge) und Rec. theilt das Resultat der Analyse hier um so eher mit, da in dem gehaltreichen Werke *Osann's* ein Irrthum über diese Quelle sich eingeschlichen hat und *Osann* dieselbe einen *eisenfreien* Säuerling nennt.

Temperatur 7°.6 R.

		Cub.	Par.	Gran.
Kohlensaures Gas von 16 Unzen	39″, 8			
Rückstand	5, 84	—	—	—
Kohlensaures Natron	0, 4500	—	—	—
(fälschlich bei dem Vf. 6,4500 aufgeführt)				
Kohlensaures Eisenoxydul	0, 65	—	—	—
— — Manganoxydul	0, 002	—	—	—
— — Kalk	2, 0550	—	—	—
— — Bittererde	2, 7500	—	—	—
Salzsaures Natron	0, 0800	—	—	—
— — Kali	0, 0012	—	—	—
Schwefels. Natron	0, 0250	—	—	—
Phosphors. —	0, 0015	—	—	—
Kieselerde	0, 0005	—	—	—
Thonerde	0, 0002	—	—	—
Lithion, hydriodsaures Kali, Strontian, leise Spuren von Titan, geschätzt	0, 0008	—	—	—
	6, 8660			

Der Paulinenbrunnen ist sehr leicht zu verdauen, erhitzt nicht und erhält die Wege des Darmkanals frei. „Seine Wirkungen sind in der Regel auffallend sichtbar, die Veredlung des Blutlebens steigert sich in der kürzesten Zeitfrist und das lahmgewordne Räderwerk des Organismus gewinnt unter den Augen einen lebendigeren Aufschwung. Bleichsüchtige blühen, wie die welke Pflanze durch des Blitzes elektrische Macht erhoben, zusehends auf, und der Nervensieche beflügelt bald den erstorbnen Fuss.“ — Ueber den Nutzen der Schwalbacher Heilquellen giebt der Vf. das in den früheren Auflagen Mitgetheilte unverändert und verspricht, in einem umfassenderen Werke seine Erfahrungen (er ist fast 40 Jahre Badearzt) und Ansichten über die Wirkung kohlensaurer Eisenwasser, namentlich der von Schwalbach dem Publicum vorzulegen. Möge es dem würdigen Vf. gefallen, in der hoffentlich bald erscheinenden Schrift die Blumen und Bilder zu meiden und in einfacher Sprache den wichtigen Gegenstand zu behandeln. — Das neuerrichtete Badehaus in Schwalbach gehört zu den prachtvollsten und zweckmäfsigsten. In 42 grofse, geräumige, mit allen Bequemlichkeiten versehene Bäder wird durch dicht verschlossene Röhren das Wasser der verschiednen Quellen geleitet und für diejenigen, welche es vorziehen, unmittelbar nach dem Bade nicht im Freien zu seyn, ist ein schöner, gelind durchwärmter Saal vorhanden, in welchem zugleich die neuesten Tagesblätter zu Jedermanns Benutzung unentgeldlich aufgelegt sind. —

24) Tübingen, b. Osiander: *Das Schwefelbad von Sebastiansweiler im KR. Würtemberg*, beschrieben von *H. F. Autenrieth*, Dr. u. Prof. d. Med. zu Tübingen. 1834. Mit lithogr. Abbildungen. II u. 57 S. gr. 8. (8 gGr.)

Die Quelle entspringt in dem zwischen Tübingen und Hechingen liegenden Butzenthale (Butzen bedeutet im schwäbischen Dialecte sowohl Reinigen, als auch eine innerliche, mehr versteckte Krankheit) und wurde wohl schon vor Jahrhunderten zum Baden benutzt. Im J. 1829 versuchte der Vf. bei seinem eignen kranken Kinde das Schwefelwasser und wurde durch die schnelle und gründliche Heilung der Krankheit bewogen, die Quelle zu kaufen und fassen zu lassen. Prof. *Sigwart* fand in 16 Unzen des Schwefelwassers:

schwefels. Natron	4,51 Gr.	kohlens. Bittererde	0,41 Gr.
— — Bittererde	1,61 —	Kieselerde	0,18 —
Kochsalz	0,59 —	Erdharz	0,02 —
Chlormagnium	0,23 —	kohlens. Eisenoxydul	0,06 —
kohlensauren Kalk	3,72 —		11,33 Gr.

aufserdem geringere Mengen von Jod, kohlensaurem Manganoxydul, schwefelsaurem Kali und Kalk, und Schwefelcalcium.

Von Gasarten enthielten 100 Kubikzolle dieses Wassers zwischen 2,26 und 4,33 Kubikzolle Schwefelwasserstoffgas und 3,07 K. Z. Stickgas mit etwas kohlensaurem und Kohlenwasserstoffgas. — Das Wasser wird zum inneren und äufsern Gebrauche in den Fällen, welche die Anwendung des Schwefels erheischen, mit Nutzen verordnet. Besonders heilsam scheint es den Kindern zu seyn, welche an scrofulöser und herpetischer Cachexie leiden. Die Anstalt ist erst im Entstehen und wird gewifs einen nicht unbedeutenden Rang unter den Würtembergischen Bädern einnehmen, wenn der Vf. der zweckmäfsigen Schrift ihr seinen Beistand nicht entzieht. —

25) München, in d. Lindauer. Buchh.: *Der Kanizer-Brunnen bei Partenkirchen nebst seinen Umgebungen*, von *G. L. Dieterich*, Dr. d. Med. in München u. s. w. 1834. Mit einer Abbildung und Karte. 276 S. 12. (20 gGr.)

In dem baierschen Landgerichte *Werdenfels*, dessen Gebirgsketten zu den norischen Alpen gehören, eine Viertelstunde von dem Marktflecken *Partenkirchen*, befindet sich ein jod- und schwefelhaltiges, alkalisches Bad, der Kanizer Brunnen, der übrigens nicht besonders wasserreich zu seyn scheint. Die Badegäste können nicht am Brunnen, wo nur ein Badehaus steht, sondern müssen in *Partenkirchen* wohnen. *Buchner* untersuchte das ihm nach München gesendete Kanizerwasser und theilt seine Untersuchungen und deren Resultat mit. Wir übergehen dasselbe um so mehr, der Hr. Dr. *B.* zum Schlusse sagt: die gefundnen höchst unbedeutenden Spuren von salzsaurem Kalk und salzsaurer Magnesia rühren *vielleicht aus den Flaschen her*, worin das Wasser nach München gesendet wurde, und *worin früher Pullnaer Bitterwasser enthalten war.*“ Wie kann

kann man sich auf eine solche Analyse verlassen!! Der Vf. gebrauchte das Bad im J. 1833 vier Wochen hindurch und giebt uns seine Ansichten über die Wirkung dieses alkalischen Wassers, *welches, mit den Verbindungen von Kohlensäure, Salzsäure, Jod, Schwefelwasserstoff und Zoogen, von ganz ungetrübter Reinheit ist, wie keine von allen andern bekannten Mineralquellen Europa's.* Das Bad wird + 28° bis 20° R. genommen und erregt meistens einen nicht eiternden und selten fieberhaften Frieselausschlag. Gewöhnlich gebraucht man auch innerlich den Brunnen. Die Trink- und Badregeln sind genau angegeben. Die Topographie, die Fauna und die besonders reichhaltige Flora des Landgerichts werden mitgetheilt. —

26) Stuttgart, b. Löflund: *Ueber Bäder und Brunnenkuren, besonders an den Mineralquellen des Taunusgebirges, namentlich Ems, Schlangenbad, Wiesbaden* und *Schwalbach*. Von Dr. *Heyfelder*, Med. R. u. s. w. 1834. VIII u. 135 S. 8. (20 gGr.)

Der Vf. giebt hier über Brunnenkuren allgemeine, auf reiche Beobachtung sich stützende Regeln. Er verwirft die sogen. Vorkuren und verlangt nur eine geregelte Lebensart vor dem Gebrauche des Mineralwassers. Brunnenkuren können in jeder Jahreszeit, selbst im Winter, angefangen werden; sie erfodern nur eine gröfsere Vorsicht. Uebel, welche durch Hautkrisen sich entscheiden, verlangen die wärmeren Monate, Unterleibskrankheiten, namentlich Leberkrankheiten, fodern eine active Bewegung, wozu die Hundstage weniger passen (deshalb schicke man Kranke dieser Art im Frühlinge nach dem Karlsbade, wo im vergangnen Jahre die grofse Hitze unter den zu gastrischen Krankheiten disponirten Badegästen einen *Typhus abdominalis epidemicus* erzeugte. Rec.). Der Vf. entwirft von einigen Brunnenärzten eine gar zu arge Skizze und giebt den meisten derselben Schuld, dafs nur Wahrheit und Dichtung in ihren Schriften enthalten seyen. (Rec. sieht die oft zu sehr geplagten Badärzte von einer bessern Seite und tadelt nur die zu geringe Rücksicht, welche die meisten gegen den abgehenden Badegast und dessen Hausarzt zeigen. So viel Zeit müfste sich doch auch bei dem vielbeschäftigsten Badearzte finden, dafs er auf den Grund des ihm von dem Badegaste überbrachten Krankheitsberichtes einige Worte über die Kur und den Erfolg derselben, ferner über die noch einzuleitende Nachkur dem Hausarzte übersenden könnte. Im vorigen Jahre kehrten mehrere Badegäste krank in ihre Heimath zurück, ohne auch nur Ein Zeichen von den behandelnden Aerzten, die sie so früh als möglich von der Quelle schickten, mitzubringen.) So sehr Rec. mit dem Vf. in den meisten Regeln und Ansichten über die Bad- und Brunnenkuren übereinstimmt, so wenig kann er es billigen, dafs derselbe den periodischen Blutfluss dabei achtet, ihn als naturgemäfsen Act dem Essen und Trinken gleichstellt und deshalb die Brunnenkur, mit der man doch in der Regel auf 3 bis 4 Tage pausirt, nicht unterbrechen will. (Rec. läfst während dieser von der Natur bewirkten, kritischen Ausscheidung Alles vermeiden, was Störungen verursachen könnte, deshalb auch in nicht Gefahr drohenden Krankheiten alle und jede Arznei aussetzen; warum sollte nicht in der Brunnenkur, die man ja im Nothfalle um einige Tage verlängern kann, eine Pause eintreten?) — Im zweiten Abschnitte der Schrift theilt der Vf. die geognostischen Verhältnisse und chemischen Analysen der Nassauischen Mineralquellen nach dem schon früher angezeigten Werke *Stiffts* und die von ihm in den hauptsächlichsten Badorten gemachten Beobachtungen mit. *Ems.* Es wird bei jeder krankhaft erhöhten Reizbarkeit empfohlen, der Vf. will es aber nur dann anrathen, wenn sich dieselbe auf materielle Ursache basirt. Vorzügliche Wirksamkeit zeigen die Emser Thermen, wenn bei vorhandnen Stockungen in den Abdominalorganen eine auffallende Unthätigkeit im ganzen Organismus oder in einzelnen Organen sich ausspricht. Das Wasser befördert den Stuhlgang nicht, macht ihn nur regelmäfsig; bei Verstopfungen räth der Vf. nicht zu Pillen und Laxanzen, sondern zu Klystieren mit Thermalwasser. In der Schleim- und Luftröhrenschwindsucht ist nur dann Hülfe zu erwarten, so lange noch keine Desorganisationen Statt finden. Dasselbe gilt bei Nieren- und Blasenkrankheiten. — Mit Recht macht der Vf. auf die aufsteigende Douche der Bubenquelle aufmerksam, wo 6 — 8 Minuten hindurch der warme Wasserstrahl in die *Vagina* strömt und so wollüstige Empfindungen erregt, dafs eine Französin diese Douche dem *Coitus* vorzog. Ist diefs nicht Onanie?! frägt der Vf.; und man kann nicht anders, als bejahen. Unglaublich schlecht und doch so theuer sind die Bäder des Kurhauses, am besten die in den vier Thürmen. Eine Halle zur Aufnahme der Trinkenden bei schlechtem Wetter fehlt, denn die vorhandne reicht kaum für 100 Badegäste, während 1200 Raum finden sollen. — *Schlangenbad.* Das Wasser, welches keine Thonerde enthält, eignet sich vorzüglich zu Klystieren. Die Bäder passen vorzüglich bei krankhafter Reizbarkeit ohne materielle Ursache, d. h. für Kranke, welche, durch reizende Arzneistoffe verschlimmert, die Glanzpunkte der homöopathischen Heilkunst sind und durch Entziehung aller Reizmittel ohne Streukügelchen und ohne Riechen an Arzneistoffe von selbst genesen. Die zu warmen Bäder und der zu lange Aufenthalt in denselben schaden mehr, als man gewöhnlich glaubt. Zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Aufenthalts mangelt den Fremden Vieles. — *Wiesbaden.* Sehr kurz. — *Schwalbach.* Die Heilsamkeit seiner Stahlquellen in Krankheiten aus *reiner* Schwäche ist bekannt, weniger die gegen das Angeborenseyn der schwer zu stillenden, oft tödtlich

lich endenden Blutungen. Indessen mufs gewöhnlich bei diesen mit scrofulöser oder arthritischer Cachexie behafteten Blutern eine See- oder Soolbadekur vorhergehen und der äufserliche und innerliche Gebrauch des Stahlwassers folgen. Ferner nützt dieses gegen die jetzt so häufig vorkommende, durch Vergiftung mit Jodine hervorgebrachte Magenschwäche des weiblichen Geschlechts.

27) Hanau, im Verl. b. Koenig: *Teutschlands vorzüglichste Mineralquellen* nach ihren physischen, chemischen und therapeutischen Eigenschaften tabellarisch entworfen von Dr. *A. F. Speyer* (ohne Jahreszahl) 4 Bogen (in Futteral 12 gGr.).

Wir erhalten hier eine Uebersicht der physischen Merkmale, chemischen Bestandtheile, allgemeinen Wirkung, besondern Anwendung in Krankheiten, Contraindicationen u. s. w. von 56 verschiednen Bädern und Mineralquellen. Diese werden in vier grofse Klassen eingetheilt: Eisen-, Laugen-, Schwefel- und Salzwasser. Unter den erstern sind manche unbedeutende aufgeführt, dagegen nicht berücksichtigt: *Spaa*, *Steben*, *Imnau*. Zu den letztern rechnet der Vf. mit Unrecht die alkalisch-muriatischen Säuerlinge *Roisdorf* und *Selters*, welche mit dem Soolwasser von *Pyrmont* in einem Abschnitte stehen. So sind, da doch die vorzüglichsten Mineralquellen Deutschlands beschrieben werden sollten, die Soolquellen von *Elmen* (bei *Magdeburg*) und *Ischl*, die doch einen bedeutenden Ruf haben, vergessen. — Für Rec. sind dergleichen Tabellen unbequem. —

28) Leipzig, b. Gebr. Reichenbach: *Balneographisches, statistisch-historisches Hand- und Wörterbuch*, oder die Heilquellen und Gesundbrunnen Deutschlands, der Schweiz, Ungarns, Croatiens, Slavoniens und Siebenbürgens, Frankreichs, der Niederlande und die Seebäder an den Küsten der Nord- und Ostsee; ihre Lage, Besitzer, Einrichtungen, Eigenthümlichkeiten, Wirkungen, Lebensart, Vergnügungsörter, Theurung oder Wohlfeilheit, ihre neueste Literatur und neuesten Analysen. Von *L. Frhn. von Zedlitz*. 1834. 556 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Der lange Titel giebt so ziemlich den Inhalt dieses reichhaltigen Lexicons an, dem aber, wie es gewöhnlich geschieht, der vermeintlichen Vollständigkeit wegen Artikel zugefügt sind, welche in jeder Hinsicht nichts nützen. Das Zusammentragen dieser Menge von verschiednen Notizen konnte nicht binnen kurzer Zeit vollendet seyn und gewifs nur deshalb finden wir einige der neuesten Badeschriften unberücksichtigt. Voran schickt der Vf. historische, literarische (hier fehlt z. B. *Osann's* physik. med. Darstellung der bekannten Heilquellen u. s. w.) und statistische Notizen, die gar zu kurz sind und, mehr ausgeführt, für die Schrift gewifs eine grofse Bereicherung gewesen wären. Die deutschen Bäder haben ihr eignes Alphabet, dann folgt das der schweizerischen; das dritte enthält die Bäder Ungarns, Croatiens, Slavoniens und Siebenbürgens; das vierte die Frankreichs; das fünfte die wenigen Belgiens und Hollands, und das sechste einige Seebäder der benachbarten Küsten aufserhalb Deutschland (*Apenrade*, *Bresen*, *Cranz*, *Föhr*, *Scheveningen*, dieses hätte zu dem vorigen Alphabete gehört, und *Zoppot*. Hier hätte auch wohl *Helgoland* eine Stelle verdient). Im Anhange werden Reiserouten, ein alphabetisches Verzeichnifs der verschiedenen Arten von künstlichen Bädern, deren Gebrauch und Wirkung gegeben. — Manche Artikel sind fast ganz unverständlich; so findet Rec.: „*Alsterbad* in der Alster-Vorstadt von *Wien*. Die benutzte Quelle enthält Ochererde, Glauberich- und Wundersalz. Man braucht es zur Stärkung und Vertreibung der Obstructionen." (*Cranz*, den der Vf. anführt, sagt: doppeltes Salz, nämlich glauberisches Wundersalz und Kochsalz. Auch Schwefelwasserstoffgas enthält die Quelle.) Ueber die Bäder von *Badenweiler* erfahren wir: „das Dorf verdankt den Heilquellen seine Entstehung. Die warmen Bäder liegen in einem sehr romantischen Thale, über welches sich die Anhöhe mit den alten Mauern des ehemaligen Schlosses Badenweiler erhebt. Dafs diese Bäder bei den Römern bekannt und geschätzt waren, beweist die im J. 1784 gemachte Entdeckung eines römischen (nach *Weinbrenner* griechischen) noch wohl erhaltnen Badehauses. In der Umgegend dieses Kurorts wächst eine vortreffliche Sorte des Marggräfler Weines." — Keine Literatur und die Nachricht über diese falsch, denn *Doederlein's* Schrift erschien nicht zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, sondern in der Mitte des XVII. Druck und Papier sind ausgezeichnet.

B—r.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

MEDICIN.

Kiel, in d. Universitäts-Buchhandlung: *Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe.* Von Dr. *Gustav Adolf Michaelis*, Privatdocenten an der Universität u. s. w. Mit 8 Kupfertafeln. 316 S. 1833. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.

Der Vf. giebt in dem vorliegenden Werke drei Abhandlungen, von welchen die erste (S. 3—217.) die Geschichte dreier, an derselben Frau mit glücklichem Erfolge verrichteten Kayserschnitte erzählt, wobei geschichtliche Bemerkungen über den Kayserschnitt angefügt sind. Die zweite Abhandlung (S. 217—263.) handelt über Wendungs- und Fufsgeburten, bei welchen sich der Rücken des Kindes nach dem Rücken der Mutter stellt, und die dritte lehrt die Ursachen des Vorfalles der Nabelschnur und die Reposition derselben. Rec. hat die Abhandlungen dieses Buchs mit Vergnügen gelesen, und mufs besonders den Fleifs und die Genauigkeit rühmen, mit welcher der Vf. die Resultate des glücklichen oder unglücklichen Erfolgs dieser Operation gesammelt hat. Die Erzählung der drei Kayserschnitte, welche von Dr. *Zwank* in Eddelack, vom Etatsrath *Wiedemann* in Kiel, und vom Vf. an derselben Frau verrichtet wurden, ist kurz und deutlich. Nachdem die körperliche Beschaffenheit der Person beschrieben ist, folgt der Verlauf der ersten Schwangerschaft, die Beschreibung der ersten Operation und die Angabe der Behandlung nach der Operation. Dieselbe Ordnung verfolgt der Vf. in Bezug auf die zwei folgenden Schwangerschaften und Operationen. Die drei Kayserschnitte wurden mit glücklichem Erfolge für die Mutter verrichtet, das erste Kind zeigte schon Spuren längern Absterbens, das zweite, am 21sten Januar wohl und ohne beunruhigende Erscheinungen zu Tage gefördert, starb am 20sten Februar in Folge einer Art Zellgewebesverhärtung; das dritte Kind wurde lebend und gesund entwickelt, starb aber später am Scharlach. In Hinsicht der Ausführung der Operation fanden nur geringe Abweichungen statt. Bei der ersten Operation bediente man sich zur Zurückhaltung der Därme einer in Oel getauchten Serviette, machte den Schnitt in die weifse Linie, verband ohne blutige Hefte und gab nachher eröffnende Mittel und Morphium in kleinen Gaben. Bei den folgenden Operationen wurde das Andrücken der Bauchdecken mit den bloßen Händen besorgt. Der zweite Kayserschnitt fiel ziemlich in die alte Narbe, und der dritte traf, etwas schräg von oben und aufsen nach innen und unten geführt am obern Ende auf die dritte obere Verwachsung. Zum Verband bediente sich der Vf. kleiner Nadeln mit vierfachem Seidenfaden. In den geschichtlichen Bemerkungen über den Kayserschnitt hat der Vf. mit grofser Sorgfalt und gründlicher Kritik die zuverlässigen Fälle von den zweifelhaften geschieden, und sich ein Verdienst um die Geschichte dieser wichtigen Operation erworben. Er theilt in der Einleitung die geschichtlichen Zusammenstellungen der Kayserschnitte in drei Klassen, und nennt die erste Klasse die unkritische, bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts reichende, und dadurch ausgezeichnet, dafs der Schriftsteller immer Partei ist für oder wider die Operation, und daher nur glückliche oder unglückliche Fälle aufstellt. Die zweite Klasse verdient noch den Vorwurf des Mangels an kritischer Sichtung der Fälle, geht aber nicht parteiisch zu Werke. Die dritte Klasse ist Partei für die Wahrheit und vergleicht den Erfolg geschichtlich constatirter Fälle. Mit *Rousset* beginnt der Vf. die erste Klasse, mit *P. J. Meckel* die zweite, und die dritte mit *Klein*. In der nun vom Vf. veranstalteten Sammlung ist die gröfste geschichtliche Treue zu finden, denn er hat nur unzweifelhafte Fälle aufgenommen, und mit möglichster Genauigkeit die Schriften citirt, aus welchen die Fälle entlehnt sind. Auch die unsichern Fälle sind in Anhängen angeführt, wodurch sich der Vf. gegen den Vorwurf verwahrt, manches übersehen zu haben. Diese Sammlung zerfällt in drei Abschnitte. Der erste giebt die Geschichte von zehn Fällen wiederholten Kayserschnitts, mehrmals an derselben Frau mit gutem Erfolge für die Mutter verrichtet. Im zweiten Abschnitt führt der Vf. Fälle an von wiederholten, jedoch das zweite Mal unglücklich für die Mutter verrichteten Operationen, so wie von Schwangerschaft nach einmaligem Kayserschnitte. Der dritte Abschnitt enthält eine vergleichende Uebersicht des Erfolges des Kayserschnittes, besonders im 19ten Jahrhunderte. Hier finden wir 258 verificirte Fälle, 140 mit ungünstigem, 118 mit günstigem Erfolge. Auch zählt der Vf. noch 12 Fälle auf, die jedoch nicht constatirt sind. Von englischen Geburtshelfern aufgezählte Fälle hat der Vf. nur 7 herausgehoben, um zu beweisen, dafs die englischen Fälle zu einer Beurtheilung des Ausganges darum nicht passen, weil dieser in Folge der Zögerung nur ungünstig ausfallen müsse. Der §. 87. giebt eine Betrachtung über die Indikationen zum Kayserschnitte, wobei die Resultate aus den Fällen dieses Jahrhunderts genommen sind. Die häufigste Anzeige zur Operation gab die Verengung des Be-

ckeneinganges, seltener die Enge des Beckenausganges und Exostosen. Im 88. §. wird der Zeitpunkt zur Operation bestimmt. Der Vf. erklärt sich für die Operation bei noch stehendem Wasser und so weit geöffnetem Muttermund, dafs er die Breite von 3 Fingern erreicht hat. Nachdem sich der Vf. §. 89. gegen *Lauverjats* Querschnitt und *Steins* des jüngern schrägen Schnitt erklärt hat, zieht er den schrägen Schnitt nach *Stein* sen. dem Schnitt in der weifsen Linie oder parallel daneben vor, wenn diese nicht ausführbar sind, immer aber den Schnitt in der weifsen Linie den Vorzug ertheilend. Der Aufzählung der übeln Ereignisse während der Operation (§. 90.) folgt im Betreff des Verbandes die Bemerkung, dafs von den Operirten während der Operation gewöhnlich keine Schmerzäufserungen vernommen wurden, wohl aber die Heftung zu lauten Klagen Veranlassung werde. Aus diesem Grunde zieht der Vf. kleinere Hefte den grofsen *Graefe*'schen Nadeln und Bandheften vor. Die Todesursachen, am gewöhnlichsten Entzündung, so wie die Heilung giebt der Vf. §. 92. an. Gelinde Darmentleerungen werden gerühmt, kalte Ueberschläge, Blutentziehung, Einspritzungen in die Scheide und den Uterus gemifsbilligt. Bei Betrachtung der Folgen glücklich überstandener Operation für die Mutter und der Wiederholung des Kayserschnittes an derselben Frau finden wir zwei bildliche Darstellungen der Narben vor und nach der dritten Operation. Daselbst handelt der Vf. von der unvollkommenen oder unregelmäfsigen Bildung der Bauchwunde, von der Verwachsung der Bauchdecken mit dem Uterus und andern Baucheingeweiden, von der vollständigen oder unvollständigen Vernarbung des Uterus, von der Empfängnifsfähigkeit einmal operirter Frauen, und schliefst mit einer tabellarischen Uebersicht des glücklichen und unglücklichen Erfolges bei wiederholter Operation. Rec. verläfst die erste gelungene Abhandlung, und wendet sich an die zweite, welche einen nicht unwichtigen Gegenstand umfafst, die Wendungs- und Fufsgeburten, bei welchen sich der Rücken des Kindes nach dem Rücken der Mutter stellt. Hier nun bemüht sich der Vf. zu beweisen, dafs die Lehre, nach welcher die Drehung des Kindes mit der Vorderseite nach vorn durchaus verbessert, indem der Kopf aus dieser Lage in eine andere gebracht werden müsse, weil er sonst schwer oder gar nicht durchgeführt werden könne, falsch sey, und dafs es zuweilen unmöglich, häufig unrathsam sey, die Drehung zu bewirken, das Nichtgelingen derselben kein Unglück sey, und endlich dafs das Kind, mit der Vorderseite nach vorn gewendet, ohne Umdrehung sicherer, schneller und gefahrloser entwickelt werden könne, als durch gewaltsames Erzwingen. Die Ursachen der *Unmöglichkeit* der Drehung glaubt der Vf. theils in einer krampfhaften Contraction des Uterus, theils in einer falschen Configuration und schlechten Lage desselben, und zwar in der sogenannten Retortengestalt des Uterus, theils endlich im Hängebauch zu finden. In so fern nun diese Zustände nicht immer beseitigt werden können, kann auch die Kunst die Drehung nicht bewerkstelligen. Für unrathsam hält der Vf. die Drehung, indem sie sich zwar beim Krampf und Hängebauch mit Gewalt erzwingen lasse, eine gewaltsame Drehung aber entweder dem Kinde Nachtheile bringe, oder die folgende Lösung der Arme höchst beschwerlich machen könne. Indem nun der Vf. auf die Gefahr kommt, welche dem Kinde durch die nicht gelingende Umdrehung drohe, sucht er die Besorgnisse wegen der Zusammendrückung der Nabelschnur zwischen Kopf und Schambein, wegen der schweren Lösung der Arme und der Unmöglichkeit den Kopf in dieser Stellung durchs Becken zu führen, zu widerlegen. Auf den letzten Punkt läfst er sich ganz speciell ein, und fafst §. 20. seinen Vorschlag in sechs Punkten zusammen, die darauf hinausgehn, bei Wendungen, Fufs- und Steifsgeburten u. s. w. der abweichenden Drehung nicht mit Gewalt zu begegnen, das Eintreten des Hinterhauptes eher zu begünstigen, als zu verhindern, das Kind bei gleich hohem Stande desselben mit dem Hinterhaupt herabzuholen, weder das eingetretene Hinterhaupt, noch den im Becken stehenden Kopf zurückzuschieben, und die Zange so anzulegen, dafs das Schlofs und die Griffe unter dem Kinde zu liegen kommen. Mit den nun folgenden sieben Fällen will der Vf. beweisen, dafs der Kopf, gegen die frühere Meinung, leicht in der Stellung *quaest.* geboren werden könne. Rec. gesteht, dafs er in dieser Abhandlung durchaus keine Bestimmtheit finden kann. Zunächst hat der Vf. auf wichtige Nebenumstände wenig oder gar nicht Rücksicht genommen. Wir zählen dahin das Verhältnifs des Kopfes zum Becken, Anwesenheit oder Mangel der Wehen u. s. w. Dann ist der Unterschied zwischen Verhinderung der Umdrehung und Hebung der bereits vorhandenen nicht genug beachtet. Ferner sind die Meinungen einer gröfsern Zahl von Geburtshelfern ganz mit Stillschweigen übergangen. Auch hat der Vf. nicht gehörig daran gedacht, dafs die Geburtshelfer die Schwierigkeit der Entwickelung des Kopfes durch das Becken in der geraden Lage desselben mit dem Gesicht noch vorn und dem Hinterhaupt nach hinten finden, nicht aber wenn der Kopf mit seinem gröfsten Durchmesser in einen schiefen des Beckens fällt. Darum wird eine Drehung des Kopfes indicirt gefunden. Von Anwendung *gewaltiger* Hülfe wird aber der rationelle Geburtshelfer keinen Gebrauch machen. *Baudelocque* schon warnt vor der gewaltsamen Umdrehung, will, dafs man unmittelbar auf den Kopf wirke, und die Zange über dem Körper des Kindes oder bei Schwierigkeiten unterhalb des Rumpfes anlege. *Burns* lehrt, dafs das Gesicht, nach vorn gerichtet, nicht so leicht unter dem Bogen der Schambeine durchgehe, wie der Scheitel, und hält also die Entwickelung des Kopfes nicht für unmöglich. Er tadelt das Drehen am Körper des Kindes, und will unmittelbar auf den Kopf ohne Gewalt gewirkt haben. *Merriman* zweifelt nicht daran, dafs der Kopf mit dem Gesicht nach vorn gerichtet entwickelt werden könne, sagt aber, dafs sich der Kopf nicht so schnell in die Form des Beckens füge, und

dafs

dafs beim Durchgang des Kinns auf den Schambeinen ruhend stehn bleiben, und nur mit grofser Mühe aus dieser Stellung gebracht werden könne. Um sich vor diesem Zufalle zu schützen, soll man ohne Kraftaufwand die Drehung zu bewirken suchen. *Busch* will den Kopf gewaltlos nach einer Seite des Beckens gedreht, und bei Zögerung die Kopfzange angelegt haben. Von Unmöglichkeit oder Gewalt ist auch hier nicht die Rede. Das Anlegen der Zange bei geborenem Rumpfe geschieht nach *Busch stets unter* dem Körper des Kindes. Endlich müssen wir die Bemerkung machen, dafs wir von dem Vf. Fälle erwarteten, aus welchen sich ergeben würde, dafs, wenn der Kopf mit dem Gesicht nach vorn, mit dem Hinterhaupte gerade nach hinten liege, die Natur solche Geburten beende, oder von der Kunst leicht und ohne Drehung beendet werden könne. Allein im ersten Fall ist die Lage des Kopfes nicht bestimmt angegeben, die Zange offenbar zu spät angelegt, und das noch bei den Drehungsversuchen lebende Kind todt zur Welt befördert. Im zweiten Fall ist das Kind ein kleines Zwillingskind, im dritten Fall wird das Kind mit einem Zug herabgeleitet, was Rec. keine Drehung nennen kann, auch steht der Kopf schon im schiefen Durchmesser des Beckens, in welchen der Kopf ja eben gedreht werden soll, und an welcher Möglichkeit der Entwickelung kein Geburtshelfer zweifelt. Der vierte Fall hat gar keinen Werth in Bezug auf das, was er beweisen soll, und der fünfte würde gerade gegen den Vf. sprechen. Denn der Kopf steht mit der Kinnlade rechts, also nicht nach vorn; die Zange wird vergeblich angelegt, und endlich das Hinterhaupt mit dem Smellie'schen scharfen Haken herabgeholt. Im sechsten Fall waren die Geburtstheile so weit, dafs die Arme von selbst (?) herabtraten, und der Kopf folgte mit dem Kinne nach der Seite gewendet. Bezweifelt denn ein Geburtshelfer die Möglichkeit einer solchen Entwickelung des Kopfes? Im siebenten Fall tritt das Hinterhaupt sogleich ein, das Kinn stemmt sich auf den Schambogen, sogleich wird die Zange angelegt, und mit *einer* Traction der Kopf entwickelt. Wie stand eigentlich der Kopf? das Kind war auch todt. Endlich enthält die dritte Abhandlung eine Betrachtung der Ursachen des Vorfalls der Nabelschnur und der Reposition derselben. Der Vf. geht die Mittel durch, welche sich die Natur zur Zurückhaltung der Nabelschnur bedient. Schon früher hat *Naegele* die richtige Lehre ausgesprochen, dafs das Herabgleiten der Nabelschnur hauptsächlich durch eine abweichende Form des Uterus begünstigt werde, auch dazu besonders beitrage, wenn der untere Abschnitt sich nicht hinlänglich an den vorliegenden Kindestheil anlege. Indem der Vf. dieser Meinung beitritt, giebt er an, dafs während der Geburt der frühere Contractionszustand der Vaginalportion allmälig im Uterus aufsteige, und zuerst auf den Kreisabschnitt der Gebärmutter übergehe, der den vorliegenden Theil (Kopf) umgebe. Diese Zusammenziehung schreite vom Muttermund so vorwärts, dafs ihr oberer Rand scharf abgeschnitten erscheine. In dieser contrahirten Stelle des Uterus findet der Vf. das natürliche Mittel der Zurückhaltung der Nabelschnur, und hält daher keine Nabelschnur für reponirt, die nicht über die contrahirte Stelle des Uterus hinaufgebracht ist. Allein Rec. will die noch nicht erwiesene nach oben rückende Contraction zugeben, bemerkt aber, dafs, wenn diese Zusammenziehung das Mittel der Zurückhaltung ist, die Nabelschnur nur dann verfallen kann, wenn sie nicht vorhanden oder nicht im gehörigen Grad vorhanden ist, und dafs mithin auch dann die Nabelschnur über die fehlende contrahirte Stelle nicht zurückgebracht werden kann, oder wo die Reposition geschieht, wieder verfallen mufs. Nachdem nun der Vf. die Reposition mittelst der Hand beschrieben hat, giebt er eine neue Methode der Reposition mittelst des elastischen Katheters an, die auch durch eine beigefügte Tafel erklärt ist. Sie verdient wohl beachtet zu werden.

H. l.

SCHÖNE LITERATUR.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Die Dichtungen von Justinus Kerner.* Neue vollständige Sammlung in Einem Bande. VIII u. 560 S. 1834. 8. (2 Rthlr.)

Der allbekannte Minnesänger und treue Wächter und Erhalter der Weibertreue bei Weinsberg beschenkt uns hier mit einer neuen vollständigen Sammlung seiner Dichtungen in der wenig logisch gerechten Eintheilung in lyrische und *prosaische* Dichtungen; allein um Logik ist's unserm Minnesänger bekanntlich nicht eben zu thun. Die ersten sechszehn Bogen dieses dickleibigen, aber auch reichhaltigen Bandes enthalten die lyrischen Dichtungen in Liedern im engern Sinne, Legenden, Balladen und Romanzen, Sonetten und einigen Spitzgedichten an Recensenten und Gespensterungläubige. Die Lieder sind dem tiefen Quell der Gemüthszustände des Dichters entströmt in gröfstentheils elegischen Ergüssen des Schmerzes über die Vergänglichkeit des Schönen, die Nichtigkeit und Armuth des Lebens, die Schlechtigkeit und Härte der Menschen — nicht gerade gedankenreich und in mannigfachen Wendungen etwas weichlich den nämlichen Gedanken wiederholend; allein oft in treffenden Bildern, immer das Gemüth ansprechend, oft erschütternd, und von eigenthümlichem Gepräge. — Wir dürfen sie als dafür erkannt voraussetzen und halten daher für überflüssig unser Urtheil durch Beispiele zu belegen. — Schön sind die Lieder, welche das Andenken der zu früh verstorbenen *Königin Katharina*, der Wohlthäterin Würtembergs, eben so wahr als innig feiern. Schön und rührend ist die Liebe des Sängers zur Natur, die sie erwiedert und ihm manche köstliche Blüthe erschliefst und ihn auch wohl zu einem muntern Liede, besonders zur Feier der Herbstfreuden begeistert. Und dafs der Sänger auch vor dem Menschenleben nicht verschlossen war, zeugt sein Gesang „Vorwärts"! im Jahre 1818 gedichtet (S. 53.), worin er besonders die sich wieder öffnende und immer stärker bedauerlich hervortretende Spaltung des Adelthums und des Bürgerthums

als einen Rückschritt betrauert, und dessen letzter Vers also lautet:

„Vorwärts! Vorwärts! weiter! weiter!
Ueber Trümmer ewig todt,
Weh', o Bürgerfahne, heiter
In das frische Morgenroth!"

Da diese Lieder alle Bilder wahrerlebter Gemüthszustände sind, so wäre es interessant gewesen, wenn es dem Dichter beliebt hätte, sie chronologisch zu ordnen. — Den Ton der Legende trifft nicht leicht einer wie unser Dichter: wir dürfen auf „Die vier wahnsinnigen Brüder" (S. 12.) und auf „Der Geiger zu Gmünd" uns berufen. — („Anna Vögtly" — S. 62 — ist nicht künstlerisch durchgeführt.) — Nicht minder gelingt ihm der Ton der Ballade wie der Romanze, wie in „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe" (S. 124.) und „Graf Olbertus von Calw" (S. 37). Die Sonetten sind gröfstentheils elegisch und gut gebaut. — Den Spitzgedichten, besonders denen an einen bekannten *Sauhut* (S. 137 u. 185.), fehlt es nicht an Schärfe. — In der Form nimmt es der Dichter nicht immer genau, und sein Vers artet oft zum Knittelverse aus; dagegen stören süddeutsche Reime und Provinzialismen nur selten. — Unter der Aufschrift „Prosaische Dichtungen", welche vielleicht humoristisch-satirisch gemeint ist, kommen zuerst die köstlichen *Reiseschatten* von dem Schauspieler Luchs — eine Humoreske von unerschöpflicher Laune, die auch die finsterste Stirn glätten mufs, unstreitig eine der geistreichsten und zugleich kindlich harmlosesten Compositionen echt deutschen und tiefen Humors, die allein schon von ausgezeichnetem Dichtergeiste zeugt. — Es ist recht schade, dafs der Dichter nicht mehr ähnliche Dichtungen ausgeführt hat, die uns sein eigentlicher Beruf zu seyn scheinen, wie sich auch unlängst wieder in seinem „Bärenhäuter" (Frühlings-Almanach von *Nicolaus Lenau* 1835) erwiesen hat. — In diesen *Reiseschatten* weht eine echte jugendliche Lebensfrische; doch nicht so rein als die Zueignung an die Freunde besagt, wo es am Ende heifst:

Ich liefs sie seyn, ihr Lieben! ganz die jungen,
Die alte Hand hat sie nicht umgestaltet,
Auch eingedenk, was unser Freund gesungen:
„Zweimal, ihr Lieben! ist kein Traum zu träumen,
„Noch das Zerbrochne wieder ganz zu leimen."
So sind noch jung sie, wenn auch gleich veraltet.

Sie sind zuerst 1811 erschienen, und hier lesen wir von der Seherin von Prevorst (S. 318.) und eine ganze Vision von dem spätern Leben des Dichters. Schade, dafs den lieblichen Liedern und Balladen, welche in dieser Humoreske ihre eigentliche Heimath haben, ihre volle Wirkung an Ort und Stelle geraubt ist, indem der Dichter sie unter seine lyrischen Dichtungen aufgenommen hat, wo man sie zuerst kennen lernt, und sich wundert in einem und dem nämlichen Bande das Nämliche doppelt zu finden. — Gegen das Ende wird die Humoreske matter. — Merkwürdig war uns aber hier bereits die Andeutung von der Neigung dieses Dichtergeistes zu Teufels- und Gespensterspuk zu finden, und wir konnten nicht umhin die ganze neuere Vertiefung des Dichters in denselben als einen humoristischen Anflug zu betrachten, trotz der ernsten Miene, die er oft dabei annimmt, und finden uns auch in dieser Ansicht bestärkt durch den schon erwähnten „Bärenhäuter", in welchem sich der Dichter mit seinem Geister-Hokus-Pokus so köstlich persiflirt. — *Die* zweite prosaische Dichtung „Die Heimathlosen" war uns neu, obgleich sie der Periode der Jahre 1809 bis 1811 dem ganzen Tone nach angehört. — Wahrscheinlich ist der Dichter dazu durch Mignon und den alten Harfner in Göthe's „Wilhelm Meister" angeregt worden, ohne dafs von einer Nachahmung die Rede ist, sondern nur von einem Anklange. — Es ist die Geschichte dreier einander als solche unbekannter Geschwister aus einem gräflichen Hause, die in früher Jugend von Seeräubern an den Küsten von Spanien geraubt nach Italien gebracht wurden, von wo aus sie mit herumziehenden Tyrolern in ein tiefes Waldgebirge kommen, wo die beiden jüngsten, ein Knabe und ein Mädchen, krank in einem Hirtenhause zurückgelassen wurden, während der ältere erwachsene Knabe mit seinen Begleitern weiter zog, und dieser war niemand anders als unser aus *den Reiseschatten* bekannter humoristischer *Luchs*. — Hier im Gebirge nahm sich ihrer ein sonderbarer Mann an, der Meister *Lambert* genannt wurde und in dem Rufe eines grofsen Arztes stand, und der mit seinem einem Holzhändler im wildesten Theil des Gebirges abgekauften Hause einen schon vor Alter ganz stumpf an Sinnen und unbekannten Mann übernommen hatte, von dem die Sage ging, dafs er vom Meere gekommen sey und viel Elend erlitten habe. — Unbekannt pflegt den Alten bis zu seinem Tode die Ur-Enkelin, welche eine innere Sehnsucht bald darauf ins Grab legt, während der Bruder durch gleiche Sehnsucht nach dem wärmern schönern Jugendlande, das ihm nur wie ein Traumbild vorschwebt, das Waldgebirg verlassen hat, den ältern Bruder trifft, durch diesen auf das von einem gastfreien Abkömmlinge des gräflichen Geschlechts bewohnte Stammschloss geführt wird — ohne den Bruder oder sein Verhältnifs zum gräflichen Hause zu erkennen, und dort auch stirbt. — In diese phantasiereiche Novelle ist als Erzählung eine anmuthige Sage eingewebt, die im *Dichterwalde* (dem Almanach *Kerners* von 1812) als Bruchstück dieser gröfsern Dichtung erschien und so ganz das Gepräge der alten Sagen hat, dafs *Gottschalk* sie für echt hielt und in seiner Sammlung von Volksmährchen aufnahm: die Sage von König Goldener. — Wir halten diese Novelle für eine der schönsten in unsrer Literatur. — *Justinus Kerner* ist ein echt deutscher Dichter von so ganz eigenthümlichem Gepräge, dafs wir in diesem Sinne sagen müssen, er sey *einzig*, denn wir kennen wenigstens keinen ähnlichen. — Bei ihm ist die Phantasterei Natur, und daher sollte man nicht so hart über seinen Geisterspuk urtheilen, so wenig er auch in seinem Treiben zu billigen ist. In jedem Sinne gehört *Justinus Kerner* zu unsern ausgezeichnetsten Dichtergeistern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *C. Velleï Paterculi quae supersunt ex Historiae Romanae libris duobus.* Ex codice Amerbachiano — addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu etc. expressit *Io. Casp. Orellius.* Accedunt *C. Crispi Sallusti* orationes et epistolae ex deperditis historiarum libris expressae ex codice Vaticano MMM. DCCC. LXIV. 1835. 8. (1Rthlr. 6 gGr.)

Es ist sehr zu bedauern, dafs sich eine achtbare Masse guter philologischer Kräfte in unnützen Arbeiten für manche untergeordnete, vorübergehende, oft nur eingebildete, practische Bedürfnisse zersplittert, während die höhere und niedere Kritik einer grofsen Anzahl ausgezeichneter Schriften des Alterthums noch bedeutend im Argen liegt, so dafs sie keineswegs gleichen Schritt hält mit der neuerwachten rüstigen Thätigkeit in historischen und archäologischen Forschungen. Unter den wenigen Männern, welche sich durch eine gründlich durchgreifende kritische Reinigung und Beglaubigung griechischer oder lateinischer Texte verdient gemacht haben, nimmt *Io. Casp. Orelli* einen der ehrenvollsten Plätze ein durch die bewundernswürdige, vielumfassende Thätigkeit, durch sein gesundes, treffendes Urtheil, durch seine höchst solide Gelehrsamkeit und seinen eisernen Fleifs, wozu wir auch noch das Glück fügen dürfen, eine Eigenschaft, die wir für den Kritiker gewifs nicht mit geringerem Rechte für nöthig halten, als Cicero sie für den Feldherrn nöthig hielt. Alles dies bestätigt sich in hohem Grade durch die vorliegende Ausgabe des Velleius, die zwar nicht das glänzendste aber doch ein so wichtiges Verdienst ihres ehrenwerthen Urhebers ist, dafs er sich dadurch einen neuen und grofsen Anspruch auf den Dank aller Sachkundigen erworben hat. Freilich beruht der Text des Velleius auch jetzt noch auf derselben Grundlage einer einzigen höchst nachlässigen und vielfach verstümmelten Handschrift; indefs da diese Handschrift obenein noch bald nach dem Erscheinen der Ausgaben von Rhenanus und Burerius verschwunden ist, und die nicht selten verdächtige und schwankende oder unvollständige Ueberlieferung ihrer Lesarten einem fast zügellosen Spiel mit luftigen Conjekturen Thor und Thür geöffnet hat, so ist es sehr viel werth, dafs Hr. *Orelli* in der Basler Bibliothek (zu deren Abschätzung er nebst Baiter, Voegelin und Horner vereidigt war, da Basel-Landschaft ihren Antheil daran in barem Gelde bekommen soll) eine von Amerbach, einem Schüler des Rhenanus, herrührende Abschrift des Cod. Murbac. aufgefunden, und nun mit ihrer Hülfe und unter sorgfältiger Vergleichung der *ed. princ.* des Rhenanus und der des Burerius den Text des Velleius möglichst genau in der Gestalt hat abdrucken lassen, wie ihn der Cod. Murbac. enthalten haben wird. Die daraus entspringenden Vortheile sind zu einleuchtend, als dafs es nöthig wäre, das zu wiederholen, was der Vf. darüber praef. pag. IX u. X gesagt hat. Nicht unwichtig ist es ferner, dafs durch Vergleichung von 4 Exemplaren der ed. princ. über die darin bemerkten, während des Drucks von Rhenanus veranlafsten Verschiedenheiten ein helleres Licht verbreitet wird, praef. p. XII sqq., und dafs aufserdem aus dem ebenfalls zu Basel aufgefundenen Exemplar der ed. princ., welches Sigism. Gelenius benutzt und mit Randbemerkungen versehen hat, die bisher noch nicht bekannten Verbesserungen dieses scharfsinnigen und gelehrten Correctors mitgetheilt werden. Dazu kommen noch die Varianten der Ausgaben des Gelenius und des Ruhnkenius, nebst den Conjecturen der Gelehrten, die *qualemcunque propter causam* erwähnungswerth schienen; *omnes enim*, sagt der Vf. praef. p. XIV, *exhibere nihil prorsus attinebat*; die Vermuthungen des Salmasius sind aus Seebode's krit. Bibl. 1828. N. 36 entnommen, und viele eigene Verbesserungen des Vfs. und einige von Baiter, Halm und Sauppe hinzugefügt. Unter dem Text, der nun freilich häufig ganz unlesbar ist, stehen zunächst mit dem Titel: *exemplar correctum* diejenigen Verbesserungen, welche als nothwendig und unzweifelhaft unbedingt die Aufnahme in einen verbesserten Text verdienen und sie grofsentheils auch schon gefunden haben; abgesondert davon in gespaltenen Noten sind die Varianten und Conjecturen mit den nicht häufigen und kurzen Erörterungen, die sich daran schliefsen, enthalten; sachliche und sprachliche Interpretation ist natürlich gänzlich ausgeschlossen, wo sie nicht der Kritik wegen unvermeidlich war; angehängt ist ein *Index rerum*. — Der Augenschein lehrt, dafs die Ausgabe nur für diejenigen bestimmt ist, welche mit eigenem Urtheil sich den Text erst bilden wollen; aus diesem Grunde möchte es nicht unangemessen gewesen seyn, wenn die Conjecturen der Philologen wo nicht alle, doch in noch reicherem Mafse mitgetheilt wären, als es geschehen ist, und zwar da, wo sie nicht von den früheren Herausgebern selbst herrühren, immer mit

Angabe des Ortes, wo sie zu finden sind, eine Angabe, die wir auch bei den mitgetheilten zuweilen vermissen. Nicht selten führt ja eine schlechte Conjectur zu einer guten, oder sie ist mit einer lehrreichen Erörterung begleitet.

Die folgenden Bemerkungen können den Zweck nicht haben, die Genauigkeit zu kontroliren, mit welcher die 3 Quellen der Kritik, der Cod. Amerb. (*A.*), die ed. princ. (*P.*) und die ed. Burer. (*B.*), benutzt sind, da sie sämmtlich uns nicht zu Gebote stehen; vielmehr wollen wir nur unser Scherflein zu richtigerer Beurtheilung des so oft fast beispiellos verderbten Textes beitragen, mit besonderer Berücksichtigung der Stellen, für welche durch die vorliegende Ausgabe etwas Neues gegeben ist. Möge der hochverdiente Vf. darin, auch wo wir seiner Meinung nicht beitreten können, nur einen Beweis der Hochachtung und der Aufmerksamkeit erkennen, zu welcher uns jede seiner Leistungen auf's Neue verpflichtet.

Die ersten 8 Kapitel weichen ohne Zweifel am weitesten von dem handschriftlichen Text ab, weil Amerbach sie nicht mit abgeschrieben hat; vielleicht hielt er sie nicht für echt, wenn er der Ueberschrift zufolge blofs *römische* Geschichte erwartete, oder es war ihm nur um diese zu thun. Kap. I, §. 2. hat Burmann statt *reiectus* vermuthet *eiectus*, was auch Drakenborch nächst seinem *deiectus* billigte. Ib. §. 3. Die Vermuthung *quin* statt *qui* hat Wopkens selbst zurückgenommen; *quibus* von Halm ist gewifs nicht mehr werth, als das nicht erwähnte *seque* von Muncker. §. 4. *Is pervectus* hat auch Krause mit Berufung auf den Gebrauch des Velleius vertheidigt, wenn gleich keinesweges überzeugend. Kap. II, §. 1. sind wir überzeugt, dafs die handschriftliche Lesart nicht *rixam ciens*, sondern *r. iniiciens* (nämlich *iicirs*) enthält; auch scheint *ciere* hier, wo nur von einer *rixa* die Rede ist, ein zu preziöser Ausdruck, der (abgesehen von seinem Gebrauch in philosophischer Sprache) namentlich von den Historikern nur für grofsartigere Dinge angewendet wird, wie z. B. Liv. I, 12, 2. II, 47, 1. *nihilo segnius in altero cornu Cn. Manlius consul pugnam ciebat*, und selbst Velleius hat nur *bellum ciere* II, 54. 75. 129. ähnlich II, 6, wogegen I, 4. nicht geltend gemacht werden kann.

Kap. III, §. 2. Der Uebelklang in *vixerunt*, *dixerunt* ist allerdings so stark, dafs man ihn kaum mit der aufserordentlichen Eile entschuldigen kann, mit der Velleius nach seinem eignen mehrmals wiederholten Geständnifs (s. II, 41, 1. 55, 1. 86, 1. 99, 4. 124, 1. besonders aber den starken, fast scherzhaften Vergleich I, 16, 1.) geschrieben hat; es finden sich nicht wenige Beispiele ähnlicher Vernachlässigung bei ihm, die indefs doch etwas leichter sind; daher wollte Heinsius *vixere*, und Jani nahm sogar *vixerant* auf, was auch Herel und ein Recensent gewollt hatten; beides ist nicht erwähnt, auch ist namentlich mit dem letzteren nichts weiter anzufangen, als dafs man etwa den grammatisch falschen Gebrauch des Plusquamperfects daran erläutert; dagegen ist die Conjectur *dissernnt* von *O.* sehr ansprechend und auch ohne Weiteres aufgenommen. Ib. §. 3. hätten wir gern eine Aeufserung darüber gesehen, dafs Scioppius in der gramm. philos. II, 1, 8. p. 178. (ed. Ger. 1671.) aus dieser Stelle ganz zuversichtlich *Corinthum*, *qui* statt *quae* citirt, worauf er sich noch einmal Consultatt. IV, 1. p. 88 beruft, und was auch Seyfert lat. Gramm. §. 2333 aufgenommen hat; *ja* der letztere erklärt *quae* sogar für eine eigenmächtige, neuere Aenderung; ist nun dessen ungeachtet das *qui* wirklich rein aus der Luft gegriffen?

Kap. VI, §. 3. Unter den angeführten Conjecturen über die Worte: *Lycurgus disciplinae convenientissimae vir* vermissen wir die von Ruhnken, der *Lacedaemoniis* schreiben und umstellen wollte, nicht zu gedenken der in den Ausgaben sonst noch mitgetheilten, wozu wir die von J. Fr. Christ fügen in den Noctt. Acadd. Spec. I, p. 40, einem Manne, der überhaupt ein besseres Andenken verdient, als ihm zu Theil wird. Uebrigens scheint uns die einfache Aenderung des Lipsius von *vir* in *viris* in jeder Beziehung weit angemessener, als die übrigen Vorschläge *virtuti* von Heinsius, was Hr. *O.* billigt, oder *viribus* von Ruhnken, oder die nicht erwähnten *convenientissimaeque virtutis* von Boxhorn, *vindex* von Burmann, *inventor* in der Manheimer Ausgabe. Ein verweichlichtes Zeitalter, zumal wenn grofse Vorbilder ihm noch nicht allzu fern stehen, schmückt sich gern mit alterthümlichen Kraftausdrücken und dem bewundernden Lobe antiker Mannhaftigkeit, Strenge und Einfachheit; Velleius hat dergleichen gar nicht selten, z. B. I, 13, 5. und noch öfter Stellen der Art wie II, 49, 4. 78, 3. 116, 3 u. s. w. Darum ist das *viris* in seinem Munde sehr passend und charakteristisch; ganz ähnlich spricht Quintilian von den Bewundrern archaischicher Beredtsamkeit X, 1, 43. *Quidam solos veteres legendos putant, neque in ullis aliis esse naturalem eloquentiam et robur viris dignum arbitrantur.* Auch hat Velleius selbst denselben Gebrauch des *vir* noch einmal II, 24 extr.

Kap. VII, §. 1. *ne in id quod Homerus inciderat.* Einen Grund zu der Vermuthung Baiter's, *dafs in* vor *quod* ausgefallen, sehe ich nicht, da die Auslassung der Präposition in solchem Falle häufig genug ist, wie auch schon A. Lion in dem Briefe an *Orelli* hinter der Vorrede bemerkt hat; zu den von ihm gegebenen Nachweisungen füge ich noch meine Anmerkung zu Xen. Rep. Lac. XII, 2. Jos. Strange in Jahn's N. Jbb. Suppl. III, 4. p. 444. E. Grubitz Emendatt. Oros. p. 9. Derselbe Gebrauch findet sich II, 115, §. 3. *et ob ea quae si propriis gessisset auspiciis, triumphare debuerat*, wo Ruhnken änderte, was Hr. *O.* schweigend mifsbilligt; als Vertheidiger der handschriftlichen Lesart hätten dort angeführt werden können Wopkens Misc. Obss. 8, p. 75. Obss. nov. 10. p. 18. in den Lectt. Tull. II, 15. und daselbst Hand p. 298.

Kap. VIII, §. 2. *omnisque generis certaminum.* Hr. *O.* und Baiter wollen wie Gelenius *que* streichen; zur Bestätigung wird Tac. Ann. VI, 19 angeführt, eine

eine Stelle, die Heinsius gerade in der entgegengesetzten Absicht angeführt hatte, und zwar, wie wir glauben, mit mehr Recht; s. Walther dort, und besonders Roth zu Tac. Agric. Exeurs. p. 253. — Am Ende dieses Kapitels hätte die sehr wahrscheinliche Vermuthung des G. Vossius, die auch Ruhnken billigt, wohl eine Erwähnung verdient, dafs die Worte *Raptus virginum Sabinarum* nicht von Velleius herrühren. Hinter ihnen ist die gewaltige Lücke, in der des Velleius ganze griechische und römische Geschichte bis zu dem Kriege gegen Perseus verloren gegangen ist. Ein kleines Fragment daraus hat Priscian bewahrt; wir billigen es aber nicht, dafs *dies* hier zum erstenmale, oder vielleicht blofs nach *Popma's* Vorgang mit in den Text gesetzt ist; nicht sowohl weil wir diesen Platz nicht für den richtigen hielten oder an der Echtheit des Fragments zweifelten, obgleich der Name des Velleius in den Handschriften des Priscian nicht fest steht, sondern weil man verleitet werden könnte zu glauben, es ständen diese Worte, was doch ohne Zweifel nicht der Fall ist, in der ed. princ. oder gar in dem Cod. Murbac., der in dieser Ausgabe möglichst genau wiedergegeben werden sollte. Mit mehr Sicherheit kann dies in den nun folgenden Kapiteln geschehen, mit Hülfe des Cod. Amerb., wenn gleich die Sicherheit nicht immer vollständig ist; davon bietet sogleich Kap. IX, §. 3. ein Beispiel in den Worten *consulem creavit*, welche Hr. *O.* für eine *aperta* und zugleich *falsissima interpolatio* des Rhenanus erklärt, der sie in die ed. princ. gesetzt habe, während sie in A. fehlen. Es ist die Frage, ob Burenius etwas darüber angemerkt hat; ist das nicht der Fall, wie wir aus des Vfs. Stillschweigen schliefsen müssen, so möchte es gerathener seyn anzunehmen, dafs Amerbach aus Versehen jene Worte ausgelassen habe, als dafs Rh. sie ohne irgend eine Andeutung aufgenommen und auch der sonst so genaue B. dazu geschwiegen haben sollte. Hr. *O.* scheint gefühlt zu haben, dafs hierdurch die Glaubwürdigkeit des A. mehr als zweifelhaft wird; er folgt ihm aber dennoch, weil es unrichtig sey zu sagen *Senatus populusque Romanus — consulem creavit*, da der Senat hierbei nichts zu thun habe. Der Ausdruck ist allerdings nicht ganz genau; aber gewifs darf man beim Velleius an dieser kleinen Ungenauigkeit keinen Anstofs nehmen, zumal da hier die Subjecte und das Verbum ziemlich weit von einander entfernt sind, und der Zusammenhang bei dem Consulat zugleich an die Kriegführung zu denken nöthigt, für die doch der Senat die Provinzen bestimmte und verlosen liefs. — Schwierig ist der Schlufs dieses Kapitels; zur Beurtheilung der vorhandenen Conjecturen scheinen mir die beiden Bemerkungen eine sichere Basis abzugeben, dafs die Worte *bis mil. — contulerit* nur ein parenthetischer Zusatz zu den Worten *modo pecuniae* seyn können, und dafs als Resultat alles Vorhergehenden nur der letzte Satz *his et — vicerit* angesehen werden kann. Unmöglich ist es, die beiden letzten Sätze auf gleiche Stufe der Abhängigkeit von *ut* zu stellen, da der erste von beiden etwas ganz Specielles enthält, das keinesweges von der *magnitudo regis P.* und der *species simulacrorum* abhängig ist. Demnach vermuthen wir, dafs etwa so zu lesen sey: *tantum priores excessit* (nämlich der Triumph des Paulus) *vel magnitudine regis Persei vel specie simulacrorum vel modo pecuniae* (*bis mil. cent. sest. aerario contulerat*), *ut* [*his*] *et ante actorum comparationem amplitudine vicerit.* In der Parenthese könnte man etwa auch *ut qui* oder *cum — contulerit* oder *et — contulerat* schreiben. Diesen Vorschlag trifft derselbe Einwurf, den Hr. *O.* gegen das *omnium* des Rhenanus macht; aber wir halten ihn nicht für erheblich; es ist gewifs keine unerträgliche Tautologie zu sagen: „der Triumph des P. übertraf die frühern so sehr — —, dafs die vor ihm gehaltenen keine Vergleichung mit ihm bestanden." Darum lag auch hierin kein Grund zu der Vermuthung des Hrn. *O.*, der hinter *priores* einschieben will *omnis*, um hier die früheren von Anderen gehaltenen Triumphe und nachher unter den *ante actis* die beiden früheren des Paulus zu verstehen; dadurch entsteht vielmehr eine neue viel schlimmere Inconvenienz, über welche Hr. *O.* gewifs nur deshalb sich täuschen konnte, weil er die Verbindung durch *ut* nicht festhielt, wofür er umschreibend *et* setzte; sonst würde er unmöglich haben den Gedanken erträglich finden können: „Der Tr. des P. übertraf *alle* frühern so sehr, dafs er auch seine eigenen früheren Triumphe übertraf." Die letzteren waren doch keinesweges von allen die bedeutendsten; auch ist es gezwungen, in den *priores omnes* die eigenen des Paulus nicht mit zu verstehen, und nachher bei *actorum* nicht *a se* hinzuzusetzen, worin ja gerade der Gegensatz beruht. Die eben mitgetheilte Conjectur, wie unsicher sie auch immer seyn mag, wird sich wenigstens als dem Zusammenhange angemessen ausweisen; vielleicht hatte schon Lipsius eine ähnliche Anordnung der Sätze im Sinne; wenigstens führt Oudendorp ad Appulei. Metam. VI, p. 411. b. als seinen Vorschlag nicht *intulerit* sondern *intulerat* an, indem er *conferre* vertheidigt, worauf noch hätte verwiesen werden können, wie auf Sueton. Aug 31. und Drakenb. ad Liv. V, 25, §. 8. Dafs aufserdem Gronov. ad Plin. 33, 3. *bis millies trecenties* lesen wollte, ist nicht angeführt; vgl. noch Drakenb. ad Liv. 45, 40, 1.

Kap. X. §. 3. Nicht unangemessen ist Halm's Vermuthung *mandata cum exposuisset*, jedoch nicht nöthig; auch dürfte das *que*, was in *cum* verwandelt ist, nicht fehlen, wofern man nicht das Asyndeton lieber dadurch vermeiden will, dafs man vorher *est* nach *missus* streicht. Die gewöhnliche Lesart, nach der *ut regem* in *et r.* verwandelt wird, ist nicht anstöfsig; eben so leicht und passend wäre es, dafs *ut* umzustellen: *mandataque ut exposuit, regem — circumscripsit.*

Kap. XII, §. 2. Sehr auffallend ist es, dafs hier im Texte *diceretur* steht, während in der Anmerkung gesagt ist, dafs *dicebatur* A. und P. haben; wenn das nicht ein Druckfehler ist, so mufste jeden-

jedenfalls das letztere aufgenommen werden nicht nur in diesen, sondern auch in jeden verbesserten Text. Ib. §. 3. scheint uns die handschriftliche Lesart der Nachhülfe nicht zu bedürfen, welche Ruhnken und Hr. *O.* beibrachten; man kann füglich *omnibus belli ac togae dotibus* als einen für sich bestehenden Zusatz nehmen, so dafs dann *ingenique ac studiorum eminentissimus seculi sui* zusammengehören nach einem gar nicht seltenen Sprachgebrauch, wie bei Tac. Ann. VI, 6. *praestantissimus sapientiae*. Will man einmal *artibus* nicht entbehren, so würden wir es an die Stelle des *acto* setzten, das leicht daraus entstanden seyn kann, indem der Abschreiber schon auf das folgende *ac togae* sah; dann ist nur noch nöthig, das ohnehin übergeschriebene *dotibus* um ein Wort weiter zu rücken, um auf die leichteste Weise das zu erreichen, was auch Ruhnk. und Hr. *O.* wollten: *omnibus belli artibus ac togae, ingenique dotibus ac studiorum emin.* Im folgenden §. 4 scheint das *is*, was R. setzen wollte, viel nöthiger zu seyn, als c. 1, §. 4., jedoch möchte ich hier lieber schreiben *Cos. creatus, bellum C.* — mit Auslassung von *est*. §. 5. ist wieder *monumentum* in A. und P. aber nicht im Text. Ib. §. 7. Mit Recht ist hier Lipsius Vermuthung *invisa esse desiit* verworfen; auch ist es schwerlich zu billigen, wenn Baiter aus dem in gewöhnlicher Bedeutung gebrauchten *odium* nachher *id quod odimus* ergänzen will, worüber Hr. *O.* seine Meinung nicht abgiebt; er selbst will vielmehr hinter *desinit* einschieben *quidquam*, was sich aber mit dem Gedanken nicht verträgt; es ist viel zu allgemein, und es wäre eine nähere Bestimmung nöthig, wie etwa die *id quod odimus*. Will man vorher *in victo* statt *in victis* schreiben, und nachher *invisus* statt *invisum*, so scheint uns alle Schwierigkeit gehoben.

Kap. XIII, §. 3. Bei *auctor* würden wir die vorgeschlagenen, wenn gleich nicht zu billigenden Aenderungen erwähnt haben, wäre es auch nur, um auf den nicht eben gewöhnlichen Gebrauch des Worts aufmerksam zu machen; vgl. Heins. ad Claudian. in Eutrop. I, v. 170.

Kap. XVI, §. 2. Die Veränderung des *congruens* in ein verb. fin. *congruere*, *congruerint* u. s. w., oder, wie Hr. *O.* allerdings am einfachsten vorschlägt, *congruunt*, scheint mir nicht nöthig. Vellejus hat den ihm selbst nicht recht klaren Gedanken (*rem saepe agitatam animo meo neque ad liquidum perductam*) noch unklarer ausgedrückt, da er ihn als seine Erfindung möglichst aufstutzen wollte; darüber ist er in eine Anakoluthie gerathen, die wir ihm nicht rauben möchten; wahrscheinlich wollte er zu den Worten *in eandem formam et in idem artati temporis congruens spacium* nachher das Verbum *se congregaverint* fügen; aber der nicht eben elegante Vergleich, den er vorher einschob, brachte ihn davon ab, so dafs er nachher das Subject wiederholte und dem Gedanken überhaupt eine andere Wendung gab. Ib. §. 3. Bei dem Uebergange zur neuen Komödie scheint *ac* viel richtiger als *at*, abgesehen davon, dafs jenes auch die handschriftliche Autorität für sich hat; aber wir vermuthen einen anderen Fehler in diesem Satze; es scheint nämlich *non* vor *magis* ausgefallen zu seyn. V. hatte hier nicht die Absicht, die Schriftsteller ihrem Werthe nach zu vergleichen, was er sonst mit noch gröfserem Recht hätte bei den Tragikern und den Dichtern der alten Komödie thun können. Wenn nun auch die Kunstrichter des Alterthums den Menander dem Philemo und Diphilus vorgezogen haben, so kann doch V. dies hier nicht gethan haben, um so weniger, da er die nachfolgenden Lobsprüche allen dreien auf gleiche Weise zutheilt. Ib. §. 5. *Quid ante Isocratem, quid post eius auditores eorumque discipulos clarum in oratoribus fuit? Adeo quidem artatum angustiis temporum*, ut etc. Zur Noth kann man sich Jani's Vertheidigung dieser Worte gefallen lassen; Hr. *O.* hat keine einzige der früheren Conjecturen mitgetheilt; seine eigene ist *et adeo quidem a.*, was wir für unmöglich halten; denn was verbindet hier das *et*? oder wozu wird durch das *et* — *quidem* die nähere Bestimmung *artatum* etc. gefügt? das, was vorhergeht, ist ja in Frage gestellt, und das folgende nicht; es könnte also das Letztere nur mit der Antwort auf das Erstere verbunden werden; als solche ergäbe sich bei der negativen Frage sehr leicht *nihil*; aber *nihil* kann nicht *artatum* seyn; auch antwortet V. so nicht, sondern eben das *artatum* ist die Antwort, welche mit der Frage durch *et* zu verbinden unmöglich ist. Soll einmal geändert werden, so empfehle ich *adeo id quidem*, was sich leichter fügt, als Ruhnken's *id adeo quidem*. Die folgenden von *ut* abhängigen Worte hat Jani ganz falsch erklärt; *videri* heifst hier nicht *scheinen*, wie schon der Gebrauch der praep. *a* zeigt; es ist von Zeitgenossen gesagt, wie nachher c. 17, §. 3. und II, 72, 3. 75, 3. Quintil. XII, 12. auch öfter bei Cicero. Der Sinn ist: alle merkwürdigen Redner konnten einander sehen, d. h. waren Zeitgenossen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *C. Vellei Paterculi* quae supersunt ex Historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano — — expressit *Io. Casp. Orellius*. Accedunt *C. Crispi Salusti* orationes etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 55.)

Cap. XVII, §. 1. Schon längst haben sich die Interpreten gewundert, dafs hier unter den römischen Komikern *Plautus* nicht genannt ist, da doch *Caecilius*, *Terentius* und *Afranius* aufgeführt werden. Der chronologische Grund, den *Lipsius* dafür angab, ist nichtig, wie schon *Jani* bemerkt hat; dieser selbst aber vermuthet, der Name sey ausgefallen, was wohl zu erwähnen war, oder *V.* habe wie *Horat. A. P.* 270 sqq. ungünstig über *Plautus* geurtheilt, und ihn deshalb ausgelassen, welcher Meinung auch schon *Acidalius* war. In welcher Schätzung bedeutende Schriftsteller zu verschiedenen Zeiten gestanden haben, ist eine der wichtigsten Fragen, welche eine wahre Literatur-Geschichte zu beantworten hat; erst *Bernhardy* ist hierin, wie in manchem anderen Guten vorangegangen, namentlich auch in Bezug auf *Plautus*. Unbezweifelt ist es, dafs die Verehrer des neueren Stils in dem silbernen Zeitalter, befangen in der Bewunderung einer glatten Zierlichkeit der Form und einer pikanten, spitzigen Darstellung Männer wie *Plautus* ungebührlich vernachlässigt haben; ob auch *V.* so dachte, ist sehr zu bezweifeln nach dem, was oben zu c. VI, §. 3 bemerkt ist, und nach seinen sonstigen Urtheilen über alte Schriftsteller hier und II, 36, wenigstens sprach er sich nicht so aus, obgleich sein eigner Stil offenbar den Einfluss der neueren Schule zeigt, der auch unbewufst seyn kann. Wenn aber auch *V.* dem Urtheil des Horaz vollkommen beistimmte, so konnte er doch da, wo es sich gar nicht um ästhetische Urtheile handelt, sondern blofs um Angabe des Bedeutenden, unmöglich den *Plautus* so tief stellen, dafs er ihn ganz überging, nachdem ihn noch Cicero als den ersten Komiker gepriesen (vgl. *Offic.* I, 29. *de Or.* II, c. 54. 71. *Or.* c. 26.) und auch Horaz kein Bedenken getragen hatte, ihm trotz des erwähnten Tadels doch einen sehr ehrenvollen Platz anzuweisen; s. *Epp.* II, 1, 58. 170 sqq. um nicht das Urtheil des Aelius Stolo und Varro anzuführen. Kurz *V. mufste* den *Plautus* erwähnen, sollte er ihn nach Quintilians Ausdruck auch nur verehren *sicut sacros vetustate lucos, in quibus grandia et antiqua robora iam non tantam habent speciem, quantam religionem.* Demnach vermuthe ich, dafs *V.* geschrieben hat: *Dulcesque Plautini leporis facetiae*, statt *latini*. Zugleich wird so auch der *latinus lepor* hinweggeschafft, den *V.* wie etwa den attischen zu preisen keinen Grund hatte, da die Römer bekanntermafsen dieser Gabe sich nicht zu erfreuen hatten, und dies auch selbst eingestanden, wie Cicero und Quintilian öfter thun; vgl. *Bernhardy* röm. Litt. Gesch. p. 10 sq. Anm. 13. Sodann wird auch der Gebrauch des *nituerunt* bedeutungsvoller, indem darin angedeutet wird, dafs die Späfse des *Plautus* erst durch seine Nachfolger den *nitor* erlangten, welchen das Zeitalter des *V.* als eine Haupttugend jeder Darstellung ehrte, und wir haben eine leise Beziehung auf die noch nicht ausgebildete Form des *Plautus*. Endlich wird dadurch der Sinn von *suppar aetas* genauer, das von einem fast gleichen, aber etwas *jüngeren* Alter gesagt wird, und zwar nur relativ; es werden nämlich nun *Caecilius*, *Terentius* und *Afranius* sehr passend als dem älteren *Plautus suppares* bezeichnet. Cap. XVII, §. 4. über *eminentia* und *eminentiam* vgl. *Oudend. ad Appulej.* Vol. II. p. 213. a. *Ibid.* §. 5 ist die Conjectur des Hn. O. *in unum quasi* sehr ansprechend.

Lib. II, cap. VI, §. 3 ist mit Recht *dare instituebat* nicht gebilligt für *dari instituerat*, ja das eben so grundlose *continuabat* ist gar nicht erwähnt; auch war es längst unsre Meinung, dafs vor *denique* ein *nihil* eingeschoben werden müsse, wie Hr. O. will, oder man mufs *quietum* tilgen; vgl. jedoch *Boisson. ad Eunap.* p. 166. *Ibid.* §. 4. ist zwar die Conjectur von *Halm*: *nomine, re autem socium* sehr schön, weshalb sie auch Hr. O. billigt, aber sie ist doch etwas zu gewaltsam; wir begnügen uns mit *eumque*, was auch *Wopkens Lectt. Tull.* I, 19. vertheidigt; dort schlägt *Hand* p. 145. vor: *tum socium*, ohne zu bemerken, dafs dies schon längst *Scheffer* gewollt hat.

Cap. VIIII, §. 1 ist mit Recht die von *Ruhnken* empfohlene, von *Krause* angenommene Umstellung nicht gebilligt; aber §. 6 verdiente es Beachtung, dafs *G. Vossius at* oder *sed* wollte statt *et nov.* und Cap. X, §. 1. möchten wir *notam severitatem* nicht vertheidigen; wir halten vielmehr das *notam* für ein Glossem, das an die *nota censoria* erinnern sollte; dergleichen findet sich öfter bei V. ja gleich die folgenden Worte *in vitia vitiis* können nur für eine unnütze Randerklärung gelten, was noch durch das Fehlen der *praep. a* bestätigt wird. Cap. XIV. §. 2.

ecquandone vertheidigt auch *Cort. ad Lucan.* VII, 301. Cap. XV, §. 2. in der Anmerkung über *abhinc annis* war noch hinzuzusetzen, dafs *abhinc annos* sonst noch in 19 Stellen bei V. vorkommt; so viele führt nämlich *Krause* im Index an; von dort scheint der Fehler cap. 65, 3 statt 65, 2 entlehnt zu seyn. Zu dem folgenden *quorum* vgl. *Wopkens. lectt. Tull.* II, 12. p. 194. der Recht hat, wenn er die Conjectur *sociorum* abweist, aber Unrecht, wenn er *quorum* auf *arma* bezieht.

Cap. XVI, §. 3. *Cujus illi pietati plenam P. R. gratiam rettulit*; so *A.* die *ed. pr.* hat *ille*, was die meisten Herausgeber tilgen wollten; *Cludius* wollte *illustri* dafür setzen, *Oudendorp fidei et p.* was *R.* und Hr. *O.* billigen, jener mit Anführung des Grundes, dafs *fides* und *pietas* öfter zusammengestellt werden, woraus hier durchaus gar nichts folgt. Das *ille* nach dem Relativum (denn *huius* statt *cuius* hat erst *Heinsius*, nicht *Cludius*, vorgeschlagen und *Krause* aufgenommen) ist dem sonstigen Gebrauch des V. so angemessen, dafs es richtig zu seyn scheint; vgl. I, 9, 4. II, 1, 5. 47, 3 u. s. w. Daher ist es uns viel wahrscheinlicher, dafs nach *plenam* etwa *laudem* ausgefallen ist; dann bezieht sich *ille* auf *Hortensius*, und der Satz ist wohl des V. nicht unwürdig: *cuius ille pietati plenam laudem, populus Rom. gratiam rettulit.* Als Vertheidiger des *rettulit* war anzuführen *Wopkens lectt. Tull.* II, 11.

Cap. XX, §. 5. *auctoritate, gratia, cuius augendae C. Marium — revocavit.* Schon nach dem oben Gesagten könnten wir es nicht für unwahrscheinlich halten, wenn Hr. *O.* das *gratia* als ein Glossem tilgen will; aber wir finden dazu hier keinen Grund; der Mann, welchen die Partei des Cinna bedurfte, mufste nicht blofs in Ansehen, sondern auch in Gunst stehen; beides besafs *Marius* und sein Sohn; ja schon die Handlung des Zurückrufens selbst brachte beides.

Cap. XXIII, §. 3. mit Recht ist der Verdacht, den *Heyne* und *Krause* gegen die Worte *et Macedoniam* ausgesprochen haben, unerwähnt geblieben, und eben so sehr billigen wir es, dafs Cap. XXIV, §. 4 *superare* den übrigen Conjecturen vorgezogen ist, obgleich *Wopkens* es verwarf; aber cap. XXV, §. 1. können wir nicht damit übereinstimmen, dafs mit *R. res* in den Text gesetzt werden soll; der Vorschlag ging von der Meinung aus, dafs hier die Geldgier bezeichnet werde, wobei man nicht bedachte, dafs V. selbst erzählet c. 22 und 28, die Marianer hätten das Eigenthum geschont. Daher ist die *cupiditas* ohne Zweifel nur im Gegensatz gegen die Mäfsigung des Sulla und seine *iustae leges et aequae condiciones*, die Leidenschaft, die zu gleicher Zeit auf das schlechteste Ziel gerichtet und ohne Maafs und Zügel ist. — Ungelöst bleiben in den nächsten capp. mehrere freilich aufserordentlich grofse Schwierigkeiten, wie der Schlufs von c. 26, wo gegen *Heinsius* zu vergl. *Oudend. ad Lucan.* V, 622. und am Anfang von c. 27. wo wir uns viel lieber zu der Aenderung: *vir animi fortissimus bellique peritissimus, Romano nomini infestissimus* entschliefsen möchten, als dem *V.* den Barbarismus: *peritus infestissimis* beizulegen, den Hr. *O.* nicht angefochten wissen will bei der *cadens iam Latinitas*, was doch wohl zu viel gesagt ist und wenigstens zur Rechtfertigung des fraglichen Gebrauchs nicht ausreicht, den auch *Burm. ad Propert.* I, 16, 17. verwirft. *Ibid.* §. 3. zu dem schwierigen *ferri*, worüber ein grofser Streit zwischen *Wopkens* und *Burmann* geführt ist, vergl. noch *Wunder ad Cic. p. Planc.* c. 26. §. 63. p. 170. der *eciferri* vermuthet. *Ibid.* §. 5. können wir uns nicht überzeugen, dafs das *frater* wirklich ein Glossem ist, da es sich nicht aus dem Zusammenhange von selbst ergiebt, der auch auf *filius* führen konnte; wir billigen daher lieber *Duker's* Vorschlag *cum minore fratre Telesini*, mit *Kapp ad Val. Max.* VI, 6, 2. Am Schlufs dieses cap. ist die Nachweisung über die *ludi Victoriae*, welche Hr. *O.* giebt, sehr willkommen; aber das *sublato*, was er vermuthet, scheint nicht recht zu passen; besser wäre in diesem Sinne *suppresso* oder *sine*; wir halten den Zusatz *Sullanae* für eine Glosse, die ohne anderweitige Kenntnifs aus dem Zusammenhange entnommen und ungeschickter Weise hineingesetzt ist; aber das *sub eius nomine* ist nicht unverträglich mit der Angabe des Kalendarii.

Cap. XXXI. §. 2. vermuthen wir des Sprachgebrauchs wegen: *non iam furtivis exp.* vgl. c. 115, 4. Cap. 33, 2 ist es viel besser *neuterque, ab eo quo arguebatur* zu schreiben, wie *Gelenius* wollte, mit Anwendung dessen, was zu I, 7, 1 gesagt ist; der Ausdruck wird dadurch, dem Streben des *V.* gemäfs, viel spitziger. Cap. 38. §. 1. *Id notavimus, facilius ut quam partibus simul universa conspici possint.* Diese von Hn. *O.* gebilligte Aenderung ist theils zu gewaltsam, theils entsteht daraus doch ein äufserst harter und schwerfälliger Ausdruck; dagegen vermeidet man alle weiteren Aenderungen und gewinnt einen klaren, leichten Satz, wenn man *notavimus* umstellt: *facilius ut, quae partibus notavimus, simul univ.* oder *ut quae partibus notavimus, facilius simul univ.* Diese Vermuthung wird zur höchsten Gewifsheit durch Vergleichung von II, 26, 1, wo ebenso *partibus eloqui* dem Ueberschauen des Ganzen entgegengesetzt wird, obgleich die Stelle corrupt ist; über den Gebrauch des *partibus*, im Gegensatz gegen *universa*, den *V.* liebt, hat *Krause* im Index die übrigen Stellen. Cap. 45, 1. verdiente es wohl Beachtung, dafs das *quique dicendi* in Schutz genommen ist von *Schaefer ad Greg. Cor.* p. 38. vergl. dens. zu *Lamb. Bos* p. 777.

Cap. 46. §. 1. für *victus pars consulum* scheinen uns die vorgeschlagenen Aenderungen *invictum par* und *iunctum par* gar zu preziös, ja jene vollends abgeschmackt, da das *invictum* nicht von Kriegen verstanden werden kann, und im Wahlkampf ist ja jedes Consulnpaar unbesiegt. Wir vermuthen *victis par-*

pontificibus constituuntur, nämlich der Consuln des vorigen Jahres.

Cap. 49. §. 3. *causae non Pompeio.* Dieser pikante Ausdruck hat zu mancherlei Erörterungen Anlafs gegeben, wovon nichts erwähnt ist; zu den schon in der *ed. Rehnk.* angeführten Vertheidigern fügen wir noch *Oudend. ad Lucan.* V, 13.; jedoch hat neuerdings wieder *Hand* zu *Gronov. Diatr. in Stat.* p. 336. die gewöhnliche Lesart angefochten, mit Unrecht, wie wir glauben. Uebrigens ist von den Interpreten noch wenig Ersprieslichos vorgebracht; denn die um die Wette angeführte Stelle des *Lucan* hat im Gedanken nur einige, in der Form gar keine Verwandtschaft mit den Worten des *V.* Passender ist es, Ausdrücke zu vergleichen wie den des *Livius* über die Decemvirn III, 36, 7. *hominum, non causarum toti erant. cf.* IV, 49, 12 *Ibid.* §. 4. *et illa gloriosa.* Hr. *O.* verlangt mit *Cludius* und *Baiter* den Comparativ; wir dagegen stimmen *Wopkens* und *Oudend. ad Appul. Flor.* I, 7. vol. II. p. 26. b. sq. bei, welche den Positiv beibehalten. Cap. 59. §. 1. *etiamsi praevenit et pauca dicenda sunt.* Hier *ipse* zu setzen, war längst auch unsre Vermuthung, nur wollten wir dies aus *et* machen, was wegen der in den MSS. üblichen Abkürzung des *ipse* gerathener scheint, als mit *Baiter* das *et* zu streichen, und *ipse* vor *praevenit* zu setzen. Diese Aenderung ist auf jeden Fall leichter als die des Hn. *O.*, der *etiamsi praevertenti* vermuthet, was auch abgesehen von dem auffallenden Gebrauch des *etiamsi* etwas gezwungen und unklar erscheint. Die gegen *ipse* gemachte Einwendung kann bei diesem Zwischensatze eben so wenig gültig seyn, als wenn *V.* etwa gesagt hätte: „obgleich die Sache bekannt ist."

Cap. 80. §. 2. würden wir *interpretabatur audebatque* im Text stehen lassen, als eine Flüchtigkeit des *V.*, der das etwas weit entfernte *ut* leicht vergessen konnte, während es nicht recht zu begreifen ist, wie ein Abschreiber dazu kommen konnte, hier 2 Mal den Indic. statt des Conj. zu setzen; dieselbe Anakoluthie findet sich ja auch bei Cicero, wo freilich Hr. *O.* ebenfalls die Forderungen der Grammatik mit allzu grofser Strenge geltend gemacht hat; s. *Grubitz Emendatt. Oros.* p. 41.

Cap. 87. §. 1. *inlata aspide in morsu sane eius expers muliebris metus.* Die von Hn. *O.* vorgenommene Aenderung *inl. aspide morsu eius, sane exp.* giebt zwar einen guten Sinn, macht aber die Entstehung der Corruption nicht deutlich. Wir glauben, dafs *Muncker*, *Pontanus* und *Burmann* ganz recht hatten, wenn sie *sanie* in *sane* fanden; dadurch wird das *eius* erklärlich; *in morsu* aber verräth sich, wie wir glauben, deutlich genug als Glossem, was Jemand, um die Wirkung der *sanies* deutlicher zu machen, hinzusetzte, indem er etwa dachte *in morsu emissa. Ibid.* §. 3. bei *quis fuisset exitus* verdiente *Krause's fuerit* kaum eine Erwähnung; s. z. B. *Cic. ad Att.* I, ep. 14. *Prima contio Pompeii qualis fuisset, scripsi ad te antea.*

Cap. 89. §. 4. In den Worten *leges emendatae utiliter, latae salubriter; senatus sine asperitate, nec sine severitate lectus* hat noch Niemand einen Anstofs gefunden; jedoch ist es mir sehr wahrscheinlich, dafs nach *asperitate* ein Ptcp. ausgefallen ist, wie etwa *repurgatus*, oder ein ähnliches, so dafs die *asperitas* auf das Ausstofsen, die *severitas* auf die Aufnahme der Senatoren geht; beides kann zwar in *lectus* liegen; indefs scheint die Gleichmäfsigkeit der Glieder, nach der *V.* so gern hascht, ein zweites Ptcp. zu fordern, so dafs in *lectus* nur die Wahl neuer Senatoren verstanden wird.

Cap. 90. §. 1. Wir stimmen *Baiter* ganz bei, welcher die Aenderung des Hn. *O.* bei den Worten *coram alieno* für eine *desperata medicina* erklärte, und Hr. *O.* selbst ist so wenig dafür eingenommen, dafs er vielmehr von Herzen wünscht, es möge eine bessere gefunden werden; dieser Wunsch ist sehr bald in Erfüllung gegangen; schon im Septbr. v. J. hat *Th. Bergk* in der Zeitschr. f. d. Alterthumsw. Nr. 114. die Conjectur *coaluerunt* oder *coaluere* mitgetheilt, welcher gewifs auch Hr. *O.* bereitwillig seinen Beifall schenkt. Ob cap. 97. §. 2. wirklich *percipit* mit *perficit* vertauscht werden müsse, möchte doch nach der Vertheidigung von *Wopkens* in den *Misc. Obs.* vol. VIII. p. 69. und von *Oudend. ad Appulej.* vol. II. p. 200. noch zweifelhaft seyn. Cap. 98. §. 3. sind wir über *mixtissimos* mit Hn. *O.* einverstanden; aber wenigstens Erwähnung verdiente das von der Mehrzahl der Interpreten gebilligte *rigore* statt *vigore*; vgl. noch *Heins. ad Claudian. in Prob. et Olyb. Cons.* v. 41. — Cap. 105. §. 1. freuen wir uns, dafs Hr. *O.* wieder das gewählt hat, was längst unsre Meinung war, dafs nämlich *gentes* für ein Glossem zu halten und sodann mit *Vossius utinam minus* zu schreiben sey, welches sich hinlänglich durch die ähnliche Stelle cap. 116. §. 3. schützt; auch ist der Zusatz *amnis* nicht nöthig, da hier ja *Visurgis nobilis* ist und keinesweges unbekannt; auch nennt *V.* die viel unbekannteren Städte Artagera c. 102, §. 2. und Siscia c. 113 extr. ohne einen solchen Zusatz. Die neueste Conjectur von *Th. Bergk* an dem angef. Orte ist bei weitem nicht so einleuchtend. Gleich darauf möchten wir schreiben *vindicaret sibi*; *iis* etc. mit Verwandlung des *in* in *sibi*, was, wie wir jetzt aus der Anführung des Hn. *O.* sehen, auch schon *Cludius* gewollt hat; das *sibi* ist des Gegensatzes wegen fast nothwendig.

Cap. 107. §. 1. *sub omnem motumque.* Man würde hier gewifs keinen Anstofs genommen haben, wenn *que* fehlte. Es wäre leicht, es zu streichen, was auch sonst im *V.* schon geschehen ist; aber man hat hier lieber eine Lücke angenommen und ein andres Subst. nach *omnem* oder statt desselben setzen wollen, das noch nicht errathen ist, und auch schwerlich errathen wird, weil es in der That überflüssig wäre. Es ist meines Wissens noch nicht untersucht worden, ob *V. que* für *quoque* setzt, wie man diesen

Ge-

Gebrauch gewöhnlich bezeichnet; dafs es bei anderen Schriftstellern, und namentlich bei Tacitus geschieht, ist jetzt zwar nicht mehr zu bezweifeln; indefs ist es bei der häufigen Unsicherheit der Lesart und bei dem Schwanken der Erklärer und Kritiker sehr schwer, diesem Gebrauch feste Grenzen und eine unzweifelhafte, klare Bedeutung zu bestimmen; hier kann dazu kein Versuch gemacht werden; wir verweisen einstweilen auf *Roth* zu *Tac. Agric. Exc.* XXVIII, sind aber überzeugt, dafs *sub omnem motumque* seine Richtigkeit hat. Viel augenscheinlicher ist es, dafs cap. 110. §. 2 *omnibusque — gentibus in societatem adductis* das *que* nicht in *quoque* zu verwandeln ist, wozu sich jedoch Hr. *O.* durch *Ruhnken's* Vorgang hat bestimmen lassen; hier werden nur zwei ungleichmäfsige Prädicate durch *que* verbunden, nämlich *adulta viribus — omnibus gentibus in soc. adductis*, ein Fall der gar nicht selten, und namentlich bei Tacitus häufig ist; s. Ann. IV, 71. Walth. ad Ann. V, 10.

Cap. 111. §. 4. Weniger, als es geschehen ist, möchten wir hier von der Handschrift abweichen; nur scheint uns, wie schon öfter theils von uns theils von Andern bemerkt ist, ein Wort ausgefallen zu seyn, nämlich nach *partibus* etwa *fudimus*, oder *delevimus* oder ein ähnliches; dann wird man vorher weder *vidimus* in *fudimus*, noch *evasimus* in *exhausimus* ändern wollen, und die erwähnte *prudentia* und die *opportunitates*, so wie das klar in dem MS. stehende *evasimus* machen es wahrscheinlich, dafs *V.* sagen wollte, der vereinigten Masse der Feinde habe man klug auszuweichen gewufst, um einzelne Abtheilungen zu überfallen und niederzumachen; auch ist derselbe Gegensatz von *universa* und *partes* mit verschiedenen Verben schon oben bei c. 38. §. 1 vorgekommen; vgl. c. 113, 3. 115, 5.

Cap. 112. §. 2. An *dignissimus* ein *que* zu hängen, scheint uns ganz unnöthig, und im Folgenden möchte es doch wohl einfacher seyn, zu schreiben *circumdatus hostili exercitu amplius milia XX. fudit.* *Ib.* §. 3. stimmen wir mit *Baiter* überein, und das *fiducia virium* mit *placebat* zu verbinden scheint ein erträgliches Zeugma. Cap. 113. §. 3. über die Schreibung des Namens *Siscia*, welche die Handschrift ganz richtig hat, vgl. die beiden beim Dorfe Szisszeg an der österreichischen Militärgrenze gefundenen Inschriften, welche in den Wiener Jbb. 1831. Bd. 55. H. 3. Anzeige-Blatt p. 32 sq. mitgetheilt sind.

Cap. 119. §. 2. *Cum ne pugnandi quidem egrediz aut occasionis — data esset.* Etwas Unzweifelhaftes zu finden, möchte hier schwer seyn; aber wenn man bei den Kriegsschriftstellern ähnliche Erzählungen und Ausdrücke vergleicht, wird man sich leicht überzeugen, dafs das *egredi* hier ganz an seiner Stelle ist; wer von Feinden in ungünstigem Terrain umzingelt ist, mufs sich durchschlagen oder durch einen geschickten Marsch sich retten; dafs beides nicht möglich ist, giebt die Bezeichnung der äufsersten Noth. In solchem Falle sagt Caes. B. Civ. I, 84. *prohiberi ingressu*, wo mehrere Interpreten *egressu* wollten; vgl. *progressus ib.* III, 37. *Frontin.* I, 4, 8. *Oudend. ad Caes. B. G.* II, 11. §. 3. *egressus* Veget. III, 8, 11. und besonders Tac. Ann. I, 68. auch Polyaen II, 1, 12 sagt: ὥστε ἦν καὶ τὸ παρατάσσεσθαι δύσμαχον καὶ τὸ προχωρεῖν ἀδύνατον. Denn προχωρεῖν hat Coray richtig gesetzt, obgleich auch meine 3 Handschriften προσχωρεῖν haben; aber Vultejus hat *procedere*. Demnach möchte bei *V.* mit Umstellung des *aut* zu lesen seyn: *cum ne pugn. quidem aut egrediendi occasio iis — data esset.* Jedoch ist es leicht möglich, dafs hier noch einige Worte ausgefallen sind.

Cap. 120. §. 2. Vielleicht ist zu lesen: *quam arcuisse patres patriâ contenti erant.* Tib. hat die Völker angegriffen, welche abgewehrt zu haben unsre Väter (zu Marius Zeit) zufrieden waren. Diese Vergleichung lag hier sehr nahe, und durch den inf. praet. wird sie bestätigt. *Ibid.* §. 6. die *ad vetustatem* hat *Wopkens lectt. Tull.* II, c. 3. p. 134 zu vertheidigen versucht. Ein aufmerksamer Leser wird in der Erzählung des *V.* hin und wieder Ungenauigkeiten und Unordnungen bemerken, die bei der Flüchtigkeit des Vfs. nicht auffallen können; hier aber kommt man sehr in Versuchung zu glauben, dafs die Unordnung nicht von *V.*, sondern von einem Abschreiber herrührt, und dafs die drei ersten §§. des cap. 120 *Hisauditis — in hiberna revertitur* nach dem Schlufs dieses Cap. stehen müssen, so dafs die §§. 3—6. mit dem Schlufs des cap. 119. verbunden werden, was der Inhalt fast gebieterisch fordert.

Cap. 112. §. 1. Jedenfalls ist es eine scharfsinnige Conjectur des Hn. *O.*, dafs er *ingressi Germaniam* statt *ingressa animam* schreibt; ob sie das Wahre trifft, mufs freilich dahin gestellt bleiben; wir möchten dagegen nur erinnern, dafs dieser Zusatz so gestellt, zu der Meinung veranlafst, als wäre Tiberius nicht schon früher in Germanien eingedrungen. Am meisten hat uns immer die Meinung eines Recensenten und *Krause's* zugesagt, welche jene Worte für ein Glossem erklärten; nur hätten sie auch dessen Beziehung nachweisen müssen, und es war nicht schwer zu finden, dafs *animam* vielleicht ein Zusatz zu *exspiraret* war, *ingressa* aber, oder vielleicht *ingressu* zu *influvio* gehörte; beides konnte vom Rande leicht eine Zeile weiter in den Text kommen. Wahrscheinlich verhält es sich eben so cap. 123. §. 2. mit dem Worte *spiritus*, das ein christlicher Glossenmacher leicht zur Erklärung des Folgenden hinzusetzen konnte. Der Sinn, welchen Hr. *O.* dem Worte geben will, läfst sich gewifs für das Zeitalter des *V.* nicht behaupten.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

März 1836.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *C. Vellei Paterculi* quae supersunt ex Historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano —— expressit *Io. Casp. Orellius*. Accedunt *C. Crispi Salusti* orationes etc.

(*Beschluss von Nr.* 56.)

Cap. 125. §. 4. Wenn man statt *timere tam re* schreibt, was auch Hr. *O.* billigt, so kann man sich diesen Satz allenfalls ohne weitere Veränderung gefallen lassen; das gemeinschaftliche Verbum beider durch *et* verbundenen Satzglieder ist *coërcuit*, das zwar zu *ancipitia* nicht ganz genau, aber doch so passt, dass an dieser Verbindung kein Anstoss genommen werden kann; als Objecte entsprechen sich im ersten Gliede *ancipitia* und *perniciosa*, im zweiten *obsidentis*, und dem *prisca antiquaque severitate usus* steht gegenüber *his ipsis militum gladiis, quibus obsessus erat*, so dass es selbst an einer gewissen Gleichmässigkeit nicht fehlt. Jedoch gestehen wir, dass diese Erklärung uns nicht recht genügt; Jedermann fühlt, dass der Satz nicht wohl mit der Manier des V. übereinstimmt, und dies Gefühl wird auch durch die Conjectur des Hn. O. nicht hinweggeräumt, die obenein etwas gewaltsam ist, da ausser dem *tam re* auch noch *usus* in *augus* verwandelt und ein Verbum hinzugesetzt wird. Wir thun indess noch einen anderen Vorschlag: *prisca antiquaque severitate minus ancipitia sibi timens quam exemplo perniciosa, et his ipsis militum gladiis, quibus obsessus erat, obsidentis coërcuit*, wobei man nur noch das *et* hinwegwünschen möchte. Dass damit aber das unzweifelhaft Wahre gefunden sey, sind wir weit entfernt uns einzubilden. In demselben cap. §. 5. können wir mit den von Hn. *O.* und von *Baiter* gemachten Versuchen, die richtige Lesart herzustellen, uns nicht einverstanden erklären. Wir sind nämlich überzeugt, dass in den nach *at Hispanius* folgenden Worten nicht mehr von *Junius Blaesus* die Rede ist, sondern von einem Andern, dem V. hier nach jenem, wie gleich darauf dem *Dolabella*, ein Kompliment machen will; dass er dazu die Gelegenheit sucht, hat er selbst cap. 116. §. 3. eingestanden; den Uebergang macht er mit *at*, gerade wie dort in ganz gleichem Falle §. 3. Es wäre abgeschmackt, nachdem, was so eben über *Blaesus* gesagt ist, dasjenige noch einmal aufzuzählen, wodurch er zur Statthalterschaft in Spanien gelangte; seine Dienste in Illyrien waren eben erzählt, und darum wäre es ganz thöricht, darauf mit dem *ut praedivisus* hinzuweisen, wozu soll ferner die nackte Bezeichnung *virtutibus*? und weshalb werden nicht auch seine glänzendsten Verdienste, die in Afrika, miterwähnt? Lassen wir also den *Blaesus* sich mit dem im vorigen §. enthaltenen Compliment begnügen; hier ist höchst wahrscheinlich, ja ich möchte sagen, gewiss der *Messalinus* gemeint, von welchem oben c. 112. §. 1 u. 2. die Rede gewesen ist, und auf dessen Verdienst der Ausdruck *celeberrima militia* noch besser passt. Daher ist zu vermuthen, dass nach *Illyrico militia* ausgefallen ist *illustris Messalinus*, nebst dem schon von Andern ergänzten *ut*. Hierdurch wird auch das *virtutibus* um vieles erträglicher (wogegen ein ähnlicher kahler Ausdruck cap. 116. §. 2. *viri quibusdam diversis virtutibus celebres* nicht zu dulden ist, namentlich wegen des *quibusdam*). Hr. *O.* hat den Uebelstand der gewöhnlichen Lesart sehr richtig gefühlt, und deshalb hat er den freilich, wie wir glauben, unglücklichen Ausweg gesucht, die angeführten Lobsprüche nicht auf den *Blaesus*, sondern auf das Heer zu beziehen; aber dann müsste man ja annehmen, *Bl.* habe jenes Heer aus Illyrien mit nach Spanien genommen, was doch an sich schon nicht zu glauben ist; es kommt noch hinzu, dass er vorher ein paar Jahre in Afrika, und wohl auch in Rom gewesen, ja dass von seiner Statthalterschaft in Spanien überhaupt gar nichts bekannt ist; endlich ist es auch unmöglich, das Heer *celeberrimum in Illyrico militia* zu nennen, da es sich dort durch eine blutige Empörung bemerklich gemacht hat. — Im Folgenden halten wir *pace* für ein Glossem, und sind bei *imperio obtineret* mit Hn. *O.* einverstanden.

Diese vielleicht schon zu weit ausgedehnten Bemerkungen werden hinreichen, um dem Hn. *O.* einen Beweis zu geben von dem lebhaften Interesse, mit dem wir seine höchst schätzbare Arbeit empfangen und benutzt haben. Der Raum verbietet uns über noch mehr Stellen unsere abweichende Meinung auszusprechen; viel weniger können wir die zahlreichen guten Bemerkungen und Vermuthungen hervorheben, gegen die wir keinen Widerspruch geltend zu machen im Stande sind, und die wir mit stillem Danke entgegennehmen, überzeugt, dass die nächste Bearbeitung des V., die wir vom Prof. *Huth* zu Altenburg oder vom Prof. *Kritz* zu Erfurt zu erwarten haben, nicht geringen Nutzen daraus ziehen wird. Ueber den angehängten ebenfalls diplomatischen Abdruck der Salustischen Reden ist im Ganzen dasselbe zu sagen, nur hätten wir dabei öfter die Meinung des Hn. *O.* über die Interpunction ausgesprochen gesehen, auf welche nicht selten Alles ankommt; im Einzelne

können wir nicht weiter eingehen; die Abschrift des *Cod. Vatic.* ist mit grofser Sorgfalt von unserm Landsmann Hn. *Th. Heyse* gemacht. Der angehängte *Index rerum* bezieht sich nur auf den Velleius und ist der von *Krause*, ohne erhebliche Aenderungen (z. B. billigt Hr. *O.* gewifs nicht die Schreibart *Philemon*.) Die Correctur der Druckbogen hat Hr. *A. Lion* besorgt, und zwar mit vieler Aufmerksamkeit, so dafs wir nur sehr wenige Druckfehler bemerkt haben, wie pag. 49 in der zweiten Anm. zu Zeile 6, wo *A* zweimal mit verschiednen Lesarten gesetzt ist; es soll wohl das erste Mal *B* seyn. Ferner ist in dem letzten Wort der Vorrede ein Druckfehler, den die Setzer heutzutage sehr zu lieben scheinen, nämlich *uvarunt*; derselbe ist auch zu finden bei *Schneider* zu Xen. de Rep. Ath. p. 132 col. 2. l. 17, bei *Walther*, Vorrede zu Tac. Vol. I. p. XLIV. l. 6, bei *Forbiger*, Vorrede zu Lucretius p. VI. l. 2. Druck und Papier sind sehr gut. *F. Haase.*

THEOLOGIE.

Berlin, b. Nicolai: *Versuch einer gedrängten Entwickelung der Lehre von Jesu Christo als dem Erlöser aus der heil. Schrift, mit besonderem Bezug auf seinen Tod*; von *E. Tollin*, evangel. Prediger und Katecheten (wo?). Mit einer Vorrede von Dr. *Aug. Neander*. 1833. X u. 124 S. 8. (16 gGr.)

Die Empfehlung des Hn. Dr. *Neander* könnte für das Buch ein günstiges Vorurtheil erwecken. Allein bei näherer Prüfung ist sie mehr ein neues Zeugnifs für die Milde und anspruchlose Bescheidenheit dieses Gelehrten, der diesen in der That ziemlich schwachen Versuch seiner Aufmerksamkeit würdigte, nachdem er selbst, ohne den Zweck des Vfs. im Auge zu haben, in der Geschichte der Pflanzung der christlichen Kirche viel Treffliches für denselben geleistet hat. Mochte das Streben des Hn. *T.* noch so ernst seyn: der Ausführung waren seine Kräfte bei weitem nicht gewachsen. Zu ihr gehört eine schärfere und gediegenere Exegese, eine viel grösere Sicherheit in der Verarbeitung des Stoffes und ein unbefangenerer Standpunkt für die ganze Untersuchung, als wir bei ihm finden. Diese Unbefangenheit fordert zwar die Vorrede als erste Bedingung. Aber schon S. 4 wird sie aufgegeben. Denn hier heifst es: „Wäre Christus nur *Mensch* gewesen, also sündhaft wie wir (so gehört also die Sündhaftigkeit zu dem Wesen des Menschen als solchem? eine Folgerung, die bei dieser Fassung des Ausdrucks hier nothwendig gemacht werden mufs, wiewohl der Vf. nach den Andeutungen S. 7 dagegen protestiren wird): so hätte er zuerst die tiefe Verderbenheit der menschlichen Natur nicht aufdecken können in ihrem Grunde; er hätte andererseits als blofser Mensch weder das Gesetz vollkommen erfüllen, noch viel weniger aber ein heiliger Mittler seyn können zwischen Gott und den Menschen, da kein Mensch für sich selbst der Heiligkeit genügen kann; endlich hätte er als Mensch nicht der ewige Lebensquell und Regierer des Gottesreiches seyn können. Sollte also die Erlösung im wahren Sinne geschehen, so mufste Christus zugleich, indem er Mensch war, wahrhaft göttlichen Wesens seyn. Sollte die unendliche Kluft zwischen dem Heiligen, Mächtigen (die Allmacht Gottes kann hier gar nicht in Frage kommen) und dem schwachen, sündigen Geschöpfe wahrhaft erfüllt werden, so dafs der Mensch versichert wäre, Gott habe sich zu ihm herabgelassen und dadurch könne auch er wieder aufwärts zu Gott, so mufste Christus der Mensch zugleich Gott, er mufste der fleischgewordene Sohn Gottes seyn." Wo aber bleibt bei diesen Folgerungen die Unbefangenheit? Bewahren wir sie, so können dieselben nur so lauten: Sollte Christus von der Sünde erlösen, so mufste er selbst frei von ihr seyn. Sollte diese Erlösung ausreichen für alle Zeiten, so mufste für alle Menschen die Möglichkeit gegeben seyn, sie sich anzueignen. Sollte der Mensch die Gewifsheit haben, Gott habe sich zu ihm herabgelassen — was doch nur ein anderer Ausdruck ist für die göttliche Liebe —, so mufste ihm diese Liebe verbürgt und über jeden Zweifel erhoben werden. — Dies und weiter Nichts folgt aus jenen Prämissen. Dadurch aber, dafs Hr. *T.* gleich mit dogmatischen Formeln bei der Hand ist, giebt er die Unbefangenheit seines Standpunktes auf. Dennoch begreift man nicht, wie er nun als Stellen, in welchen sich Christus selbst die wahre Gottheit zuschreibe Joh. 5, 24. 31. Luk. 10, 16; (8, 14. 16. 42. 58 mufs ein Druckfehler seyn; 12, 45; 14, 6. 23. 24. gleichfalls) anführen kann. — Diese englischen Mauer, Nichts beweisende Beweisstellen zu häufen, sollte doch endlich aufhören. — Hatte nun der Vf. auf die angedeutete Weise sich den Weg zu seiner Untersuchung angebahnt, so mochte er dieselbe, um sie nicht zu weit auszudehnen, immerhin darauf beschränken, dafs er nur das darstellte, was die Erlösung an sich oder objektiv unter sich begreift, oder er konnte mit andern Worten das in Christo der Menschheit gewordene Heil nach seinem ganzen Umfange aus der Schrift entwickeln und die anthropologischen Untersuchungen über das Bedürfnifs der Erlösung einerseits, so wie andrerseits die Lehre von der Aneignung derselben ausscheiden. Dann aber mufste er, sollte die Entwickelung wirklich eingegliedert werden, wie es die Vorrede mit Recht verlangt, einen einfachen Grundgedanken aufstellen, aus dem alles dahin Gehörige lebendig hervorging und sich organisch entfaltete. Nach unserer Ansicht wäre dies die recht verstandene und in ihrer ganzen Tiefe erfafste Idee vom Reiche Gottes gewesen, dessen Realisirung z. B. Joh. 11, 52 ausdrücklich auch als Zweck des Todes Jesu dargestellt wird und in welchen alle die verschiedenen Ausführungen der Erlösung und Versöhnung bei der Apostoln zusammenlaufen. Statt dessen läfst Hr. *T.* seine eigene Forderung ganz unberücksichtigt — denn wenn er am Schlusse sagt, seine ganze Abhandlung sey nur eine Ausführung des 1 Cor. 1, 30 ausgesprochenen Satzes

ge-

gewesen, so wird er sich bei näherer Betrachtung bald selbst sagen, dafs für diesen Satz eben wieder eine höhere Einheit gefunden werden müfste — und theilt, der Lehre von dem dreifachen Amte Christi zu Liebe, die Abhandlung in folgende drei Hauptheile: 1) Wie Christus die Welt der Verderbnifs zieht und zur Erlösung hinführt: Beginn der Erlösung; 2) wie Christus uns erlöset, uns Sündenvergebung erwirbt durch Leben, Leiden und Tod: That der Erlösung; 3) wie der Erlöser immerdar für uns Quelle des Guten, Quelle des Lebens bleibt: Folge und Resultat der Erlösung. — Abgesehen nun davon, dafs sich diese drei Sätze füglich auf zwei zurückführen lassen, wenn die angegebene Idee zum Grundgedanken für die ganze Untersuchung erhoben würde, nämlich auf die Sätze: Von der Begründung des Reiches Gottes durch Christus und von dem fortwährenden Bestehen desselben durch ihn, so wird auch, wieder aus Befangenheit, die Sündenvergebung als einziges Moment der Erlösung urgirt, ganz gegen die Lehre der Schrift. Und weit entfernt, dafs nun jene drei Sätze in wahrhaft lebendiger Entwickelung durchgeführt würden, tritt an die Stelle der letztern ein trockner, skeletartiger Schematismus und ein unerquickliches Rubriciren von Bibelstellen, die, gröfstentheils nach der lutherischen Uebersetzung und ohne rechte Ordnung zusammengestellt, uns einen sehr nachtheiligen Begriff beibringen, sowohl von dem Takte des Verfassers bei der Auswahl des Wichtigeren und Unwichtigeren, wie von seiner Fähigkeit als Ausleger. Denn um davon zu schweigen, dafs Hr. T. gerade bei den entscheidendsten und wichtigsten Stellen sehr häufig hinüber und herüber schwankt (vgl. S. 56. 94. 108. 111 u. anderwärts) und oft das Bedeutendste unerörtert läfst, während er sich bei Unbedeutenderem aufhält, was soll man sagen, wenn er S. 17 meint, Christus weise zu den Worten Matth. 6, 22; Luk. 11, 34. 35 in dem Bilde vom Auge hin auf die Verdunkelung der Erkenntnifs durch die bösen Triebe, *durch die Erbsünde*? oder wenn er 1 Thess. 5, 9 aus dem Zusammenhange reifst, um zu beweisen, Gott habe die Menschheit doch zur Seligkeit *geschaffen* (S. 65), eine Erklärung, die durch die S. 74 von derselben Stelle gegebene von ihm selbst wieder paralysirt wird? Was wird gewonnen, wenn der Vf., dessen gesundes Gefühl sich gegen die Vorstellung sträubt, als habe Gott, wie ein blutdürstiger Tyrann, erst des blutigen Leidens bedurft, um zu verzeihen, es sey ihm genug geschehen; später, um doch in den Leiden Christi eine *Ableistung* zu finden, S. 97. 2 Cor. 5, 21 anführt und sich doch selbst genöthigt sieht, das *ὑπὲρ ἡμῶν* zu erklären, zu unsern Besten? — Gilt diese Erklärung hier, so gilt sie dann auch wohl Gal. 3, 13 und wenn er S. 88 bei 1 Petri 2, 24 bemerkt: die Sünde der Menschheit wurde *gleichsam* auf ihn gelegt, so giebt er damit das Symbolische in diesen und in ähnlichen Stellen zu und wird sich also auch bescheiden müssen, sie auf einen bestimmten dogmatischen Gehalt zu reduciren. Doch würde diese Unsicherheit im Einzelnen, für welche wir noch eine grofse Menge von Beispielen beibringen könnten, dem Resultate des zweiten Haupttheiles, welcher verhältnifsmäfsig am weitesten durchgeführt ist, weniger Eintrag gethan haben, hätte sich unser Vf. über den Begriff der Versöhnung recht ins Klare gesetzt. So aber ist ihm dieselbe bald eine Versöhnung Gottes mit den Menschen, bald eine Versöhnung des Menschen mit Gott. Wie die Idee, so werden auch die betr. Stellen nach dieser verschiedenen Auffassung der Sache nirgends gehörig gesondert. Alles fliefst hier bunt durch einander und so zieht sich durch diese ganze Partie eine Unklarheit hin, welche der Einsicht in den Gegenstand gar sehr im Wege steht. Der Grund hiervon scheint uns mit darin zu liegen, dafs dem Vf. Gedanken aus der Hegel'schen Religions-Philosophie angeflogen sind und wenn wir das Neander'sche Vorwort recht verstehen, so deutet auch das darauf hin; denn *Neander* erklärt, er wolle weder seine Uebereinstimmung mit allen in der Schrift aufgestellten Sätzen (wir vermuthen, es sind Sätze wie S. 65 und 90 gemeint), noch namentlich die Anerkennung der einigen derselben in der gewählten Form des Ausdrucks zu Grunde liegenden eigenthümlichen philosophischen Richtung als einer mit dem Evangelium vereinbaren irgendwie bezeugen. Aber Hr. *T.* hat jene Gedanken entweder *nicht* gehörig verarbeitet, und dafs ist das Wahrscheinlichere, oder er hat es nicht gewagt, seine Meinung offen darzulegen und so ist denn jene Unklarheit in sein Buch gekommen, welches wohl einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen würde, um einigermafsen den Anforderungen der Wissenschaft zu genügen. Sollte sie durch eine neue Auflage möglich werden, woran wir jedoch zweifeln, so müfste der Vf. auch darauf sehen, dafs die Darstellung weniger unbeholfen werde und besonders die steifen Uebergänge vermeide, welche die verschiedenen Partieen vermitteln sollen.

BIBLISCHE LITERATUR.

Berlin, in d. Enslin. Buchh.; *Die Wunder Jesu Christi, exegetisch-homiletisch bearbeitet* von F. G. *Lisco*, Prediger an der St. Gertrauden-Kirche. 1836. 413 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Hr. *Lisco* mag es mit seinen Bemühungen um praktische Schriftauslegung recht gut meinen; aber er sollte mit ihrer Veröffentlichung doch etwas zurückhaltender seyn. Einen Beweis dafür liefert diese seine neueste Arbeit, die wir in mancher Beziehung übereilt und überflüssig nennen müssen. Nicht, als ob sich in der hier dargebotenen Bearbeitung der evangelischen Wundererzählungen nicht eine Anzahl recht guter Ideen und Ausführungen fände. Allein sie werden durch mindestens eben so viel Gewöhnliches und Mittelmäfsiges aufgewogen und das Ganze bietet verhältnifsmäfsig zu wenig eigentliche Anregung dar, worauf es doch bei Schriften dieser Art vor-

vorzüglich ankömmt. Auch scheint uns ein Punkt übergangen, der dem angehenden Geistlichen, für welchen das Buch vorzüglich bestimmt seyn soll, von besonderer Wichtigkeit ist, die specielle Erörterung über die Frage nämlich, wie sich der praktische Religionslehrer bei jenen Erzählungen in der gegenwärtigen Zeit zu verhalten habe, eine Frage, die gerade durch die neueste kritische Bearbeitung des Lebens Jesu wieder ein doppeltes Interesse gewonnen hat. Nun treffen wir zwar in den einleitenden Bemerkungen über die Wunder im Allgemeinen S. 1—62 manche hierher gehörige Andeutungen. Sie sind aber theils viel zu zerstreut, theils zu wenig begründet, wie denn jene ganze Untersuchung an sehr empfindlichen Schwächen leidet und namentlich gegen die Angriffe der angeführten Kritik nicht Stand zu halten vermag. Schon der Begriff des Wunders wird in der gewöhnlichen Unbestimmtheit gefafst, S. 1. Mit diktatorischen Aussprüchen, wie S. 2, wird Nichts mehr ausgerichtet. Und wenn nun Hr. *L.* S. 16, um die Wunder im Exodus zu retten, behauptet, es sey nicht unvernünftig, in denen der ägyptischen Zauberer die Mächte der Finsternifs als wirksam anzunehmen, da ja Gott auch einen Kaiphas und Judas gewähren lasse, so mag er zusehen, wie er diese Analogie rechtfertigen und sich gegen die Consequenzen schützen will, die daraus wider ihn gezogen werden müfsten. Ueberhaupt hat er sich dadurch, dafs er die alttestamentlichen Wunder mit in die Untersuchung hineinzog und auf eine Linie mit den neutestamentlichen stellte, einen schlechten Dienst gethan. Jene müssen schon wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit der sie berichtenden Urkunden aus einem andern Standpunkte angesehen werden, als diese und wird, wie hier, dieser Unterschied nicht beachtet, so steigt die Schwierigkeit, die letzteren zu retten, bis zur Unmöglichkeit. Aber auch davon abgesehen, finden die gegen die neutestam. Wunder erhobenen Bedenklichkeiten in der S. 22—40 versuchten Apologie noch lange nicht ihre Erledigung und sie konnte füglich wegbleiben. Denn der Zweifler wird durch sie nicht überzeugt, da sie die Sache nicht genug an der Wurzel fafst, die Schärfe und Bestimmtheit der Gedanken in einer weitschweifigen und zerfliefsenden Darstellung oft untergehen läfst und zu viel mit Autoritäten ausrichten will. Der Wundergläubige dagegen bedarf ihrer nicht. Will er sich nicht einem völlig blinden Glauben in die Arme werfen, so müssen ihm die hier beigebrachten Gründe längst bekannt seyn und populäre Ausführungen, in welche sie hin und wieder eingekleidet sind, können für keine neue Stütze der wissenschaftlichen Ueberzeugung gelten. Aehnliches trifft die Bemerkungen über die Wunder der Apostel und die in der spätern christlichen Zeit. Doch ist der Vf. unbefangen genug, dem Beweise des Geistes und der Kraft den Vorrang vor dem Wunderbeweise zu geben und wenn wir, wie die Sachen nun ein Mal stehn, nur das erreichen, dafs die Wunder den Glauben an das Evangelium nicht erschüttern und beeinträchtigen, so haben wir, dünkt uns, genug gewonnen. — Dafs nun dazu im Volksunterrichte und bei der Verkündigung des Evangeliums vor Allem eine lebendige, geistvolle Auffassung und Auslegung der betreffenden Erzählungen förderlich ist, welche keins der in ihnen liegenden Momente übergeht, um die *geistige* Hoheit und Würde Jesu hervorzuheben und fruchtbare, erweckliche Anwendungen für das Leben daran zu knüpfen, springt in die Augen und in sofern scheint es uns nur zu billigen, dafs Hr. *L.* diesen Punkt stets zu berücksichtigen suchte. Allein er dringt bei seinen Entwickelungen der in den Texten ausgesprochenen oder nur angedeuteten Gedanken und der geschichtlichen Züge nicht tief genug ein; sie werden nicht selten abgebrochen, ehe *sie* bis zu dem Punkte hingeführt sind, wo sich die in ihnen liegenden Keime zu weiteren Betrachtungen in reicher Mannigfaltigkeit aufschliefsen müssen, und so kommen denn die beziehungsvollsten Texte oft sehr dürftig weg, z. B. die köstliche Erzählung Matth. 20, 29 ff. Auch ist der Vf. nicht darüber mit *sich im* Reinen gewesen, in wie weit er kritische *und rein*sprachliche Erörterungen aufnehmen und *verfolgen* sollte. Denn während wir dergleichen bei sehr wichtigen Stellen vermissen, finden wir sie da, wo man sie am wenigsten erwarten sollte; z. B. bei Joh. 6, 13. Dieselbe Ungleichmäfsigkeit zeigt sich bei den Auszügen, die vorzüglich aus Luther, Calvin, Lavater, Menken und einigen andern der Geistesrichtung des Vf. verwandten neuern Homileten und praktischen Bibel-Erklärern gegeben werden. Sie sind oft das Beste. Aber wir wünschten sie weniger willkürlich zusammengerafft. Fast ganz fehlen Auszüge aus den Vätern, mit denen man oft die rein wissenschaftlichen Commentare ohne Noth überfüllte, die aber, umsichtig und mit richtigem Takte gewählt, in solchen Bearbeitungen, wie diese, viel eher *an* rechter Stelle sind. Endlich fügt Hr. *L.*, nachdem er seine Erklärung vollendet hat, einen oder *auch ein* Paar Entwürfe hinzu, um zu zeigen, wie *der ganze* Wunderbericht in der praktischen Behandlung umfafst werden könne. Er beweist in diesen Partieen des Buches eine gewisse homiletische Gewandtheit. Dennoch kehren dieselben Gedanken zu *oft* wieder und dann und wann laufen auch wohl entschieden falsche Dispositionen mit unter, wie S. 107, wo sich das Wesen des starken Glaubens zeigen *soll a*) als Vertrauen zu Jesu Macht und Liebe und *b*) als unerschütterliche Zuversicht zu seiner Macht. Wo läge denn da wohl der Unterschied? Und in wiefern könnte darin der Lohn jenes Glaubens bestehen, dafs er (eben das,) die alleinige Forderung Gottes sey zur Theilnahme an seinem Reiche? — Spuren von Flüchtigkeit, die unseren obigen Wunsch, Hr. *L.* möge seine Arbeiten sparsamer spenden, gleichfalls rechtfertigen.

MONATSREGISTER

vom

MÄRZ 1836.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Nummer, die zweite die Seite an. Der Buchst. EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Abegg, Bemerkungen üb. den strafrechtl. Theil von *Just. Gobler's* Rechtenspiegel u. gerichtl. Process — 48, 382.

Abhandlungen, histor. u. literar., der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg, herausg. von *F. W. Schubert*. 2te Samml. EB. 21, 161.

Annalen der deutschen u. ausländ. Criminalrechtspflege — herausg. von *Hitzig*. 50, 395.

Archiv, neues, des Criminalrechts. Bd. XI — XIV. Fortgesetzt als Neue Folge u. Herausg. von *Abegg, Bergmann, Haffter, Mittermaier* u. *Wächter*. 49, 396.

— — —, auch; Uebersicht der Lit. des Criminalrechts.

Autenrieth, H. F., das Schwefelbad von Sebastiansweiler im Königreich Würtemberg — 53, 419.

B.

Baader, s. Schriften üb. denselben —

Banim, J., das Haus Nowlan, oder Hass u. Geschick. Irländ. Familiengemälde, aus dem Engl. 2 Bde. 49, 391.

Bauer, A., Lehrbuch des Strafrechts. 2te verm. Ausg. 49, 388.

Bendler, L., die Lehre u. Geschichte der christl. Kirche — 40, 320.

Bergmann, R. F., de genetica philosophiam religionis et methodo praesertim Fichtii, Schellingii, Hegelii — 40, 319.

Bergmann, R. A., üb. die historische Methode u. ihre Anwendung auf das Criminalrecht — 48, 379.

Bluhm, J. L., die Seebade-Anstalten auf der Insel Norderney in ihrem gegenwärt. Zustande. 52, 414.

Blume, F., s. Lex Dei —

Boschken, H. W., Goethe u. Klara als Knabe und Mädchen — 50, 400.

Boyardo, M. M., Gr. v. Scandiano, verliebter Roland; verdeutscht mit Anmerkk. von J. D. *Gries*. 1r Th. 42, 329.

Borck, I. C. F., Handbuch üb. die Kirchliche u. Schulgesetzgebung für den Umfang der amtl. Stellung des Geistlichen im Preuss. Staate — EB. 29, 228.

Brück, A. Th., Taschenbuch für gebildete Curgäste — 51, 401.

C.

Clemnitz, Dr., Wangeroge u. das Seebad. Neue Aufl. 52, 414.

Corpus jur. criminalis, quod per Germaniam valet — ed. H. Jul. *Kittler*. Auch: Collectio omnium locorum qui in A. de *Feuerbach* elementis jur. crim. ex fontibus citantur. 48, 384.

Cotta, B., geologisches Glaubensbekenntniss im Jahre 1835. EB. 24, 191.

— H., der Kammerbühl nach wiederholten Untersuchungen aufs neue beschrieben. EB. 24, 191.

Criminalrecht, s. Uebersicht der Lit. desselben —

D.

Dieterich, G. L., der Kenzer-Brunnen bei Partenkirchen nebst seinen Umgebungen — 53, 420.

Dieterich-Buchholz, J., Ems u. seine Heilquellen — 52, 409.

E.

Ehle, B., die Bäder zu Gastein — 52, 412.

Eichhorn, L. F., Grundsätze des Kirchenrechts. 48, 384.

Enk, M., von der Beurtheilung Andrer; in sechs Büchern. EB. 23, 183.

Entdeckungsreisen in Griechenland. 39, 306.

F.

Fenner v. Fenneberg, H., Schwalbach u. seine Heilquellen. 3e verm. Ausg. 53, 418.

u. *Feuerbach*, A., Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts. 11te verb. Ausg. 49, 387.

Fichte's, Joh. Gottl., nachgelassne Werke; herausg. von J. H. *Fichte*. 1r u. 2r Bd. EB. 23, 177.

Franz, Agnes, s. Rosalia *Koch* —

Führer, der, zu den Heilquellen; von einem prakt. Arzte. 52, 410.

G.

Glocker, E. F., mineralogische Jahreshefte. 4s Heft. 1834. EB. 26, 201.

Goebel, F. J., Geometrie für Gewerbschulen. EB. 28, 221.

Goeschel, K. F., von den Beweisen für die Unsterblichkeit des menschl. Seele im Lichte der speculativen Philosophie. EB. 22, 171.

Griechenland, s. Entdeckungsreisen in demselben.

Gries, J. D., s. *Bojardo's* verliebter Roland.

H.

Heffter, A. W., Bemerkungen üb. das Bahrrecht — 49, 386.

— — Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalrechts — 49, 388.

Henke, E., Handbuch des Criminalrechts u. der Criminalpolitik. 3 Thle. 49, 390.

Heyfelder, Dr., üb. Bäder- u. Brunnenkuren, bes. an den Mineralquellen des Taunusgebirges — 53, 421.

Hoffmann, K. F., Materialien zu einer ausführl. u. vollständ. Erklärung der christl. Lehre — 40, 320.

Horatius, Q. Flaccus. Recoghovit A. *Meinecke*. Editio stereotypa. 50, 397.

Hundeshagen, B., der Heilbrunnen u. Badeort Godesberg bei Bonn am Rhein. 51, 408.

J.

Jarcke, K. E., Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts mit Rücksicht auf die Preuss., Oesterr., Baier. u. Franz. Strafgesetzgebung. 3 Bde. 50, 393.

K.

Kaiser, J. A., die Heilquelle zu Pfäfers. 2te umgearb. Aufl. 51, 403.

v. Kamp, H. A., die Wege des Herrn mit verlassenen Kindern — 50, 400.

Kerner, Just., die Dichtungen. Neue vollständige Samml. in Einem Bande. 54, 430.

— — das Wildbad im Königreiche Würtemberg. 3te verm. Aufl. 51, 406.

Kind, Rich., das Seebad zu Swinemünde — 52, 414.

Kittler, H. Jul., s. Corpus iuris criminalis —

Klenze, C. A., Lehrbuch des gemeinen Strafrechts — 49, 389.

Kooh, Rosalia, das Blumenkörbchen. Samml. lehrreicher Kindergedichte; mit Vorw. herausg. von Agnes *Franz*. 50, 400.

Koenigsdoerffer, J. H., histor. topograph.-physical.-chemisch- u. medicin. Beschreib. der Heilquellen zu Ronneburg u. seiner romant. Umgebungen. 53, 417.

L.

v. Lamberg, G., Criminal-Verfahren vorzügl. bei Hexenprocessen im ehemal. Bisthum Bamberg — 49, 386.

Lange, Ed., Salzbrunn mit seinen Quellen, Localitäten, Sehenswürdigkeiten u. Umgebungen — 51, 407.

Lasset euch versöhnen mit Gott! Zehn Predigten mit Parallelen — EB. 29, 232.

Levy, M. M., de balneis russicis. Dissert. hist. physiol. 52, 410.

Lex Dei sive Mosaicarum et Romanarum legum Collatio; e codicibus edidit et illustr. F. *Blume*. 48, 383.

Lisco, F. G., die Wunder Jesu Christi exegetisch-homiletisch bearbeitet. 57, 454.

M.

Magazin, juristisches, für das bürgerliche u. Strafrecht; herausg. von *Scholz* dem Dritten, *Gans* u. *Liebe*. Neue Folge. 1s Hft. 50, 398.

Marburg, G. O., Universitäten u. Hochschulen in einem auf Intelligenz sich gründenden Staate. EB. 25, 194.

Meinecke, A., s. Q. *Horatius Flaccus*.

Meitl, Max., Sternberg bei Schlan in Böhmen. Taschenb. für dortige Kurgäste. 51, 407.

Michaelis, G. A., Handlungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe. 54, 425.

Mineralquelle, die, und die Badeanstalt bei Hohenstein (von Dr. *Streit* in Waldenburg). 52, 416.

v. Muchar, Alb., das Thal u. Warmbad Gastein — 52, 412.

Muetzell, G. Jul. C., de emendatione Theogoniae Hesiodeae libri tres. EB. 25, 203.

O.

Orellius, I. C., s. C. C. *Sallusti* orationes et epistolae, s. C. *Velleius Paterculus*.

P.

Predigten, zehn, mit Parallelen, s. Lasset euch versöhnen mit Gott!

R.

Reisen in Griechenland, s. Entdeckungsreisen in dems.

Reiner, H., das Moosberger- od. Heinrichs-Bad im Kanton Appenzell — 51, 402.

Rückert, L. J., Commentar über den Brief Pauli an die Galater. 45, 353.

S.

Salat, J., Beitrag zur Emancipation der Philosophie, veranlasst durch ein vielgelesenes Literaturblatt für Gebildete. EB. 22, 175.

Salusti, C. C., orationes et epistolae — ex codice Vaticano — ed. J. C. *Orellius*. 55, 433.

Sambuga, Jos. A., Reden und Aufsätze; herausg. von J. B. *Schmitten-Hug*. EB. 40, 329.

Scaevola, Emerent., Leanne die Männerfeindin. Roman. 1—3s Th. 46, 367.

Schleier-

Schleiermacher, Fr., Predigten üb. das Evangel. Marci u. den Brief Pauli an die Kolosser — herausg. von Fr. *Zabel*. 2 Thle. EB. 30, 236.

Schmitten, Hug, J. B., s. Jos. A. *Sambuga*.

Schriften über Bäder — 51, 401.

Schubert, F. W., s. Abhandlungen der kgl. deutschen Gesellsch. zu Königsberg.

Schwarzott, J. G., die Hercules-Bäder bei Mehadia — 51, 406.

Sommer, J. P., Taschenbuch zur Verbreitung geograph. Kenntnisse. 13r Jahrg. für 1835. EB. 28, 224.

Speyer, A. F., Deutschlands vorzüglichste Mineralquellen nach ihren phys., chem. u. therapeut. Eigenschaften. 53, 423.

Spinoza, s. C. *Thomas*.

Statistique générale du Département du Haut-Rhin; publiée par la Société industr. de Mulhausen — 41, 321.

Staudenmayer, F. A., der Geist des Christenthums in den heiligen Zeiten, heil. Handlungen u. in der heil. Kunst. 2 Thle. 47, 369.

Stifft, C. E., geognost. Beschreib. des Herzogths. Nassau, in besond. Bezieh. auf die Mineralquellen dieses Landes. 52, 410.

Streit, Dr., s. die Mineralquelle bei Hohenstein.

Sundelin, K., Handbuch der Diagnostik. 1r Bd. 46, 363.

T.

Tableaux synoptiques de la production et de l'état de l'instruction publique dans le Département du Haut-Rhin — 41, 321.

Taschenbuch geograph. Kenntnisse, s. J. P. *Sommer*.

Thiersch, B., Vervemung des Herz. Heinrich des Reichen von Baiern durch die heiml. Acht in Westphalen — 49, 387.

Thomas, C., Spinozae Systema Philosophicum. 39, 342.

Tittmann, K. A., Geschichte der deutschen Strafgesetze. 49, 385.

Tollin, E., Versuch einer Entwicklung der Lehre von Jesu Christo als dem Erlöser aus der heil. Schrift, mit Bez. auf seinen Tod. Nebst Vorrede von A. *Neander*. 57, 451.

Trede, L., der Schule Mitgabe für das akad. Leben, in einem Vorworte u. sechs Reden dargeboten. EB. 25, 198.

U.

Uebersicht der Literatur des Criminalrechts seit dem Jahre 1830. 48, 377.

Usteri, L., Commentar üb. den Brief Pauli an die Galater. Nebst Beilage in Bez. auf Hermanns Progr. de Pauli epistolae ad Galatas — 45, 353.

V.

Vellei, C. Paterculi, quae supersunt ex historiae romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano — expressit I. C. *Orellius*. Accedunt C. C. *Salusti* orationes et epistolae — — 55, 433.

v. *Vering*, Jos., eigenthümliche Heilkraft verschiedener Mineralwasser — 51, 401.

Vinet, A., Reden üb. religiöse Gegenstände; aus dem Franz. nach der 2ten Ausg. von A. G. *Vogel*. EB. 30, 233.

Vogel, A. G., s. A. *Vinet*.

W.

Waechter, ad historiam Const. crim. Carol. 49, 386.

— üb. die latein. Uebersetzungen der Carolina u. ihre Wichtigkeit — 48, 382.

Walloth, A., christl. Religionsbuch für Volksschulen, bes. für den Confirmanden-Unterricht — 40, 320.

de Wannowski, A., syntaxeos anomalae Graecorum pars de constructione quae dicitur absoluta deque anacoluthis — 43, 337.

Wechsel des Lebens; von der Verfasserin der Bilder des Lebens. 42, 336.

Wettstein, J. U., Beschreibung der St. Moritzer Brunnen- u. Badeanstalt — 2te Ausg. 51, 408.

Wetzler, J. E., die Jod- u. Bromhaltige Adelheitsquelle zu Heilbrunn in Baiern — 51, 406.

Z.

Zabel, Fr., s. Fr. *Schleiermacher*.

Zachariae, K. S., Lucius Cornelius Sulla — 48, 384.

v. *Zedlitz*, L., balneographisches, statist. historisches Hand- u. Wörterbuch, od. die Heilquellen u. Gesundbrunnen Deutschlands — — 53, 423.

Zeitschrift für Civil- u. Criminalrecht — von C. F. *Roßhirt* u. L. A. *Warnkönig*. 4 Hefte. 50, 396.

— für die Criminalrechtspflege in den preuſs. Staaten; mit Ausschluſs der Rheinprovinzen — herausg. von *Hitzig*; nebst Supplementbänden. 50, 395.

— kritische, für Rechtswissensch. u. Gesetzgebung des Auslandes; herausg. von *Mittermaier* u. K. S. *Zachariae*. 7 Bde. 50, 396.

— für österreichische Rechtsgelehrsamkeit — herausg. von *Wagner*, fortgesetzt von *Dolliner*. 50, 397.

— für Theorie u. Praxis des Baier. Civil-, Criminal- u. öffentl. Rechts; herausg. von v. *Zu Rhein*. 4 Hefte. 50, 396.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 130.)

II.

Verzeichniſs der im Intelligenzblatte März 1836 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Todesfälle.

Goerenz in Schwerin 14, 116. *Hundeiker* zu Briedstein bei Dresden 14, 116. *Sprengel* in Hameln 14, 115.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Basel, Universit., Wiederherstellung derselben oder vielmehr vorgenommene Veränderungen in ihrer innern Einrichtung; Beschreibung der Feier, Reden, erweitertes Lehrerpersonal — 12, 97. *Berlin*, geograph. Gesellschaft, öffentl. Sitzungen, Vorträge, Mittheilungen, Geschenke 16, 132. — Gesellschaft naturforschender Freunde, öffentl. Versammlungen, Beobachtungen, Vorzeigungen, Geschenke 16, 133. — Universit., Vorlesungen im Sommerhalbj. 1836 u. öffentl. gel. Anstalten — 17, 137. *Erlangen*, Universit., Vorlesungen im Sommer-Semester 1836 u. öffentl. gel. Anstalten 19, 161. *Gieſsen*, Universit., Verzeichniſs der Vorlesungen im Sommerhalbj. 1836 u. der öffentl. Anstalten 15, 105. *Paris*, Akad. der Wissenschaften, öffentl. Sitzungen, Beobachtungen, Denkschriften, Entdeckungen, Zeichnungen — 18, 143. 19, 164. *Tübingen*, Universit., Vorlesungen im Sommerhalbj. 1836 — 61, 129. *Würzburg*, Universit., Vorlesungen im Sommer-Semester 1836 u. öffentl. gel. Anstalten 15, 121.

Vermischte Nachrichten.

Archaeolog. Nachrichten: *Etruskische* Ausgrabungen; Allgemeines üb. neuerdings erlittene Verluste sowohl als üb. erwünschte Fortschritte in der archaeolog. Literatur; ältere u. neuere Schriften 11, 89. *Elendt's* in Eisleben Nachricht üb. seine wissenschaftliche Reise in Italien 14, 113. Verein, der, zur Beförderung des Gewerbfleisses in den Preuſs. Staaten, 18 Preisaufgaben 12, 100.

B. *Anzeigen.*

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Amelang. Buchh. in Berlin 12, 101. *Brockhaus* in Leipzig 11, 95. 12, 101. Bücher-Magazin für Preuſsen (*Rautenberg*) in Morungen u. Braunsberg 16, 135. *Craz u. Gerlach* in Freiberg 16, 136. *Deneke* in Göttingen 16, 133. *Dittmar* in Sangerhausen 12, 104. *Hahn*. Hofbuchh. in Hannover 14, 119. *Hermann*. Buchh. (*Doerffling*) in Frankfurt a. M. 14, 120. *Hinrichs*. Buchh. in Leipzig 14, 118. *Hold* in Berlin 16, 135. *Liesching* in Stuttgart 15, 128. *Loeffler* in Mannheim 12, 104. 14, 117. *Perthes* in Hamburg 11, 95. 15, 127. *Reichard* in Güns 12, 105. *Schweischer* u. Sohn in Halle 14, 120. *Vogel* in Leipzig 15, 128. *Weber* in Rohneburg 15, 127. *Wutlig* in Leipzig 16, 135.

Vermischte Anzeigen.

Auction von Büchern zu Aurich in Ostfriesland, von Büchern in Berlin, *Schleiermacher*'sche 11, 96. — von Büchern, Kupferstichen, anatom. Präparaten, chirurg. Instrumenten, *Dzondi*'sche u. *Pfattoh*'sche 11, 96. *Gropius* in Berlin, Portrait des Dr. *Gesenius* 14, 120. *Lentner* in München, Bücher mit herabgesetzten Preisen 16, 136.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Winter: *Handbuch der Religionsphilosophie und philosophischen Aesthetik.* Von *Jakob Friedrich Fries.* 1832. XII u. 291 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Auch mit dem Titel:

Handbuch der praktischen Philosophie oder der philosophischen Zwecklehre. — *Zweiter* Theil. Die Religionsphilosophie oder die *Weltzwecklehre* u. s. w.

Der zweite Titel des vorliegenden Werkes schliefst dasselbe, mehr äufserlich als innerlich, an den im J. 1818 erschienenen ersten Theil des Handbuches der praktischen Philosophie an, welches, als „*philosophische Zwecklehre*", in seinem ersten Theile die *Ethik* oder die Lehren der Lebensweisheit darzustellen bestimmt war. Von dieser Ethik ist jedoch nur der *erste* Band (*im* J. 1818) herausgegeben worden, welcher *a*) die allgemeine Lehre vom Werthe und Zwecke der menschlichen Handlungen, und *b*) die Tugendlehre, als Anwendung der allgemeinen Ethik auf das innere geistige Leben des Menschen enthielt. Mit dem *zweiten* Bande, der Staatslehre oder Politik, welche die Anwendung der allg. Ethik auf die äufseren geselligen Verhältnisse der Menschen enthalten sollte, ist der Vf. im Rückstande geblieben, und er bemerkt diefs selbst in der kurzen Vorrede zur Religionsphilosophie. Wenn aber Rec. urtheilt, dafs Letztere sich an die Ethik mehr äufserlich als innerlich anschliefse, so gründet er dieses Urtheil nicht auf die hier bezeichnete, in der Darstellung des Ganzen gebliebene Lücke, sondern darauf, dafs, wie auch bereits in der Anzeige der Neuen Kritik der Vernunft, (siehe diese A. L. Z. 1834. Nr. 15. S. 119,) angedeutet worden ist, die Verbindung der Religionsphilosophie mit der Kritik der Aesthetik, und die Verbindung der Glaubensideen mit den religiösen Gefühlsstimmungen und den ästhetischen Ideen sich in der Vorstellungsweise des Vfs., in dem Zeitraume von 1807 bis 1831 und namentlich seit Bearbeitung des Systems der Metaphysik, (erschienen 1824,) allmählich etwas anders gestaltet hat. Nicht die Principien haben sich geändert, aber die Art der Verknüpfung und Darstellung; und eben diese Modificationen waren es, welche laut der Vorrede zum *dritten* Bande der Neuen Kr. d. V. den Vf. bestimmten, in dem *zweiten* und *dritten* Buche dieses Bandes diejenigen Abänderungen *nicht* zu machen, welche zu machen gewesen wären, wenn die Religionsphilosophie, als *zweiter* Theil der prakt. Philosophie, mit der Ethik sowohl als mit dem *dritten* Bande der N. Kr. d. V. in leicht erfafslicher inneren Verbindung und Folge hätte erhalten werden sollen. — Hierüber wollen wir mit dem Vf. nicht rechten. Wir nehmen die Religionsphilosophie, wie sie vorliegt, als ein Ganzes für sich, und gegründet auf die allgemeinen Grundsätze der N. Kr. d. Vft. Um jedoch die in ihr bewahrte Einheit der Principien darzulegen, erinnern wir an einige Stellen aus den genannten früheren Schriften.

(Ethik, §. 1:) „*Praktische Philosophie* oder die philosophische Lehre von der Menschen-Weisheit ist die Lehre vom Werthe und Zwecke des menschlichen Lebens und der Welt. Was aber seinem Zwecke entspricht, ist *das Gute*. So redet unsre Lehre von dem, was *in der Welt* dem Menschen als das Gute erscheine, und von dem, was *im eignen Leben* ihm das Gute sey. Es ist aber dem Menschen das unmittelbarste Gut die *unwandelbare Seelenruhe*, welche ihm den Blick über Geburt und Grab hinaus ruhig schweifen läfst, durch den ihm innern lebendigen Gedanken an die *allwaltende, ewige Liebe.*" — (Ebendas. §. 2:) „Die Ueberzeugungen vom Werthe und Zwecke des Menschenlebens und vom Zwecke der Welt sind Eigenthum theils des *Gewissens* oder des sittlichen Gefühls, theils des *Glaubens* und der *Ahndung* oder des religiösen Gefühls. Die Gefühle des Gewissens und des Glaubens bedürfen der wissenschaftlichen Ausbildung, und sind ihrer fähig; aber auf verschiedene Weise. Die Ueberzeugungen des *Gewissens* können *selbst* wissenschaftlich ausgebildet werden; die des *Glaubens* aber keinesweges. Für den Glauben bleibt dem Verstande die Aufgabe, nachzuweisen, *welcher Glaube* und *wie der Glaube* in der Brust des Menschen lebe und nothwendig lebe. Der Glaube läfst sich nicht selbst in einer Wissenschaft entfalten oder verwandeln, aber *von dem Glauben giebt es eine höchst wichtige Wissenschaft*, und diese ist *die Religionslehre.* Der wissenschaftliche Verstand verwandelt hier nicht den Glauben in Wissen, sondern er nimmt sich den lebendigen Glauben des Menschen nur zum Gegenstande seiner Betrachtung; er will die glaubende Vernunft zur klaren Selbsterkenntnifs führen, und ihr am Ende zeigen, *wie der Glaube dem vernünftigen Geistesleben gleichsam eingeboren sey.*"

Man verbinde mit diesen Stellen einige andre aus der N. Kr. d. V., Band III; z. B. §. 220: „*Von der Weltregierung.* Die oberste ideale Form nach spe-

speculativen Ideen war die Ansicht des Wesens der Dinge unter der Idee der Gottheit. Die höchste Einheit des absolut nothwendigen Wesens wurde als der Urgrund im Seyn der Dinge gedacht, und wir bestimmen diese Idee praktisch, indem wir durch die Heiligkeit dieses Wesens das Ideal vom ewigen Gute in der Welt realisirt glauben. *Dieser Glaube an die beste Welt ist das reinste Eigenthum der religiösen Ansicht der Dinge*, aber eben darum auch gar keiner wissenschaftlichen Entwickelung fähig, sondern ganz der ästhetischen Weltansicht zu überlassen, welche in dem Schönen und Erhabenen der Natur aufser uns, so wie im Innersten des eignen Lebens, die ewige Güte ahndete." — Hiezu aus §. 228, die *Lust am Schönen* und die *Bedeutung der ästhetischen Urtheile* betreffend: „Der *Quell* des Wohlgefallens am Schönen und Erhabenen liegt also im *Triebe* oder im *Herzen* des Menschen; aber nicht wiefern dieser die Natur dem Zwecke des eignen Lebens oder der Neigung zu unterwerfen trachtet, sondern nur wiefern er, *mit reiner Liebe*, einen *sich selbst gleichen Werth neben sich* anerkennt, oder die *Gesetze des absoluten Werthes* achtet. Schönheit spricht nicht die Neigung des Menschen, sondern nur seine Liebe, Erhabenheit spricht nur seine Achtung an." — Ebenso aus dem Abschnitte *von der religiösen ästhetischen Weltansicht*, §. 247: „Das *hohe* Interesse des Geschmacks (im Gegensatze des gemeinen,) ist von religiösem Ursprunge; es beabsichtigt (?) eine ästhetische Weltansicht, welche nichts anderes ist, als *ästhetische Unterordnung der Natur unter die Religionsprincipien des Glaubens*. Wenn uns das Leben der Natur im Grofsen schön ist, so suchen wir mit dem ästhetischen Urtheile nicht nur hier und da einzelne schöne Formen auf, sondern ihm liegt, aus ästhetischer Idee, eine ganz eigene Weltansicht zu Grunde. Wir gehen mit unserm ästhetischen Urtheile auf eine eigene Gesetzgebung im Daseyn der Dinge, indem wir das unendliche Spiel der Formen der Natur den Gesetzen des Schönen und Erhabenen unterworfen achten." Mit den hier gegebenen Ansichten und Grundsätzen stimmt die Religionsphilosophie des Vfs. in ihrer jetzt vorliegenden Darstellung vollkommen überein.

Dem Vf. ist die Religionsphilosophie *Weltzwecklehre*. So erscheint sie bereits auch, dem Wesentlichen nach, in den früheren Schriften desselben. Hier giebt die *Einleitung* des Buches, S. 1 — 12, über diese, wohlverstanden richtige, und nur anfänglich für den Standpunkt der Kritik befremdlich scheinende Ansicht die dem Vf. eigenthümliche Auskunft. Er sagt:

„Die Vereinigung der Philosophie der Religion und der philosophischen Aesthetik oder Schönheitslehre in Eine Aufgabe gilt mir nicht so, dafs die religiöse Ueberzeugung als *das höchste Wissen* unsers Geistes ausgesprochen werde, sondern in der Art, dafs die menschliche Weltzwecklehre gerade *die dem Wissen entgegengesetzten Wahrheitsgefühle* des Glaubens und der Ahndung in Schutz nehmen soll, dafs sie *eine Philosophie der Gefühle* seyn, und nachweisen soll, wie in dem *unmittelbaren Leben unsere Wahrheitsgefühles*, im Gegensatz gegen die Entwickelung wissenschaftlicher Formen, *die festeste Grundüberzeugung* des Menschen vom Wahren, Guten und Schönen gefunden werde. Die wahre Aufgabe der philosophischen Religionslehre ist demnach, eine *wissenschaftliche Rechtfertigung für die Aussprüche des religiösen Gefühles* so zu geben, wie es durch die *Deduction der Religionswahrheiten aus der Theorie der menschlichen Vernunft* gelingen kann. — Die näheren Bedingungen dieser Aufgabe ergeben sich aus der Stellung der Religionsphilosophie in dem Systeme der philosophischen Wissenschaft; vergl. System der Metaphysik, §. 10 — 12, und §. 103 bis 106. Nach diesem ist die Philosophie in ihrem *speculativen* Theile *Einheitslehre*, in ihrem *praktischen Zwecklehre*. Die speculative Frage nach der Einheit bezieht sich zunächst auf die Erkenntnifs, die praktische Frage nach dem Zwecke zunächst auf das Wollen. Da aber Wollen ohne Erkenntnifs und Vorstellung nicht Statt finden kann, so liegen auch der praktisch-philosophischen Erkenntnifs die Formen der speculativ-philos. Erkenntnifs zum *Grunde*. — Ferner: Die praktische Philosophie, als Zwecklehre oder Teleologie, handelt von den *Gesetzen des Endzweckes im Wesen der Dinge*, und als *Weltzwecklehre* oder objective Teleologie im Gegensatze der *Ethik* oder subjectiven Teleologie, *von den Ideen des Weltzweckes*. Die Ethik erscheint sonach als praktische Naturlehre, die *Religionsphilosophie* als *praktische Ideenlehre*. Alles was die Religionsphil. von dem höchsten und ewigen Gute, von dem heiligen Ursprunge aller Dinge lehrt, und was davon abhängig ist, kann auf keine Weise naturgesetzlich bestimmt werden, sondern bleibt absolutes Eigenthum der Idee. — Was nun den erwähnten Zusammenhang der Zwecklehre mit der Einheitslehre anlangt, so mufs in der Religionsphilosophie der Ausspruch ihrer *Grundgedanken* zunächst durch die speculativen logischen Ideen geregelt werden (wofür das *System* der Metaphysik *die reinen metaphysischen Grundformen* nachweist, und die Kritik der Vernunft dieselben durch ihre *Deductionen* rechtfertigt); wir *erhalten* aber jenen Ausspruch der Grundwahrheiten des Glaubens, oder die Glaubensartikel, erst durch die praktische Bestimmung der speculativen logischen Ideen, das heifst, dadurch, *dafs wir, um die Welt des freien und selbständigen Geisteslebens zu denken, die* (log. specul.) *Ideen des Absoluten, Seele, Gottheit und Freiheit, unter ihren sittlich praktischen Bestimmungen auffassen*. Indem wir dieſs thun, *ordnen wir die menschliche Erkenntnifs der Dinge jenen Ideen unter*, und *beurtheilen* die Dinge, *als nach denselben geschaffen und geordnet*. Dieſs würde (logisch wissenschaftlich behandelt) eine religiös teleologische Beurtheilung seyn, und eine Erkenntnifs des Weltzweckes involviren oder voraussetzen. Da nun aber nach den Lehren der Kritik eine solche Erkenntnifs nicht möglich, mithin auch eine Beurtheilung

lung der Dinge in diesem Sinne nicht zulässig ist; so erreicht auch die Auffassung der speculativen Ideen unter ihrer sittlich praktischen Bestimmung, auf diesem Wege des Glaubens allein, noch nicht ihre religiöse Vollendung, d. h. eine *religiöse* Weltzwecklehre kömmt hierdurch nicht zu Stande. Hierzu vielmehr führen erst die *religiösen Gefühlsstimmungen*, welche sich bei der erwähnten Auffassung der specul. Ideen in ihrer ethischen Beziehung (oder bei Auffassung des sittlichen Standpunktes in seiner Beziehung mit jenen Ideen), also in dem praktisch vernünftigen Leben, erzeugen. Diefs sind die Gefühlsstimmungen der Begeisterung, der Gottergebenheit und der Andacht. Diesen ist es gestattet, eine Ansicht von der Natur und dem Zwecke der Dinge zu bilden, welche den speculativen Ideen der Welteinheit und den praktischen Ideen des schlechthin Guten entspricht. Aber es kann ihnen gestattet seyn *nur für die Auffassung des Gefühles* oder, nach des Vfs. Vorstellungsweise und Ausdrucke, *für die ästhetische Beurtheilung*. Die *Weltzwecklehre* wird daher nur *ästhetisch so* vollendet, wie die *Religiosität* es fordert, und zu der *Religionsphilosophie* tritt daher, aufser dem *Gebiete des Glaubens*, (welches für sich nur zu der gottergebenen Zuversicht des ethisch gediegenen Charakters führen könnte) noch das *Gebiet der Ahndung* hinzu, welche in der *ästhetischen* Auffassung lebt, die Natur im Geiste des Glaubens betrachten läfst, und auf welcher allein zugleich alle Theorie des Schönen und Erhabenen beruhet, in der Natur wie in der Kunst.

Folgen wir, um diefs alles noch sicherer aufzufassen, dem Vf. weiter in dem, was er in der Einleitung über die Anforderungen sagt, welche der *Glaube*, die *Religion* und die *Schönheit* an seine Lehre zu machen haben.

Der *Glaube*, oder die Ueberzeugung von der Wahrheit der Ideen und von ihrer Gültigkeit für die Zwecke des sittlichen Lebens, geht hervor aus dem Selbstvertrauen der Vernunft und dem Wahrheitsgefühle. Ihm fällt die ganze religiöse Ueberzeugung anheim. Diese aber erhält durch ihn für ihre Entwickelung keine wissenschaftliche Basis, denn Ideen lassen überhaupt keine wissenschaftliche Entwickelung zu (obwohl sie ihrem Daseyn nach wissenschaftlich, nämlich anthropologisch-kritisch, begründet sind). Es giebt eine Wissenschaft nur *von* dem Glauben, und diefs ist die Religionsphilosophie; aber nicht *aus* dem Glauben, denn dann wäre der Glaube selbst wesentlich ein Wissen. Die Religionsphilosophie soll demnach uns über den Glauben und das ganze Wesen der religiösen Ueberzeugung aufklären, belehren; nicht erbauen oder ermahnen. Sie beschränkt sich auf *Kritik* der Religionswahrheiten, fordert aber und giebt keine religiöse *Dogmatik*. — Die *Religion* ist ursprünglich Sache des Herzens, Ziel der Ausbildung des Gemüthslebens. Sie lebt in der Gesinnung der Frömmigkeit, in der Ergebenheit in den Willen Gottes bei treuer Unterwerfung unter die Pflicht, und führt, rein und richtig ausgebildet, den Menschen zur höchsten Selbstverständigung über sein Schicksal, zu dem Ideale der Zufriedenheit und Seelenruhe. Aber sofern Religion in diesem Sinne nicht ohne Erkenntnifs seyn kann, steht sie mit der *Glaubenslehre* in Verbindung, und die verschiedenartige Ausbildung dieser hat (bald fördernden bald hemmenden) Einfluss auf jene. Sofern die Religion ferner in dem geselligen und Völkerleben eine *äufsere* Gestaltung, einen *Cultus* annimmt, tritt sie mit religiöser Symbolik, geweihter Bildersprache (heiliger Geschichte), in Verbindung, und auch hierdurch modificirt sich ihr ursprüngliches Wesen nothwendiger Weise. Die Aufgabe der Religionsphilosophie wird demnach seyn, der Religion des Gemüthes ihre Selbständigkeit und Kraft in dem Leben des Geistes zu sichern; der Vf. sagt: „einen Unterricht zu bilden, durch welchen das Urtheil über Glauben und Ahndung, über die ganze religiöse Ueberzeugung, Jedem in seiner eignen Einsicht ganz sicher gestellt werde; zu der klaren Nachweisung, dafs die Religionswahrheit, deren der Mensch empfänglich ist, durch Ausbildung seiner eignen Einsicht erhalten werden müsse, und zur Erringung des guten Muthes, dieser Einsicht zu trauen." — Sowie nun aber die Religionsphilosophie, indem sie für Religion des Herzens wirket, nicht aufhören kann, Glaubenslehre zu seyn, so bleibt ihr auch, wegen der nothwendigen äufsern Gestaltung der Religion, die Rücksicht auf *religiöse Symbolik* wesentlich, und so tritt sie auch von dieser Seite in Verbindung mit der *philosophischen Aesthetik*. Nämlich die philosophische Frage der Kritik nach dem Ursprunge der Ideen des Schönen und Erhabenen in unserm Geiste wird dahin beantwortet, dafs diese Ideen auf dem Vermögen beruhen, die *ewige Wahrheit* (nicht blos logisch zu erkennen und ethisch anzustreben, sondern auch *ästhetisch*) *in dem Endlichen der Naturerscheinungen und deren Formen zu ahnden*. Ist nun aber die ewige Wahrheit auch ein Gegenstand des Gefühls oder, in der Religion des Herzens, ein Gegenstand und das Ziel der Gemüthsbildung; so darf auch in der Religionsphilosophie jenes Gebiet nicht unberührt bleiben, auf welchem die Gegenstände der ästhetischen, d. h. der dem Gefühl eigenthümlichen, Auffassung einheimisch sind, das Gebiet des *Geschmacks* in seiner reinen, höhern Bedeutung. Die Religionsphilosophie mufs daher, indem sie zuletzt der Religion des Gemüthes dienen und ihr ihre Wahrheit zum Bewufstseyn bringen will, theils *Glaubenslehre* theils *Schönheitslehre* werden, und sie darf zuletzt, um der Erscheinung der Religion in dem Leben der Völker willen, auch einen Blick auf die *positiven Religionen* nicht verabsäumen.

Man erkennt nun aus dieser in der Einleitung gegebenen Uebersicht, in welchem Sinne die Religionsphilosophie von dem Vf. als *Weltzwecklehre* behandelt werden kann. Sie ist es für den religiösen Glauben und das religiöse Gefühl; die Rechtfertigung der Principien, wonach diese Anordnung getroffen ist, enthielt die Neue Kritik der Vernunft. Der gegebenen Uebersicht entsprechend ist nun der

wei-

weitere Inhalt des vorliegenden Buches geordnet. Es zerfällt in *drei* Bücher: *Erstes* Buch: die *Glaubenslehre.* Abschnitt 1) *von der religiösen Ueberzeugung im Allgemeinen*; im Wesentlichen nach der in der Kr. d. Vft. gegebenen Grundlage, *a*) *logische Lehre* von der Begründung unsrer Behauptungen; *b*) *allgemeine metaphysische Lehre* von der religiösen Ueberzeugung; *c*) *die Lehren vom Zwecke der Welt.* — Abschnitt 2) *besondere Betrachtung der Grundwahrheiten des Glaubens*; und hier, nach kurzer Darstellung der *Glaubensartikel* und des ursprünglichen *religiösen Bedürfnisses*, mit Hinweisung auf die Erhabenheit der Ideen über metaphysische Beweisführung, in 3 Kapiteln: *a*) von der *Ewigkeit unsers Wesens* und der *höhern Bestimmung des Menschen*; *b*) von der *Freiheit des Willens* und dem *Gegensatze des Guten und Bösen*; *c*) von dem *Glauben an Gott.* — — *Zweites* Buch: die *Schönheitslehre. Einleitung*: von den ästhetischen Ideen, ihren speculativen und teleologischen Formen; von den Principien des ästhetischen Wohlgefallens; vom Geschmack und ästhetischen Gefühl, vom empirischen und religiösen Interesse am Schönen; vom Unterschiede des Angenehmen, Schönen, Guten und Vollkommenen; vom Reiche des Geschmackes und dessen Bedeutung im öffentlichen Leben. — Hierauf *Abtheilung* 1: *Analytik des Schönen und Erhabenen.* Kap. *a*) von der Schönheit und den *epischen* ästhetischen Ideen; hier zuletzt von der *Schönheit der Seele.* („Geistesvollkommenheit und Geistesschönheit ist eins und dasselbe; die ganze Ethik ist die Aesthetik der Geistesschönheit." Wofür sich eben so auch sagen liefse: die Geistesschönheit ist die Ethik der Aesthetik; so wie in einer andern Beziehung der Vf. mit Grund behauptet hatte, die ganze Psychologie sey eine Vorbereitung der Ethik.) — Kap. *b*) von den *dramatischen* ästhetischen Ideen, oder vom *Komischen*, *Elegischen* und *Tragischen.* — Kap. *c*) vom *Erhabenen* und den *lyrischen* ästhetischen Ideen. — Kap. *d*) von dem *Ganzen der ästhetischen Weltansicht* unter den religiösen Gefühlsstimmungen. — *Abtheilung* 2: *von der schönen Kunst.* Kap. *a*): von der Kunstschönheit und Naturschönheit; von Geist und Genie, Natürlichkeit und Ideal; von dem Classischen, Phantastischen und Idealen, dem Volksthümlichen und Religiösen. — Kap. *b*): von den Arten der schönen Künste; von den Bildungskünsten für die Schönheit, (Künsten der geistigen und körperlichen Ausbildung des Individuums, der äufsern Umgebungen und des geselligen Lebens;) von Virtuosität und den Künsten des Genies. — Kap. *c*): von den Aufgaben an die Künste des Genies, an die Dichtkunst, Tonkunst, die Schauspielkünste, die bildenden Künste. — *Drittes* Buch: *von den positiven Religionen.* Hier, dem Zwecke des Werkes gemäfs, nur Kap. 1, *von dem religiösen Bilderwesen* und der philosophischen Metapher; Kap. 2, *von der Religion als Staatsanstalt.*

Die Behandlung dieser Lehrstücke enthält im Einzelnen Vieles, was zum Beweise dient, dafs die Philosophie des Vfs., so wie sie als durchgeführtes System längst vorliegt, so auch sein Leben durchdrungen hat, und der treue Ausdruck seines ganzen Selbst geworden ist. Wenn *dieses* vorzüglich Jeden, der Beruf und Mufse hat, zu einem anhaltenderen Studium eines Werkes der Art auffordern mufs; — denn nicht jedes philosophische System kann Zeugnifs ablegen über das innere Seyn seines Urhebers; es ist dazu ein längeres Leben sowohl, als auch eine ihm entsprechende äufsere Erscheinung dieses Lebens erforderlich, und Kant steht eben auch aus diesem Grunde so hoch in der Geschichte der Philosophie; — so laden dazu nicht minder alle die einzelnen Stellen und Abschnitte ein, welche, indem sie zur Erläuterung des Systemes das Ihrige beitragen, zugleich einen sichern Blick thun lassen in die Gesinnung, die Welt- und Lebensansicht des Denkers selbst. In dieser Beziehung wollen wir die Leser aufmerksam machen auf die Urtheile und Aeufserungen des Vfs. über *Rationalismus* und *Supernaturalismus* im 1. Kap. der Glaubenslehre; über *Mysticismus* und die *mystischen Weltansichten*, ebendas. und im dritten Buche. (Wobei der Vf. dasjenige, was Andre als reine und echte Mystik in Schutz nehmen, wohl kennt und würdigt, ihm aber diesen besondern Namen nicht giebt; vgl. was über *religiöse Symbolik*, über *psychischen Anthropomorphismus* in Bestimmung der Idee von Gott, und gegen den *Pantheismus* in den letzten Abschnitten der Glaubenslehre bemerkt wird.) Ferner gehören dahin die Lehrstücke von der Individualität des *Persönlichen*, von der *Ewigkeit des individuellen Daseyns*, von der *Freiheit*, der *Sündhaftigkeit* und dem *Grunde des Bösen* im Menschen, welchen letztern der Vf. nach des Rec. Urtheile ganz richtig erkannt hat, gleich weit entfernt davon, ihn entweder blos in der sinnlichen Neigung und der gewohnheitsmäfsigen Stärkung derselben, oder in einer natürlichen Unfähigkeit zum Guten und einem radicalen Bösen (im mifsverstandenen Sinne der Kantischen Lehre) zu suchen. Ihm ist es *um* „eine Heilkunst der Seele zu thun, deren Zweck und Ziel allein der *heitere Ernst des Lebens* seyn kann", nach dem alten Spruche: *res severa est verum gaudium.* Und wenn er, wo von den dramatischen ästhetischen Ideen die Rede ist, sagt: „Alle die (zuvor a. a. O. geschilderten) contrastirenden ästhetischen Ideen gehören nur den verdrielslichen Phantasieen des verstimmten Temperamentes; *die gesunden Stimmungen des frohen Leichtsinnes*" (warum nicht: leichten Frohsinnes?) „des heroischen Temperamentes, des frischen Muthes und *des tiefen Gefühles* kennen sie nicht"; so stimmt diefs mit den anderweit vom Vf. dargestellten Idealen der *Selbstzufriedenheit*, der *Seelenruhe*, der *Gottergebenheit* und der *Schönheit der Seele* vollkommen überein.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Winter: *Handbuch der Religionsphilosophie und philosophischen Aesthetik.* Von *J. F. Fries* u. s. w.

Auch mit dem Titel:

Handbuch der praktischen Philosophie oder der philosophischen Zwecklehre. — *Zweiter* Theil. Die Religionsphilosophie oder die *Weltzwecklehre* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 58.)

Dieselbe Identität aber des Systems und des innern Lebens, welche wir unsern Lesern als einen Hauptaugenmerk bei dem Studium der Friesischen Kritik und Religionsphilosophie bemerklich machen, erschwert auch unter gewissen Umständen die ausführlich raisonnirende Anzeige eines Werkes der Art. Rec., welcher zwar ein System der Philosophie oder der Kritik für den Druck nicht bearbeitet hat, ist sich doch bewusst, den Fortgang der systematischen Entwickelungen der Philosophie, ein nicht kurzes Leben hindurch, mit der ihm möglich gewesenen Aufmerksamkeit verfolgt, und nach dem Reinertrage der verschiedenartigsten Bestrebungen seiner Zeit mit derjenigen Liebe, deren Wesen ewig währet, geforscht zu haben. Ist es ihm hierbei vielleicht nicht versagt geblieben, *sich in den Andern hineinzudenken*, mit ihm, wie Jacobi sagte, „im Verstehen zu sympathisiren"; so hat er doch, seitdem er in den ihm eigenthümlichen Ansichten von Welt, Leben und Menschheit befestiget und abgerundet worden, nie die Erfahrung gemacht, sich durch das möglichst angeeignete Besitzthum eines Andern aus *seinem* Eigenthume vertrieben zu finden. Wie viel Einfluss diess jedesmal gehabt habe auf seine Urtheile über Andere, bleibt hier ununtersucht. Aber zur Steuer der Wahrheit muss hier, aus einer freundschaftlichen Mittheilung des Hn. *Fries* über die Anzeige seiner „Neuen Kritik der Vernunft" in diesen Blättern, referirt werden, wie Hr. *Fr.* urtheilt, vom Rec. in einigen Hauptpunkten, welche auch die Religionsphilosophie betreffen, nicht richtig verstanden worden zu seyn. Er schreibt:

„Seite 131 (der genannten Recension, Nr. 19 dieser A. L. Z.) lassen Sie mich sagen, dass der Glaube ein Fürwahrhalten durch Interesse sey, und zwar zunächst durch ein speculatives Interesse der Vernunft. Diess ist aber nur der *logische Glaube* bei den Urtheilen über das Wahrscheinliche, und bei den Regulativen für die Naturerkenntniss. Von diesem unterscheide ich ganz die Ueberzeugung ohne Anschauung als *metaphysischen Glauben*; und nur der Letztere geht uns hier an." — Dem Rec. schien der *metaphysische* Gl. auf den *logischen* Gl., oder beide schienen auf das ursprüngliche *Selbstvertrauen* der Vernunft in dem Systeme des Vfs. gegründet, mithin von einander wesentlich untrennbar zu seyn. Jetzt mögen die Leser, was hierüber unter anderm S. 64 der Religionsphilosophie, §. 19, gesagt ist, prüfend vergleichen.

Ferner: „Kant glaubt also *erstlich* an die Wahrheit der *Sittenwelt*", (vielmehr wohl: an die Thatsachen der sittlichen Natur und Erfahrung) „und aus diesem Glauben leitet er *zweitens* den Glauben an *Gott und Unsterblichkeit* ab. Den erstgenannten Glauben hat er in der Lehre vom kategorischen Imperative ausführlich behandelt. *Aber daneben bedürfen wir ja noch die Einsicht: dass Gott und Unsterblichkeit Bedingungen der sittlichen Weltordnung seyen.* Diese Einsicht betrifft eine Wahrheit aus Ideen; sie folgt also weder aus Erfahrung, noch aus dem mathematischen Schematismus der Kategorieen. Ferner, diese Einsicht enthält die speculativen Ideen der Gottheit und Unsterblichkeit; *sie kann also nicht einzig praktisch entspringen, sondern muss schon einen speculativen Grund haben.* Diese Betrachtung führte mich zu meiner Lehre vom speculativen Glauben, zu der *speculativen* Lehre von der Ueberordnung der Ideen über die Kategorieen." — Hier ist allerdings der wesentliche Differenzpunkt zwischen dem Vf. und dem Rec. in der fraglichen Haupt- und Grundlehre deutlich ausgesprochen. *Wenn* es der erwähnten Einsicht zu dem Glauben, d. h. um ihn vernünftig möglich zu machen, bedürfte, so hätte Hr. *Fr.* völlig Recht. Dann aber hätte auch die ganze neuere speculative Philosophie Recht; dann wäre der Glaube innerhalb der Philosophie nur ein Zeichen von Unphilosophie, oder vom Mangel philosophischer Geisteskraft. So will es Hr. *Fr.* nicht; so Rec. noch weniger. Aber *diess* ist es, dass, *an die Wahrheit der Sittenwelt* glauben, und an *Gott und Unsterblichkeit* glauben, *philosophisch Eins und Dasselbe* ist; (es *folgt* nicht Eins aus dem Andern;) dass aber, um an die Wahrheit der *Sittenwelt* glauben zu können, die *sittliche Natur in ihrer Nothwendigkeit* erkannt, und der *absolute Werth* dieser Natur *in die Gesinnung aufgenommen* seyn muss. Dann bedarf es, ursprünglich anthropologisch, keiner Folgerungen und keiner speculativen Einsicht.

„*Er ist*"; rufte Jacobi aus. „Mystik, Mystik"! entgegnen Andre. Aber „es sagen's aller Orten alle Herzen unter dem Himmlischen Tage, jedes in seiner Sprache"; nur die Philosophie sagt es so selten. Und doch hat die Philosophie in Hn. *Fr's.* Geiste auch ein Herz! — Rec. bezieht sich übrigens noehmals auf seine Bemerkungen in der mehrerwähnten Recension, St. 18 u. 19, über die Verdunkelung der ursprünglichen Natur des Nothwendigen, und über die Lehre des Vfs. von den Gefühlen.

Aus der Beschaffenheit der letztgenannten Lehre würde Rec. auch diejenigen Erinnerungen herzuleiten haben, die er früher gegen die Lehre vom *Ahnen* im Verhältnisse zum *Glauben*, und dem zufolge über die Art und Weise, wie die *Aesthetik* bei dem Vf. in Verbindung mit der Religionslehre tritt, zu machen beabsichtigte. Rec. beklagt ernstlich, an der Ausführung dieses frühern Vorhabens sich jetzt schlechthin gehindert zu sehen; und doch durfte gegenwärtige Anzeige nicht zu lange zurückbleiben. Die Hauptsumme des Urtheils, welches Rec. sich über Hn. *Fr's.* Aesthetik in Beziehung auf Religionsphilosophie gebildet hat, ist diese. Hr. *Fr.* befafst unter dem Ausdrucke, *Gefühl*, auch dasjenige im Menschen, was sich, als *Gesinnung*, von Gefühl in gewöhnlicher Bedeutung, welches des ästhetischen Eindrucks fähig ist und ästhetische Wirkung hervorbringt, wesentlich unterscheidet. (Man vergleiche die oben aus der *Ethik* des Vfs. §. 2. und aus der N. Kr. d. Vft., Bd. 3, angeführten Stellen.) Ist nun gleich das von Hn. *Fr.* hier *nicht* Unterschiedene (die Gesinnung, ihr Gehalt, ihre Aussage,) der *logischen* Begründung oder Ableitung eben so wenig fähig, wie das eigentliche Gefühl, so folgt doch nicht, dafs es, wie letzteres, nur der *ästhetischen* Beurtheilung unterliege. Vielmehr ist für Jenes, in religiöser Beziehung, *das Gebiet des Glaubens ausschliefslich* eröffnet und abgegrenzt. Die *Ahnung* hat mit dem Glauben keine Gemeinschaft in der Philosophie; sie fällt lediglich der *religiösen Dichtung* anheim; der Glaube kann durch sie nur entfärbt, die Glaubenslehre durch sie nur zerrissen werden.

Die echte philosophische Glaubenslehre, abgesehen von der kritischen Begründung derselben, ist so kurz, dafs es schwer fallen möchte, ein Lehrbuch darüber zu schreiben; zugleich auch so inhaltsreich, dafs ein Leben kaum hinreicht, sie zu fassen. Die sie gern lang hin ausdehnen mögen, schwächen ihre innere Kraft. Auch ihnen zwar gilt das „*Fürwahrhalten auf Zeugnifs*"; (vgl. Recens. der N. Kr. d. V., St. 20, S. 158;) aber *den ersten Zeugen* haben sie oft nicht, oft nur dunkel erkannt.

C. Weifs.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Anleitung zur Mittheilung der Religion und ihrer Einführung in's Christenthum* von *Friedr. Busch*, Pastor zu Nordheim. Mit einem Vorwort von Dr. *Lücke*, Consistorialrathe und Professor zu Göttingen. 1835. XX u. 186 S. gr. 8. (20 gGr.)

Eine Schrift, auf welche Aeltern, denen die religiöse Entwickelung ihrer Kinder am Herzen liegt und welche die erforderliche Bildung mitbringen, um dem Vf. zu folgen, so wie eigentliche Religionslehrer mit Recht aufmerksam zu machen sind. *Denn* sie giebt theils den Stoff des religiösen Unterrichts in wohl erwogener und biblisch begründeter Auswahl und Zusammenstellung, theils sehr beachtungswerthe Winke über die Art und Weise der Mittheilung desselben, so dafs Materiales und Formales sich gegenseitig durchdringt und ergänzt, ein Erfordernifs, welchem bekanntlich von so wenigen Schriften auf diesem Gebiete genügt wird, wie viele auch immer Jahr aus Jahr ein erscheinen. Dabei steht der Vf. auf einem theologischen Standpunkte, welcher, gleich weit von einer gewissen Verflachung des positiv Christlichen wie von mystischer Nebelei, das Evangelium in seiner einfach klaren Kraft erkennt und in ihm die allseitige Befriedigung der religiösen Bedürfnisse findet. Er dringt in dem ganzen Buche auf lebendige Aneignung der ersten *mit* sorgfältiger Berücksichtigung der verschiedenen Stufen des kindlichen Alters. Ueberall wird das sittliche Element auf das religiöse basirt und das letztere soll zuvor im Allgemeinen angeregt werden, ehe das eigenthümlich Christliche hinzutritt. Jedoch wird auch schon dort auf die Vollendung des religiösen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott durch Christus Rücksicht genommen. Das Geschichtliche kömmt neben der Idee und diese neben jenem zum gehörigen Rechte und in dem Ganzen weht ein frischer und milder Geist, der, ohne in weichliche Sentimentalität umzuschlagen, das Buch vorzugsweise gebildeten Müttern lieb machen dürfte, wie dann auch der Vf. das Manuscript ursprünglich für eine Freundin bestimmte, welche von ihm eine Anweisung zur religiösen Erziehung ihrer Tochter erbat. Jenes Verhältnifs, in welches Hr. *B.* das Religiöse im Allgemeinen zu dem christlich Religiösen im Besondern setzt, hat die Anordnung des Stoffes bedingt. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Erfordernisse zur Befähigung in die Religion einzuführen andeutet, folgt der erste Abschnitt. Das religiöse Leben wird begründet und erweckt durch den Glauben an Gott. Die natürliche Ahnung von ihm wird zum Bewufstseyn entwickelt. Die Erste Stufe der Frömmigkeit, wie sie der Offenbarung Gottes im A. T. entspricht, aber, wie gesagt, mit Hindeutung auf die höhere Stufe im N. T. — Das Kind vom sechsten bis etwa zum zehnten Jahre. — Hier dünkt uns jedoch die Art, wie der Vf. das Lehrstück von den göttlichen Eigenschaften behandelt, zu mangelhaft. Seine Entwickelung entbehrt des rechten organischen Zusammenhanges und zersplittert die Idee des höchsten Wesens zu sehr. Viel lebendiger und einfacher wird Alles, wenn die einzelnen Manifestationen des Einen lebendigen Gottes, an welchen sich das Kind durch das Gewissen —

dem

dem der Vf. in der Entwickelung des religiösen Elementes auch nicht sein volles Recht angedeihen läßt — gebunden fühlt, zusammengefaßt werden unter den Ideen der Erhaltung und der Regierung, wobei A. G. 17 leiten kann; vgl. mit 14, 17 und den bekannten Stellen des Briefes an die Römer, um so mehr, da hierdurch die Brücke zu der zweiten Stufe gebaut wird. Dann fallen auch von selbst die Gefahren weg, welche der Vf. von dem Gedanken der Vorsehung fürchtet, ein Gedanke, der allerdings in vielen Lehrbüchern auf eine gar traurige Weise gemißhandelt und entweder in's Fatalistische hinübergezogen oder zu einem leeren Begriffe herabgewürdigt wird. Diese zweite Stufe, von dem Vf. durch „Christus" bezeichnet, führt zu der Erlösung und Heiligung im Sinne des neuen Bundes. Der Abschnitt, in welchem sie dargestellt wird, zerfällt wieder in einen mehr historischen und in einen mehr didaktischen Theil. Dieser giebt eine christliche Lehre im Zusammenhange; jener hat zum Mittelpunkte eine Charakteristik Jesu als des Urbildes der vollendeten Menschheit und behauptet neben andern neuern Versuchen von derselben Tendenz eine würdige Stelle. Hier hätte nur die Idee des Reiches Gottes nach ihrer vollen Bedeutung mehr hervorgehoben seyn sollen, ein Punkt, welchen der Vf. nicht ohne Nachtheil für seinen ganzen zweiten Theil zu wenig im Auge behalten hat. Doch hindern diese und andere Ausstellungen, welche sich gegen Einzelnes machen lassen, nicht, auf unser oben ausgesprochenes günstiges Urtheil zurückzukommen und Hn. Dr. *Lücke's* empfehlendes Vorwort, welches sich über manche Mängel unserer religiösen Erziehung ausspricht, im Allgemeinen für begründet zu halten. So bildet das Buch einen in mancher Hinsicht brauchbaren Beitrag, um die Ergebnisse einer lebendigen, unbefangenen Schriftforschung in das christliche Gemeinleben hinüberzuleiten.

SCHÖNE LITERATUR.

Berlin, b. Bade: *Antik-moderne Dichtungen* von *C. M. Winterling*, 1836. 256 S. 12. (21 gGr.)

Antik-moderne Dichtungen d. h. alte Dichtungen in eine moderne Sprache übergetragen und zwar aus Prosa in Versen; hier sind nun zu verstehen 1) das Märchen von *Amor* und *Psyche* aus dem goldenen Esel des *Apulejus*, welches versehen mit einem Vorbericht von *sechszehn* Seiten Hr. *W.* in *zweihundert ein und zwanzig* achtzeilige, aber freie Wieland'sche Stanzen gebracht hat, bis S. 90. — 2) Der kleine idyllische Roman des Griechen Longus, *Daphnis* und *Chloë*, mit einem Vorbericht von S. 93 — 110, in fünffüßigen reimfreien Jamben. Daß beide Dichtungen sehr anziehend sind, bedarf für jeden, der das Alterthum kennt keiner Erwähnung, und die Leser, welche die Originale nicht verstehen, werden aus diesen Uebertragungen die beiden alten Dichter mit Vergnügen kennen lernen. Der Vf. hat sich so streng als möglich an seine Originale gehalten und obschon das Märchen von *Amor* und *Psyche* mehrmals metrisch und prosaisch übersetzt ist, wird man doch auch diese Bearbeitung nicht ohne Genuß lesen können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Der Messianismus, die neuen Templer, und einige andre merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien.* Von *Fr. Wilh. Carové*. 1834. XVI u. 368 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Es macht ganz eignen Eindruck, den Messianismus in unsern Tagen, wie einst in Judäa, hervortreten zu sehen, nur sind die Propheten uneinig, wie dann Manche das Messianische vom Staat, andre von der Kirche, noch andre von der Philosophie, von Missionsgesellschaften, vom tausendjährigen Reich u. s. w. erwarten und hoffen. Man dürfte aus einer ziemlich verbreiteten Aufregung der Gemüther — wie vor der Zerstörung Jerusalems und vor der französischen Revolution 1789 — die Meinung gewinnen, am Vorabend großer Weltereignisse zu stehen, besonders in Frankreich; wenn nicht durch die Erinnerung an Robespierre — der gleichfalls *seinen* Messianismus hatte, — ein Grausen die Meisten überfiele, und wenn nicht überhaupt seit dem Falle Napoleons, als einem Wendepunkt, die neuere Geschichte rückläufig geworden wäre und bliebe.

Unser Vf. ist nun willkommener Führer für das Labyrinth der Klänge, die aus dem Schriftenthum jenseit des Rheins zu uns herübertönen, den Stimmen mannichfaltiger Instrumente vergleichbar, wie er sagt, deren jedes sich für eine bevorstehende Symphonie vorbereitet. Man hört Fabre d'Olivet, Auguste Comte, Bozelli, Chateaubriand, Damiron, St. Vincent, ja selbst einen Brief des Satans an die Freymaurer. Als Nachtrag hiezu im Katechismus des gesunden Menschenverstandes wird gefragt: was davon zu halten sey, daß die Regierung allen Religionen gleichen Schutz gewähren solle? Und die Antwort lautet, sie habe sowohl die Thorheit als die Vernunft zu schützen, und gegen diejenigen, welche den gesunden Menschenverstand verleugnen, sich wie gegen Wahnsinnige zu benehmen. (S. 31.) St. Vincent ruft: Im Geiste sind menschliche Vernunft und göttliche Offenbarung Eins, im Fleisch scheinen sie verschieden.

Die St. Simonistische Sekte und das in ihr ausgebrochne Schisma treten auf, Protestantismus erwacht gegen die neue Hierarchie und die Erwartung des freien Weibes. Dagegen erklären die Orthodoxen: außer dem St. Simonismus ist kein Heil, weil Nichts *außer* ihm, sondern, Alles *in* ihm; Alles *durch* ihn, er Alles ist. Enfantin nannte Geist und Materie die zwey verschiednen Aspekte der Einen Substanz, Gottes; eine Ansicht, die laut der Behauptung Bezards im Herzen des Menschen jeden

Be-

Begriff von Recht und Unrecht, jedes Gefühl von Pflicht vertilge.

La Mennais und seine Schule predigen den Papst als alleinige ursprüngliche Autorität, die Gewissensfreiheit als Zerstörungsprincip. In der Unterwerfung unter das unfehlbare Oberhaupt der Kirche bestehe alle Freiheit geschieden vom Staat. Der Papst verdammt diese Lehre, als unverschämt, weil — er der Hülfe des Staats oft bedarf.

Die neuen Templer in Frankreich erlassen Hirtenbriefe durch eigenmächtig ernannte Bischöfe, berufen sich auf den Evangelisten Johannes, als von Christo ernanntes Oberhaupt der wahren christlichen Kirche, der Urkirche; sie stützen ihren Glauben auf geoffenbarte Ueberlieferung, Studium der Naturgesetze und das Licht der Vernunft, verändern die sakramentalen Symbole der römisch-katholischen Kirche. Hr. *C.* erkennt in den Hirtenbriefen eine Begeisterung, mit der sie niedergeschrieben wurden, und in dem Glaubensbekenntnifs dasjenige aller wahrhaft Gebildeten und Religiösen in gegenwärtiger Zeit, übereinstimmend mit den Lehren der meisten Rationalisten aller Länder.

Mehr Raum als die Uebrigen nimmt Hoëne Wronsky mit seinem Messianismus in Anspruch, dieser Pole, Soldat, mathematische — dem französischen Institut unverständliche — Reformator, der durch wissenschaftliche Aufschlüsse über Mathematik und Philosophie einen reichen Kaufmann Arsen für die Herausgabe seiner Schriften gewann, und hernach Prozefs mit ihm führte, der nur durch die Hartnäckigkeit Enfantins verhindert wurde, sich mit den St. Simonisten zu verbinden. Fortwährendes Mifslingen seiner Entwürfe für die Menschheit erzeugte bei ihm die Idee von mystischen kakodämonischen Banden, welche aus Nachkömmlingen der alten Welt der Sünde bestehend, das Menschengeschlecht an Erreichung seiner Bestimmung zu hindern trachten. Dagegen wollte er helfen durch Ankündigung des Messianismus und einen antinomischen Verein. Auch Sehelianismus heifst die Lehre, nach dem hebräischen *Sehel* (Vernunft). Sie bezieht sich auf Vergangenheit, gegenwärtige Bestimmung und Zukunft. Die Erkenntnifs des Absoluten oder die Erforschung der Wahrheit ist Bedingung aller andern Zwecke menschlicher Handlungen, ihr höchster Zweck. Das alte Christenthum, welches zunächst nur ein Geschenk des Schöpfers, eine geoffenbarte Religion war, wird unser eignes Werk, eine bewiesene Religion, oder sehelische, Vernunftreligion werden. Unsre Zeit seit der französischen Revolution steht in der fünften Periode, der eine sechste, die Entdeckung der Wahrheit, d. h. Aufstellung der absoluten Philosophie mit ursprünglicher Identität des Wissens und Seyns, und eine siebente, die Unsterblichkeit, die geistige Wiedergeburt, bestehend in der Realisation des Worts im Menschen, folgen wird. Die neue Macht, welche der Messianismus der Menschheit bringt, besteht in der absoluten Spontaneität der Vernunft, d. h. in dem Vermögen das Absolute zu erkennen. Jener Logos — die absolute Vernunft — der vor aller Schöpfung in Gott war, kann als Logos in uns selbst nur durch das Absolute erkannt werden, welches er eben erschaffen soll, um sich selbst seine Wirklichkeit zu geben, und dies ist das grofse Geheimnifs der Schöpfung, welches der Messianismus enthüllen soll, und in der Aufstellung und Entwickelung des allgemeinen Gesetzes der Fortschreitung zu enthüllen bereits angefangen hat. Hr. *C.* unterwirft mit ehrender Anerkennung des Strebens dieses modernen Messias dasselbe einer Kritik, wirft einen Blick auf die Geschichte der Philosophie, besonders die deutsche, wie diese die höchste Aufgabe der gegenwärtigen Zeit versuche; wo sich u. A. folgende auffallende Aeufserung findet: „Weit hinaus über alle bisherigen Versuche drang, *Natur* und Geschichte, die ganze innere und äufsere Welt umfassend, der tiefe Denker, den man in einigen Beziehungen den Aristoteles und Thomas Aquin der neuern Zeit nennen kann, und der erst in seiner Phänomenologie, dann in der Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften und seinen fernern Schriften durch Organisirung des gesammten Gebiets der Wissenschaft die Welt über ihr Wesen und ihre Bestimmung zu verständigen gesucht." (S. 180.) Hierauf also ist Wronsky zu verweisen, der in seiner Geschichtsformel, in seiner „unwissenschaftlichen Annahme von infernalen Influenzen" u. s. w. nur sehr Mangelhaftes zu Tage förderte.

Karl Nodier in seinen Aufsätzen über menschliche Wiedergeburt und Wiederauferstehung verzichtet selber auf den Namen eines Philosophen, und verkündet wundersame Dinge. Mit vortrefflicher Ironie antwortet ihm de Bolzac in einem Sendschreiben (S. 284 fg.): er habe — da in der Literatur und theurgischen Philosophie die Finsternifs für alle Welt seyn müsse, und er oft auf dieser Gemeinwiese grase — es mit stolzem Gelüste übernommen — zu kritisiren.

Noch viel andre Stimmen vernehmen wir aus den Schriften von Ballanche, de Stendhal, Poupot, Janin, Lerminier, Champagny, Leroux, Gozlan, Victor Hugo u. s. w. (S. 303 fg.) und den Beschlufs macht ein vom Grafen Mamiani Della Rovere gut geschriebner Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Italien.

PP.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Fischer u. Comp.: *Vorlesungen über Philosophie*, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben aufs Leben, als Encyclopädie und Methodologie der philosophischen Wissenschaften, von Dr. *Troxler*. XI u. 382 S. 1835. 8. (2 Rthlr.)

Gleichwie der Naturforscher für die mannichfaltigen Bildungen der Naturgegenstände Klassen hat, nach denen er sie ordnet und ein ihm vorkommendes annoch unbekanntes Naturprodukt bestimmt, so wäre auch für die verschiednen philosophischen Systeme, die noch immer ihre Produktionskraft fortsetzen, dergleichen feste Einordnung und Bestimmung nach Klassen wünschenswerth, wodurch man bei Betrachtung eines neu erschienenen philosophischen Werks ihm seine Stelle unter den übrigen zu geben vermöchte, und sodann über die generischen und specifischen Beschaffenheiten desselben nicht in Unsicherheit bliebe. Nun giebt es dafür allerdings gewisse bekannte Geschlechtsnamen des Idealismus, Realismus, Identitätsystems, des Rationalismus, Empirismus, Pantheismus u. s. w.; allein die Klassenmerkmale treffen nicht allenthalben den Gegenstand, der oft mehren Geschlechtern zugleich, oder gar allen anzugehören scheint und dadurch seiner generischen und specifischen Bestimmung sich mehr oder weniger entzieht. Wollte man nach Eigennamen, z. B. nach *Kant*, *Fichte*, *Hegel* u. s. w. einordnen, so läfst sich dies in manchen Fällen leicht vollbringen, in andern ist es kaum oder gar nicht thunlich, auch abgesehen davon, dafs die Werke selbst häufig einer solchen Einordnung ausdrücklich widerstreben, etwas eigenthümlich Geschlecht- und Namenloses für sich seyn und der Sonne gleichen wollen, die bei ihrem Aufgange alle bis dahin dunkel vorhandnen Gegenstände erleuchtet, und mithin etwas Anderes ist als diese Gegenstände sammt ihren Klassen, im Sinn der Worte von *Lamennais*, welche der Vf. vorliegender Schrift zu seinem Motto gewählt: *Les innombrables pensées diverses, qui se croisent et mêlent à l'horison du monde spirituel, sont le signe, qui annonce le lever du soleil des intelligences.*

So wird denn die Klassenbestimmung der vorliegenden Schrift schwer und bedenklich, und Rec. der sie gerne gäbe, mufs sie den Lesern überlassen, indem er sich beschränkt, einige dafür bedeutsame Kennzeichen hervorzuheben. Zwar wenn der Vf. sagt: „wir wollen der Philosophie eine neue Bahn brechen und höhere Entwickelung geben"; ist dies Kennzeichen gar keins, denn jenes haben alle neuern Systeme gewollt. Näher bezeichnend sind folgende Angaben. Seine Philosophie geht aus von keiner der Schulen, in welche unsre Zeitbildung zerfallen ist, weder von der ontologischen oder rationalistischen, noch von der psychologischen oder empirischen Schule, und ist auch nicht ein eklektischer Auswuchs oder die Frucht eines Mittlerthums zwischen beiden. Sie ist nichts anders als der sinnende und forschende, d. h. ahnende und strebende Menschengeist, aber nicht aufser und über dem Menschen, nicht über dessen bekannte und noch unbekannte Natur hinaus geht die Philosophie, sie geht aus von dem ursprünglichen Menschen und geht auf in den vollendeten, der an sich nur einer und derselbe ist. Philosophie in ihrem gefühlartigen und instinktmäfsigen Leben ist Gemeingut und ewiges Erbe der Menschheit, wie Religion und Poesie in ihrem Ursprunge und in ihren Anlagen. Nur nach überstiegener Reflexion und der durch sich selbst vernichteten Abstraktion wird sie zu dem eigentlichen Hellsehen des menschlichen Geschlechts, zu jener höhern Erkenntnifs und Anschauungsweise des Menschen von sich und in sich selbst von Gott, Natur und Welt, welche als eine *wahrhaft ideale* oder *wirklich reale Anschauung* und demnach auch allein des Namens einer philosophischen Erkenntnifs werth ist. Ihre Bestimmung ist, das gefühlartige und instinktmäfsige Erkennen zu einem wissenschaftlichen und kunstmäfsigen auszubilden. Der ungebundene zügellose Geist der Spekulation war von jeher der Verführer auf dem Gebiet der Philosophie, die Spekulation in bösem Sinn ist das bodenlose und einseitige Philosophiren, also das sensualistische sowohl als das rationalistische. Erkenntnifs *a priori* und *a posteriori* ruhn auf Einem Grunde. Die Regel selbst, der Begriff, die Erkenntnifs *a priori* mufs so gut auf dem Doppelwege der Wechselwirkung von innen und aufsen, entwickelt werden, als die Erkenntnifs *a posteriori*. Es giebt noch etwas Höheres als nur die Einheit von Vernunft und Freiheit im Menschen. Unsre christlichen Alten nannten dies Glaube und Gnade, die eingepflanzte aber verborgne göttliche Natur in der menschlichen Natur, das Licht des göttlichen Geistes in uns. Wer mit diesem Lichte geht und in seiner Kraft wirkt, der versteht das Evangelium, dem offenbart sich Gott durch Christus, die Propheten und Apostel. Erfassung und Ergründung des Menschen ist nur in dem übersinnlichen Geiste oder übergeistigen Sinne, nur in jener Gemüths-

müthstiefe möglich, welche das christliche Evangelium geoffenbart hat. Zu dieser Höhe oder Tiefe führt eben so wenig die sich so nennende positive, als die sogenannte negative Philosophie der neuesten Zeit. Auch der menschliche Geist kann in der Philosophie, wie das Herz, die Seele, das Gemüth im Religiösen, zum Durchbruch kommen, je individueller sich der Mensch entwickelt und ausbildet, desto inniger ist er Eins mit dem Universum. Der Organismus der philosophischen oder der zunächst in der Anthropologie begründeten Wissenschaften ist nun im ersten und höchsten Range *Metaphysik*, welche dem Menschen in seinem höhern Seyn, in seiner Beziehung zu Gott und Welt, den Zusammenhang des Dies und Jenseits darstellt. Sie begründet also die mataphysische Psychologie und Pneumatologie, die Principien der Theologie, Somatologie und Cosmologie. Zwischen diesen beiden Endpunkten, welche nicht aufser der Einheit dargestellt werden dürfen, entwickelt sich die sittlich sinnliche Natur, und begründet die Philosophie des Wahren und Schönen, des Guten und Rechten, nämlich die Logik und Aesthetik, der Ethik und des Rechts. Als Schlufsstein des Ganzen kommt die Politik hinzu. Wir sehen in ihr die Religion der Existenz, die Ordnerin und Gesetzgeberin der Geselligkeitsverhältnisse überhaupt.

Des Vfs. Lehre hat nach eigner Angabe ihre Bewegung zuförderst aus Albrecht Haller, Joh. Müller, aus Lavater, Iselin und Balthasar, später aus Rousseau und Pestalozzi geschöpft, und ist dann den ferneren spekulativen Fortbildungen Deutschlands nicht fremd geblieben, liefse sich also diesen wohl vergleichen. Mit Kant findet sich keine Aehnlichkeit, eher mit Jacobi. Von diesem heifst es (S. 78.): er wies auf ein Diesseits und Jenseits hin, als die beiden Oasen der Wüste, welche die zwischen beiden in der Irre und Wirre gerathene Philosophie nur wenig beachtet hatte liegen lassen. In dieser Hinsicht ist er in unsrer Zeit für die unmittelbare Geistes und Gemüthskenntnifs geworden, was im 16ten Jahrh. Baco von Verulamio für die Philosophie der äufsern sinnlichen Erfahrung war. Allein (nach S. 80.) er würdigte die Vernunft unter die Erfahrung hinab, und unterwarf alles Wissen dem Glauben. Es war jene Richtung des Geistes, die später in Frankreich dem Sensualismus entgegen als sogenannte theologische Philosophenschule in den Gestaltungen von Bonald, de Maistre und Lamennais hervortrat, nur dafs diese Philosophie sich in dem Maafs an das Positive und Historische anschlofs, in welchem Jacobi sich mit seiner Sentimentalität und seinem Enthusiasmus davon loswand. Den Unterschied des in den positiven Wissenschaften von aufsen Gegebnen und in den natürlichen sich von innen Entwickelnden soll die Philosophie auflösen und ausgleichen. Dies geschah nicht, eine Zersetzung in Historisches und rein Vernünftiges blieb der Grundirrthum der Philosophie, worin sie stehen blieb bei all ihrer Fortbildung, da bei *Fichte* das idealistische subjektive, bei *Hegel* das realistische objektive Element der Spekulation die Oberhand hat, in dem System von *Schelling* aber nur eine Indifferenz der 2 Faktoren der Erkenntnifs als Absolutes aufgestellt wird, nicht aber die ursprüngliche und unmittelbare Einheit derselben, welche sowohl über Vernunft als Erfahrungserkenntnifs hinausliegend, einzig und allein den Namen Philosophie verdient (S. 138). Auch die neueste sogenannte positive Philosophie Schellings ist der irrigen Grundansicht im Wesentlichen treu geblieben. Er sucht den Rationalismus mit dem Empirismus der französischen und englischen Schulen dadurch zu vereinen, dafs er in formeller Hinsicht den Begriff, in materieller Hinsicht die Wirklichkeit für das Erste erklärt, und dabei annimmt, die wahre Philosophie werde aus einer Annäherung der deutschen mit jener der anderen Nationen hervorgehen. Wir halten, wenn alle spekulative Philosophie negative Philosophie heifsen soll, das neue System Schellings, wie das alte, für negativ. Wie er einst in seiner spekulativen Physik von der a priorischen Erkenntnifs aus die a posteriorische construiren wollte, so will er jetzt in seiner spekulativen Theologie die Erkenntnifs a *posteriori* erlangen, um sie dann wahrscheinlich a priori zu exponiren (S. 91). Des Vfs. Standpunkt ist keineswegs mit dieser sogenannten positiven Philosophie zu verwechseln, welche noch auf dem Gebiet der Erkenntnifs a priori und a posteriori verweilt; verkennt, was inner und über der erstern liegt, und mittelst der letztern auch die durch das Medium der menschlichen Natur geschehene Offenbarung Gottes nur als Gegenstand von aufsen und blofs als geschichtliche Thatsache auffassen will, zu welcher dann der a priorische Reflex nur als Minimum der Erkenntnifs hinzukömmt, der wahrhaftigste innerste Geistes- und Gemüthssinn im Menschen aber verkannt wird (S. 94). Dagegen heifst es: Im Einklang mit der Christusreligion hat die Philosophie von Plato und Leibnitz, in welcher die Principien der wahren Metaphysik in reinster Gestalt und die Ansicht des sich seiner Abkunft erinnernden oder wiedergebornen Geistes in gröfster Klarheit zu finden sind, eine unvergängliche Substanz der menschlichen Natur angenommen (S. 156). Und von Jac. Böhm; Seine Schriften erweitern die Religion und Existenz umfassende Metaphysik in allen Richtungen, sind eine wahre Encyclopädie dieser Wissenschaften; Böhm ist nächst unserm Höchener der erste und gröfste Theosoph, Psycholog und Naturphilosoph der christlichen Zeit (S. 216). — Leider kann eine solche Erklärung für die specifische Auffassung der Lehre des Vfs. wenig Hülfe gewähren, da den Jac. Böhm fast alle philosophischen Systeme der neuesten Tage lobpreisen.

An mannichfaltiger Anregung und lebendigem Vortrage fehlt es diesem Werke nicht, und die eignen Worte und Stellen ausgezeichneter Denker und Dichter, welche der Vf. einflicht, erhöhen den Eindruck des Ganzen.

P P.

BI-

BIBLISCHE LITERATUR.

Hamburg, b. Perthes: *Christliche Erbauung aus dem Psalter* von Dr. *Friedrich Wilhelm Carl Umbreit*, Grofsh. Bad. Kirchenrathe und ord. Prof. der Theologie zu Heidelberg. 1835. XXI und 152 S. 8. (16 gGr.)

Schon der Titel sagt, was die Vorrede weiter ausführt, dafs der Vf. bei dieser Schrift vorzugsweise einen ascetischen Zweck im Auge hatte. Der gelehrten Berücksichtigung will er nur Resultate darbieten, deren Rechtfertigung er sich für einen andern Ort vorbehält. Deshalb verbreitet sich die Einleitung S. VII—XXII blos über die religiöse Bedeutung der Psalmen nach ihrem Verhältnifs theils zu dem anderweitigen Inhalte des A. T., theils zu der neutestamentlichen Offenbarung. In der ersten Beziehung nimmt Hr. *U.* Jo. 14, 6 zum Ausgangspunkte, erklärt diefs Wort Jesu für die „Zusammenfassung des ganzen Wesens der Religion" und parallelisirt damit *das Gesetz* als *den Weg*, *die Propheten* als Verkündiger *der Wahrheit* und *die Psalmen* als *Offenbarung des Lebens*, in welchem der Fromme den Weg Gottes wandelt und von der Wahrheit geleitet wird. Die *salomonischen Schriften* und *Hiob* aber sollen die freie Bewegung des sittlichen Geistes im A. T. im vollen Einklange mit dem religiösen Grundtone desselben darstellen. Das Letztere zugegeben, so dürfte jene Parallele doch nur für eine erbauliche Anwendung des Spruches aus Joh. zu halten seyn. Denn die Sache genauer betrachtet, ist der eigentliche Sinn desselben doch ein ganz anderer. Auch die Widerlegung der Ansicht, welche das A. T. für ein dem Christen unnützes, ja unbrauchbares Buch hält, scheint uns Wahres und Falsches durch einander zu mischen. Gewifs ist diese Ansicht unrichtig und einseitig. Aber sie wird dadurch nicht widerlegt, dafs wir das Charakteristische der neutestamentlichen Ideen übergehen und verwischen und die alttestamentlichen, gegen den Zusammenhang und ohne die ganze ihnen zum Grunde liegende religiöse Weltanschauung zu berücksichtigen, über die Gebühr erheben. In diesen Fehler dürfte Hr. *U.* verfallen seyn, indem er bei der nun folgenden Vergleichung des Vaterunsers mit dem Psalter die Uebereinstimmung des A. und N. T. selbst in Beziehung auf den Glauben an Gott als Vater darzuthun sucht. Als Vater nämlich soll er auch „in den ewigen Grundtönen des Psalters in den unvergänglichen Lauten einer Allen verständlichen Sprache geheiligt werden, weil diese, ein Abdruck der nie verbleichenden Schrift der Natur, in heiliger Einfalt den Armen erhebt und den Reichen mit Ehrfurcht erfüllt." — Abgesehen nun von der viel zu pretiösen Fassung des Ausdrucks, an welcher die Darstellung des Vfs. auch sonst bis zum Uebermafs leidet — was wird doch damit gewonnen, wenn er nun weiter fragt: „Was heifst denn Vater? Schöpfer, Ernährer, gütiger Versorger. Wo aber wird Gott mehr und herrlicher nach diesen Eigenschaften gepriesen, als in den Psalmen" u. s. w. Die neutestamentliche Idee, überall auf's Genaueste verflochten mit der Offenbarung Gottes durch Christus als den Sohn, ist damit nach ihrem eigentlichen Kerne noch nicht einmal berührt. — Und wenn dann Hr. *U.* fortfährt: „Wollte aber Jemand leugnen, dafs dieser Vater den Geist der Liebe athme, die, unerschöpflich an Gnade, dem Sünder vergiebt, wenn er sein Unrecht bereuet, der müfste nie jene trostreichen Worte des 103ten Psalmes V. 10—14 gelesen haben"; so ist, im Vergleich z. B. mit Röm. 8, 16; Gal. 4, 6, gerade in V. 14 die noch unvollkommene Seite der alttestamentlichen Religion zu deutlich bezeichnet, als dafs über den Unterschied noch ein Zweifel obwalten könnte. Aehnlichen Verstöfsen gegen den scharf aufgefafsten Charakter der biblischen Wahrheit glaubt Rec. S. XIII bei der Rechtfertigung der s. g. Fluch-Psalmen, S. XVI bei der unevangelischen Aeufserung, dafs der Schmerz des Frommen über das Glück der Frevler der schärfste sey, der die Seele durchschneiden könne" S. XVII, XIX und XXI begegnet zu seyn. — Sollte der Zweck der Einleitung, „die hohe Tempelmusik des Psalters in ihren bedeutendsten Melodieen und Harmonieen voraus anklingen zu lassen und so das Wort von Luther zu bekräftigen, dafs der Psalter und das V. U. das beste von allen Gebeten sey", wirklich erreicht werden, so war vielmehr der eigenthümlich christliche Gehalt des V. U. bestimmt und klar zu entwickeln und damit der Gehalt der Psalmen zu vergleichen, um darzuthun, wie sie eben nur „den morgenröthlichen Schein" enthalten (S. XX), welcher sich erst mit Christus in Tag verwandelt.

Ungeachtet dieser Mängel enthält die Einleitung manches Anregende und aufgewogen werden sie einigermafsen durch die Uebersetzung, in welcher Hr. *U.* zusammen vier und dreifsig Psalmen giebt. Er hat sie nach den leitenden Ideen des Glaubens, der Erlösung und Hoffnung so ausgewählt, dafs die erste Klasse 13, die zweite 18, die dritte 3 Psalmen enthält. Der Uebersetzung ist jedes Mal eine kurze Einleitung vorangeschickt, in welcher die Veranlassung und der Gedankengang des Psalms dargelegt, auch wohl auf seine eigenthümlichen Schönheiten aufmerksam gemacht wird. Schade nur, dafs der schwülstige Stil auch hier der Deutlichkeit und selbst der Erbauung bisweilen hinderlich ist. Die Anmerkungen, welche jedem Psalme beigefügt sind, verbreiten sich über den Zusammenhang zwischen den einzelnen Partieen und führen die in der Einleitung angedeuteten Gedanken hier und da mit Vergleichung alttestamentlicher Stellen weiter aus. Auf wissenschaftliche Begründung der Auffassung des Grundtextes lassen sie sich nicht ein. Und also kann sich auch Rec. des Geschäftes überheben, seine abweichenden Ansichten bei einzelnen Stellen ausführlicher zu motiviren, wie z. B. gleich bei Ps. 8, 1 (dem ersten der Sammlung), wo Hr. *U.* übersetzt „der du setzest deine Schönheit *an* den Himmel", während richtiger seyn dürfte „der du deinen Glanz über den Himmel hinaus setzest" und bei Ps. 104, 14, wo sich die Uebersetzung „Saat zur Arbeit für den Men-

Menschen" statt „Saat zum Dienste des Menschen" kaum halten lässt. — Im Ganzen ist die Uebersetzung treu, ohne steif und unverständlich zu werden. Hin und wieder konnte sie aber wohl noch einfacher und wörtlicher seyn, wie Ps. 103, 8 „von grofser Güte" für „reich an Güte" und Ps. 104, 4, wo in den Worten „Er macht zu seinen Boten sich die Winde" das zweite Pronomen ganz überflüssig ist u. dgl. m. Doch dies sind Ausstellungen, welche dem Werthe der Uebertragung keinen bedeutenden Eintrag thun. — In einer andern Weise könnte der Zweck des Vfs. auch durch eine freiere, mehr im neutestamentlichen Charakter gehaltene Bearbeitung der Psalmen erreicht werden. Unter uns ist dieselbe, obschon öfter versucht, doch Keinem so gut gelungen, wie dem Engländer *J. Watts* (geb. 1674, gest. 1743), dessen „*Psalms of David together with hymns and spiritual songs imitated in the language of the New Testament* in der letzten Stereotyp-Ausgabe 1834 erschienen. —

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Das Gelübde.* Novelle von *Heinrich Walch.* 2 Thle. 1r VI u. 314 S. 2r 362 S. 1835. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.)

Diese Dichtung hat Rec. sehr wohlgefallen und wird es auch den meisten gebildeten Lesern. Es erscheint nothwendig, da dieselbe in einem literarischen Blatte cavalierement als Räuberroman angezeigt war, was sie nicht ist, etwas genauer auf Angabe des Inhalts einzugehen. Eine verwittwete Freifrau von Hochaltingen hat zwei Kinder, einen Sohn der sich dem Kriegsdienste im kaiserlich östreichischen Heere widmet, und eine Tochter, welche an einen Reichsgrafen von Aspach-Ottenfels vermählt wird. Die Freifrau erhält fast zu gleicher Zeit die Nachricht, dafs ihre Tochter sich zum zweiten Male gesegneten Leibes befinde, und dafs ihr Sohn wahrscheinlich in türkische Gefangenschaft gerathen sey. Da sie von und über letztern keine Kunde erlangen kann, so sucht sie ihre Tochter zu überreden, dafs, wenn sie mit einem Sohne niederkäme, dieser als Johanniterritter sich zum Kriege gegen die Ungläubigen verpflichten solle, wenn aber mit einer Tochter, diese den Schleier als Marianilin nehmen; allein die Gräfin will sich dem Wunsche der Mutter, welche die Weihung des zu erwartenden Kindes von ihrer Seite der Kirche gelobt hatte, nicht beifällig erklären; doch vereinigt man sich endlich dahin, dafs wenn das Kind ein Sohn sey, da schon ein Erbsohn geboren war, dieser Malteserritter werden solle, wenn aber eine Tochter; so solle das Gelübde erst bei einem dritten Kinde erfüllt werden. Nun gebiert aber die Gräfin Zwillingstöchter und da die Grofsmutter abwesend ist, so wird ihr eine Tochter verheimlicht, später aber, da die Mädchen täuschend ähnlich werden, werden sie abwechselnd bei den Aeltern erzogen. Als sie herangewachsen, lebt die eine unter andern Namen bei einer Verwandtin und in diese verliebt sich ein kaiserlicher Obrist, in die junge Gräfin Aspach aber ein Graf Altheim-Ebernbach. Letzterer weifs, wie allgemein bekannt, nur von einer Tochter und glaubt seine Geliebte untreu, da er die Tochter der Gräfin Aspach in Pyrmont in den Armen eines Obristen findet; allein dies war die zweite Tochter, welche bei Entfernung der alten Freifrau von der Mutter mit nach Pyrmont genommen war. Graf Altheim fodert den Obristen auf Pistolen, und verabredet, da letzterer Dienstgeschäfte hat, mit ihm Zeit und Ort des Zweikampfs, welcher auf der hannövrischen Grenze statt finden soll. Die Gräfin, Aspach über die möglichen Folgen dieses Zweikampfs fürchtend, ersinnt mit ihren Freunden ein Mittel das Zusammentreffen der Duellanten zu verhindern, da der alten Freifrau wegen die Wahrheit nicht gesagt und dadurch die Täuschung gehoben werden kann. Es wird nun förmlich Komödie mit dem Grafen Altheim gespielt und so wie er zu Eisleben unter fremden Namen in den Postwagen steigt wird er von Eingeweihten umgeben. Er sieht Gespenster, erlebt seltsame Abenteuer und geräth in die Gefangenschaft des furchtbaren Räuberhauptmanns Sepp, von dem er im Postwagen schon von seinen Reisegefährten viel hat hören müssen, führt gezwungen einige Wochen ein Räuberleben in Wäldern und Schlössern, wird aber stets vortrefflich bewirthet, und sieht seine geliebte Adelheid zuweilen, die ihm unter andern Namen vorgestellt wird, bis der Tod der Freifrau von Hochaltingen dieser Farce ein Ende macht und der Graf von dem vermeintlichen Räuber in das Schlofs der Aeltern seiner Geliebten geführt wird, wo er die ganze Räuber- und Geisterbande als Verwandte und Freunde des Hauses antrifft. Doch von diesen Dingen sagt Rec. nichts, man mufs das Buch selber lesen, was es *unbedingt* verdient: denn es ist nicht blos gut geschrieben, sondern es ist Poesie darin und die ganze Begebenheit, wie alle einzelnen Theile derselben verletzen die poetische Wahrheit, also Möglichkeit im Leben gar nicht, die Charakterzeichnung der auftretenden Personen ist ohne Tadel: denn sie enthält nichts Widernatürliches, die Auflösung ist vollkommen befriedigend und es ist schwer zu begreifen, was der Berliner Rec. noch eigentlich will und wie er diese Novelle einen Räuberroman, dessen Gattung nicht aussterbe, nennen kann. Die verschiedenen Sagen aus dem Harz und aus Thüringen, so wie Sepp's Lebensgeschichte und der erzählte Criminalfall, sind gut erzählt, stören den Zusammenhang nicht, sondern tragen viel dazu bei den Leser in der Spannung und Täuschung zu erhalten, dafs von wirklichen Räubern die Rede sey. Rec. ist erst durch dieses Buch mit dem Namen des Vfs. bekannt geworden, aber er freuet sich im voraus denselben bald wieder auf dem Titel eines gelungenen Werkes zu finden.

Druck und Papier sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PÄDAGOGIK.

Essen, b. Bädeker: *Wegweiser zur Bildung für Lehrer und die Lehrer werden wollen*, und methodisch-praktische Anweisung zur Führung des Lehramtes. In Gemeinschaft mit *Bormann*, *Hentschel*, *Lüben*, *Mädler* und *Schubart* bearbeitet und herausgegeben von Dr. *F. A. W. Diesterweg*, Director des Seminars für Stadtschulen in Berlin. 1835. XI und 720 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Ein Vorzug unserer Zeit ist es, dafs auf die Erforschung der richtigen Methode in allen Zweigen des Unterrichts grofser Fleifs verwandt wird. In zahlreichen Schriften und Journalaufsätzen bekommen wir darüber fort und fort viel und mancherlei mitgetheilt, und denkende Lehrer, welche Zeit haben, wo nicht Alles hierüber Dargebotene, doch das Wichtigste davon zu lesen, freuen sich des Fortschreitens zum Bessern und nützen dankbar das Nützenswerthe. Freilich werden sie dabei oft an das erinnert, was einer der gröfsten Meister in der Unterrichtskunst, der verewigte *Dinter* der dritten Ausgabe seiner Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit (Neustadt a. d. O. 1818.) statt der Vorrede vorgesetzet hat: „Meine zwei Jungen schrieen beim Spiele im Hofe. Ich vermuthete Streit. Karl, rief ich, was habt ihr? — Jetzt seh ich, dafs Karl Seifenblasen machte, die Fritz durch in die Höhe geworfenen Sand zu platzen zwang. Was giebt's? K. Vater, ich mache neue Methoden; und mein Bruder — F. Ich? Je nun, ich führe sie ein; kann ich denn dafür, dafs sie bei der Probe zerplatzen?"

Wenn es aber auch keine Seifenblasen sind, so staunt der Lehrer, welcher das früher da Gewesene kennt, doch oft, wenn er liest, wie so manches Alte, das seit einem Menschenalter und länger vielfältig im Gebrauche ist, jetzt als etwas Neues dargestellt und gepriesen wird. Die jüngern Lehrer und Lehrmeister der Lehrer scheinen sich um die Leistungen ihrer Vorgänger nur wenig zu bekümmern. Sie halten *ihre* Zeit für die goldene der Methodik, *ihre* Methoden für die einzig richtigen und darum sprechen sie mit oft wirklich possirlicher Anmafsung selbst über Dinge ab, die für sie zu hoch sind, und beweisen, dafs Schulmeisterstolz eine Erbsünde der Schulmeister ist. Einseitigkeit ist hier ebenfalls oft wahrzunehmen, und neben Fortschritten finden beklagenswerthe Rückschritte statt.

Die jetzt anzuzeigende Schrift hat es, was der zu weit gefafste Titel nicht bemerklich macht, blofs mit der *allgemeinen Volksschule* zu thun, und zur Abfassung derselben hat das Berliner K. Schulcollegium Anlafs gegeben, welches wünschte, dafs der Herausgeber eine kurze, aber genügende Anleitung zu einer bildenden Behandlung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände in der allgemeinen Volksschule schreiben möchte, da die Erfahrung lehre, dafs sowohl in Betreff der angewandten Methoden, als der Auswahl bewährter Führer und Leiter beim Unterrichte oft noch viel zu wünschen übrig bleibe. Hr. *D.* verband sich daher mit den auf den Titel genannten Männern und giebt hier im *ersten* Theile *das Allgemeine*, d. h. die Aufstellung des Endziels der Lehr-Bestrebung und die Nachweisung allgemein richtiger didactischer und methodischer Grundsätze. Im *zweiten* Theile wird *das Besondere* behandelt, d. h. diese Grundsätze werden auf die einzelnen Unterrichtsfächer des Volksschulunterrichts angewandt. Hier wie dort wird auch auf die bedeutendsten Schriften, durch welche der Lehrer sich selbst weiter unterrichten und die er zu Leitfaden bei dem Unterrichte machen kann, hingewiesen. Der Gehalt der angezogenen Schriften wird in der Regel beurtheilt.

Allerdings findet sich hier besonders in den von dem Hauptverfasser dieses Buches gelieferten Abschnitten manches Gute, Wohlgeprüfte und Anwendbare. Billigen können wir es aber nicht, dafs das von *Dinter* so vortrefflich nachgewiesene Minimum theils gar nicht, theils viel zu wenig beachtet worden ist. Ein solcher Wegweiser und Führer darf es nicht dabei bewenden lassen, zu zeigen, was und wie in der Volksschule gelehrt werden müfste, wenn Alles wäre, wie es seyn sollte, sondern er mufs auf die verschiedenen Verhältnisse in der Wirklichkeit sorgfältig eingehen, folglich auf den Unterschied zwischen Stadt- und Dorfschule, zwischen regelmäfsig besuchten Schulen und solchen, wo häufige Schulversäumnisse unabwendlich sind. Darum mufs das unumgänglich Nothwendige von dem geschieden werden, was allenfalls wegbleiben kann, und ist für Letzteres nur wenig Zeit, so darf die Hervorhebung dessen, was sich davon in wenigen Stunden geben läfst, nicht fehlen. Ein Minimum, ein Plus und ein Maximum sollte daher bei jedem Lehrgegenstande viel genauer, als hier geschehen ist, angegeben seyn und auch ein für alle drei Fälle wohlberechneter Lections- und Stundenplan, wovon *Dinter* in einer besondern Schrift Muster gegeben hat. Geht man auf diese

Weise zu Werke, so wird man freilich zu dem Resultate gelangen, dafs mancher höchst interessante Lehrgegenstand hier und da leider! wegbleiben mufs, weil die Zeit dazu fehlt, und aufserdem Nothwendigeres versäumt werden müfste. Glaubt ein Kind, Frankreich grenze an Amerika, so ist dies allerdings ein grofser Irrthum; aber *Dinter* hat doch wohl recht, wenn er sagt, solcher Irrthum bringe wenigstens der Gesundheit und dem Leben keine Gefahr; wohl aber kann es dem Kinde den Tod bringen, wenn es die in den nächsten Garten wachsenden Giftpflanzen nicht kennt. Glaubt ein Kind, der Leopard sey ein merkwürdiger Wurm und Afrika ein grofser Flufs, so hat dies doch viel weniger zu bedeuten, als wenn es ein Irrlicht für einen Teufel hält. An mehrern Stellen dieser Schrift werden die seltensten Verhältnisse als die gewöhnlichen angenommen, oder es werden doch mit Rücksicht auf sie methodische Rathschläge und Vorschriften ertheilt. So setzt *Bormann* bei dem, was er über den Religionsunterricht (S. 175 ff.) und über den Unterricht in der Geographie (S. 485 ff.) sagt, eine aus *vier* Klassen bestehende Schule voraus. Dergleichen giebt es aber doch nur in gröfsern Städten. In kleinern und auf dem platten Lande theilt man die Kinder nur in die Unter- und Ober-Klasse. Will man eine dritte Klasse haben, so läfst man nach *Dinters* sehr verständigem Vorschlage die bessern Kinder der Unterklasse, die zum Versetzen in die Oberklasse noch nicht reif sind, in der Unterklasse aber zu wenig aufregende Beschäftigung finden, an gewissen Stunden beider Klassen theil nehmen. Sonach ist dieser Wegweiser nicht practisch genug, was sich auch, wie wir weiter unten sehen werden, anderwärts zeigt. Sehr zu loben ist es indefs, dafs sämmtliche Verfasser (Vorrede S. XI.) *dem Systeme der Fortschritte* huldigen wollen; allein sie blicken zu wenig rückwärts; vieles Herrliche, was längst und wohl besser, als hier, gesagt und auch geübt worden ist, wird ignorirt, manches längst da Gewesene wird für neu ausgegeben: an sich sehr richtige Grundsätze werden auf eine zur übertreibenden Einseitigkeit führende Weise angewendet, und selbst an Rückschritten fehlt es nicht. Wir müssen zum Beweise des Gesagten die einzelnen Abschnitte betrachten.

Der *erste* Theil „*das Allgemeine*" von *Diesterweg* ist mit Wärme, ja mit wohlthuender Begeisterung geschrieben und enthält über den Beruf und die Bildung der Lehrer, ingleichen über die Grundprincipien der Didactik überaus viel Gutes. Der Vf. geht von unbestreitbar richtigen Grundsätzen aus, die er auf eine von Liebe zu dem Lehrberuf eben so sehr, als von fleifsigem Forschen und Beobachten zeugende Art erörtert. Vortrefflich ist insonderheit das S. 129 ff. über die Socratische Lehrweise Gesagte, und wenn der Vf. den *Socrates* in Athen und den *Schleiermacher* in Berlin insofern neben einander stellt, als letzterer in der entwickelnd vortragenden Lehrweise ein gleich grofser Meister gewesen sey, wie Socrates in der entwickelnd fragenden, so hat uns dies nicht eben befremdet, da ausgezeichnete Männer von ihren Bewunderern in der Regel überschätzt werden. Dafs der sonst fliefsende Vortrag des Vfs. mitunter zu wortreich und nicht frei von Wiederholungen ist, wollen wir dem Schulmanne auch nicht hoch anrechnen. Eher könnte man tadeln, dafs er S. 96 ff. eine Psychologie einschaltet, von der er selbst sagt, *dafs* die meisten Leser wohlthun würden, sie, weil *für* sie zu hoch, zu überschlagen. Hier vermissen wir den rechten praktischen Takt: wo es so vieles, allen zu wissen und zu beherzigen Nöthige giebt, was sich allgemein verständlich sagen läfst, warum da Dinge einmischen, die nur für wenige Leser passend sind? Wenn aber der Vf. freudig anerkennen zu müssen meint, dafs es schon jetzt Lehrer giebt, welchen solche Kost zusagt, welche einen Blick in die Philosophie thun können, so kann Rec. diese Freude nicht mit Hrn. *D.* theilen. Philosophische Speculationen sind nicht für den Volksschullehrer. Ihm ist die Sphäre des Gemeinfafslichen angewiesen, und wenn er sich auf das Feld strengphilosophischer Speculationen wagt, so kommt nichts Gutes heraus. Huldigt er einer Zeitphilosophie, von der er in der *Regel* doch nur Einzelnheiten auffafst, so nährt *dies den* Schulmeisterdünkel, und solches Stück- und Flickwerk macht den Mann nur unbrauchbarer für seinen Beruf. Man denke sich doch einen *Hegelianer* als Dorfschulmeister! wie er etwa die Lehre von dem künftigen Leben vorträgt oder über den ersten Artikel katechisirt! Dafs aber Hr. *D.* den hochverdienten *Dinter* mit keiner Sylbe erwähnt, während ziemlich unbedeutende neue und neueste Schriften angeführt werden, mufs Rec. ernstlich rügen. Enthält doch das kleine, schon oben erwähnte Büchlein (die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeister-Klugheit) so viel Gediegenes, dafs es nicht wenige voluminöse didaktische Werke an Geiste, an der Darstellung dessen, was Noth ist, an Anwendbarkeit sehr weit übertrifft. Nicht minder (*Dinters*) kleine Reden an künftige Volksschullehrer! Zwar hat sich seit 1803, wo sie zuerst herauskamen (eine zweite Ausgabe ist 1820 erschienen) gar Vieles verändert, und Manches in diesen Reden pafst jetzt nicht mehr. Aber der Geist ist unsterblich und wehe unsern Schulen, wenn der in diesen Reden wehende Geist von ihnen weichen sollte. Was *Dinter* über die Behandlung der wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren hier sagt (und gerade dies ist der Hauptinhalt jener Reden) wird so lange in Ehren bleiben, als man (wovon freilich ein nicht kleiner Theil unserer Zeitgenossen immer mehr abkommt) sich beeifert, in der Volksschule nach des Erlösers Gebote *Anbeter Gottes im Geiste und in der Wahrheit* zu bilden. Auch die verdienstlichen Leistungen von *Dolz* werden in dieser Schrift durchgehends ignorirt.

Im *zweiten* Haupttheile „*das Besondere*" handelt (auch Hr. *D.*) im ersten Capitel von *Anschauungs- und Sprechübungen*. Nur diese läfst er zu, Uebungen, die man mit den ersten Anfängern vornimmt, um sie zum Aufmerken auf das ihrer Anschauung Dargebotene

und

und zum Sprechen darüber anzuleiten. Aller Unterricht würde ja aufserdem so gut wie verloren seyn. Allein Verstandes- und Denkübungen in dem Sinne, wie man seit *Basedow* und *Rochow* das Wort genommen, *reine*, oder *unmittelbare* Denkübungen auf die Dauer der ganzen Schulzeit glaubt der Vf. als *für die Höhe, welche jetzt die Didactik erreicht habe*, gar nicht mehr passend unbedingt verwerfen zu müssen. Seit *Pestalozzi* habe man gelernt, alle Lehrgegenstände der Schule nach ihrer allseitig aufgefafsten Natur und ihrem Einflusse auf die Jugendbildung so zu behandeln, dafs durch alle Klassen fortgehende Verstandesübungen für überflüssig, ja für schädlich (!) gehalten werden müfsten. Hier ist theils Streit um Worte, theils Mifsdeutung oder doch Mifsverstand. Für die ersten Theilnehmer an dem Schulunterricht hält also der Vf. dergleichen Uebungen für unumgänglich nöthig, aber er will sie anders benannt wissen. Dagegen haben wir nichts. Wenn aber Hr. *D.* S. 159 sagt, bei den sogenannten Verstandesübungen habe man den durch sie zu erzielenden Gewinn an materiellem Wissen als *Nebensache, oder als ganz gleichgültig* betrachtet, so gilt dieſs nur von solchen Lehrern, welche die Verstandesübungen mit Unverstande trieben. An dergleichen Männern hat es freilich nicht gefehlt. Diese Uebungen arteten bei ihnen in ein fades Hin- und Herreden mit den Kindern aus: man trieb z. B. das Definiren bis zur Ungebühr und bildete Schwätzer, die über Alles etwas zu sagen wufsten, ohne etwas Gründliches gelernt zu haben. Allein vor vielen Jahren schon haben Männer, wie *Niemeyer*, dessen hohe Verdienste hier auch nicht gewürdigt sind, und *Dinter* dieses Unwesen auf das Entschiedendste gemifsbilligt. Sie wollen nur, was ja auch der Vf. will, dafs die Bildung der Kraft die Hauptsache des Unterrichts sey, sie wollen daher die Beibringung materieller Kenntnisse auf eine Art bewerkstelligt wissen, dafs die Kraft dabei gewinne, und bei gewissen, durch das ganze Schulleben hindurchgehenden Uebungen soll der Hauptzweck *ganz besonders* hervortreten, so dafs das zu gewinnende Resultat materieller Kenntnisse *in dieser Beziehung* als Nebensache erscheine. Dafs man den Lernenden aber hierbei *brauchbare* und *nützliche* Kenntnisse beibringe, darauf dringen sie nachdrücklichst. In dem vor 30 Jahren (1806) in der ersten Auflage erschienenen, schon angeführten Büchlein sagt *Dinter*: „doch möchten diese Lectionen anfangs am häufigsten, *gegen das Ende der Schulzeit seltner seyn.*" S. 162. wird *Schweitzer* beschuldigt, in seiner Methodik für Elementarlehrer (Zeiz 1833.), *abgesonderte* Gedächtnifsübungen zu fordern. Dieſs ist unwahr; *Schweitzer* schreibt ja S. 69. der angezogenen sehr empfehlenswerthen Schrift: „besondere Lehrstunden für die Gedächtnifsübungen in den Lectionsplan aufzunehmen, *halte ich für unrathsam.* Es sind vielmehr dieselben mit andern Unterrichtsgegenständen, was sich leicht thun läfst, zu verbinden, z. B. mit dem Religions- und Sprachunterrichte, allen historischen Wissenschaften, dem Rechnen, vorzüglich mit den Lese- und Deklamirübungen, wenn letztere vorkommen." Gerade dieſs fordert aber unser neuester Wegweiser, wo in dem gleich folgenden Capitel mit Recht verlangt wird, dafs in Beziehung auf den Religionsunterricht Manches memorirt werden müsse. Wie aber Hr. *D.* behaupten könne, dafs unmittelbare Gedächtnifsübungen in der von *Schweitzer* geforderten sehr verständigen Weise *sogar schädlich* seyen, vermag Rec. nicht abzusehen.

Das zweite kurze Capitel „*der Unterricht in der Religion*" von *Bormann* ist sehr ungenügend und dürftig ausgefallen. Es werden vier Stufen angenommen, auf der ersten liefert die Geschichte des alten Testaments den Lehrstoff. Aufserdem werden noch während eines Zeitraums von einem Jahre aus dem Katechismus die 10 Gebote *ohne Erklärung* (!) und das Vater unser (auch ohne Erklärung) nebst *leicht verständlichen* Bibelsprüchen und Liederversen memorirt. (Warum nicht auch ganz für die Kinder geeignete Denkreime? Das uns bekannte Vortrefflichste in dieser Art sind die *Gedächtnifsübungen zur Nahrung für Verstand und Herz* von *Dinter*, zuerst abgedruckt in dessen *Vorarbeiten*, dann erweitert und vermehrt in besondern Abdrücken. Rec. fand sie in vielen Sächsischen Schulen, und die beste Empfehlung derselben ist wohl die, dafs die Kleinen sie bald lieb gewinnen und mit ganz besonderer Theilnahme hersagen). Uebrigens sagt Hr. *B.* nur, es müfsten diejenigen biblischen Erzählungen ausgewählt werden, „*welche sich für die auf dieser Stufe zu unterrichtenden Kleinen eignen.*" Die Auswahl bleibt demnach dem Lehrer überlassen; allein Religionslehrer, denen Sächelchen, dergleichen dieses Capitel enthält, gesagt werden müssen, brauchen, wenn keine Mifsgriffe gethan werden sollen, gewifs nähere Nachweisung. Weiser handelt auch hierin *Dinter*, der in seiner, hier in der Literatur fast schüchtern nur mit zwei Worten erwähnten Schullehrerbibel die in der Schule unlesbaren Bibelstellen von den lesbaren unterscheidet, und Letztere wieder in solche theilt, die nothwendig gelesen werden *müssen*, und in solche, die, wenn es die Zeit erlaubt, gelesen werden *können*. So wird der Lehrer doch berathen. Moralische Excurse werden hier dem Lehrer (S. 197.) untersagt, das heifst aber mit andern Worten, der Lehrer zeige ja nicht, welche praktische Momente in diesen Erzählungen für die Kinder liegen!!! Der Lehrer, heifst es (S. 198.), bleibe bei der einfachen Erzählung und glaube, dafs auch diese „göttliches Wort" sey, *welches der Herr nach seiner Verheifsung nicht ungesegnet lassen wird.* — Das klingt sehr fromm, veranlafst aber den bösen Schein, als werde hier dem Bibelworte (das mit Gottes Worte synonym genommen wird) eine Zauberkraft zugeschrieben. — Für die zweite Stufe werden die historischen und historisch-dogmatischen (parabolischen) Abschnitte des N. Testam. bestimmt. Neben der acroamatischen Lehrform soll hier auch die katechetische in Anwendung kommen. Recht gut so; wenn nur zugleich gezeigt würde, wie die Eine und

die Andere bei Behandlung biblischer Stellen und bei dem Vortrage religiöser Wahrheiten zu gebrauchen sey. Hiervon kein Wort. Hat denn aber das Katechisiren, sofern es ein dialogischer Unterricht in der Religion ist, nicht *eigenthümliche* Regeln? Oder meint der Vf., das im ersten Hauptabschnitt dieses Wegweisers im Allgemeinen über diese Lehrweise Gesagte reiche schon hin? Da beweise er uns aber doch erst, dafs alles überflüssig und ungehörig (der Wegweiser hat sich das Wort *veraltet* angewöhnt) sey, was in *Dinters*, von andern oft ohne Nennung ihrer Quelle, ausgebeuteten, Katechetik geschrieben steht. Auch erlauben wir uns, ihm, bevor er wieder über diese Materie schreibt, *Dinter's* Anweisung zum Gebrauche der Bibel in Volksschulen dringendst zum Studium zu empfehlen. Wenn er dem Verewigten nicht überall beistimmen kann, ja, wenn er hier Manches sogar ketzerisch finden sollte, so lerne er doch von *Dinter*, einen hochwichtigen Gegenstand gründlich und, wie man jetzt gerne sagt, *tief* und praktisch für die, welche er belehren will, zu behandeln. Auf der dritten Stufe sollen die Kinder mit dem Worte Gottes näher bekannt gemacht, also namentlich solche Abschnitte mit ihnen gelesen werden, welche nicht historischen, oder historisch-dogmatischen Inhalts sind. Es kommt demnach der eigentlich sogenannte didactische Theil der Bibel (die Lehrstellen) an die Reihe. Welche denn? Alle? aus dem Alten, wie aus dem N. Testamente? Darüber wieder kein Wort? Hier soll der Ort seyn, wo sich der Lehrer in seiner ganzen katechetischen Kunst und Kraft zeigen und bewähren könne, denn es sey oft keine leichte Aufgabe, die Tiefe des göttlichen Worts den Kindern zu enthüllen. Das glaubt Rec. auch aus Erfahrung zu wissen. Aber wenn uns Hr. *B.* nur gezeigt hätte, wie das geschehe. Mit Phrasen, wie S. 201.: „es mufs der Lehrer den Kindern das Beste geben, was er hat, und das Beste sagen, was er weifs über die zu behandelnde Stelle, aber freilich so, dafs es den Kindern verständlich werde" ist die Sache doch wahrhaftig nicht abgemacht.

So haben die Kinder Jahrelang Religionsunterricht genossen, aber Zusammenhang und Ordnung kann höchstens nur in dem sein, was sie von der biblischen Geschichte wissen. Religions*lehren* wurden nach der hier beliebten Methode entweder nur gelegentlich berührt, oder (im dritten Cursus) darum vorgetragen, weil es die gerade vorliegende Bibelstelle mit sich brachte. Alles blieb aphoristisch, an Wiederholungen des oft Dagewesenen konnte es nicht fehlen, und grofs war die Gefahr, dafs Hochwichtiges übergangen würde. Diesen Uebelständen liefs sich nur durch eine planmäfsige Auswahl der zu lesenden Lehrstellen vorbeugen. Hr. *B.* sagt nichts über diese Auswahl, hält sie vielleicht nicht einmal nöthig, da, wie wir schon gesehen haben, *Bibel*wort und *Gottes*wort bei ihm gleichbedeutend ist, er auch nicht abgeneigt scheint, dem Bibelworte ohne Zuthun des Lehrers eine magische Kraft beizulegen. Er gesteht (S. 194.), dafs die auf den drei ersten Stufen entwickelten religiösen Ideen in dem Kinde „*noch ohne eine in ihrem Wesen begründete Ordnung neben einander bestehen*" (das ist sehr schlimm), da sie *angeregt* wurden (also nur *angeregt*) *je nachdem die Gelegenheit sich darbot*, aber so soll es nicht bleiben, vielmehr ist die Aufgabe der vierten Lehrstufe, „die bisher ohne innern Zusammenhang geweckten und *überlieferten* religiösen Ideen nach einer gewissen Ordnung neben einander zu stellen. Das Schema für diese Ordnung ist in dem (sogenannten) apostolischen Glaubensbekenntnisse gegeben" (S. 202.). Aber wo bleibt da die Sittenlehre? Diese soll nicht besonders vorgetragen werden, weil jeder christliche Glaubenssatz ja seine ethische Bedeutung habe; darum müsse man fordern, dafs bei Aufstellung der Glaubenssätze deren Bedeutung für das sittliche Leben nachgewiesen werde. Sehr wahr; aber kann dieſs mit der Ausführlichkeit, mit dem Eingehen in die Lebensverhältnisse, mit der Würdigung der Einwendungen, die Vorurtheil und Leidenschaft dagegen macht, geschehen, welche eine heilsame Behandlung der Sittenlehre, namentlich in ihren speciellen Theilen, erfordert? *Schon* der kleine Katechismus sagt uns in seinem *ersten* Hauptstücke, dafs die *Gebote* besonders behandelt werden müssen. Allerdings mit beständiger Rücksicht auf die Glaubenssätze (wir sollen Gott fürchten und lieben, dafs wir —); aber ja recht ausführlich; denn das Thun nach dem Willen Gottes ist ja die Hauptsache, um in das Himmelreich zu kommen. Kurz, die Sittenlehre *mufs*, wie die Glaubens*lehre*, mit der Ausführlichkeit behandelt werden, die *Dinters* meisterhafte Unterordnungen über die Hauptstücke geben. Summa. Hier kann Rec. nur höchst beklagenswerthe Rückschritte sehen, und kann es sich um so eher erklären, wie bei dem nach so verkehrter unevangelischer Methode unterrichteten heranwachsendem Geschlechte, so wenig Sinn für rein sittliches christliches Leben, so irrige Begriffe von dem, was im Einzelnen dazu erfordert wird, so viel Hang zu sinnlichen Ausschweifungen, Unredlichkeiten *aller* Art — angetroffen wird.

(*Der Beschluſs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, in d. Hinrichs. Buchh.: *Gedichte* von *Richard Roos*. Drittes Bändchen nach dem Tode des Dichters gesammelt. —

Auch unter dem Titel:

Ausgewählte neuere Gedichte von *Richard Roos*. 1834. XII u. 192 S. 8. (21 Gr.).

Richard Roos hat uns in seinem Leben manches gute Gedicht geliefert, er sendet auch nach seinem Tode noch eine Sammlung, die uns an seinen Verlust erinnern soll. Es bedarf für seine vielen Freunde weiter keiner Anzeige, als dafs des verewigten Sängers reines und reiches Gemüth sich in dieser Sammlung ausspricht, wie man es aus seinen besten Dichtungen gewohnt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PÄDAGOGIK.

Essen, b. Bädeker: *Wegweiser zur Bildung für Lehrer und die Lehrer werden wollen* — bearbeitet und herausgegeben von Dr. *F. A. W. Diesterweg* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 61.*).

Den *Unterricht im Lesen* behandelt Hr. *Diesterweg* im *dritten* Capitel auf einleuchtende und lehrreiche Weise. Hier wird mehr gegeben, als nöthwendig war, denn der Vf. verbreitet sich auch über das ästhetische Lesen ausführlich, gesteht aber (S. 295) selbst, für die Elementarschule werde hiervon wenig Gebrauch zu machen seyen. Mit Recht erklärt er sich für die *Lautirmethode* und sagt (S. 227), in Beziehung auf die neuerdings empfohlene Schreiblesemethode seyen die Acten noch nicht geschlossen, man habe noch nicht Erfahrungen genug, um eine kategorische Erklärung abgeben zu können. Das meint Rec. auch: er hat noch nicht Gelegenheit gehabt, diese Methode in einer zahlreich besuchten Schule anwenden zu sehen. Etwas Anderes ist es, wenn Einzelne, oder nur Wenige zu unterrichten sind. Hier hat sie Rec. schon vor 30 Jahren üben sehen, und lange vor *Graser's* Divinität u. s. w. ist die in der 1906 erschienenen Schrift: Schreib- und Lesetafel. Nebst einer Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche derselben. Für Dorfschulen von *M. Carl August Jülich* (zuletzt Prediger in Stolzenhayn in Sachsen) beschrieben und empfohlen worden. Rec. bittet dieser Nachweisung halber Hrn. *D.*, der S. 243 es mißbilligt, daß wir Deutschen, „wenn Einer etwas Neues zu Tage fördert, in alten Schriften stöbern, um das angeblich Neue als ein Altes darzustellen," um Verzeihung. Er lebt des Glaubens, das gehöre sich so, und der Beurtheiler didaskalischer Neuigkeiten, womit die jüngste Zeit und „*die junge Methodik*" uns so reichlich beschenkt, habe das Recht, eben sowohl nachzuweisen, daß das *Wahre nicht neu* sey, als er vorkommenden Falls zeigt, das *Neue sey nicht wahr*.

Viertes Capitel. Der *Unterricht in der deutschen Sprache* von *Diesterweg*. Voran stehen Bemerkungen über den Zweck des Sprachunterrichts, dann werden vier allgemeine und vier specielle die Methodik betreffende Regeln gegeben und zuletzt wird sehr ausführlich über die Lern- und Lehrmittel gesprochen. Hier hat der Vf. sich zu sehr gehen lassen und nicht erwogen, was denen, für die er schreibt, nützt und frommt. Die zweimal vier didactischen Regeln enthalten viel zu wenig von dem, was, wer hierüber Belehrung braucht, wissen muß, und die dritte Abtheilung liefert dagegen ganz Ueberflüssiges dar. Wozu die Anführung der „von ungeheurer Gelehrsamkeit zeugenden" deutschen Grammatik *Grimm's*, da dieses Werk, wie Hr. *D.* ausdrücklich sagt, dem Elementarlehrer *nicht* empfohlen werden kann? Sollten die Schulmeister vor dem Ankaufe gewarnt werden? Aber das Werk kostet ja 9 Rthlr., und selten darum ist nicht eben zu fürchten, daß die so kärglich besoldeten Elementarlehrer es sich auf's Gerathewohl kommen lassen. Wozu die in einem Anhange gegebene, 13 Seiten füllende Kritik von *Becker's* Leitfaden, welche den Resultat giebt, daß dieses Buch nicht zu empfehlen sey? Dieß konnte mit zwei Worten gesagt werden. Hätte Hr. *D.* das Bedürfniß derer, welche sein Wegweiser leiten soll, scharf in's Auge gefaßt und eine weise Auswahl getroffen, so würde sich auf dem hier mit vielem Umgehörigen überfüllten Raume das Wissenswertheste leicht haben zusammen drängen lassen. Die *unendlichen* Fortschritte der Elementarpädagogik in den letzten Decennien werden hier S. 339 wiederholt *laut* gepriesen, und bedauernd wird dabei bemerkt, daß die Lehrer an den höhern Schulen („von den höchsten, den Universitäten nicht zu sprechen,") für die Vervollkommnung „der der Verbesserung im höchsten Grade bedürftigen Methoden des Gelehrtenunterrichts" davon zu wenig Gebrauch machen. Wir überlassen es den Angeklagten, ob sie sich diesen Wegweiser und namentlich das jetzt in Rede stehende Capitel zur Norm einer an Haupt und Gliedern nöthigen Reformation ihres Unterrichtswesens nehmen wollen. *Unendliche* Fortschritte können wir uns davon nicht versprechen. Ein zweiter Anhang verbreitet sich über den Rechtschreibeunterricht.

Der *Schreibeunterricht* (Unterricht im Schreiben) wird von *Mädler* Cap. 5, der *Unterricht im Zeichnen* von *Hentschel* Cap. 6 und der *Unterricht im Singen* Cap. 7 von demselben behandelt.

Recht gute Bemerkungen giebt *Bermann* Cap. 8 über den *Unterricht in der Geographie*. Hier wird die richtige Mitte zwischen der sonst ausschließend herrschenden analytischen und der neuerdings von mehrern angepriesenen synthetischen Methode gehalten. Hr. *B.* will, daß von dem Bekannten synthetisch ausgegangen, dann aber ein Ueberblick über die ganze Erde, namentlich über die Vertheilung des Landes und Wassers auf derselben, so wie über die Gestaltung der großen Landmassen gegeben werde. Zuletzt folgt die Beschreibung der einzelnen Länder.

Dieſs ist sehr zweckmäſsig, nur hätte der Vf. die Unterschiede, die hier Elementarschule auf dem Lande und in der Stadt machen (vergl. *Dinter's* Pädagogik und Methodik S. 39), berücksichtigen sollen, und bei der Polemik gegen *Nösselt* (Handb. der Geographie für Töchterschulen) ist nicht erwogen, daſs es doch gewiſs sehr angemessen ist, in der Töchterschule gerade das am meisten hervorzuheben, was für Töchter am wissenswerthesten und interessantesten ist. Die S. 500 gegebene Lehre, das Kind anzuleiten, daſs es aus der ihm auf der Landkarte vorliegenden Form der Länder auf deren Eigenthümlichkeiten Schlüsse machen und „in der Form den Geist erkennen lerne," ist *cum grano salis* zu befolgen. Hier und da mag sich dessen etwas ja wohl *a priori* bestimmen und selbst von Kindern, die eben geographischen Elementaruntericht genieſsen, vermuthen lassen, weshalb es nicht zu misbilligen ist, wenn der Lehrer dann und wann fragt, was läſst sich nach dem, was die Karte von der Lage u. s. w. dieses Landes euch anschaulich macht, von dem Klima u. s. w. desselben vermuthen? Allein lange verweile der Lehrer doch ja nicht bei solchen Aprioritäten, denn eben der Umstand, daſs man aus den Kindern hat herausfragen wollen, was nicht in ihnen war, und daſs man verlangte, sie sollten suchen und erfinden, was sich *a priori* nicht ermitteln läſst, hat die heuristische Methode in übeln Ruf gebracht. Auf das Beibringen von Namen und Zahlen scheint Hr. *B.* zu wenig Werth zu legen. Allerdings ist man gerade im geographischen Unterrichte damit oft allzu freigebig; allein die Hauptnotizen wollen doch memorirt seyn, und wer in der Geographie unterrichtet worden ist, muſs von den wichtigsten Ländern und Städten die Gröſse und Volksmenge anzugeben im Stande seyn. Dahin ist es auch, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, leicht zu bringen, wenn man den Umfang und die Einwohnerzahl einiger groſser, mittlerer und kleiner Länder und Städte zur Norm macht, nach welcher der Umfang und die Einwohnerzahl aller übrigen wenigstens *ungefähr* bestimmt wird.

Ganz verfehlt ist Cap. 9, wo Hr. *Schubart* sich über den *Unterricht in der Geschichte* (hier *geschichtlicher* Unterricht genannt) vernehmen läſst. Die Grundsätze, von denen er ausgeht, können wir, durch den Raum beschränkt, hier nicht erörtern. Wir bemerken daher nur, daſs wir Hauptsachen ganz unpädagogisch nennen müssen, z. B. daſs der Vf. es misbilligt, wenn im Unterricht in der Geschichte mit einzelnen Anekdoten, geschichtlichen Zügen und Biographieen aus allerlei Zeiten der Anfang gemacht wird. Er will (S. 541), daſs mit der Betrachtung des Ganzen angefangen werde, und die Betrachtung des Einzelnen das Letzte, die höchste Stufe ausmache. Aber fängt denn nicht alles Wissen mit Einzelnheiten an, die sich allmälich zur Vielheit und zuletzt zu der Einheit eines Ganzen erweitern? Muſs es dem, welcher einige wichtige Männer und Hauptbegebenheiten aus einzelnen Perioden bereits genauer kennen gelernt hat, nicht leichter werden, das geschichtliche Ganze aufzufassen, auch sich auf diesem weiten Felde zu orientiren, als einem Andern, dem diese Vorbereitung abgeht? Naturgemäſs fängt man daher nach dem Rathe der bewährtesten Didactiker (wir nennen hier wieder *Dinter's* mehrmals angeführtes Büchlein S. 41) mit Anekdoten, Charakterzügen, Biographieen an, schreitet zur Darstellung einzelner groſser Begebenheiten fort, und bildet zuletzt einen Umriſs des Ganzen, der durch vollständigere Erzählungen ausgefüllt wird. Dieſs befähigt den Lehrling, das, was er später liest, oder hört, in das Fachwerk gehörig zu vertheilen. Von dem Lehrer der Geschichte *in der allgemeinen Volksschule* verlangt Hr. *Sch.* Studium der Quellen, geschichtlicher Hauptwerke, welche den gediegenen Charakter der Wissenschaft an sich tragen, sorgfältige Lectüre ausgezeichneter Monographieen, Bekanntschaft mit den Kunstwerken der geschichtlichen Darstellung unter den Engländern und Franzosen, womit zuletzt noch die *nachdrückliche* Forderung verbunden wird, den Geschichtswerken der neuesten Zeit, namentlich den „aus der letzten philosophischen (?) Schule hervorgegangenen," groſsen Fleiſs zuzuwenden. Schon diese Verkehrtheit zeigt, wie wenig der Vf. weiſs, was von den ohnehin schon mit Methodenkram methodisch genug geplagten Schulmeistern zu verlangen ist. Der Herausgeber beruhigt indeſs in einem Zusatze zu diesem wunderlichen Capitel durch die Bemerkung, daſs die Schulmeister völlig recht haben, wenn sie hier sagen: „es ist zu viel gefordert, es geht zu hoch, wir können uns danach nicht richten, wir können diese allgemeine Anweisung nicht brauchen." Es habe hier nur ein Ideal aufgestellt und gezeigt werden sollen, daſs der rechte Geschichtsvortrag weit über der besten Schulmeister Kenntniſs und Kraft hinausgehe; auch fehle allen Schülern der Volksschule „die zur geschichtlichen (?) Bildung erforderliche Lebensreife." Wenn aber Hr. *Sch.* zu viel fordert, so scheint uns der Herausgeber in seinem, *etwas* rasch gearbeiteten Zusatze zu wenig zu *verlangen* und den hohen Werth der Geschichte als Bildungsmittel *auch in der allgemeinen Volksschule* zu verkennen. Warum sollte denn, daſs wir nur dieses anführen, der Unterricht in der Geschichte des Vaterlandes, *wie ihn ein guter Schulmeister geben kann*, nicht zur Belebung der Vaterlandsliebe, zur Anhänglichkeit an das Regentenhaus u. s. w. beitragen können? Hier ist Verirrung und Verwirrung.

Cap. 10. Der *Unterricht in der Naturgeschichte* von *Lüben*. Sehr richtig wird der bildende Einfluſs dieses Unterrichts hervorgehoben und die Einseitigkeit getadelt, welche bloſs auf die Nützlichkeit naturgeschichtlicher Kenntnisse sieht. Indeſs verdient diese doch auch Beachtung, und da noch immer durch die Unbekanntschaft mit giftigen Pflanzen und Schwämmen veranlaſste Vergiftungen häufig vorkommen, so hätte ein anschaulicher Unterricht hierüber (durch Vorzeigung der in der Gegend wildwachsenden Giftpflanzen in allen Formen) als etwas in jeder

Volks-

Volksschule unumgänglich Nöthiges dargestellt und auf Schriften, wie die von *Pfeil*, *Vogel* und *Lenz* (die nützlichen und schädlichen Schwämme) verwiesen werden sollen.

Cap. 11. Der *Unterricht in der Naturlehre und mathematischen Geographie* von *Diesterweg*. Auch dieses Cap. enthält viel Gutes in der weitschweifigen, das schon Gesagte mehrfach wiederholenden Manier des schreibseligen Vfs. Wenn aber S. 590 gesagt wird, ehedem habe man auf den Volks-Unterricht in der Physik darum einen Werth gelegt, weil es nöthig geschienen, hierdurch dem Glauben an Gespenster und Hexen, an dämonische und diabolische Einwirkungen, kurz den Aberglauben zu verdrängen, *was heut zu Tage, da dieser Zweck vollständig erreicht worden, nicht mehr nöthig sey*, so können wir nicht beistimmen. Immer noch finden wir unter dem niedrigen und vornehmen Pöbel sehr viel Aberglauben, den nur die Physik vertilgen kann. Sollte das in Berlin anders seyn? Arbeiten doch namhafte Philosophen und Theologen gerade jetzt so eifrig daran, den Glauben an dämonische und diabolische Einwirkungen der guten alten Zeit zu repristiniren, ja ihn als Rechtgläubigkeit und hohe Weisheit darzustellen, dafs die „unendlich vervollkommnete" Volkspädagogik unserer Zeit es sich, mit Hrn. *D.* zu reden, nicht „weis machen" darf, hiergegen brauche der Schulmeister heut zu Tage nicht zu kämpfen.

Cap. 12. Der *Unterricht in der Zahlenlehre* von demselben. Sonst unterschied man Kopf- und Tafelrechnen. Aber das war falsch, denn hier wird gezeigt, dafs man doch auch bei dem Tafelrechnen den Kopf brauche und es also nur ein Rechnen gebe, das Kopf- oder Denkrechnen. Schon *Adam Riese* scheint diese Wahrheit erkannt zu haben, aber freilich hat er sie nicht so durchschaut und nicht so consequent durchgeführt, als in unsern Tagen geschehen ist. Hr. *D.* macht darüber gar tiefe Bemerkungen. Wir haben uns doch bisher die Sache etwas anders gedacht. Nach *Pescheck* rechnete man freilich oft genug sehr mechanisch auf der Tafel und brauchte dazu nicht eben viel Kopf; allein ganz ohne Kopf ist dieſs wohl nirgends geschehen und möchte kaum möglich seyn. Gewifs leugneten die, welche vom Kopfrechnen im Gegensatze des Tafelrechnens redeten, nicht, dafs zum letztern derselbe Kopf mit seiner Denkkraft gehöre, welcher sich bei dem Kopf- und Denkrechnen thätig erweist.

Den Beschluſs macht Cap. 13 der *Unterricht in der Formen- und Raumlehre*, ebenfalls von *Diesterweg*. Nachträge von S. 690 an betreffen meistens Schriften, die gröfstentheils erst während des Druckes des Wegweisers erschienen sind. Sie sind beigefügt, damit diese Schrift dem Standpunkte der Literatur der Gegenwart möglichst entspreche.

DRAMATISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *König Hiarne*. Trauerspiel in fünf Acten. Von *Otto v. Ravensberg*. 1835. 142 S. 8. (20 gGr.)

König *Frode* von Dänemark ist kinderlos gestorben. Sein ältester Bruderssohn ist wahrscheinlich oder wie mit Gewifsheit geglaubt wird, als Kind in den Wellen umgekommen; sein zweiter, *Friedleb*, von heftiger Gemüthsart, ist vor mehrern Jahren nach Nord am Belt gezogen und dem Gerüchte nach längst im Kampfe umgekommen. Drei greise Reichsverweser sorgen für die Wiederbesetzung des verwaiseten Thrones. Es wird beschlossen, dafs dem Odin das Heil Dänemarks soll überlassen werden; wem er zum schönsten Gesange zu Ehren des Verstorbenen begeistern werde, da der Skalden viele am Königshofe sich befinden, die herrlich im Volksrath leuchten, der soll König seyn. — Auf einer Felseninsel wohnt ein Greis mit einem Jünglinge, den einst die Wellen ihm zuführten, und den er als seinen Sohn zum Skalden gebildet, ihn aber auch Schwert und Bogen zu führen gelehrt und in seiner Weisheit unterrichtet hat. — Die Kunde von der Königswahl kömmt zur Insel, und die Fischer, die gern des jungen Skalden Liedern lauschen, besonders der Sohn eines derselben, gleichfalls geborner Sänger, der *Hiarne*, so heifst der Jüngling, als seinen Sängerkönig liebt und ehrt, fordern den Jüngling auf, sich zu dem Wettkampf nach Lethra, dem Königssitze, zu begeben. Der Pflegevater läfst ihn ziehen und als er fort giebt er sich freiwillig den Tod, indem er sich vom Felsen herabstürzt, nach der Sitte der alten Norderhelden, um in Walhalla einzugehen. — *Hiarne* siegt im Wettkampf gegen den gröfsten Skalden und Helden Dänemarks, *Uller*, dessen Schwester das Herz des jungen Königs entzündet, wie das ihrige für ihn entflammt; aber *Uller* wüthet, von einem unbärtigen thaten- und namlosen Jüngling sich Krone und Sangesruhm geraubt zu sehen, und eilt mit einem verbündeten Freunde nach Norwegen, um mit Hülfe des dortigen, Dänemark tributpflichtigen jungen Königs, *Hiarne* vom Throne zu vertreiben. *Hiarne* verständigt sich mit seines Widersachers Schwester *Gersemi*. Da kömmt die Kunde, dafs *Uller* mit einer Feindesschaar, den todtgeglaubten *Friedleb* an der Spitze, dem als dem angestammten Thronerben viele der Streiter Dänemarks zueilen, gelandet sey. *Hiarne* würde dem nähern Rechte gern weichen, allein seine greisen Räthe glauben nicht, dafs es der wahre Friedleb sey, und als sie bei der Botschaft, auf welche *Hiarne* sie zum angeblichen *Friedleb* sendet, sich von seiner Echtheit überzeugen, erfahren sie eine so herrische und verletzende Aufnahme, dafs kaum der heilige Charakter der Gesandten sie davor schützt, sich als Hochverräther gemifshandelt zu sehen. Er ist der Berserkerwuth unterworfen, und nur der Anblick des Blutes seines Vertrautesten, der sich selbst verwundet, um ihn zur Besinnung zu bringen, rettet sie.

Hiarne

Hiarne hat er den schmachvollsten Tod geschworen. — Die Reichsverweser fürchten den Tausch eines so weisen und milden Königs wie *Hiarne*, gegen einen seiner selbst nicht mächtigen, wenn auch heldenmüthigen Tyrannen, und *Hiarne* will nicht wie ein Feigling vom Throne fliehen, sondern sich *Gersemis* würdig zeigen; aber er unterliegt im Kampfe und wird von seinem Freunde *Edwin*, dem Fischerssohn, der sich ihm ganz zu eigen gegeben hat, in Fischerverkleidung auf die Felseninsel gerettet. *Friedleb* ist König, er erblickt *Gersemi* und wirbt bei ihrem Bruder um sie, und aus Gehorsam für *Uller*, der sie zärtlich liebt und Vaterstelle bei ihr vertritt, und Etwas im Auge *Friedlebs*, das sie an *Hiarne* mahnt und sie anzieht, giebt sie sich ihm zur Gattin mit der Wunde im Herzen. Voll Sehnsucht nach *Gersemi* kehrt *Hiarne* in der Verkleidung nach Lethra zurück. Es ist der letzte Tag der Siegesfeste, der mit einer grofsen Jagd gefeiert wird. Hier findet er im Walde einen Helden im ungleichen Kampfe mit einem Bären, und erlegt das Ungethüm. Er hat unerkannt *Friedleb* gerettet und dieser nimmt ihn voll Dankbarkeit an seinen Hof mit, wo er als sein vertrautester Freund bei ihm weilen soll. — Er findet *Gersemi* hinwelkend und diese erkennt ihn mit Schrecken, unter der Verkleidung, besonders auch da *Edwin*, der *Hiarne* aufsucht, als Harfner am Hofe erscheint und *Oedur*, so nannte sich *Hiarne*, diesen als seinen Bundesbruder begrüfst. — Beim Mahle aber fehlen *Uller* und *Biörn*, die beiden Helden, welche *Friedleb* auf den Königssitz geführt haben, und sein Vertrautester, *Friethiof*, der ihm die Freude des Siegesmahls nicht durch die Nachricht trüben wollte, dafs sie, unzufrieden mit seinem Verfahren gegen die verdienten Reichsverweser und sie selbst, nach Norwegen entwichen seyen, hatte ihm gesagt, dafs sie erscheinen würden. Ergrimmt schilt er ihn Lügner und wirft seinen Dolch nach ihm, der diesen tödtet. Die Blutschuld soll ein Sühnopfer tilgen; allein — diefs erweiset sich nicht günstig und der Priester verkündet neuen schlimmen Mord. *Gersemi* zittert für *Hiarne* — *Friethiofs* Schatten verfolgt *Friedleb*. — *Hiarne* singt ihn in Schlummer, das Leben seines Feindes, der ihm den Tod geschworen, ist in seiner Hand; allein er hat ihm als *Oedur* Vertrauen und Liebe geschenkt, er ist der König — und er erweckt ihn mit dem Rufe: Verrath! — *Friedleb* schrickt auf und wirft seinen Dolch nach ihm: er sinkt in seinem Blute, *Gersemi* stürzt herbei und sinkt todt auf *Hiarne* hin. — An einem wohlbekannten Blutzeichen auf der Brust erkennt *Friedleb* in ihm den verloren geglaubten innig geliebten Bruder und folglich den wahren König. — Die Verschwornen dringen ein — *Friedleb*, von dem Ungeheuern erschüttert, ergiebt sich willig und will der Krone entsagen; sie aber erkennen ihn jetzt als den Würdigsten des Thrones. — Diefs ist der Stoff aus dem Kreise der Volkssage, mit dem ein uns bisher unbekannter Dichter, wie's uns scheint zum Erstenmale, als dramatischer Dichter auftritt. Die tragischen Momente sind unverkennbar und der Vf. zeigt Dichtertalent, er ist der dichterischen Diction mächtig, die Sprache ist nicht ganz rein aber edel; allein er hat nicht verstanden seinen Stoff künstlerisch auszubilden. Es ist das Werk des blofsen Dilettantismus, die Composition ist verfehlt, die Anordnung ist der dramatischen Oekonomie ganz entgegen, die Aufeinanderfolge der Auftritte, wobei die gröfsten Ort- und Zeitsprünge verwalten, stört jede Illusion, der Hauptheld ist ohne dramatische Leidenschaft und ohne Streben; die Personen, besonders der Hauptheld und die Heldin, sprechen oft moderne philosophische Ansichten aus ohne Rücksicht auf Zeit und Nationalität, vieles ist unklar, die nämlichen Situationen, z. B. das ihr Inneres verrathende Sprechen *Gersemis* im Schlafe, wiederholen sich. Bei näherer Prüfung wird der Vf. wohl die Wahrheit dieser Andeutungen erkennen, und ist es ihm Ernst mit der Kunst, sein Talent durch ein künstlerisches Studium ausbilden, da wir dann nach gelungenen Einzelnheiten nicht zweifeln, dafs er für unsre verwaisete dramatische Literatur etwas zu leisten vermögen werde. — Auch möchten wir ihm abrathen seine Personen zu oft in Schlagreimen wie S. 50 sprechen zu lassen. Es ist immer, als ob der Andere nur das Endwort erwarte, um seinen Reim anzubringen. Angehängt sind Erklärungen der in Stücken erwähnten nordischen Mythologie.

SCHÖNE LITERATUR.

München, b. Franz: *Wilhelm und Rosina*, ein ländliches Gedicht von *M. Meyr*. 1835. 278 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Idyllische Gedichte erscheinen nicht in jedem Jahre und das ist eine natürliche Sache, ungewöhnlich erscheint es aber, dafs ein langer Frieden dergleichen hervorbringt, wie aufser dem vorliegenden, noch eines „*die Liebenden*" von Elias gleichzeitig erschienen ist. Mehr oder weniger werden wir in dem einen wie dem andern bald an Göthe, bald an J. H. Vofs erinnert, nicht dafs sich Reminiscenzen fänden, sondern dafs man vielmehr sieht, welches Vorbild dem Vf. vorschwebte. Doch soll dies kein Tadel seyn. *Wilhelm und Rosina* ist ein ganz artiges und dem Vf. eigenthümliches Gedicht, im Anfange vielleicht etwas zu breit; die Versification zeigt deutlich darauf verwendete Sorgfalt, obschon noch manche Verse vorkommen, die hätten besser seyn können, wie z. B. der sehr lahm ausgehende und sonst fehlerhafte S. 145:

„Und es wäre wahrhaftig nicht klug, mich zu entzweien."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Göschen: *Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik.* Herausgegeben und zum Theil selbst verfafst von *Fr. G. Chr. Schwarz*, Doctor d. Theol. u. Philos., Grofsherz. Badenschem Geh. Kirchenrath u. s. w. — *Als Nachträge zur Erziehungslehre.* — *Zweiter* Band, 1834. VI u. 327 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der *erste* Band dieser Darstellungen ist in den Ergänzungsblättern zur A. L. Z. 1834. Nr. 10, angezeigt worden. Ganz ihm verwandt nach Geiste und Zwecke, ganz so geeignet das Interesse der Leser zu erregen und zu befriedigen, ist auch der vorliegende *zweite* Band. Acht Aufsätze und Reden darin haben den ehrwürdigen Veteran selbst zum Verfasser. I. Die Rede: *Unsere Nationalbildung*, an die deutschen Erziehungsfreunde, zu Anfang des J. 1834; ist bereits einzeln gedruckt, auch angezeigt in diesen Blättern von einem andern Mitarbeiter, Jahrgang 1834, September, Nr. 164. — II. *Dürfen wir auf ein Besserwerden durch die Erziehung sicher hoffen?* Ein Gespräch zwischen Ja und Nein über die Frage, ob das Tiefste im Menschen der Egoismus sey, oder etwas Besseres; beantwortet für Letzteres, dahin, dafs nur durch eine *christliche Erziehung* jenes Bessere dauernd hervorgerufen und wirksam gemacht werden könne. Der Gegner in dem Gespräche endet mit dem Bekenntnisse: „ist euer Princip das rechte, so habt ihr den Sieg." Es fehlt ihm also noch die Einsicht in die Wahrheit des Princips. Allerdings konnte ihm diese Einsicht, welche nicht ein Werk blofser Belehrung, sondern zugleich des anhaltend eignen Forschens, der Erfahrung und Uebung ist, in dem Gespräche allein nicht mitgetheilt werden. Dennoch hätten wir gewünscht, hier wenigstens deutlicher angedeutet zu sehen, als es geschehen ist, worauf es ankomme, um sich zu überzeugen, dafs und in welchem Sinne die *christliche Erziehung ausschliefslich und für alle Zeiten* geeignet sey, das Menschengeschlecht dahin zu führen, dafs es wahrhaft besser mit ihm werde. Der Vf. kömmt auf diesen Hauptgedanken seiner Schrift bei jeder Veranlassung zurück, und der Leser findet daher auch in dem vorliegenden Bande mehrfache Aeufserungen, welche keinen Zweifel darüber übrig lassen, dafs der Vf. den Geist des Christenthums von dem Temporären wohl unterscheide, und dafs christliche und religiös-sittliche Erziehung ihm zuletzt eins und dasselbe sey. Das treffendste Wort des Vfs. hierüber findet Rec. S. 256: „Selbsterkenntnifs und Gotteserkenntnifs im geistigen Leben vereint." Hiernach wird jeder Vernünftige ihm unbedingt beipflichten. Uns Verständig-Gebildeten aber (und namentlich den jungen Müttern unter uns) fehlt es meistentheils noch an der rechten Kunst, — weil an der rechten Innigkeit und Geneigtheit, — die Kinder *früh zu Gott zu führen*; nicht blos früh am Morgen des Tages, sondern in der Frühe ihres ganzen Lebensmorgens. Wir vermögen es selbst nicht, Gott im Bilde anzubeten und dennoch würdig; und so sorgen wir überhaupt zu wenig dafür, dafs Er wahrhaft angebetet werde. Der Geist des Christenthums erscheint uns oft noch als verschieden von unsrer Verstandes-Religion; und er ist es auch; *aus diesem Grunde* wollen wir die christliche Erziehung nicht für die *einzig ganz* vernünftige anerkennen. Hier liegt der Gegner verborgen, welchen der Vf., unsers Bedünkens, noch nicht scharf genug gefafst und bekämpfet hat, obwohl sich ihm oft genug Veranlassung dazu darbot, z. B. S. 237, bei Erwähnung der Definition, welche Dr. *Th. Schwarz* in seiner Schrift *über religiöse Erziehung*, Hamburg 1834, über rel. Erz. (allerdings nicht genügend) gegeben hat. — III. *Zur neuern Erziehungsgeschichte.* Enthält Erinnerungen an einzelne vorzügliche Erziehungsschriften aus den sechs letzten Decennien, welche theils die verdiente Aufmerksamkeit zu ihrer Zeit nicht genugsam erhalten haben, theils zu bald wieder in Vergessenheit gerathen sind. Namentlich werden aufgeführt und durch Aushebung einzelner Stellen näher charakterisirt: *A. V. Rehberg's* Prüfung der Erziehungskunst u. s. w. Leipzig, b. Göschen, 1792; *J. G. H. Feder's* neuer Emil, 1768; *Salzmann's* (doch noch mehr im Andenken gebliebenes) Krebsbüchlein, Ameisenbüchlein, und Konrad Kiefer; endlich *Im. Kant's* pädagogische Vorlesungen, bekanntlich herausgegeben von Rink, 1803. Des Vfs. Tendenz ist, theils den Geist des Rousseau'schen Emils in Hinsicht auf das Princip der Erziehung zu bekämpfen, oder zu zeigen wie derselbe mit mehr oder weniger Glück bekämpft worden, theils die Idee der christlichen Erziehung an Beispielen derer, welche ihr nahe gestanden, mehr zu erläutern. Unter dem, was in dieser Beziehung über die Einseitigkeit *Kant's* in Betreff der Religion gesagt wird, zeichnen sich die Bemerkungen über das „*Pfui, schäme dich*"! aus, welches Kant, wie er dessen Sinn fafste, bei der frühern Erziehung nicht gestatten wollte. In dem Endresultate, welches der Vf. zieht, „die Kantische

osophie brachte der Pädagogik in der Hauptsa- ein Heil", aber weil sie nicht von dem echt re- sen Geiste durchdrungen war, wollen wir dem hier nicht widersprechen, zumal wir annehmen en, dafs er gegen die neueren, sich vorzugsweis- peculativ nennenden Systeme der Philosophie das he Urtheil gefällt haben würde. Allein wenn „Keiner von den steifen Anhängern jener Phi- phie, die über dem kategorischen Imperativ den ndigen Glauben verkannten, die Pädagogik wei- gefördert hat", (S. 166.) so wünschen wir doch, unser verehrter Vf. nicht in der Meinung stehen e, in Kant's Schriften selbst sey der lebendige ube über dem kateg. Imp. verkannt geblieben, nicht erkennbar genug *über* den letztern gestellt den! — IV. *Zur Geschichte der pädagogischen ratur*, von der Mitte des 16. bis in die Mitte des Jahrhunderts; Nachtrag zur Geschichte der Er- ung. Th. II., S. 879 ff. Erwähnt werden hier s *Sachs* Fegefeur der Fischerey; *Ringwaldts* rgedichte; ausführlicher und mit Excerpten dar- *Moscherosch* (auch *Philander von Sittewald* ge- nt, geb. 1600,) Spiegel der alten christlich- schen Erziehung, herausg. von Dr. *G. Dittmann*; 3; hiernächst aus *Pierre Poiret* (geb. 1646; gest.) Mehreres, insbesondre aus dessen ursprüng- französisch geschriebenem: *Irenicum universale*, seinem *de christianae libertatis ortu et veris principiis ratione libellus*. — V. *Zur neuesten Geschichte*; religiöse Erziehung und das Studium der Alten effend; Nachtrag zu des Vfs. Geschichte d. Erz. 309. Hier werden, nach einigen allgemeinen erkungen über das Verhältnifs der humanistis- n zur christlichen Bildung, insbesondre die Hem- gen des Fortschreitens auf dem geraden Wege Letzteren nachgewiesen in dem Geiste der *Jour- stik* des 18. Jahrhunderts, namentlich der *allge- en deutschen Bibliothek* seit 1766. Als Beleg isirt der Vf. ausführlich und gründlich die in der t historisch merkwürdige Recension der oben nnten Schrift: *Prüfung der Erziehungskunst* von berg, welche in der *Neuen A. D. Bibliothek*, 1793, I, erschienen war. — VI. *Drei Reden zum den der Schulen*; sehr herzlich und beherzigungs- h, auch reich an gereiften Gedanken. Die *erste*, elt „*Friedensvorschläge*", stellt folgende Haupt- densartikel auf: *a*) Erziehung und Unterricht ren wesentlich zusammen; *b*) Theorie und Pra- müssen sich gegenseitig bewähren; *c*) die Bil- für das bürgerliche Leben darf nicht in Wider- t mit der freien Entwickelung der Naturanlagen tzt, noch auch als in ihm nothwendig stehend eht werden; *d*) der formale Unterricht ist mit materialen überall zu verbinden; *e*) der Streit Humanismus und Realismus ist noch gründli- zu beseitigen; *f*) der Organismus der Lehrge- Ende schliefst sich daran an, und der darin noch erschiedenen Zerstückelung wird nur vermittelst Principes der christlichen Erziehung auf rechte se Einhalt gethan werden können. — Die *zweite* Rede stellt das *Bild zweier Musterschulen* dar, einer Bürgerschule und eines Gymnasiums. Die Forderungen des Vfs. ergehen, wie billig, nicht blos an die Schüler, was sie lernen, sondern auch an die Lehrer, wie sie lehren sollen. Auf die Einwendung, das sey zu viel gefordert, nicht anwendbar u. s. w., entgegnet er, seiner Sache gewifs, (und Rec. *ihm* beistimmend:) „gebt uns die Lehrer, und wir geben euch die Schulen"! — Die *dritte* Rede: „*Segenswünsche* zum Schlusse des J. 1834." Dem Inhalte nach mit den früheren verwandt, richtet sie zuletzt ihre Blicke prophetisch in die Zukunft, und auf die, vielleicht nahe, bevorstehenden Veränderungen in dem leiblichen und geistigen Leben der Menschen, nach den jetzigen Fortschritten der Cultur. Nicht alle diese Blicke sind erfreulich, oder frei von Besorgnissen. Aber hier spricht ein weiser Mann, kein gränklicher Alter; man lese und vernehme es selbst! —

Die nicht von dem Herausgeber herrührenden Beiträge zu den vorliegenden Darstellungen sind: I. *Drei Schulreden*, von dem Gymnasial-Director Hn. *Vömel* in Frankfurt a. M. gehalten: *a*) über das *Verhältnifs der Gymnasialbildung zur christlichen*. Ein nach des Rec. Urtheil trefflicher Vortrag, und insbesondre, mit Hinzunahme des ihm angehängten „Schreibens eines gelehrten Freundes" (des Vfs.?), wohl geeignet, die Bedenken zu heben, welche sich in manchem Leser gegen des Vfs. Idee einer christlichen Erziehung noch finden möchten. — *b*) „*Die Freuden unseres Standes*." — *c*) „*Die rechte Art des Studirens, gezeigt an Ruhnkens Leben*." Ebenfalls eine sehr interessante Darstellung. — II. Rede des Rectors des Gymnasii in Ulm, Prof. Dr. *Moser*, am Geburtstage des Königs 1829 gehalten, über „*die Erziehung durch den Unterricht*." Die Aufgabe ist hier in ihrer theoretischen Lösung nicht merklich näher gebracht worden. Man kann wohl allem dem beistimmen, was hier gesagt wird; aber, wie es der Lehrer machen müsse, um, wenn er irgend welchen Unterricht ertheilt, eben dadurch zugleich den Schüler mit zu erziehen, dies ist nicht deutlich genug ausgesprochen worden. Denkt man sich unter (der guten) Erziehung die Gewöhnung zu vernunftgemäfser Selbstthätigkeit, so läfst sich nach Anleitung dieses Begriffes, sowohl wie der Unterricht erziehend werde, als auch das Princip der christlichen Erziehung, ohne sonderliche Schwierigkeit weiter entwickeln.

SCHÖNE LITERATUR.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in d. Cotta. Buchh.: *Die Abassiden*. Ein Gedicht in neun Gesängen. Von *August* Graf *v. Platen Hallermünde*. 1835. 10 u. 145 S. kl. 8. (20 gGr.)

Der Dichter dieser anmuthigen Gabe schläft bereits unter den Myrthen und Lorbeern Siciliens den langen Schlaf und Deutschland trauert um seinen zu früh

früh hingeschwundenen Sänger und wird sich nicht dadurch verleiten lassen, ihm seine Anerkennung zu verweigern, weil dieser sie von ihm bei Lebzeiten mit Hochmuth und selbst Hohn begehrte. Es werden wohl nicht leicht einem Volk, und zwar dem gebildeten Theil desselben, von seinen Dichtern und Schriftstellern solche Sottisen ins Gesicht gesagt als den gutmüthigen Deutschen, wie z. B. in dem Prologe zum vorliegenden Gedichte:

„Und weil man vorgeworfen ward, es wäre
Mein Vers nur gut für eure blöden Ohren,
Und allzu kunstreich meine ganze Sphäre,
Weil euch der Wein behagt unausgegohren,
Den sonst ich gern wohl durch Gedanken kläre,
So hab' ich diesmal ein Gewand erkohren,
Ganz schlicht und einfach und bequem zu fassen,
Das kaum verhüllt den Stoff in keusche Massen."

Deutschland läfst sich durch dergleichen nicht irre machen in seinem gesunden Urtheile, welches aber nicht etwa bei den belletristischen Eintags-Fliegen, Tagblätter genannt, zu suchen ist, die sich auch mit Kritiken, wenn gleich nicht mit Kritik befassen, und von denen gilt was der Dichter sagt:

„Deutschland verehrt zu vielerlei Pagoden,
Und einer stets bekämpft des Andern Meinung:
Dieß trübe Chaos tausendfacher Moden,
In welchem Punkte fänd' es je Vereinung?
Der Dichter steht auf einem solchen Boden
Gleich einer fremden sonderbar'n Erscheinung:
Er hört das wilde Heer von Ferne wüthen,
Erschrickt und flieht, und birgt sich unter Blüten."

Sie stellen gegenseitig ihre Götzen auf, für welche sie Anbetung fordern, und diese Götzen sind ihre unvergohrenen Koryphäen gemeiniglich selbst. Das Publicum ergetzt sich daran, wie der Italiener an seinem Policinell, und lacht darüber, wenn diese Afterkritiker Wunder glauben, von welchem Gewicht ihr Urtheil ist. — Der echte Dichter soll auch darüber lachen, denn er kann es, und soll ein rohes, schwaches, schiefes, oft gallsüchtiges Urtheil von den angemafsten Wortführern nicht dem deutschen gebildeten Publicum beimessen. Auch Gr. *Pl.* hätte dieß nicht thun sollen, denn — es hat ihm an Anerkennung bei dem wahrhaft gebildeten, also dem eigentlichen Publicum nicht gefehlt, wenn es sich auch gerade nicht durch alle seine Gedichte besonders angeregt fühlte oder sie alle als Meisterstücke betrachtete. — Die vorliegende letzte Gabe des betrauerten Dichters, von welcher er selbst keineswegs so gering dachte, als es nach dem ersten der angeführten Stanzen des Prologs scheinen möchte, indem er sagt:

„Es ist, wofern mir unter wärmern Sonnen
Gereift ein Lorbeer, seine reifste Beere" —

wird gewifs im gebildeten Publicum eine günstige Aufnahme finden. Es ist ein Märchen, dessen einzelne Züge der Dichter mehrern Erzählungen der Schehereyade, wie dem Zauberpferd, dem Magnetberg u. ähnl. entlieh und zu einem phantasiereichen ansprechenden Gemälde verwoben hat. — Es spielen darin die Abenteuer der drei Söhne und der reizenden Tochter Harun Alraschids in hoher Reinheit und kindlicher Anmuth, wie's dem echten Märchen geziemt, ohne Anspielung auf anderweitige Verhältnisse, ohne Polemik und Nutzanwendung: ein reizendes Traumgewebe, in das man sich gern verstricken läfst. Die Form der Dichtung mag sich in einem Belege zu unserem Urtheil darlegen:

Dritter Gesang. (Das Zauberpferd.)

Plötzlich steht der Rappe still, im Mondschein
Blickt umher der edle Sohn des Harun.
Auf dem flachen, weitgeräumigen Dache
Eines prächtigen Hofpallastes steht er:
Schlanke Säulen aus geflecktem Marmor
Trugen blühende Myrtenlaubgewölbe,
Wohlgeruch verbreitend; auf Geländern
Standen rings umher bemalte Krüge,
Schöngeformt und voll der schönsten Rosen:
Einem Landhaus glich das Schloss, und einsam
Auf Terrassen, durch Citronenwäldchen
Sanft beschattet, die das Meer bespülte,
Lag's in hügelreicher Küstenlandschaft.

Längst vom Pferd herabgestiegen, wandelt
Auf dem Dach umher Mohadi's Enkel.
Bald entdeckt er eine schmale Treppe,
Die hinab in einen grofsen Vorsaal
Führte, rings herum belegt mit Polstern.
Dort erblickte er zwölf Eunuchen schlummernd
Ausgestreckt und schnarchend. Weiter eilt er
Durch Gemächer, königlich behangen
Mit verschwenderischen Goldtapeten,
Halb erleuchtet durch den sanften Vollmond.
Plötzlich schimmert ihm ein Licht entgegen;
Dieß verfolgt er auf den Zehen schleichend,
Bis er tritt in ein Gemach, wo goldne
Lampen hingen an metallnen Ketten
Von der Decke nieder; alle Wände
Waren Spiegel und des Zimmers Boden
Elfenbein in schön getäfelter Arbeit;
Doch gelehnt auf einen prächtigen Armstuhl
Safs, den Rücken wendend ihm, ein Mädchen.
Ihre langen schwarzen Locken waren
Aufgelöst, und sammt den eingeflochtnen
Perlenschnüren hingen tief herab sie.
Eine Laute lag auf einem Tischchen
Neben ihr; mit lauter Stimme lesend,
Doch in fremder, nie gehörter Sprache
Für den Prinzen, safs die schöne Jungfrau." u. s. w.

Mainz, b. Kupferberg: *Lustspiele* von *J. R. Lenz-Kühne*, Mitglied des Stadttheaters in Hamburg. 1835. *Zwei* Bde. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.)

Dramatische Dichtungen, welche von einem Mitgliede eines Theaters verfafst oder bearbeitet sind, haben immer das günstige Vorurtheil für sich, dafs sie auch auf der Bühne Effect machen. Weniger kann man voraussetzen, dafs sie beim Lesen ebenso unterhaltend sind, jedoch vereinigen die vorliegenden Lustspiele, deren der erste Band *vier*, der andere *zwei* enthält und die zum Theil aus dem Englischen, zum Theil aus dem Französischen übersetzt sind,

sind, beides, obschon einige z. B. *die vornehme Welt in der Bedientenstube* und *Carl II.* oder: *ein fürstliches Abenteuer in der Taverne* nur auf der Bühne die volle komische Wirkung hervorbringen können. Die Sprache ist gut und die Verse lassen sich in den zwei in Jamben geschriebenen Stücken gröfstentheils gut lesen. Der *erste* Band enthält 1) *die Nacht der Irrungen* aus dem Englischen des *Samuel Tuke*. 2) *Katharina II. und ihr Hof*, nach dem Französischen. 3) *Die vornehme Welt in der Bedientenstube*, nach dem Englischen. 4) *Carl II.* oder *der Lustige Monarch*, nach dem Französischen des *Alexanders Duval*. Der *zweite* Band enthält: 1) *Margaretha von Valois und die Mifsvergnügten im Jahr* 1579, nach dem Französischen. 2) *Hochmuth kommt vor dem Fall*, nach dem Englischen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Herbig: *Wanderungen eines sächsischen Edelmanns zur Entdeckung der wahren Religion.* Ein Seitenstück zu den „Wanderungen eines irländischen Edelmanns zur Entdeckung einer Religion von Thomas Moore." In Gemeinschaft mit einem Freunde herausgegeben von Dr. *G. F. H. Rheinwald.* — *Erster* Theil. 1835. VIII u. 253 S. 8. (2 Rthlr. 4 gGr. beide Theile.)

Das britische Werk, welchem vorliegende Schrift zum Seitenstück dient, ward durch Uebersetzungen auf deutschen Boden verpflanzt, und erlebte mehre Auflagen, jedoch waren die Einsichtvollen darüber einig, es verdiene keine ernsthafte Widerlegung, sehe man auf die Unwissenschaftlichkeit seines Inhalts oder auf die unwürdige Behandlung des Gegenstandes von Seiten des frivolen Verfassers. Besser war es daher, in einer verwandten Form, in einer Reihe von Bildern, in bunter Mischung von Wahrheit und Wirklichkeit — wie die Vorr. sagt — die kirchlichen Gegensätze unsrer Tage zwischen Katholiken und Protestanten zu schildern. Und wenn Thom. Moore den Papismus unter den Rechtgläubigen der ersten Jahrhunderte gefunden haben will, und die heilige Schrift fast ganz aufser Acht läfst, ja sie als ungenügend verschreit, so ist es ein besondrer Zweck unsers Vfs., auf Bibellesen und Bibelforschen, welches die Kirchenväter vielfach empfehlen, als wahren Grund der christlichen Ueberzeugung hinzuweisen.

Es wird sonach ein protestantisch erzogner junger Edelmann vorgeführt, der nach München kommt und die dortige Sittenlosigkeit kennen lernt. In Wien gehen ihm sinnlich frohe Lebemenschen einen Begriff von der bequemen Ruhe des Katholicismus, der durch Beobachtung dessen, was die Kirche fodert (als Messehören, Fasten, Beichten u. s. w.), die Sorge für künftige Seligkeit den Priestern überläfst. Der junge Protestant wird dort katholisch und geht in ein Kloster. Er wird als Missionar auf Reisen geschickt, erfährt von Henhöfer und dessen Uebertritt sammt der Gemeine zum Protestantismus, und kommt zu Henhöfer selbst, so wie zum Freyherrn von Gemmingen, der den letztern in einer Schrift vertheidigte. Später geräth er in Verbindung mit Martin Boos und seinen Anhängern *in Gallneukirchen*, auch von dem Fürsten von Hohenlohe und den Ligorianern werden mancherley Notizen mitgetheilt, theils, wie S. 128 sagt, aus gedruckten Nachrichten, theils aus Aufsätzen sehr verschiedner Personen jener Gegenden, theils aus mündlichen Erzählungen geschöpft. Sie sind vollständig und merkwürdig genug. Der Wanderer wird dadurch irre an der Vortrefflichkeit seiner neuen Glaubensüberzeugung, studirt nun in Zurückgezogenheit die Kirchenväter, dann in Bern die Reformatoren, und besucht kirchenhistorische Vorlesungen, die ihn besonders mit der Geschichte des Jesuitenordens bekannt machen. Hierauf gerathen ihm Nachrichten eines evangelischen Pfarrers in die Hände, der aus Heiden, Juden und Katholiken mehre Personen der evangelischen Kirche zugeführt, und wie dies durch Bibellehre, lebendigen Glauben und Erkenntnifs geschehen. Im Gegensatz damit erscheinen die Verfolgungen der römischen Kirche und die Inquisition. Der Wandrer hört dann Näheres von Joh. Hufs, Hieron. von Prag und Luther; interessirt sich besonders für die evangelischen Martyrer, und wir sehen ihn am Ende dieses ersten Theils (der 2te liegt noch nicht vor) im Begriff nach Italien abzureisen.

Wie sich alles wende im Herzen des Reisenden, mufs die Fortsetzung lehren. Ein nicht übel zusammengestelltes Gemälde des Geschichtlichen früherer Zeit und der unsrigen tritt uns hier entgegen, und der Vf. hat sich ein Verdienst erworben für die Freunde des wahren Christenthums durch die faktische Erläuterung des Gegensatzes der beiden Confessionen, der Bekehrungen und der dafür gebrauchten Mittel, welche aus Vorurtheil, Leidenschaft und Parteilichkeit bis in die neuesten Tage nur zu oft entstellt zu werden pflegen.

PP.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PATRISTIK.

Berlin, b. Duemmler: *Theodori Antiocheni* Mopsvestiae episcopi *quae supersunt omnia* ed. *August. Frider. Victor a Wegnern*, s. s. theologiae licentiatus, philosophiae doctor, apud Schakenses prope Regiomontum Borussorum diaconus. Volumen *primum*, *commentarium in prophetas duodecim minores* ad exemplar codicis Vindobonensis, nunc primum editum *continens*. MDCCCXXXIV. XXX u. 720 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Je verschiedener Theodor v. Mopsvestia bis auf die neueste Zeit beurtheilt worden ist und eine je gröfsere Meinung man neuerlich von seiner Exegese gefafst zu haben scheint, um so erwünschter ist das Erscheinen seines Commentars zu den kleinen Propheten, der allein von seinen zahlreichen Werken vollständig erhalten zu seyn scheint, weil so dadurch für die Beurtheilung der exegetischen und dogmatischen Bestrebungen des berühmten Kirchenlehrers wenigstens einigermafsen eine festere Basis gewonnen werden kann. Es kann unsere Absicht nicht seyn, hier genauer darzulegen, wie wenig Theodor den in uns aufgeregten Erwartungen entsprochen und welchen geringen Werth wir seinem Commentare zusprechen können. Für Nichtkirchenhistoriker bemerken wir: wer Geschmack an Theodoret's Exegese des A. T. findet, der lese auch Theodor; er wird hier dasselbe finden, nur weniger Dogmatisches und eine eigenthümlichere Typologie. Wir haben uns jetzt nur mit dem zu beschäftigen, was Hr. *v. W.* als Herausgeber geleistet oder auch nicht geleistet hat und berichtigen zuerst den Irrthum, als sey die vorliegende Ausgabe *editio princeps*, denn schon 1832 hat Ang. Majo in dem 6. Bde seiner *Scriptorum vett. nova collectio* den Theodorischen Commentar *vollständig* abdrucken lassen.

Der Commentar ist, einiger, in der *bibliotheca Vallicelliana* befindlicher Blätter, in denen er nur bis Hos. 2, 13. steht, nicht zu gedenken, in sieben Codices erhalten. Der älteste ungefähr aus dem 11. Jahrh. stammende ist der eine, von A. Majo benutzte Vaticanus und wohl nur als Abschriften hiervon sind 3 andere viel jüngere, der andere Vatican, welcher indefs den Commentar zum Zacharias nicht hat, und 2 Wiener zu betrachten. Sie scheinen nämlich selbst in corrupten Stellen auffallend zusammenzustimmen, ja im Vatican und in den 2 Wienern finden sich zu Zacharias c. 1. dieselben von einem über die theodor. Ketzereien entrüsteten Orthodoxen beigeschriebenen Noten, woraus sich zugleich der wahrscheinliche Grund ergiebt, warum der zweite Vatican. die Erklärung des Zacharias nicht enthält. Von den 2 *codd. Veneti cf. Montfauc. diar. Ital.* p. 39. 46. *Bibl. bibl. manusc.* p. 478 und dem *cod. Gerasini Blachi abbatis cf. Combef. bibl. concion. I.* p. 44 wissen wir nichts Näheres.

Hr. *v. W.* giebt in seiner Ausgabe seine in Wien genommene Abschrift des einen Wiener Codex mit wenigen Textesänderungen wieder. Den andern Wiener Codex hat er nicht einmal gesehen (S. XIV), warum nicht? Dem Textesabdrucke ist eine barbarisch geschriebene Dedication an die Herren *Neander* und *Gieseler* vorausgeschickt, dann folgen nicht besser abgefafste *Prolegomena*. Nach hochtrabenden Aeufserungen über Theodor „*quem recentioris theologiae — his nostris diebus excoli coeptae — indolem ac naturam iam quasi praefigurasse haud inepte dixeris*" (?!) wird erklärt, der zweite und letzte Band dieses Werkes (warum denn also auf dem Titel *volumen primum*?) solle die Fragmente des Theodor und Diodor von Tarsus nebst einer Abhandlung über Geschichte, Schriften und Theologie beider Männer enthalten und bald folgen. Hierauf spricht Hr. *v. W.* S. XI ff. über die oben erwähnten *Codd.* und S. XV ff. über die unumstöfslich feststehende Authentie des Commentars. S. XXII ff. folgt der Beweis, Theodor habe nach dem Commentar über die Psalmen, seinem Jugendwerke, zuerst den über die kleinen Propheten geschrieben. Die Sache mag sich *vielleicht* so verhalten haben. Aber die beigebrachten Gründe kann wenigstens Rec. nicht als beweisend anerkennen. Einigen Nachträgen zum Commentar sind S. XXVIII. XXIX die im Buche selbst befolgten Grundsätze vorausgeschickt. „*Reddimus* (?) *textum*, heifst es, *quod attinet ad lectiones, fere prorsus talem, qualem in cod. Vindob. invenimus; ita tamen ut, ubi lectionem eius scriptoris* (?) *errore depravatam esse cuique per se apparet, rectum* (?) *restituerimus, codicis mendosa lectione in margine inferiore adnotata; ubi vero ulla vel levissima vieri possit dubitatio, id quod nobis certo vel fortasse legendum videbatur, textui supposuerimus.*" In der Orthographie und Interpunction habe er bei dem Schwanken im Codex seinen eignen Weg gehen müssen und der Uebersichtlichkeit wegen den biblischen Text des Commentars in die bei uns gewöhnliche Capitel- und Versabtheilung gebracht. Endlich habe er nach alter Sitte eine lateinische Uebersetzung beigefügt, um auch etwanige Dunkelheiten und Schwierigkeiten zu entfernen.

Mit Recht fordert man bei einem Unternehmen, wie das vorliegende ist, genaues Wiedergeben des Textes aus dem Codex, besonders diplomatische Genauigkeit bei schwierigen Stellen, eine wenn auch hin und wieder minder wortgetreue, doch richtige, reine und lesbare Uebersetzung, ein von kritischem Takte zeugendes Beurtheilen und Wiederherstellen verdorbener Stellen, und dafs diesen Forderungen genügt werde, ist um so mehr zu wünschen, je seltner bei dem kleinen Kreise der Leser etwas von den Kv. gedruckt wird. Leider hat aber Hr. v. *W.* in keiner jener Beziehungen das Erforderliche geleistet. Der Text ist oft so ungenau und unzuverlässig, die Uebersetzung an vielen Stellen so inkorrekt, falsch und geschmacklos, die Kritik endlich mit so ungeübter Hand gehandhabt, dafs sich auch von keiner Seite ein Beruf des Vfs. zu einer solchen Arbeit zeigt, und dieselbe der patristischen Literatur unseres Vaterlandes vor dem Richterstuhle gründlich unterrichteter Männer des In- und Auslandes wahrlich nicht zur Ehre gereicht.

Zuerst müssen wir rügen, dafs Vieles ausgelassen ist. So fehlt in dem bibl. Texte, den Th. in der Weise wie Theodoret seinen Commentaren einzuflechten, seltner nur dem Sinne nach anzuführen pflegt, z. B. S. 53 *καὶ Ἰούδας τὴν ὀδύνην αὐτοῦ* Hos. 5, 13., S. 208 *καὶ συκεῶνας ὑμῶν καὶ ἐλαιῶνας ὑμῶν* Am. 4, 9., S. 388 *τὰς ἡμέρας* Mich. 7, 20., S. 392 in einem Citate aus Psalm 104, 21. *καὶ ἄρχοντα πάσης τῆς κτήσεως αὐτοῦ*, S. 597 *καὶ πρεσβύτεραι* Zach. 8, 4., S. 601 *οἶκος Ἰούδα καὶ* Zach. 8, 13., S. 622 *οἱ ἀπαφθεγγόμενοι* Zach. 10, 2, vgl. auch S. 209. 303. 306. 382. 473. 672 u. a. m. Nicht minder ist Manches im theodor. Commentar ausgelassen, so S. 124 nach *ἐπιμελεῖσθε δὲ μετὰ* fehlt *τῆς εἰς θεὸν εὐγνωμοσύνης καὶ*, S. 212 nach *ἢ ἀπειλουμένων* die Worte *ἢ ὑπισχουμένων*, S. 531 vor *καὶ Βαβυλώνιοι καὶ Ἀσσύριοι*, S. 538 vor *εἰστήκει* wie S. 545 nach *κατασκίων ὀρέων* u. a. m. Auch ist Manches unübersetzt geblieben, z. B., kleinerer Auslassungen nicht zu gedenken, S. 41. 42, wo 2 Sätze *ἐπόρνευσαν — ἐκβήσεται* unübersetzt geblieben sind, S. 80 fehlt die Uebersetzung der Worte *εἶτα δικηὺς — λέγει*, S. 275 die von *οὕτω δὲ κ. — ἅπασας*, S. 417 von *καὶ ἁρμάτων — δίωξις*, S. 425 von *λέγει δὲ αὐτὰ εἰρωνικῶς — ὄντων*, S. 452 von *τούτων καταφρονεῖν — πειεῖσθαι*, S. 473 von *τῶν καὶ οἰκίαν — ἔτι καὶ* u. s. w. Gewifs nicht in allem bisher Beigebrachten trägt der Corrector die Schuld und Rec. kann sich hiernach des Verdachts nicht erwehren, Hr. v. *W.* möge theils aus Nachlässigkeit in seinem Originale Manches übersehen, theils aus Unkunde Manches unrichtig gelesen haben. Genug, ausgelassen ist Manches, wer auch Schuld daran seyn mag. S. 73 fehlt vor *ὅθεν δὴ κατὰ καὶ ἐπειδὴ τὴν τῆς βασιλείας αὐτοῖς ὠνείδισε καινουργίαν*, S. 84 zum letzten Theile von Hos. 9, 8. ist zu lesen: *Εἰδωλολατρείας γὰρ πᾶσαν τ. γῆν τῆς ἐπαγγελίας ἐπλήρωσας· οἶκον γὰρ θεοῦ τὴν γῆν τῆς ἐπαγγελίας καλεῖ ὡς οἰκουμένην ὑπὸ θεοῦ*, S. 190 fehlt nach *ἀμφισβητήσεως δίκαια προσῆν· ἵνα εἴπῃ ὅτι χρημάτων προεδίδοσαν*, S. 250 mufs es heifsen *ὅστις ποτὲ ἂν ὁ δηλούμενος τόπος ἐν τούτοις ἦν τὸ σημαινόμενον* —, S. 323 lies *ὅπερ δὴ τρόπον οἱ κατὰ τὴν Σαμάρειαν* —, S. 334 fehlt nach *πρότερον δοκοῦντος. Καὶ πῶς ταῦτα ποιῆσαι δυνήσονται οἱ πολέμιοι;* S. 468 ist nach *ἀσχολούμενοι θεραπείαν* zu schreiben *ἀλλὰ ποτὲ μὲν τῆς ἐμῆς ἐνδείκνυνται θεραπείας φροντίζειν*, S. 541 *οὔτε ἠπίστατό τις τῶν πρὸ τῆς τοῦ δεσπότου Χριστοῦ παρουσίας προφητῶν οὔτε τις τῶν* —, S. 694 fehlt nach *ἄνθρωποι λογικοὶ νόμοις ζῆν ὀφείλοντες θείοις* u. s. w. Dafs Hr. v. *W.* Manches falsch gelesen, kann freilich von uns nur als Verdacht ausgesprochen werden, welchen indefs Stellen wie S. 34 — *οὐκ ἐπ' ὀλίγου* (Maj. richtig *ὀλίγον*) *ἀλλ' ἐπὶ μακρῷ χρόνῳ* —, S. 38 — *ἐν ἀσθενείᾳ πλείστου* (die Conjectur *πλείστῃ* ist richtig, Maj. richtig *πλείστοις* und dafs auch so der Wien. Codex hatte, zeigt der falsche Accent bei Hrn. v. *W.*) *καὶ αὐτοὶ γενήσονται* —, S. 51 *Τόδε* (Maj. richtig *τὸ δὲ*) *τὸ κοινὸν κατὰ διαίρεσιν λέγει. Εὕροι* (Maj. richtig *λέγειν, εὕροι*) —, S. 57 — *τὰ δὲ πραττόμενα παρ' ὑμῶν οὐκ ἐᾷ γίνεσθαι τοῦτο, τὴν τιμωρίαν ἀναγκαίως ἕλκοντα* — (unrichtig bei v. *W.* — *τοῦτο· τὴν — ἕλκονται* —), S. 59 war das in Klammern geschlossene *ἢ* wohl *οἱ*, S. 199 — *ὡς ἂν μαθεῖν ὀφείλοντας* (l. *ὀφείλοντας*, wie auch Maj. richtig hat), S. 494 *Ἐλεύσονται γοῦν τῇ δουλείᾳ προσέχοντας* — (Maj. *προστέχοντες*), S. 537 und 538 vgl. die Noten des Orthodoxen, wie sie bei v. *W.* und bei M. stehen, erregen müssen und der auch dadurch begründet wird, dafs Hr. v. *W.* an mehreren Stellen offenbare Corruptionen nicht gesehen hat. Hier ist gewifs nicht immer den Codex, sondern der Leser und Abschreiber desselben anzuklagen. Einige Beispiele sind weiter unten zu besprechen. Endlich hätte der Herausgeber den Leser bei verdorbenen Stellen genau mit der handschriftlichen Lage der Sache bekannt machen sollen. Er giebt solche Stellen nach seiner Interpunktion mit Verbesserungsvorschlägen am Rande, wenn er deren hat. Bemerkt er an Stellen, wo ihm etwas ausgefallen zu seyn scheint, dieis bald einfach am Rande wie S. 494, deutet er anderwärts dieis im Texte selbst durch einen Strich an wie S. 541, so weifs man nicht, ob dieis nach einem bestimmten Principe geschehen sey, ob vielleicht im letztern Falle der Codex selbst die Sache unzweifelhaft mache. Und doch mufs dieis der kritische Leser genau wissen.

In Betreff seiner Uebersetzung (was Majo im 1. Bd. seiner *collectio* schon von dem Commentare übersetzt hatte, ist, wie auch S. XXX bemerkt wird, fast in derselben Gestalt hier aufgenommen worden; ein bei Majo's bekannter Uebersetzungsmanier unbegreifliches Verfahren) kommt Hr. v. *W.* S. XXIX selbst entschuldigend ein: „*excusent nos viri eruditi, si forte hic vel* (?) *illic quaedam minus recte vel accurate a nobis translata fuerint: nam salebrosum Theodori stylum interpretanti nonnunquam fieri, Majus merito monuit et nos experti sumus, ipsique in salebras delapsi.*" Aber warum gab denn Hr. v. *W.* die Uebersetzung, wenn er der Arbeit sich nicht gewachsen

sen fühlte, zumal er nicht *hier und da* gefehlt, sondern *fast durchgängig* eine Uebersetzung gegeben, wie sie nicht seyn soll? Der Stil Th. kann hier nichts entschuldigen. Th. schreibt wohl häufig in langen, zusammengeschichteten Sätzen, aber sie sind meist klar und hängen logisch wohl in sich zusammen. Schwierigkeit können sie dem Uebersetzer gar nicht machen, wenn sie, was bisweilen allerdings nothwendig wird, in mehrere kleine aufgelöst werden. Zuerst nun zeigt Hr. *v. W.* in der Uebersetzung eine fast unglaubliche Unkenntnifs der lateinischen Sprache. Wohl finden sich in ihr viele Druckfehler (S. XXIX) und man kann defshalb dem Uebersetzer Manches nicht zurechnen, was ihm vielleicht doch zur Last fällt, aber auch so findet sich noch eine grofse Menge der gröbsten Fehler, die unbezweifelt Hr. *v. W.* gemacht hat. Die Grammatik wird wenig Regeln aufstellen, gegen die hier nicht gefehlt ist. Einige Beispiele. Der Ablativ von *animal* ist S. 611 *animale*, von *vasa* S. 516 *vasibus*, von *agger* S. 437 *aggero*, der Genitiv von *Ecclesiastes* S. 363 *Ecclesiastis*, S. 373 steht *duo olivae — altera ad dextrum lampadis alt. ad sinistrum*, S. 370 *copias circumspersas* (πλῆθος διεσπαρμένον), S. 199 *circumjacientem terram* (περικειμένην γῆν), S. 334 *illud* (*sc. murum*) *diruentes*. *Ovis* ist Masc. z. B. S. 200. 333, S. 220 steht *aedis* (οἰκίας), S. 765 *ius proselytwe*, S. 243 *utroque* (*sc. mensuris et ponderibus*), S. 98 *pawulum appellat ab Aegypti tempore, quo — participem fieri coepit*, S. 179 schreibt er Maj. getrost nach *fore ut — finitimi — vertantur, et quidem etiam Israelem* —, abhängige Worte weifs der Uebersetzer öfter nicht in gleichen Numerus, Casus und gleiches Genus zu setzen cf. z. B. S. 465. 491. 494. 693. *Dies* wird *pro lubitu* bald als Mascul., bald als Femin. gebraucht, auch wie S. 218 gleich hintereinander, *inimicus* für *hostis* wie S. 648. 663 und dergl. mehr. Vom Unterschied zwischen *suus* und *eius* hat Hr. *v. W.* keinen Begriff, so übersetzt er S. 198 — *nos mandatis suis — obediemus* cf. z. B. S. 199. 226. 373. 464. 557. Mit der Conjugation und dem Gebrauche der Verben stehts nicht besser. *Nolitis* kann nach S. 707. 676 nur der Indicat. seyn, S. 553 wird *comperuisse* flectirt, S. 533 *flamina*, S. 461 *correpsit*, S. 335 *exaudibit*, S. 183 *concluderunt*. Deponentia werden in der Regel auch im passiven Sinne angewandt, so *nactus* S. 86. 604. 621, *miratus* S. 498, *praedatus* S. 328, *persecutatus* S. 267, *admiratus* S. 125. Ferner lernt man ein *prostrabam* S. 524, *obstupebam* S. 453 cf. S. 51. 545, S. 326 *operarunt* kennen. *Frui* wird S. 496 mit dem Genit., *sequi* S. 659 mit dem Dativ construirt, *potare* heifst S. 449 tränken, das oft falsch gebrauchte *inquit* steht S. 363 sogar nach den Worten, die es einleitet. Gegen die Consecutio tempor. ist auffällig oft gefehlt, S. 334 — *decebat discernere, quid iustum sit*, S. 335 — *peragitis — ut — privaretis, quae possederunt*, S. 363. 433. 438 u. s. f. Auch die Partikeln sind häufig falsch angewandt, so besonders *quasi, tanquam, tanquam si* z. B. S. 563. 570, *sin* z. B. S. 221. 371. 373 u. dgl. m. Nur noch einige Redensarten. S. 222 *sacrificiis placare me putavistis*, S. 82 *urbibus oberratis*, S. 332 *vos, qui — deducti sunt*, S. 355 *eiicere promittit*, S. 545 *docebant quid — erat*. Dafs nun Hr. *v. W.*, der sich solche Fehler zu Schulden kommen läfst, seiner Uebersetzung kein lateinisches Colorit habe geben können, ist natürlich. Manches in derselben ist wohl ohne Grammatikalien, aber *lateinisch* ist es nicht. Da man indessen an Uebersetzungen, wie die vorliegende, nicht eben grofse Ansprüche zu machen gewohnt ist, so wäre das zuletzt Bemerkte wohl noch zu übersehen, ebenfalls auch, dafs die Uebersetzung oft unnöthig frei und geschmacklos ist, zeigte sich nicht in ihr eine grobe Unbekanntschaft mit der griech. Sprache und Gedanken- und Urtheilslosigkeit von Seiten des Vfs. So giebt es eine gar nicht geringe Anzahl von falsch interpungirten und falsch verstandenen Stellen, wie es wiederum mehrere giebt, die Hr. *v. W.* wohl richtig verstand, aber dennoch bei seiner Unkenntnifs des Lateinischen unrichtig übersetzte. S. 55 — *θεραπείαν τε ἐπάξω τοῖς συμβεβηκόσιν· καὶ οἷς κατάλληλον τραύμασι — vulneribusque, quae sibi invicem ipsi inflixerunt — medelam allaturus* und S. 65 *Κατάλληλον τρόπον ὑπομένουσι τὴν τιμωρίαν — Invicem igitur poenas sibi infligunt*. Wie konnte doch das klare, zum Substant. gehörige Adject. *κατάλληλον* mifsverstanden werden! S. 68 ist Hos. 7, 13 *ἐγὼ δὲ ἐλυτρωσάμην κ. τ. ἑ.* falsch durch *ego etiamnum eos iuvarem, sed mendacia adversus me loquuntur* gegeben, s. Th's Erklärung. S. 74 ist Hos. 8, 7 nicht die Lesart Th's — *ἀνεμόφθορά ἐστι*, sondern die gewöhnliche *ἄνεμ. ἔσπειραν* übersetzt, wodurch natürlich die Erklärung Th's in der Uebersetzung sinnlos wird. S. 109 — *ἅπαντα δὲ ταῦτα πράττειν αἱρούμενος προθύμως ὧν ἐχρῆν μεμνημένους ἀσκεῖσθαι τοῖς δοθεῖσι, μὴ μετὰ ἀδικίας ἀφαιρουμένους τὰ ἑτέρων. Et ea quidem omnia lubenter feci eorum inutilitatem, quidonis meis contenti quae aliorum erant iniuste possidere noluerunt!* Das grobe Mifsverstehen dieser leichten Stelle charakterisirt unseren Uebersetzer nicht minder, als das des Anfangs der theodor. Erklärung von Hos. 13, 15. S. 120. Hier interpungirte er falsch. Th. sagt: Einige haben die Stelle so verstanden, dafs — — *ἀφῆκε*. Es folgt Th's Widerlegung: *τοῦτο δὲ οὐ — διέστειλεν*. Nun giebt er fortfahrend *ἀλλ' ἠβ.* — seine Erklärung. S. 137 sind die Worte *ὡς ἂν μὴ ἐπαλλήλοις ὑμῖν περιπεσεῖν ἐγγένηται τοῖς κακοῖς* zu Joël 1, 15. verdreht in Ne vobis accidat, ut vos invicem perdatis. S. 159 ist in den letzten Worten zu Joël c. 2, durch das Uebersehen des Wörtchens τε Th's Construction vernichtet und der Uebersetzer übersetzte gedankenlos Unübersetzbares. S. 197 *Ὡς δὴ ταῦτα ἀδύνατον μὴ καθ' ὃν ἔφην γενέσθαι τρόπον — Sicut omnia haec, ut iam dixi, fieri nequeunt!* S. 205 hat Hr. *v. W.* Am. 4, 6. getrost *ἐν πᾶσι τ. πόλεσι* drucken lassen, wie er auch S. 240. 310 *σύ* als Enklitika behandelt. S. 217 — *οὕτω — ὑμῖν προστάται τῶν ἀγαθῶν ἡ ἀπόλαυσις, τοῦ θεοῦ τὴν οἰκείαν παρέχοντος χηδεμονίαν ὑπὲρ*

ὧν ἑλόμενοι τὰ καλὰ ἀπεστράφητε τὰ χείρω. *ita — bonis fruituri estis per singularem dei curam vobis porrectis; ideo bonum eligentes malum fugite!!* Wäre gleich darauf das Comma nicht nach *πυιεῖσθαι*, sondern nach *δικαίας* gesetzt worden, so würde *δικαίας* auch richtig übersetzt worden seyn. S. 232 — *περὶ Ἱεροβοὰμ τοῦ Ἰωᾶς — de Ierobeamo et Ioaso* —. S. 236 — *ἐν τοῖς μετὰ τὸν Ἱεροβοὰμ χρόνοις — Ierobeami temporibus.* S. 236. 237 sagt Th.: Als Amos dem Volke Israel Solches wegen seiner Sünden gedroht hatte *Ἀμασίας ὁ — — συνιδὼν* (*ὡς ἐπιπλέοντα ταῦτα* (in m. wird vorgeschlagen *ὡς ἐπιπλέον τὰ τοιαῦτα*, bei Maj. richtig *ὡς ἐπὶ πλέον ταῦτα*) *παρὰ τοῦ προφήτου λεγόμενα*) *ἀμελεστέρους εἶναι περὶ τὴν τοῦ εἰδώλου θεραπείαν παρασκεύασει τοὺς πλείστους —. Amasias, qui — cognita (prolixius autem haec depingit propheta) plerorumque in honore idolis tribuendo negligentia —.* Es ist unbegreiflich, wie der Uebersetzer den leichten Satz durch Interpunktion also verunstalten und solchen *Non-sens* übersetzen konnte. Wird die Parenthese getilgt, so liegt der Sinn des einfachen Satzes vor Augen. Statt *παρασκευάσει*, das auch Majo hat, ist aber *παρασκευάσειε* zu lesen." — Amasias — sehend, wie solches vom Proph. zum öftern Gesagte die Meisten in der Verehrung des Götzenbildes nachlässig machte —". S. 249 *Εἶτα βουλόμενος τὴν ἀγνωμοσύνην αὐτῶν ἐκ τῆς περὶ αὐτοὺς ἐπιδείξαι γνώμης τοῦ θεοῦ ἐπάγει.* Dieser kinderleichte Satz, der Prophet wolle die Undankbarkeit der Juden aus der Gesinnung Gottes gegen sie erweisen, ist so verunstaltet: *Deinde ut eorum ignorantiam e dei in eos sententia prodiisse declaret* —! Gleich darauf ist Am. 9, 7. falsch interpungirt und übersetzt, wie die folgenden Worte Th's zeigen *Οὐ παραπλησίως Αἰθίοψιν ἐθέμην ὑμᾶς ἐμαυτῷ, οἷς γε οὐδὲ φαίνομαί τι νείμας ἐξαιρετὸν ἐγώ.*, die Hr. v. *W.* wieder schön übersetzt: *Nonne* Aethiopibus similes reddidi quoad me, ut quibus nullum insigne beneficium *tribuam*?! Wie dachte er sich doch Sinn und Zusammenhang? S. 255 *Τότε δὴ καὶ τὴν βεβαίωσιν εἴληφεν ἡ βασιλεία τῆς τοῦ Δαυὶδ διαδοχῆς παραπλησίαν* (sic!) *ταῖς τοῦ αἰῶνος ἡμέραις, ὅτε περ ἐν διηνεκεῖ τὴν σύστασιν εἶχε. Tunc* (sc. *Christi tempore*) *igitur firmissime iniuncta davidicae proli regia potestas et aeterna facta, quum perpetuam inde stabilitatem habeat.* Rec. begreift nicht, wie die Beziehung der letzten Worte auf das altdavid. Reich übersehen werden konnte. S. 332 *Καὶ τὴν αἰτίαν λέγων τῆς τῶν πεπραγμένων αὐτοῖς διαφθορᾶς. Et deinde causam eius interitus e facinoribus eorum derivat.* S. 488 — *πρὸς πόλεμον αὐτοῦ* (sc. *θεοῦ*) *κατέστη* (sc. *Νινευὴ*) *μετὰ τὴν τῶν δέκα φυλῶν ἀναίρεσιν ἐπεληλυθυῖα τῇ Ἱερουσαλὴμ — bellum adversus eum cum decem tribubus iniit, ut Hierosolymam dirueret* —. S. 522 zu Hagg. 2, 14. *Δημμάτων αὐτῶν, ἵνα εἴπῃ, ὧν ἐπελαμβάνοντο πράττοντες οὐ δεόντως. Munera eorum ea appellat, quibus propter iniuste facta corripiebantur.* S. 639 — *ὅπερ οὐκ ἀπειρέπων αὐτοὺς συνεῖναι λέγει* (sc. *ὁ Κύριος πρὸς τοὺς μαθητὰς* Joh. 6, 67.), *ἀλλὰ τῇ φωνῇ βεβαιοτέρους δεικνύς. quod non avertentis eos ac veniam eis concedentis est, sed etiam firmiores eos reddentis verbum.* S. 769 *Εἶτα ἐπὶ τοὺς πρόσθεν ἀνατρέχει λόγους, ὡσὰν δυσσεβεῖς καὶ μοχθηροὺς δευτέρας ἀξιῶν τυνθεσίας καὶ φησὶν.* Hätte der Uebersetzer so interpungirt und das Comma nicht nach *μοχθηρούς* gesetzt, so würde er den leichten Satz nicht so gänzlich mifsverstanden haben: *Deinde ad priores sermones redit, tanquum impios ac malos, et repetitas postulat reprehensiones!* S. 711 — *ὡσὰν εἴ τις περὶ υἱὸν ἑαυτοῦ διατεθείη πολλὴν τὴν εὐγνωμοσύνην ἐπιδεδειγμένον παντότε περὶ αὐτόν.* perinde ac si quis *filio suo faciat, quem magno perpetuoque amore amplectitur.*!! Doch genug. Schon das Angeführte, und es giebt noch viel und mancherlei dieser Art zu bemerken, belegt sattsam unser ausgesprochenes Urtheil.

(*Der Beschluss folgt.*)

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Köhler: *Die Geschichte der Auferweckung des Lazarus. Leben und Tod im Lichte der göttlichen Offenbarung*, dargestellt in Betrachtungen und Gesängen von Dr. *Wilh. Hülsemann*, evangel. Pfarrer zu Elsey, Schulinspektor u. s. w. 1835. X u. 280 S. 8. (1 Rthlr.)

Siebenunddreifsig dem Umfange nach ziemlich ungleiche Betrachtungen und eben so viel geistliche Lieder mit einem dem Göthe'schen „Kennst du das Land" u. s. w. nachgebildeten Weihegesange an der Spitze. Die ersteren, angeknüpft an die einzelnen Verse von Joh. 11, halten glücklich die Mitte zwischen der eigentlichen Predigt und der freien Reflexion. Sie bewegen sich um bestimmte Hauptgedanken, ruhen auf biblischem Grunde und suchen in einfacher und doch lebendiger Darstellung für die evangelische Wahrheit zu gewinnen. Geschlossene Entwickelung und schlagende Beweise darf der Leser freilich nicht überall erwarten, da der Vf. sich vorzugsweise an das Gemüth wendet. Nur wird der Styl bisweilen etwas zu breit und die Gedanken fliefsen dann und wann zu sehr in einander. Wo das geschichtlich vorliegende Faktum als Spiegel der Idee gefafst und mithin allegorisirt wird, verfällt der Vf. wenigstens in keine leeren Spielereien, wie dieis neuerlich oft genug wieder Mode werden will. Die Lieder, welche theils in die Betrachtungen eingewebt sind, theils den Schlufs derselben bilden und sich an bekannte Kirchenmelodieen anschliefsen, sind allerdings von verschiedenem Werthe. Während einige mit Recht etwas wässerig genannt werden dürften, zeichnen sich andere durch Gedfegenheit aus und würden selbst zum kirchlichen Gebrauche dienen können. Doch ist in Allen die Sprache leicht und fliefsend, und gewifs wird das Buch der Erbauung in mehrfacher Hinsicht förderlich seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PATRISTIK.

Berlin, b. Duemmler: *Theodori Antiocheni Mopsvestiae episcopi quae supersunt omnia* ed. *August. Frider. Victor a Wegnern* etc.

(*Beschluſs von Nr.* 61.)

Bei jeder schriftlichen Fortpflanzung gröſserer Bücher ist theilweise Corruption des Textes unvermeidlich. Sie kann absichtlich und absichtslos seyn. Nur die letztere kommt bei dem vorliegenden Buche in Betracht. Hier sind aber Stellen, in denen durch Nachlässigkeit des Abschreibers aus irgend einer Ursache Einiges corrumpirt ist, deren richtige Wiederherstellung indeſs augenfällig leicht ist, wohl von den mehr verdorbenen oder doch schwerer zu emendirenden Stellen zu unterscheiden. Nur bei den letztern offenbart sich der Scharfsinn des Kritikers. In der Exegese des Th. nun ist dem Kritiker sein Geschäft sehr erleichtert. Nicht nur der Gedankenkreis, sondern auch die Constituirung der Sätze, ja selbst die Wahl der einzelnen Worte hat hier im Allgemeinen etwas Festes, ja Stereotypes, wie schwerlich bei einem andern Schriftsteller. Der zu erklärende und theilweise erklärte Text des Originals liegt vor. So kann man denn in der Regel weder um den Gedanken, den Th. ausdrücken will, noch um seine wahrscheinlichen Worte verlegen seyn. Man war sonach um so mehr berechtigt, von Hrn. v. *W.* einen kritisch berichtigten, reinen Text des theodor. Commentars zu erwarten. Leider hat er auch hier nicht einmal Mittelmäſsiges geleistet. Schon die Ausführung seines oben angeführten Grundsatzes, er habe nur die unzweifelhaften seiner Verbesserungen in den Text aufgenommen, zeugt hierfür. Für so gewisse Verbesserungen hat er nur etwa 20 gehalten, aber 50 andere sind sicherlich ebenso gewiſs. Oder kann es dem irgend einem Zweifel unterliegen, dafs z. B. S. 20 für ἐφησυχ — ἐφησυχ, S. 22 für ἐκ — ἐκ, S. 23 für καταβολῆς — μεταβολῆς, S. 49 für ἐπιμιγέντες — ἐπεμιγ zu lesen sey? Bei diesen übergroſsen Zurückhaltung sollte man freilich erwarten, dafs die in den Text aufgenommenen Besserungen unbestreitbar richtig seyen. Zwei indessen sind gewiſs falsch. Wenn unser Kritiker S. 398 — ἐν παντοίοις καὶ ὑπνοις τῶν ἀποκαλυπτομένων δεχώμεθα τὴν ἀσεφείαν οὕτω πως — — τῶν δεικνυμένων ὑποδέχοιντο τὴν ἀσεφείαν, schrieb und das auch bei Majo richtig stehende handschriftliche δεχόμεθα in *margine* verdammte, so beging er einen groben grammat. Fehler und wenn S. 509 Hagg. I, 8. der Codex allerdings unrichtig οἰκοδομήσω gab, so begreifen wir doch nicht, welche Gründe ihn zur Aufnahme von οἰκήσω (habitabo) bestimmten. Es mufs οἰκοδομήσω heifsen, was nicht nur die Handschriften der LXX. enthalten, sondern was auch Th. hier augenfällig durch die Worte = ἀφεσθεὶς δὲ καὶ αὐτὸς τῆς κ. π. erklärt. Um nun näher auf die von Hrn. v. *W.* gehandhabte Kritik einzugehen, so hat er wohl manche leicht verderbene Stelle glücklich hergestellt, nur können wir ihm dies eben nicht zum Verdienst anrechnen, da es dazu weder gröfserer Sprachkenntnifs, noch gröfseren Scharfsinns bedarf. Dagegen weifs er bei verderbteren Stellen entweder gar nicht, oder doch nur selten beifallswerth zu rathen. Um hier gründlich helfen zu können, fehlte ihm ausser andern eine Haupteigenschaft, genaues Eindringen in den Ideenkreis und die Spracheigenthümlichkeit Th's, denn der Schriftsteller mufs wo möglich aus sich und durch sich selbst erklärt werden. Bei Hrn. v. *W.* scheint die Lectüre des theodor. Commentars spurlos vorübergegangen zu seyn. Zu den verunglückten Conjecturen gehören z. B. folgende: S. 131 — Σκληπιασάτω ὡς ἀκρίς τις πλέον ἐπαναπαύσασθαι τῇ ἡμέρᾳ — Hr. v. *W.* will πλέον ἔτι πετήσεσθαι lesen. Was soll das seyn? Dafs Th. das Partizip gebraucht habe, wufste ihn das Folgende lehren, und dafs er das Wort ἐπαναπαύεσθαι angewandt, liefs sich aus dem öfter wiederkehrenden Gebrauch desselben z. B. S. 146. 182. 224. schliefsen. Th. schrieb πλέον ἐπαναπαύσασθαι, was auch, wie wir sehen, der Vatic. giebt. Th. sagt S. 493: dann werde ich (Gott) meine Sorge für euch offenbaren, wenn ich eure Feinde vernichten werde, weil sie gegen die Meinigen so Vieles gewagt haben und führt S. 494 fort: λέγει δὲ τὸν περὶ τὸν Γὼγ ἔτεκεν, ὃς — — ἀπώλεσεν ἀνωτέρω. So der Codex. Hr. v. *W.*: *Legerim* λ. δ. τὰ τῶν π. τ. Γ. ἐν. γεγόνοτα, *nam excidisse quaedam, non dubium videtur.* Ist das wirklich so ohne Zweifel? Die Conjectur ist schon darum abzuweisen, weil es nach dem Zusammenhange dem Th. vor der Hand nur darauf ankommen konnte, das Volk zu bezeichnen. Hätte er indessen doch jenen unpassenden Gedanken ausdrücken wollen, so würde er wohl geschrieben haben: λ. δ. τὰ τοῖς π. τ. Γ. γενησόμενα, οἷς — — ἀπολέσειν ἤμελλεν. Es ist einfach statt τόν τῶν zu lesen: Er sagt es aber wegen derer des Gog, die er alle —. S. 505 Φαίνεται οὐκ (v. *W.* οἶν) αὐτοῖς οὐκ ἐν τῷ λόγῳ καταμεμφόμενος ἀλλὰ τῷ λαῷ —. Das οὖν ist sogar in den Text gesetzt, obgleich es auf der Hand liegt, dafs οὐκ nothwendig ist. Das zweite οὐκ hätte als durch das erste entstanden getilgt werden sollen. S. 630 — οἱ μονονουχὶ πωλοῦντες τὸ

τὸ ἔθνος τοῖς βασιλεῦσι κ. χρήματα παρὰ τὸ δέον τὴν προσοχὴν ὠνούμενοι τοῦ λαοῦ —. Zu χρήματα wird bemerkt, es seyen nonnulla ausgefallen und zu ὠνούμενοι, es sey οἰκειούμενοι zu lesen. Aber lehrte denn unsern Kritiker nicht einmal das vorhergehende πωλοῦντες, dafs ohne Widerrede ὠνούμενοι zu lesen sey? Ueber χρήματα liefs sich mancherlei vermuthen, wenn nicht bei Maj. das richtige χρημάτων stände. S. 372 — ὑπομνήσθητι καὶ τὴν κατὰ τὸν Βαλὰκ — ὃς —. Zu τήν findet sich die gelehrte Note: „*Hic vocem desiderari apparet; fort. inser.* ἐμοῦ βουλήν, *vel* τιμωρίαν *vel simile aliquid.*" Es ist τῶν zu schreiben. S. 352 soll vor γνώμῃ θεοῦ οὐ eingesetzt werden; ein Irrthum, der daraus entsprang, dafs der Editor in dem vorhergehenden αὐτῶν die Feinde bezeichnet fand, während es offenbar auf die Juden geht. S. 254 — ὁ καιρὸς πέρας ἄξων αὐτὰ θεός. Statt καιρός, was doch nur aus καὶ πρός entstanden seyn kann, will unser Kritiker καὶ εἰς lesen! Dafs nun Hr. v. W. manche Verderbnisse gar nicht gesehen hat, kann nach dem Bisherigen eben so wenig auffallen, als dafs er auch wohl unverdorbene Stellen für verdorbene hält. Wir müssen beides mit einigen Stellen belegen. S. 60 liest man τινὰ μίασμα, S. 106 — ἐπὶ τὸ κρεῖττον μεταμελεῖ (sc. ἀσεβήσαντας) κατὰ τὴν δύναμιν τὴν οἰκείαν., das übersetzt wird: *iisque mutato pro naturâ suâ sensu misericordiam exhibet.* Was soll denn μεταμελεῖ seyn?! Dafs es μεταβαλὲ heifsen müsse, springt doch gar zu deutlich in die Augen. S. 116 — συντρίβων καὶ ἀπολὼς (?) ὑπὲρ (!) τὴν τῶν Ἀσσυρίων αἰχμαλωσίαν ἐλάσω ἅπαντας. S. 180 — τοὺς πολεμίους, οὓς δίκην πυρὸς ἅπαντας αὐτοὺς ἀφανίζοντας, ὡς καὶ —. Was mit dem unzulässigen οὓς anzufangen sey, möchten wir nicht mit Gewifsheit entscheiden. Es kann durch πολεμίους entstanden seyn, es kann den Artikel τούς ursprünglich enthalten haben, es kann endlich, und das scheint uns das Wahrscheinlichere, Corruption von οὕτως seyn. Dafs S. 458 ὥστε τῶν ποταμῶν τὴν ἀναίρεσιν ἐκ τῆς γῆς ἀθρόον γενομένην τῆς σῆς διαῤῥῆξαι τὴν γῆν· γῆς unzulässig sey, ist billig unserem Kritiker entgangen. Rec. conjicirte διαταγῆς, indefs Maj. hat das richtige ὀργῆς. S. 571 Κἀντεῦθα δὲ τῷ (τὸ) ἑπτὰ —. S. 586 — ἐκτελοῦντας (ἐκτελούσας) —. Wirklich unerhört aber ist das Verfahren des Hrn. v. W. S. 595. Er schreibt: τὸ γὰρ κεκράξονται καὶ ἀφανισθήσεται (Zach. 7, 13. 14.) ὡς ἐπιμέλοντος λέγει τὸ γεγονὸς ἐξηγούμενος, τὸν χρόνον κατὰ τὸ εἰωθὸς ἐναλλάττων —. Dafs ἐπιμέλοντος nicht nur überhaupt seiner Form nach, sondern auch nach der Construction dieses Satzes ein Unding sey, ahnet er nicht im Geringsten. Er übersetzt: *clamabunt enim et — quasi de industria* (!!) *quod iam factum erat narrans dicit* —. Dafs es ἐπὶ μέλλοντος heifsen müsse, hätte er doch sehen sollen, da Th. nicht nur denselben Gedanken öfter mit denselben Worten S. 616 bis zum Ueberdrufs wiederholt, sondern da auch einige Zeilen nachher S. 596 des μέλλον πρᾶγμα und des παρεληλυθός und γεγονός cf. auch S. 615 sich entgegengesetzt werden. — Wenn sich von mehrern in fälschlich für verderben gehaltenen Stellen vorgeschlagenen Besserungen wie S. 254. 334. 563 sagen läfst, dafs Th., sowie der Vorschlag will, hätte schreiben können, nicht müssen, so fehlt es doch auch nicht an solchen Besserungen, die den richtig vorliegenden Text geradezu verunstalten. So wird der Vorschlag nach ποιεῖν S. 74 οἷον einzuschieben schon durch die Construction im Folgenden als nichtig zurückgewiesen. Für ἑτέρους S. 176 ἑτέρας zu schreiben, durfte dem Editor gar nicht in den Sinn kommen. Unverzeihlich ists endlich, wenn er S. 558 — ἡδόμενον ἐπὶ — καὶ ὅτι τὰ τῆς δεήσεως αὐτῷ — πρὸς πέρας ἴκται zu ἴκται bemerkt, leg. ἧκται und S. 560, wo dieselbe Phrasis wiederkehrt, sein ἧκται geradezu in den Text setzt. Aber dafs der Codex an beiden Stellen ἵκται hatte, mufste ihn doch aufmerksam machen. Ἵκται ist freilich nichts, aber wohl ἵκται und dieſs ist hier einzig und allein passend. Ἧκται steht S. 378. 615 sehr richtig, hier geht es nicht.

Nachdem wir so zur Gnüge, wie uns dünkt, erwiesen haben, wie wenig der Herausgeber selbst den billigsten Forderungen entsprochen habe, müssen wir uns noch über den äufserst inkorrekten Druck des Buches erklären. Dafs sich in die Uebersetzung viele Druckfehler eingeschlichen haben, bemerkt Hr. v. W. S. XXIX selbst, aber leider steht es mit dem griech. Texte nicht viel besser, und dennoch fehlt ein beigegebenes Druckfehlerverzeichnifs gänzlich. Nur einige Druckfehler des Textes. S. 56 ἐπικειμένων αὐτοῦ lies ἐπικ. αὐτοῖς; S. 125 ἡδὺ l. ἡδύ, S. 133 τὸν ἄμπελον l. τὴν ἄμ., S. 135 ὅτε δή l. ὅτι δή, S. 144 δῆλος δ' ἔσται l. δ. δ' ἔστι, S. 152 τῶν θετῶν l. τ. ὑετῶν, S. 153 ἀβοήθητα l. ἀβοήθητοι, S. 193 ἠράσθα l. ἠφάνι, S. 202 κρίους l. κρίου, S. 287 δηλώσεται l. δηλώσειεν, S. 308 παρ' αὐτοῖς l. π. αὐτοῦ, S. 409 Σπεῦσον l. Σκόπευσον, ἀποβαλὼν l. ἀποβαλεῖν, S. 445 ἂν πολεμοῖς l. ἐν πολέμοις, S. 423 κληρους l. κληρους, S. 433 αὐτῶν l. αἰτῶν. S. 437 ἐκτροφήσει l. ἐντρυφήσει, S. 457 καὶ τοιούτων ἔργων l. κ. διὰ τοι. ἔ., S. 489 Ἀλλ' οἱ μὲν οὖν l. Ἀ. οἱ μ. οὐ, S. 502 ῥαθυμίαν l. ῥαθυμίᾳ, S. 645 κραφοῦντας Ἱερ. l. κατοικοῦντας Ἱερ., S. 715 συνάψει l. συνάψαι, ἀπαγεῖν l. ἀγαγεῖν. Auch an Accentfehlern ist kein Mangel s. z. B. S. 672. 676. 679, und bemerkenswerth ist, dafs bis S. 86 διότι, dann aber διότι accentuirt wird.

Dafs Hr. v. W. einen zweiten Band dieses Werkes folgen lasse, können wir hiernach im Interesse der Wissenschaft kaum wünschen. Die Aechtheit theodor. und diodor. Fragmente ist theils streitig, theils sind sie sehr verdorben. Nach dem Vorliegenden ist für sie vom Hrn. v. W. kein Heil zu erwarten. Aber auch abgesehen hiervon können wir das Unternehmen, wie es beabsichtigt ist, nicht gut heifsen. Sämmtliche schon gedruckte Fragmente — und neue hat der Herausgeber nicht — noch einmal drucken zu lassen, ist höchst überflüssig. Da uns jetzt der Commentar zu den kleinen Propheten vollständig vorliegt, so ist der schon an sich bedeutungslose gröfsere Theil jener Fragmente noch bedeutungloser

bedingt worden. Der 2te Theil desselben ist für ein tieferes Eindringen in die dogmatische Eigenthümlichkeit Th.'s von Wichtigkeit. Dürften wir eine gründliche Ausgabe dieses Theils den Fragmenten von Hrn. u. W. erwarten, so würden wir ihn dazu auffordern.

RELIGIONSUNTERRICHT.

Lorenz, h. Barth: *Das Evangelium in Gymnasien, in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft und besonders zu den altclassischen Studien* von Neuem beleuchtet und gewürdigt von M. *Johann Gottlieb Lehmann*, Königl. Director des Gymnas. in Luckau. 1835. 136 S. gr. 8. (15 gGr.)

In der Form von sechs Vorträgen spricht der Vf., von welchem bereits „Schulreden" in 3 Abtheilungen erschienen sind, sich über die auf dem Titel angedeuteten Gegenstände aus, und denkt sich als Zuhörer zuerst seine entfernteren oder näheren Berufsgenossen, dann auch andere theilnehmende Jugend- und Menschenfreunde, Freunde der Wissenschaft, des Lichtes und alles Wahren, Schönen und Guten, Aeltern und Nicht-Aeltern. Er spricht zu diesen 1) über die Frage: *was sind Gymnasien?* (Antwort: öffentliche und christliche Bildungsanstalten für die fähigere Volksjugend zu wissenschaftlichen Zwecken.) — 2) über das *Verhältniss des Evangeliums zur Wissenschaft und zu den Gymnasien.* (Es ist kein feindseliges Verhältniss. Das Evangelium muss Grundlage und Element für Zucht und Unterricht auf den Gymnasien wie in jeder andern Bildungsrichtung seyn und bleiben. Der Mittelpunkt des ganzen Lehr- und Uebungskreises muss der christliche Glaube und die christliche Liebe seyn.) — 3) über die *classischen Studien in ihrem Verhältnisse zu den Gymnasien.* (Sie sind wesentlich zu allseitiger Begründung und Vorbereitung der wissenschaftlichen Bildung in materieller und formeller Hinsicht.) — 4) Von dem *Verhältniss der Schulen, besonders des Gymnasiums, zur Kirche, Aufseher und Lehrer.* (Keine Schule darf von ihrer Verbindung mit der Kirche sich losmachen. Kirchliche Behörden haben die obere Leitung. Die den Religionsunterricht an den Gymnasien ertheilenden Lehrer müssen gute Christen und gute christliche Theologen zugleich seyn. Dann wird der Auctoritätsglaube ihrer Schüler an sie unschädlich für die Bildung des Geistes; denn jene Auctorität beruht auf der persönlichen Würde ihres sittlich religiösen Charakters.) — 5) über *Plan und Methode des Religionsunterrichts.* (Der nach der kirchlichen Confirmation fortzusetzende Religionsunterricht wird mehr wissenschaftlich. Die theoretische Geistes-, Herzens- und Geschmacksbildung erhält dadurch die echte Weihe, dass das christliche Princip für alle künftigen Berufsarten des Gelehrten zum vorherrschenden gemacht wird. Er besteht theils in Exegese, theils in Glaubens- und Sittenlehre und Geschichte der Kirche. Die Methode mehr akroamatisch als katechetisch; sie muss mehr aus der guten Natur der Lehrer, als aus Kunst, ihre muss aus dem eigenen Geiste und Leben hervorgehen in Wahrheit und Liebe.) — 6) *Christlichkeit in den verschiedenen Lehrerverhältnissen, in der Schulzucht, Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit. Christlicher Geist auch in den Schulgebräuchen, Einrichtungen, Uebungen und Anstalten. Unterricht und Uebung im Gesange.* (Das Einzelne ist hier eines Auszugs nicht wohl fähig. Der christliche Geist muss in den Lehren wohnen, von ihnen ausgehen, dann werden sie über ihn sich unter einander verstehen, und sein Gepräge allen den hier bezeichneten Einrichtungen u. s. w. aufzudrücken wissen.)

Recensent, welcher gegen den in dieser Schrift wehenden Geist nichts zu erinnern findet, vielmehr ihn für einen vernünftigen und guten Geist hält, muss dennoch bemerken, dass der Hauptpunkt: *welches die charakteristischen Merkmale des* überall mit Recht geforderten *christlichen Geistes u. s. w. seyen*, nirgends darin mit der für den Gymnasialunterricht und für Gymnasiallehrer besonders nöthigen Präcision und Klarheit behandelt worden ist. Der Vf. nennt häufig „christliches Element, christliches Princip, echte, christliche Wahrheit u. s. w." aber auf die Frage, worin dieses alles bestehe, fehlt die genügende Antwort. Zwar das sittliche Element, überhaupt Einheit und Eintracht des Sinnes in Wahrheit und Liebe ist deutlich genug hervorgehoben, und hierüber bedurfte es wohl für diejenigen, zu welchen der Vf. zunächst spricht, keines nähern Commentars. Indessen dem Vf. ist neben jenem Principe das des Glaubens nicht ein untergeordnetes; und auch der Natur des Gegenstandes nach können die Fragen: was ist zu glauben? worin besteht die wissenschaftliche Erkenntniss des Christenthums? da nicht abgewiesen werden, wo dem Evangelium der Eingang in die Gymnasien offen erhalten werden soll. Der Vf. spricht, als er (S. 20) der Ausbreitung des Christenthums gedenkt, „von Verschmelzung des Evangeliums und der Wissenschaft zu einer einzigen Masse," aber er zeigt weder, wie diese Verschmelzung bewirkt worden sey, noch wie sie bewirkt werden könne; und wenn, nach S. 29, „die menschliche Weisheit der göttlichen in Hinsicht ihrer Würde, ihrer Zuverlässigkeit, ihres Umfangs und Einflusses bei weitem den Vorrang zu lassen hat," so scheint die vorher geforderte Verschmelzung kaum möglich zu bleiben. Könnten wir aber, und könnten namentlich die Gymnasiallehrer über jenen Gegensatz nicht wissenschaftlich hinweg gelangen, so würde, (da von einer Gefangennehmung der Vernunft unter den Glauben hier die Rede weder seyn kann noch seyn soll,) selbst die *Liebe*, zu welcher der Vf. S. 65 und öfterer als zu dem Hauptpunkte, um welchen sich alles beweget, zu dem eigentlichen Elemente aller Zucht und Lehre, sich hinwendet, soll bei dem höhern Schulunterrichte und für die, die ihn ertheilen, nur beseitigend die Differenzen, höchstens sie ausgleichend, nie aber — was der Vf. doch will — wahrhaft *Geist-einigend* wirken. Es war an vielen Stellen,

len, insbesondere wo der Vf. über *Bibelerklärung* (S. 97 fg.) zu sprechen hatte, Anlafs vorhanden, sich über den Standpunkt der Erkenntnifs zu erklären, der jene Einigung im Geiste möglich macht; es ist nicht geschehen. Zu solchem Standpunkte führen Philosophie und Geschichte. Des historischen Standpunktes gedenkt der Vf. S. 108 als dessen, auf welchem wir Alle stehen; warum macht der Vf. die so nahe liegende Anwendung davon auf das Christenthum nicht? Der philosophische Standpunkt kann aus mehr denn Einem Systeme gewonnen werden, sofern dasselbe nur gehörig verarbeitet wurde; denn er ist nicht ein Lehrsatz in ihm, sondern die Frucht des an ihm durchgeführten eigenen Denkens. Rec. zweifelt, dafs der Vf. ihn gewonnen habe. Er würde dann nicht geschwiegen haben über ihn; er würde auch nicht geschrieben haben, S. 52: „Die Lehrer, welchen der Religionsunterricht anvertraut ist, müssen gute Christen und gute christliche Theologen zugleich seyn. *Einfalt des Glaubens und Gründlichkeit der Einsicht und Ueberzeugung, zu möglichst gleichen Theilen mit einander gemischt*, sind die wesentlichen Erfordernisse und Bestandtheile eines guten Religionslehrers an einem Gymnasium. *Das Eine lernt sich am besten von der Mutter, das Andere von der Universität.*" Rec. verkennt keineswegs, was auch hieran das Wahre ist.

ERZIEHUNGSSCHRIFTEN.

Glogau, Druck u. Verlag von Flemming: *Verhältnifs der Moralität zur Intelligenz* in der Pädagogik unserer Zeit. Von *Th. Heinsius*. 1835. IV u. 66 S. 8. (8 gGr.)

Nach dem Vorworte ist das hier Mitgetheilte eine Gelegenheitsschrift, deren Veranlassung jedoch nicht näher angezeigt wird. Der Vf. geht aus von dem dermalen bestehenden Mifsverhältnisse zwischen Erziehung und Unterricht, welches aus der zunehmenden Einseitigkeit der Bildung entspringe, indem unser Zeitalter seine ganze Kraft auf die Intelligenz wirft, während die Bildung des Charakters vernachlässiget wird. Der Vf. wählt sich zwei diesen Gegenstand berührende Stellen aus zwei bekannten Schriften zum Texte; die eine aus *Ancillons* Werke, zur Vermittelung der Extreme u. s. w. Th. I. S. 197 fg., welche vorzugsweise die im sittlichen Hause vorwaltenden Gebrechen und begangenen Fehler rügt, die andere aus *Niemeyers* Grundsätzen der Erziehung u. s. w., Vorr. S. X fg. der neuesten Ausgabe. Ueber diesen Text commentirt er durch Entwickelung der Begriffe von Erziehung, Lehre und Zucht, und durch faßliche und eindringliche Erörterung darüber, wie es unter uns durchaus noch an einer durchgreifenden gesetzlichen sittlichen Erziehung im häuslichen Hause fehle. Ohne diese kann die Schule nicht leisten, was aufserdem von ihr zu erwarten wäre, der Einfluss der Kirche aber ist grofsentheils verschwunden. Es entsteht die *Frage, von wannen sich wie die häusliche Erziehung die ihr nöthige Hülfe holen könne?*

Der Vf. antwortet: *vom Staate*. Aber nicht unmittelbar soll der Staat eingreifen, nicht wie Lykurg oder nach Fichte's und Zacharia's Vorschlägen, (letztere in dessen Schrift: über die Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat. 1802.) sondern mittelbarer Weise. Der Vf. schlägt vor: 1) einen öffentlichen unentgeldlichen *Unterricht über Erziehung* anzuordnen, und zwar a) für die weibliche Jugend unmittelbar nach geschehener kirchlichen Confirmation, b) für die Aeltern in den ersten *zehn* Jahren ihrer Ehe. Für diesen Unterricht soll ein doppelter pädagogischer *Hauskatechismus* ausgearbeitet und verbreitet, auch durch pädagogische Predigten jährlich gewirkt, an die Benutzung desselben aber (welche im Allgemeinen freigestellt bleibt) sollen bürgerliche materielle Vortheile dadurch geknüpft werden, dafs nur solche junge Mädchen *als Erzieherinnen* in Familien aufgenommen werden dürfen, welche sich über denselben gehörig ausweisen können. — 2) Empfiehlt der Vf. die allgemeine Einrichtung der *Kleinkinderschulen* oder sogenannten Verwahranstalten, und 3) dafs die Staatsgewalt selbst „sich möglichst rein erhalte, und ihre Grundsätze und Handelsweise in möglichsten Einklang zu bringen suche mit den Vorschriften des Rechts und der Sittlichkeit." Der Vf. hat hierbei, wie man bemerken kann, zunächst an die hin und wieder noch herrschenden laxeren Grundsätze über aufsereheliche Geschlechtsverbindung und deren *Folgen* gedacht.

(Wir überlassen diese wohlgemeinten, zum Theil auch wohl begründeten, jedoch, was den *ersten* anlangt, offenbar sehr wenig weit führenden *Vorschläge* der näheren Prüfung unserer Leser. In Allgemeinen halten wir dafür, dafs den unverkennbaren, neben uns noch — ob mehr bei den Höhern oder insbesondere bei den Niedern im Volke, bleibe hier ununtersucht — herrschenden Gebrechen der häuslichen Erziehung durch Beispiel, Gewöhnung und Umgang nicht sowohl durch Anstalten von aufsen gesteuert werden könne, als vielmehr durch Erweckung eines besseren Sinnes überhaupt, durch Entfernung von der im Aeufsern und in Aeufserlichkeiten verfluchten Richtung unsers geselligen und häuslichen Lebens. Führt uns dahin die Vernunft nicht und die erweichende Besinnung, so wird es die Zeit thun, das heifst, die Trübsal der Zeit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Köhler: *Quaestiones Aristophaneae* scripsit *Franciscus Volkmarus Fritzsche*, Professor Rostochiensis. Tom. I. 1835. IV u. 324 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Indem ich nicht *mit* dem Herrn Verfasser, aber *über* sein Buch ein ernstes Wort zu sprechen habe, mufs ich die Bemerkung vorausschicken, dafs, was ich auch sagen werde, lediglich den Schriftsteller, ja eigentlich nur dieses Buch betreffe, und kein Wort so gedeutet werden dürfe, als ob es auch Hn. *F's.* andere, mir völlig unbekannte, Stellung berühren soll. Das Buch ist nämlich von Anfang bis zu Ende in demjenigen Tone geschrieben, den das Publicum aus der „Recension eines Philologen u. s. w." und aus der Abhandlung „*de sortitione iudicum*" kennen zu lernen hinreichende Gelegenheit gehabt hat, das heifst in dem Tone, von dem ein Leipziger Recensent (*Gersdorf*, Repertorium 1834. 1. S. 180) sagte, „mit Schaudern denke Referent daran, einmal *einem solchen Kannibalen* in die Hände fallen zu können," von dem selbst derjenige, für den Hr. *F.* damals das Schild erhoben, jetzt erklärt, „der Ton könne allerdings nicht gebilligt werden," und „sich's verbittet, dafs man von Hn. *F's.* Ton auf seine Schule überhaupt einen Schlufs mache" (*Godofr. Hermanni* Opusc. VI. 2. p. IV). Hr. *F.* hat nur dies Mal sich selbst überboten; wenn *Hemsterhuys* eine Wahrheit findet, so soll er sie nur durch Zufall getroffen (p. 203: *casu atque fortuito Tib. Hemsterhusius in verum incidit*), *Valckenaer* beschuldigt er, diebischer Weise ein Wort in den Text gesetzt zu haben (p. 40 *alio errore Niebuhrius — et iam Valckenarius — Callimacho furtim substituunt Πελαγικόν* 92.), von *F. A. Wolf* sagt er, „wenn andere nichts —, so habe er nicht viel — sagendes gesagt" (p. 100 *isti igitur nihil omnino dixisse putandi sunt, F. A. Wolfius autem — non multum*); „in den Wolken habe er ganz und gar Nichts gesehen" (p. 189 *in Nubibus quidem nihil vidit omnino F. A. Wolfius*), von *Reisig*, „er habe dies zwar zuerst gesehen, aber hätte das Erkannte um ein gut Theil besser gebrauchen können" (p. 164 *quod qui primus vidit Reisigius, aliquanto melius id invento poterat*), über *Schömann*, „er habe über die Klage wegen gesetzwidriger Gesetzesanträge (*παρανόμων*) nicht übel gesprochen, über eine Stelle aber Vieles übel verwickelnd nichts gut entwickelt; denn wie es zu gehen pflege, trage er selbst auf das kritische Gesetz zu schlecht an" (p. 92 *De actione* [das Wort ist bei einer *öffentlichen* Klage unlateinisch, die echte Latinität verlangte *iudicio* oder ä.] *legum male rogatarum haud male exposuit Schoemannus —, sed de hoc tamen loco multum male tricando nihil bene extricavit collega* (?) *suavissimus; ipse enim, ut fit, criticam legem nimium male rogat*), von *K. O. Müller*, „*dieser Mensch* erkläre ziemlich leichtsinnig, wie seine Gewohnheit sey, den Phrynichus also" (p. 33 *nuper fuit, qui satis leviter, quemadmodum solet, Phrynichum sic interpretaretur — Ex quo homo iste conclusit*), von *Böckh*, „Böckh's Irrthümer zu widerlegen, wäre langweilig und sehr unnöthig" (p. 74 *sed Boeckhii errores refutare longum est minimeque necessarium*), und als genügten ihm die Angriffe auf Lebende und auf diejenigen Todten nicht, die bereits der Geschichte angehören, greift er auch zwei der edelsten Männer an, deren Verlust unser Vaterland in diesen Jahren zu betrauern gehabt hat, nimmt er *Niebuhr* nicht allein in die Schule und belehrt ihn, er, *Fritzsche*, wie er seine Forschungen hätte anstellen sollen (p. 7), widerlegt ihn auch durch eine Beweisführung *ad absurdum*, die zu charakteristisch ist, als dafs wir sie nicht ganz hersetzen sollten, „Niebuhr würde, wenn er seine römische Geschichte zum 4ten Mal herausgegeben hätte, mit seinem Scharfsinne gewifs noch am Ende den pelasgischen Ursprung von uns Mecklenburgern nachgewiesen haben" (p. 4 *qui si historiam illam quartum edidisset, sat scio, qua erat subtilitate, tritavos omnium Germanorum atque etiam Megalopolitanorum, nostrosque adeo ipsorum, qui hic nihil tale suspicamur, Pelasgos fuisse docuisset*), sondern behauptet auch, „dafs durch Niebuhr's noch so umständliche Rede ihm nicht viel oder eben gar nichts gefördert zu seyn scheine" (p. 8 *nunc Niebuhrii oratione, quamvis copiosa, haud multum, vel etiam admodum nihil nobis videtur profectum esse*), und, was dem Ganzen die Krone aufsetzt, sagt er von *Süvern*, halb scherzend „*ausgezeichnet albern war auch Süvern, als er dies schrieb*" (p. 54 *insignis fatuus fuit etiam Suevernius, quum haec literis mandaret*). Ich übergehe noch die Angriffe auf *Ranke* (p. 297), auf *Esser* (p. 104), die fast auf jeder Seite wiederkehrenden auf *W. Dindorf*, von denen das p. 69 zu lesende „*absurde G. Dindorf*" noch das Mildeste ist. So etwas braucht man nun eigentlich nur zu nennen und kann vollkommen sicher seyn, dafs es ohne Unterschied literarischer Parteien gröfstentheils freilich nur lächerlich und unklug erscheinen, einiges aber doch auch im allgemeinen Unwillen, in der Empörung des sittlichen Gefühls,

die es hervorzurufen geeignet ist, sein Urtheil finden wird; aber nennen mufs man es auch, wenn nicht unsere Literatur allmählich so verwildern soll, dafs jeder Mensch von Geschmack sich mit Ekel von ihr abwenden müfste. Zum Andern ist wenigstens zu wünschen, dafs *der* berühmte Gelehrte, welcher vom Vf. auch in dieser Schrift nicht mit der Huldigung freier Verehrung und echter Anhänglichkeit, an der man etwa blofs das Uebermaafs entschuldigen müfste und entschuldigen würde, weil sie aus reiner Quelle entspränge, umgeben, vielmehr auf die widerlichste Weise mit Lakaien-Lob überschüttet wird, welcher übrigens seit Jahren gegen *seine* literarischen Gegner einen Ton angestimmt hat, der auch nicht der gute ist, es ist zu wünschen, dafs er durch die Stimme öffentlicher Indignation veranlafst werden möge, seinen Einfluss wenigstens dahin zu verwenden, dafs nicht mehr jedes Jahr regelmäfsig wiederkehre, was noch das ganze Fach vor der Welt beschimpfen mufs.

Wie nun wer sich im bürgerlichen Leben einen solchen Ton gestattete, den Zutritt zur guten Gesellschaft verwirken würde, so könnte eine Schrift, die sich ihn erlaubte, dann um so mehr scheinen das Recht verscherzt zu haben, in einer Zeitschrift, die sich selbst und ihr Publicum achtet, einer anständigen Discussion unterworfen zu werden, wenn, wie hier der Fall zu seyn scheint, dieser Ton blofs literarischer Renommisterei dienen soll, die vielleicht sogar ihrer eignen Ohnmacht sich bewufst, nur von sich sprechen lassen, sich nur einen Namen verschaffen will, und wär's auch einen herostratischen. Denn womit könnte man sie härter bestrafen, als wenn man eben nicht beachtete, was sich so schlechterdings beachtet machen will? *Censuras huius opellae exspecto aliquam multas; quamquam paucorum est, iudicare* verkündigt die Vorrede; wäre es nun nicht gerathen, diese Erwartung nicht zu erfüllen und die Verkündigung so Lügen zu strafen? Dazu kommt, dafs besonders nach den Abweisungen, die Hrn. *F.* neuerlich zu Theil geworden, ein Angriff von ihm Niemand als ihm selbst, am allerwenigsten dem Angegriffenen schaden kann. Wenn ich nun dennoch von dieser Schrift Bericht erstatte, so glaube nur Niemand, es geschehe deshalb, weil neben vielen der achtungswürdigsten Gelehrten zufälligerweise auch ich in diesem Buche angegriffen werde; wenn irgend wo, würde hier das *socios habuisse malorum* ein Trost seyn. Auch finde ich es ganz in der Ordnung, dafs Hr. *F.* von den Männern *seiner* würdig spricht, von denen *ihrer* würdig zu sprechen ihm vielleicht zu schwer fällt. Die Angriffe gegen mich geben mir vielleicht einiges *Recht*, sie machen es mir auch gewissermafsen zur *Pflicht*; sie sind mir aber nicht *Ursache*, über Hn. *F's.* Buch zu reden. Ich mufs vielmehr theils im Interesse der Schwächern, der Fernstehenden, welche durch diesen zuverlässigen Ton leicht in so weit befangen werden könnten, dafs sie in der *Sache* Hrn. *F.* zu widersprechen sich nicht getrauten, theils im Interesse der Philologie, der deutschen Philologie, von der ich glaube, dafs sie die Schuld an Hrn. *F's.* Ton nicht trage, die Prüfung einleiten, ob es philologisches Wissen sey, was Hrn. *F.* zu solchem Uebermuth aufgebläht habe.

2. Man wird natürlich fragen, lassen sich die Angriffe, die in diesem Werke gegen verschiedene Gelehrte gerichtet sind, abgesehen von ihrer tadelnswürdigen *Form*, wenigstens materiell rechtfertigen. Begeht ein Gelehrter ein Versehen, selbst einen gröbern Irrthum, so giebt dies natürlich noch Niemand ein Recht, ihn deshalb mit Koth zu bewerfen; aber er wird im Interesse der Wahrheit die herbste Widerlegung, durch die auch seiner Persönlichkeit ohne Noth zu nahe getreten ist, ertragen, sobald nur sein Irrthum als solcher nachgewiesen, die Wahrheit an die Stelle gesetzt ist. Ob dies im vorliegenden Werke der Fall sey, darüber mag eine Beleuchtung der zwei gegen den Rec. selbst gerichteten Angriffe *einige* Auskunft geben.

Vor 13 Jahren hatte ich im Attischen Proceſs S. 289 bei Behandlung der Klage *κακώσεως* gesagt, dafs ein Ehemann sich der *κάκωσις* seiner Ehefrau durch jeden aufserehelichen Umgang schuldig mache; im Geiste dieser Ansicht lasse der Komiker *Cratin* im Stücke *Πυτίνη* oder der Weinflasche die Komödie gegen ihn, den Dichter, eine Klage *κακώσεως* anstellen, weil er mehr Umgang mit der Weinflasche, als mit ihr seiner gesetzlichen Frau, der Komödie, unterhalte *). Ich hätte damals noch hinzufügen können, was ich hier nachholen will, dafs auch *Menander* im Misogyn auf diese Klage Bezug genommen; Menanders Weiberfeind ist nämlich ein verheiratheter Mann, den Alles ärgert, was seine und andere Frauen thun, am meisten verdriefst ihn ihr Aufwand auf Opfer und andere gottesdienstliche Handlungen; er versagt ihr das Geld dazu; diese und andere Quälereien bringen am Ende die Frau so weit, dafs sie ihren Mann mit einer Klage wegen schlechter Behandlung, *κακώσεως*, bedroht; „ich schwöre dir beim Helios," sagt sie, „dafs ich eine Klage gegen dich wegen schlechter Behandlung anstellen werde" (*ὄμνυμί σοι τὸν Ἥλιον ἢ μὴν ἀποίσειν σοι γραφὴν κακώσεως*). Dafs es zur Anstellung der Klage wirklich gekommen sey, wie *Lessing* (Werke XV. 276) und *Meineke* (Menander p. 115) vermuthen, dürfte wenigstens das Fragment, worauf sie sich berufen, noch nicht beweisen; denn wenn auch in *ἦλκε δὲ γραμματείδιον Ἐχεῖπε δίθυρον καὶ παράστασις μία Δραχμή* das Wort *γραμματείδιον* das Klagelibell der *κάκωσις* bezeichnet, so scheint doch das Präsens *ἦλκε* dagegen zu sprechen, dafs die Klage schon angestellt sey. Doch dies beiläufig. Zu jener

*) Was Hr. F. über das rechtliche Sachverhältnifs in dieser Komödie p. 262 fg. sagt, davon ist fast *jedes Wort* falsch.

ner Stelle nun über die *Πυτίνη* des Kratin hatte ich die Bemerkung in einer Note gemacht: „Hier stehe gelegentlich die Vermuthung, dafs der bekannte Vers des Cratinus *ὕδωρ δὲ πίνων χρηστὸν οὐδὲν ἂν τέχοις*, *Nulla placere diu nec vivere carmina possunt, quae scribuntur aquae potoribus*, wohl dem Stücke *Πυτίνη* angehöre." Diese Vermuthung lag so nahe, dafs es nur ein Zufall genannt werden kann, wenn sie keiner vor mir gemacht hatte; dennoch hatte sie keiner gemacht; der Leser erwäge, ob sie übrigens anspruchsloser aufgestellt werden konnte; einige Jahre später gab Hr. *Meineke* (*Quaestiones scenicae* I. 18.) seine Beistimmung mit den Worten zu erkennen: „*Quem versum ex hac ipsa fabula desumtum verissime monuit Meierus.*" Hierüber bemerkt nun Hr. *F.* p. 270: *Pytinae autem fabulae eum versum, quem Cratini esse constaret, quasi proprium restituere, nihil erat negotii, quamobrem vidit vel Meierus (qui et Seidlero successit et Reisigium habuit collegam) in libro de causarum act. apud Athen.* Lib. III. p. 289, *paullo vehementius probante Meinekio et minus vehementer etiam Runkelio* p. 81. *Illud potius mirari licet, non dico Meierum aut Runkelium, quibus caecutire antiquum est, sed egregium virum, Meinekium non amplius etiam in vero investigando progredi voluisse.*" Man sieht also, Hr. *F.* giebt die Wahrheit meiner Vermuthung zu, erklärt sie nur für so nahe liegend, dafs sie *sogar mir* nicht entgehen konnte, und tadelt deshalb Hn. Meineke, er hätte sie „etwas zu stark gelobt," dessen ganzes Lob in einem „sehr richtig" besteht. Immerhin mag Hr. *F.* und die Schule, der er angehört (denn neu ist Hr. *F.* hier nicht; ein anderer aus dieser Schule, Hr. Runkel, ist ihm schon vorangegangen, s. dessen Cratin. p. V. *neminem fugiet, et ne Meierum quidem fugit*), mögen sie immerhin jedermann verbieten, was von mir stammt, „sehr richtig" zu finden; ich will schon mit dem blofsen „richtig" zufrieden seyn. Was hat aber mit der Pytine, mit meiner „sehr richtigen" oder „richtigen" Vermuthung über sie, die amtliche Stellung zu thun, die ich durch das Vertrauen meiner Regierung einnehme, dafs Hr. *F.* schreiben darf: „Meier, der einen Seidler zum Vorgänger, einen Reisig zum Amtsgenossen gehabt hat?" Fiel ihm denn nicht bei, was *Lessing* im 57. seiner antiquarischen Briefe (Th. 2. S. 168) gesagt hat: „Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. — Aber sobald der Kunstrichter verräth, dafs er von seinem Autor mehr weifs, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntnifs des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedient; sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — *Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.*"

Hr. *F.* wundert sich sodann, nicht dafs *ich*, *der* ich gewohnter Mafsen blind wäre, aber dafs der treffliche Mann, Hr. Meineke, nicht weiter habe in Erforschung der Wahrheit vorschreiten wollen. Hier frage ich erstens, woher weifs nur Hr. *F.*, dafs *ich* nicht weiter habe vorschreiten *wollen*? etwa daher, weil ich mir nichts davon habe merken lassen? Aber ich schrieb ja nicht eine Abhandlung über die Comödie *Πυτίνη*, sondern über die Klage *κακώσεως*; hier war schon die gemachte Bemerkung ein *hors d'oeuvre*, welche man mir nur um ihrer Stellung in einer Note und um des Wortes „*gelegentlich*" wegen nachsehen mochte; wenn ich über den fraglichen Vers noch so viel gesehen und gewufst hätte, im Attischen Procefs war der Ort nicht, mein Wissen und Sehen zu zeigen. Zweitens sehe ich in der Beschuldigung keinen rechten Zusammenhang; habe ich das Unglück, blind zu seyn und gewohnter Mafsen blind zu seyn, so fehlt mir gewifs die *Fähigkeit* zu sehen, aber wer dem Blinden den *Willen* zu sehen abspricht, spricht Aberwitz oder treibt mit der Blindheit Hohn. Indefs immerhin ist, was ich soll nicht haben sehen wollen, und Hr. *F.* gesehen hat, von der Art, dafs es ein Sehender sehen kann, ich will mir schon den muthwilligen Spott über meine Blindheit gefallen lassen. Aber ich fürchte, ich fürchte, Hr. *F.* hatte keine ganz gesunden Augen, als sie das sahen, was mir und Hrn. Meineke entgangen seyn soll. Das *δὲ* in *ὕδωρ δὲ*, sagt er, bewiese, dafs der Gedanke unvollständig, ein *Lob* des *Weins* vorangegangen seyn müsse. Sehr richtig. Dieses aber finde sich in dem Epigramm eines ungewissen Verfassers, welches durch Athenäus, die Anthologie und zum Theil durch Zenobius und Suidas erhalten ist, und folgender Mafsen anfängt:

Οἶνός τοι χαρίεντι πέλει μέγας ἵππος ἀοιδῷ·
ὕδωρ δὲ πίνων χρηστὸν οὐδὲν ἂν τέχοις.
ταῦτ' ἔλεγεν, Διόννσε, καὶ ἔπνευν, οὐχ ἑνὸς ἀσκοῦ
Κρατῖνος.

Denn der Vf. dieses Epigramms spreche doch offenbar dem Cratin neben dem ersten Trimeter auch den Hexameter als Eigenthum zu; nun sey zwar nicht glaublich, dafs bei Cratin Hexameter mit Senaren abgewechselt hätten, aber es fände sich V. 1. die Variante *ταχύς* für *μέγας*, V. 2. *καλὸν οὐ τέχοις ἔπος* und *οὐδὲν ἂν τέχοι σοφόν*; dieses letztere sey nun aber ganz vortrefflich sowohl wegen der bessern Wortstellung (!), als des Gedankens halber, der einmal *τέχοι nothwendig* mache, zum andern in *χρηστόν* eine Lüge enthalten würde (*mentiri eum patet, qui ita dixerit*); gleichwohl habe diese Lesart zu viel Auctorität für sich, als dafs man sie für einen blofsen Fehler der Abschreiber nehmen dürfte; *darum* vermuthe er, dafs Cratin geschrieben habe:

Οἶνος ποιητῇ γέγονεν, ὡς ἵππος ταχύς·
Ὕδωρ δὲ πίνων οὐδὲν ἂν τέχοι σοφόν,

was der witzige (*facetus*) Epigrammatist absichtlich so verfälscht habe, wie oben zu lesen war. Also nach

nach Hrn. *F.* würde, wer in einem allgemeinen Satze spräche: „wenn du aber Wasser trinkst, schaffst du nicht was Braves (was Treffliches)," in „du" eine Unmöglichkeit, in „Treffliches" eine Lüge sagen, und lügen darf nach Hn. *F.* der Epigrammatist, aber nicht der Komiker, und wenn jener statt eines „*schnellen* Rosses" ein „*grofses* Rofs," statt „*Kluges* (*Geschichtes*) schaffen," „*etwas Braves*" setzt, so ist er nach Hrn. *F.* ein witziger Mensch; und wer das nicht sieht, nicht sehen will, ist blind und gewohnter Mafsen blind.

Der zweite Angriff gegen mich findet sich p. 203 bei der Darstellung der Baptä des *Eupolis*; über dieses Stück hatte ich in diesen Blättern (A. L. Z. 1827. May. N. 123. p. 139) theils *Buttmann's* Ansicht zu vertheidigen, theils den dunkeln Titel *Βάπται* zu erklären versucht: da es ausgemacht sey, dafs 1) dieses Stück gegen Alcibiades und seine Genossen gerichtet war, 2) die ausschweifende Liederlichkeit derselben geschildert, 3) und diese Liederlichkeit so dargestellt habe, als ob jene einen förmlichen Geheimcult einer Göttin der Liederlichkeit, der Kotytto, angenommen hätten, so schien es auch mir, als habe hiermit auf die muthwillige Verspottung und Entweihung der Mysterien *angespielt* werden sollen, die beim Wein sich erlaubt zu haben grade Alcibiades und seine Freunde beschuldigt wurden, dafür spreche, dafs jene Entweihung *Plutarch* durch *παρ' οἶνον ἀπομιμήσεις μυστηρίων* (Alcib. 19. vgl. 22.) und *Thucydides* 6, 28. mit den Worten *καὶ τὰ μυστήρια ἅμα ὡς ποιεῖται ἐν οἰκίαις ἐφ' ὕβρει* bezeichnet habe; die *ὕβρις* aber könne hier nur darin bestanden haben, dafs Gebräuche, geheiligt durch ihre Beziehung auf den ehrwürdigsten Geheimcult, durch freche Anwendung auf Unheiliges geschändet wurden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Prag, gedr. b. Haas Söhne: *Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen in der dreizehnten allgemeinen Versammlung am* 14. *April* 1835. 80 S. u. eine lithogr. Abbild. 1835. gr. 8.

Giebt auf eine sehr erfreuliche Weise, besonders in zwei darin abgedruckten ausführlichen Vorträgen des Geschäftsleiters Hn. J. Grafen von Nostiz und des Präsidenten Hrn. Grafen K. von Sternberg, zureichende Auskunft über die thätigen Fortschritte und Arbeiten und die Vermehrung der Sammlungen dieser Gesellschaft, woran der genannte Präsident, ein höchst achtbarer, ungemein thätiger Greis von 75 Jahren, den Hauptantheil haben dürfte. Notorisch vereinigen sich in ihm eben so gründliche naturhistorische Kenntnisse, als ausgezeichnete Vaterlandsliebe, welche ihn selbst gern zu persönlichen Aufopferungen bestimmt, wo er der Wissenschaft im Allgemeinen und besonders der nähern naturhistorischen Ergründung von Böhmen nützlich seyn kann. Zwei wissenschaftliche Beilagen der Schrift sind von besonderem Interesse; folgend führen wir sie näher an. „*Ueber den in der Steinkohlenformation bei Chomle* (*auf* der Herrschaft Radnic in Böhmen) *gefundenen fossilen Scorpion.*" Eine treue Abbildung begleitet die Abhandlung, welche eine genaue Beschreibung des möglichst klar ermittelten seltenen Thieres enthält. Die Bestimmung gründet sich auf den Ausspruch einer Commission aus den Naturforschern der Stuttgarter Versammlung von 1834, welche aus den Herren v. Heyden, Duverney, *Strauss*-Türkheim und Leukart bestand. Das Thier hat die meiste Aehnlichkeit mit *Buthus* (*Scorpio*) *spinifer* und *afer*; ob dasselbe aber gerade zu dem achtäugigen *Genus Buthus* zu zählen ist, frägt sich noch, da die Zahl der Augen nicht ausgemittelt werden kann. Offenbar gehört jene fossile Form einer ganz neuen Art von Skorpionen an, die zu den dickwänzigen Arten zu zählen ist. Hr. Graf v. Sternberg hat sie *Scorpio senior* genannt. Der Fund ist wichtig, da irgend Aehnliches im Steinkohlengebirge noch niemals angetroffen worden ist. — „*Beiträge zur Geognosie einiger mittleren, östlichen und nordöstlichen Gegenden Böhmens von F. X. M. Zippe.*" Für die geognostische Kenntnifs von Böhmen wichtig; meist nähere Bestimmungen über die Verbreitung der Gebirgformationen enthaltend und so die Arbeiten von Zobel und v. Carnall weiter ausführend und ergänzend. Zippe läfst sich die Geognosie von Böhmen tüchtig angelegen seyn.

Das vaterländische Museum in Böhmen ist überhaupt eine sehr nützliche Anstalt, von welcher man sehr gern Kenntnifs nimmt und dabei den Wunsch nicht unterdrücken kann, dafs in jeder Provinz Deutschlands eine ähnliche seyn möchte. Wie sehr würde die Wissenschaft dadurch erfolgreich gefördert werden!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Köhler: *Quaestiones Aristophaneae* scripsit *Franciscus Volkmarus Fritzsche* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 66.)

So etwa habe ich *Buttmann's* Ansicht rechtfertigen mögen. Den Namen Baptä aber glaubte ich so erklären zu dürfen: „Nach Plutarch haben sich die Genossen jener heillosen Orgien *μύσται* genannt; Eupolis aber nennt sie *βάπται*, gewifs, inwiefern in seinem Stücke an die Stelle der Lustration oder der Besprengung mit Opferblut, wodurch die Initiirungen in den wirklichen Mysterien eröffnet wurden, eine völlige Eintauchung in Wein bis zur Betrunkenheit trat; hierauf führen das *παρ' οἶνον* des Plutarch, die aus diesem Stücke angeführten Ausrufungen der Trunkenheit, als *εὐοῖ σαβαΐ*, die Drohung, die ein Epigramm den Alcibiades aussprechen läfst, *βαπτίζων ὀλέσω νάμασι πικροτέροις* und endlich dafs *βάπτεσθαι*, *βαπτίζεσθαι* wie *βρέχεσθαι* u. a. Ausdrücke ganz gewöhnliche Bezeichnungen von denen sind, die zu tief ins Glas gesehen haben.“ Gegen diese Ansicht erklärte sich *Lobeck* im *Aglaopham.* p. 1030.; möge mir dieser Forscher verzeihen, wenn ich seiner in solcher Gesellschaft erwähne; aber er wird es nicht unangemessen finden können, wenn ich, da man sich einmal auf seinen Namen berufen hat, bei dieser Gelegenheit als Mifsverständnifs bezeichne, was mir Mifsverständnifs scheint. *Lobeck* sagt: „*quae Meierus* in Allg. L. Z. 1827. N. 122. p. 140. *pro Buttmanno affert, infirma sunt omnia: Nach Plutarch etc.*“; hier ist das erste Mifsverständnifs; denn die Stelle „Nach Plutarch etc.“ dient bei mir nicht zur Vertheidigung der Buttmann'schen Ansicht, welche ich vielmehr die Seite vorher p. 139. geführt habe, sondern soll meine Erklärung des Titels *Βάπται* rechtfertigen. Sodann sagt Lobeck: *Primum eos, qui Eleusiniis initiarentur, sanguine adspersos esse nemo veterum prodidit.* Sehr richtig, und wenn auch durch Mangel an Zeugnifs noch nicht die Thatsache widerlegt wird, so hätte ich mich doch jedenfalls viel weniger bestimmt ausdrücken sollen als geschehen. Indefs da Lustration vor dem Beginn der Mysterienweihe noch weniger als vor dem Beginn anderer feierlichen Versammlungen fehlen durfte, ja die Reinigung *καθαρμός* von *Theo*, *κάθαρσις* von *Olympiodor* als Anfang der Weihen genannt wird (s. d. Stellen derselben bei Lobeck p. 39 und 41, womit auch der *Schol. Aristid. Panath.* p. 21 *Dind.* übereinstimmt: *οἱ μυούμενοι πρῶτον προεκαθαίροντο, διὸ καὶ προτέλεια ἐλέγετο παρ' αὐτοῖς*) und hier wohl einen noch feierlichern und religiösern Charakter zeigen mufste, der Gebrauch aber von *καθάρσια* oder Lustrationsopfern, insbesondere von kleinen Ferkeln, zumal da Schweineopfer in den Cerealischen Mysterien ganz besonders üblich war, diesem feierlicheren Charakter entspricht, endlich beim Herumtragen der *καθάρσια*, was bekanntlich in Athen zur Lustration von Volksversammlung, Theater und überhaupt der Zusammenkünfte des Volks diente, und hier durch die *περιστίαρχοι* geschah, (*Lexicogr.* in *καθάρσια*) vermuthlich die Menge mit dem Opferblute leicht besprengt wurde, so glaubte ich mich auch ohne Gewährsmänner berechtigt, so zu sprechen, wie ich gethan habe (vgl. noch wegen des „*cruore adspergi*“ *Lomeier de lustratt. veter. gentil. c.* 23. *p.* 293). Uebrigens würde, wenn bei den Mysterien auch die Lustration durch Besprengung mit Weihwasser d. h. besonders mit geschwefeltem Salzwasser aus dem *περιῤῥαντήριον* oder *ἀπορῥαντήριον* oder auf irgend eine andere Art erfolgt seyn sollte, in der Sache, auf die es mir dabei ankommt, dadurch nichts geändert seyn. Lobeck fährt fort: *Secundo εὐοῖ σαβοῖ* (*sic enim scribendum*) *non est convivalis vociferatio, sed bacchationum mysticarum epiphthegma a sacris Eleusiniis eorumque simulacris alienissimum.* Dieser Einwand trifft nicht einmal meine Vertheidigung der Buttmannschen Ansicht, denn eine Entweihung der Cerealischen Mysterien konnte auch durch die Uebertragung der ihnen fremden bacchischen Ausrufungen auf sie angedeutet werden; noch weniger aber, worauf es mir hier doch allein ankam, meine Erklärung des Titels *Βάπται*, denn eben deshalb, weil *εὐαὶ σαβαΐ* oder *εὐοῖ σαβοῖ* dem *Bacchus*dienst angehört, hatte ich angenommen, dafs jener Titel sich auf Trunkenheit in Wein beziehe. Dann sagt Lobeck: *Plutarchus longe aliud dicit ac vir doctus praetendit, hoc videlicet, Alcibiadem Hierophantae partes egisse, Polytionem Daduchi, Praeconis Theodorum, ceteram autem turbam mystas et epoptas vocatos esse, unde sequitur, Eupolin summis sacerdotibus cynaedorum speciem induisse — si vera est Buttmanni sententia.* Aber 1) kann ich nicht zugeben, dafs ich den Plutarch etwas ihm Fremdes sagen lasse, wenn ich nur einen Theil seiner, allerdings durch Lobeck hier vollständiger angeführten, Rede, und zwar den, auf welchen es mir hier allein ankam, erwähne: „Nach Plutarch haben sich die Genossen jener heillosen Orgien *μύσται* genannt.“ 2) Nicht die höchsten Priester läfst nach der Buttmannschen Erklärung Eupolis als *cynaedi* auftreten, sondern nur die muthwilligen Jünglinge, welche in frechem Uebermuth

muth die Rolle jener bei Tische spielten; 3) mag auch dieser Grund gegen Buttmanns Erklärung eingewandt werden können; was beweist er gegen meine Deutung des Titels *Βάπται*? „*Παρ'οἶνον autem nihil aliud significat, quam in vino h. e. symposio.*" Ich wüfste nicht gesagt zu haben, dafs es etwas anderes bedeute. „*Denique si ebrii dicuntur βεβαπτισμένοι id non eo valet, ut βάπτας eos dici putemus, qui aliquem vino immergant.*" Dafs *Βάπται* der *legale* Name wäre für Personen, die andere betrunken machten, habe ich nirgends gesagt. *Βάπται* sind Taucher und müssen das auch bei Eupolis seyn; es ist nur die Frage, wer getaucht hat, was und worin getaucht worden ist. Und da gestehe ich noch heute, nichts besseres vermuthen zu können, als dafs Alcibiades, Polytion und Theodorus ihre Zechgenossen in Wein getaucht haben. So viel gegen die Note im *Aglaophamus*. Von dieser meiner Erklärung nun sagt Hr. *F.*: „*Longe praestantior est Meieri sententia, Summi Viri, qui haud ita pridem Hermannum in tantas compulit angustias, ut se non posset commovere. Is acutissime vidit, nomen Βάπται de hominibus vino immersis, madidis, ebriis denique interpretandum esse: quos vacillantes, lingua etiam titubante, pulcherrimum praebuisse spectaculum necesse est. Non erat, quod hoc inventum, jucundum sane maximeque comicum, tam temere cavillaretur* (das finde ich nicht, dafs Lobeck gethan hätte, auch würde er es seiner unwürdig erachtet haben, eine *bona fide* geführte Untersuchung „durchzuhecheln") *Lobeckius l. l.* p. 1030 sq.: *ego quidem, ut primum rescivero, utrum Meierus Βάπται transferri malit* die Betrinker *an* die Betrunkenmacher, *divinam illam sententiam novis quibusdam argumentis confirmabo; interim tamen ampliandum censeo.* Was ich einstmals über, nicht gegen *Hermann* im Interesse der Wissenschaft geglaubt habe schreiben zu müssen, darüber gönne ich jedem seine Meinung, nur sollte er sie am gehörigen Orte aussprechen; ob die Widerlegung meiner damit auch nicht in der entferntesten Verbindung stehenden Ansicht über die *Βάπται* ein gehöriger Ort sey, dafs Hr. *F.* schreiben darf: „Weit trefflicher ist Meiers Meinung, des grofsen Mannes, der Hermann neuerlich in solche Klemme gebracht, dafs er sich nicht bewegen konnte," oder ob es nicht vielmehr unklug war, durch eine solche Aeufserung den eignen Schmerz und die Ursache der fortgesetzten Anfeindungen zu verrathen, darüber überlasse ich billig das Urtheil dem Leser. Ueber die Sache habe ich um Hrn. *Fs.* wegen kein Wort hinzuzufügen. Hn. *F's.* eigene Ansicht über den Titel p. 201 fu., die *Βάπται* wären *Färber*, die kostbare Kleider und Wolle in Purpur gefärbt hätten (*Βάπται sunt tinctores, qui vestes lanasve pretiosas purpura inficiunt*), und dieses Stück des Eupolis sey deshalb so genannt worden, *weil diese Diener der Kotytto der Göttin und vielleicht ihre eigenen Kleider in der Orchestra gefärbt hätten* (p. 202. *isti Cotyttus cultores huius deae, fortassis etiam suas ipsorum vestes in orchestra tingerent*) ist freilich keine Meiersche Erfindung (p. 211. *Habes inventum, non iam ut spero, Meierianum*), aber ernsthaft widerlegen mag diese „*Fritzsch'sche* Erfindung" wer es vermag.

Diese beiden Proben werden zeigen, ob Hr. *F.*, andere Gelehrte angreift, weil er durch den Gang der Untersuchung es nicht umgehen kann, oder ob er die Gelegenheit zum Angriff vom Zaune bricht; zeigen auch, ob, ich will nicht von Anstand der Form sprechen, ob auch nur ein Schatten von materieller Wahrheit seinen Angriffen zu Grunde liege.

3. Nach diesem Präludium wollen wir die Schrift des Hrn. *F.* selbst näher in Betrachtung ziehen. Sie besteht aus dreien Abtheilungen; die erste *De Pelargis Tyrrhenis et de Pelargis Aristophanis commentatio* reicht von p. 1 bis 96., die zweite *De Socrate veterum comicorum dissertatio* von p. 98 bis 297., die dritte *De iniuriis Aristophani a Cleone illatis commentatio* von p. 301 bis 322. Diese letztere mufs ich ganz übergehn und ihre Beurtheilung einem andern Blatte überlassen, weil ich sie — nicht gelesen habe; diese Sünde wird mir das Publikum vielleicht verzeihen, wenn es sich aus der folgenden Darstellung überzeugen wird, ob ich mit Genauigkeit die beiden ersten Abtheilungen durchgegangen bin; warum ich aber diese letzte nicht gelesen habe, nicht habe lesen können, wird vielleicht am Ende dieses Aufsatzes sich von selbst ergeben.

Die erste Abtheilung enthält zuerst eine Rede bis p. 30. über die Tyrrhenischen Pelasger und dann eine *Abhandlung* über die *Πελαργοί* des *Aristophanes*. Schon manches sonderbare Thema mag in Reden behandelt seyn, aber über die Tyrrhenischen Pelasger eine Rede und am Geburtstage des Landesherrn zu halten, und nun vollends der schöne Uebergang am Schlusse der Rede von der Barbarei jener Pelasger auf die glänzende Cultur und Civilisation der Mecklenburger, von den guten Königen, die jenen gefehlt haben sollen, *weil wir nichts von ihnen wissen*, zu den erhabenen Tugenden Sr. Königl. Hoheit des Grofsherzogs, das ist so neu, so originell, dafs ich wenigstens mich dadurch entschädigt fühlte, als ich vergeblich (vermuthlich blofs weil es mir *antiquum est caecutire*) in der Rede selbst auch nur *einen* Gedanken, der zugleich wahr wäre und zugleich über das Allertrivialste hinausginge, in den Anmerkungen, die der Hr. Vf. der Rede untergesetzt hat, vergeblich auch nur *eine* Nachweisung gesucht hatte, die das vorhandene Material erweiterte. Doch nein; denn erstens über *Herodot* I. 57., welche Stelle über zwei Jahrhunderte die Köpfe gelehrter Männer gewaltig beschäftige (*ducentos amplius annos doctorum hominum ingenia vehementer exercet*), giebt S. 21. eine Vermuthung, die alle Schwierigkeit beseitigen soll; man lese nur: *τοῖσι νῦν ἔτι ἐοῦσι Πελασγῶν Τυρσηνῶν τῶν ὑπὲρ Κρηστῶνα πόλιν οἰκεόντων* statt *Πελασγῶν, τῶν ὑπὲρ Τυρσηνῶν Κρηστῶνα π. ο.* Zweitens angekündigt wird schon in der Rede die gloriose Vermuthung, die in der darauf folgenden Abhandlung ausgeführt wird, der etwas dunkele Titel einer Aristophanischen Comödie *Πελαργοί* bezeichne nicht, wie einige Gelehrte lächerlich genug (*satis ridicule*) ange-

angenommen hätten, *Störche*, wobei Sievern, um sich das Ansehn zu geben, als sagte er was (*ut aliquid dixisse videretur*), an die kindliche Liebe erinnert hätte, die an Störchen den Alten so merkwürdig erschienen, dafs sie dieselbe das Gesetz der Störche, Πελαργῶν νόμος, genannt hätten, was wohl ein Sujet für die Tragödie, aber nicht für alte Comödie abgeben könnte; auch nicht, wie er (Fritzsche) selbst früher, nicht glücklicher, aber doch etwas vernünftiger (*paullo prudentius*) vermuthet hätte, Menschen mit dünnen Beinen und rother Nase, sondern — die Tyrrhenischen Pelasger. Aristophanes hat nach Vögeln, nach Fröschen, nach Wespen, Magnes nach Gallwespen (ψῆνες), Eupolis nach Ziegen, Archippus nach Fischen u. s. w. eine Comödie benannt; nach Störchen soll keine Comödie haben benannt werden dürfen, obgleich im Leben der Störche so manches auch *den Alten* bemerkenswürdig erschienen ist, ihr Kommen und Wegziehen in grofsen Heerden zur Zeit des Frühlings und Herbstes; ihre Anhänglichkeit an das einmal gewählte Nest, die zärtliche Liebe des Männchen zum Weibchen, welche sich so rührend äufsert, wenn sie sich nach langer Reise im Neste begegnen, die grofse Sorge der Eltern für ihre Jungen, die lange von ihnen gefüttert, und auf die muthigste Weise in Gefahren vertheidigt werden, aber ganz besonders die treue dankbare Sorge, welche diese Vögel für ihre schwachen und bejahrten Eltern tragen? Warum soll es denn also unmöglich seyn, dafs eine Comödie nach Störchen benannt wurde? Auf diese Frage giebt uns Hr. *F. keine* Antwort, dafür Gründe, warum gerade an die Tyrrhenischen Pelasger zu denken sey. Ihrer sind, soviel ich sehe, vier: 1) *sie* pafsten besser für eine Comödie als ihre andern pelasgischen Collegen; denn sie wären in Attika einheimisch, und die Comödie verweile gern bei einheimischen Dingen. Nun meinetwegen mögen die Tyrrhenischen Pelasger besser als alle andere Pelasger passen, passen sie darum überhaupt, sie, über welche damals im attischen Publikum nur etwa gelehrte Alterthumaforscher dies und jenes erfahren haben konnten? Die alte Comödie gehört dem Leben an, darf sie sich wohl einen Gegenstand, welcher damals nur so wenigen nicht ganz unbekannt war, darf sie längst verschollene Sagen sich zum Vorwurf wählen? 2) sagt Hr. *F.*, unter diesem Namen habe Aristophanes Menschen seiner Zeit, entweder solche, die, wie jene, die Mauer um die Cecropia gebaut hatten, sich als Miethlinge und Parasiten gebrauchen liefsen, oder, und das gefällt Hrn. *F.* erstaunlich (*mire placet*), Menschlein von wilden Sitten und barbarischer Grausamkeit (*homunculos moribus feros, immanitate barbaros*) verbergen können. Was? ein und derselbe Name soll dazu dienen können, um zugleich die dem verfeinerten Leben angehörigen Parasiten und wilde Grausamkeit verbergend zu bezeichnen? Wo ist ferner der Zusammenhang zwischen Dienst beim Mauernbau und Dienst als Parasiten? Wenn endlich gar Aristophanes Menschen seiner Zeit aber von wilden Sitten und barbarischem Charakter darstellen und sie nun einmal nicht beim rechten Namen nennen wollte, welche unter allen Pelasgern konnten dazu weniger geeignet seyn, als die Tyrrhenischen, deren Kunstfertigkeit in dem Rufe der Sage lange fortlebte, als sie selbst schon verstoben waren? 3) Die erhaltenen Fragmente seyen zwar an Zahl unbedeutend, auch zum Theil undeutlich; aber sie begünstigten doch beide Vermuthungen. Von diesem dritten Punkte hätte Hr. *F.* ausgehen sollen; denn bei allen solchen Fragen mufs man mit der Betrachtung der erhaltenen Fragmente anfangen. Da sich nun findet, dafs wir theils über das Stück Pelargoi folgende Notizen haben: *a*) es ist in demselben Jahre gegeben, in welchem die Oedipodie des Meletos; *b*) verspottet wurden in demselben aufser Meletos noch ein reicher schmutziger Filz Patrokles und *c*) ein sykophantischer Redner Neoklides, theils aus demselben folgende resp. Zeilen und Wörter kennen, die ich vorziehe nach meiner „Blindheit," als mit den übrigens noch Hn. *Dindorf* abgeborgten Augen des Hn. *F.* zu ordnen: 1) der Frankolin, sein Fleisch höchst lieblich zu essen beim Siegesmahl (fr. IV. Dind.), 2) Kopfstücke von Schaafen, Schinken von Lämmern (fr. V.), 3) obolische Brode (fr. IX.), 4) Kupfergeräth, Kopfkissen (fr. VI.), 5) der wollte, als er den Myrthenzweig genommen, das Admet-Lied singen, der andere zwang ihn aber das Harmodius-Lied zu singen (fr. II.), 6) Bader (fr. VIII.), 7) Hänschen (fr. X.), 8) ihr versiegelte die Häuser der Missethäter (fr. III.), 9) denn wenn du einen ungerechten Mann verklagst, treten als Zeugen dagegen auf 12 Parasiten den übrigen (fr. VII.); so würde ich glauben, dafs, was man auch über Inhalt und Gang des Stückes vermuthen möchte, schlechterdings zu nichts führen könne; denn was wird nun z. B. für das Verständnifs dieser Notizen, Zeilen und Wörter gewonnen, wenn der Titel des Stücks wirklich nicht Störche, sondern Pelasger übersetzt wird? Wird damit auch nur eine jener Notizen, nur eins jener Wörter verständlicher? — Wo von einem Stücke nicht mehr erhalten ist, da mufs man nicht weiter versuchen wissen zu wollen, was man einmal nicht wissen kann. Aber soviel ist doch gewifs, dafs, wenn diese Notizen, Zeilen und Wörter Hn. *F.*s Lieblingsvermuthung bestätigen soll, diese wilden Barbaren, diese *homunculi moribus feri, immanitate barbari* Liebhaber guter Gerichte, im Besitz nicht unbeträchtlichen Hausraths seyn, Tischlieder singen, sich baden müssen u. s. w., das wäre eine eigene Sorte Barbaren. 4) Zwei Mal wird dieses Stück citirt als Πελασγοῖς. Gelehrte Männer hätten dieses entweder übergangen oder für Schmutz der Abschreiber (*librariorum sordes*) erachtet, er dagegen (Hr. Fritzsche) entdecke darin das wahrste Glossem der gelehrtesten Menschen (*verissimum glossema doctissimorum hominum*); dies wird p. 58 und 61 noch weiter ausgeführt. Aber entweder hiefs das Stück Πελασγοί, und dann hätte sich Hr. *F.* den weiter unten geführten Beweis, dafs die Tyrrhenischen Pelasger in Athen Πελαργοί geheifsen hätten, ersparen sollen, oder es hiefs Πελαργοί, und dann mufste er sich enthalten die Schreibart Πελασγοί, welche sich bei *Athenaeus* VI. 247. A. in *einer* Handschrift,

bei

bei *Pollux* X, 174 in nicht vielmehr findet, als richtig zu empfehlen. Uebrigens wenn an 10 Stellen dieser Titel ohne irgend eine Abweichung der Lesart *Πελαργοί* genannt wird, deren einige noch dazu im Athenäus und Pollux selbst stehn, so gehört eine eigene Bizarrerie dazu, um die Abweichung in den zweien Stellen nicht mit Hemsterhuys für Schreibfehler zu erklären. Ganz unerwartet ist auch noch, dafs Hr. *F.* sagt, wenn Athenäus und Pollux hier zugleich beide Schreibarten hätten, so schienen sie verschiedene Quellen benutzt zu haben; hiernach käme also die Abweichung auf Rechnung der Schriftsteller, vorher wurde sie ja aber für *Glossema* erklärt.

So weit die Rede. An sie schliefst sich die *Abhandlung Pelargi Aristophanis* p. 31 bis 96. Was Hr. *F.* hier über die Pelasger und die Etymologie des Wortes sagt, will ich übergehen, da vielleicht über diesen Gegenstand niemand von Hn. *F.* Belehrung erwarten mag, und mufs es übergehen, weil meine „Blindheit" nur Geschwätz, aber nicht Gedanken, auch nicht einmal unrichtige, sieht. Nur auf 3 Stücke will ich aufmerksam machen: 1) Hr. *F.* hält mit den Zähnen (*mordicus*) fest, dafs nur die *Tyrrhenischen* Pelasger in Athen *Πελαργοί* genannt worden seyen. Das mag Hr. *F.* immer für sich festhalten, schwerlich wird einer die Lust bekommen, es ihm zu entreifsen, da noch nicht erwiesen ist, dafs mit Ausnahme des *Πελαργικόν*, wobei sich der gemeine Mann schwerlich des Ursprungs bewufst war, überhaupt in Athen Pelasger und Pelasgisches, was man so „nennen" heifsen kann, damals genannt worden seyen. 2) Er verbessert die bekannte schwierige Stelle des Phrynichus: *Πελαργός: οἱ ἀμαθεῖς ἐκτείνουσι τὸ ᾱ, δέον συστέλλειν· πελαργὸς γὰρ οὐδὲν ἄλλο ἢ Ἐρετριακῶς πελασγός* so: *ἐκτείνουσι τὸ λ*, und das soll bedeuten: *male scribunt Πελλαργοί*. Unwissende verdoppelten fälschlich das λ. Nach diesem Grammatiker heifst also *ἐκτείνειν* „verdoppeln." 3) Wenn bei *Strabo* V. 221 die Verfasser der Atthis (*οἱ τὴν Ἀτθίδα συγγράψαντες*) genannt werden, so soll man nach Hrn. *F.* p. 31 nur wählen können zwischen *Androtion*, *Philochorus* und *Polemo* (*optare licet vel Androtionem, vel Philochorum, vel Polemonem, et licet unum eorum plurimve*); kennt Hr. *F.* Polemon als Vf. einer Atthis und aufser den genannten keine andern Atthiden-Schriftsteller, so weifs er, was er nicht wissen; weifs nicht, was er wissen sollte. Wie gesagt, diese 3 Bemerkungen abgerechnet, will ich alles andere übergehen und nur bei des Aristophanes *Πελαργοί* verweilen. Hier hatte ich nun zuerst erwartet, den Satz, dafs in denselben die Tyrrhenischen Pelasger dargestellt seyen, recht gründlich ausgeführt zu sehen; aber mit *supra demonstratum est* werden wir abgespeist, und von p. 44 an folgen die Fragmente dieser Comödie mit der, vermuthlich witzig seyn sollenden, Ankündigung eingeleitet, „er wolle sie numeriren, wie die Bauern ihr Vieh pflegten" (p. 44. *fragmenta omnia, ut rustici solent pecudes suas, numerabo*). Unter ihnen findet sich kein einziges, was nicht schon *Dindorf* hätte. Fragt man, wie es möglich sey, über höchstens 10 Zeilen betragende Fragmente 52 Seiten zu schreiben, (wobei noch das von mir oben unter 9 aufgeführte grade in den Stellen keine Erläuterung erhält, wo es am meisten derselben bedurfte), so kann ich es nur durch die Sucht das Entlegenste mit Haaren herbeizuziehen, durch die Eitelkeit mit Citatenreichthum erborgter Gelehrsamkeit zu prunken, und durch eine Darstellung erklären, die in Mangel an Präcision, in Weitschweifigkeit an's faselnde Schwatzen grenzt, deren Hr. *F.* sich übrigens selbst wohl bewufst ist. Vgl. p. 196: *nisi paullo loquacior essem natura*, p. 91.: *quoniam liberum est nostrum disputandi genus, ne hoc quidem praeteribo.* Einige Proben arger Unkenntnifs dürfen nicht verschwiegen werden. Die Pelargoi sind, wie wir gesehen haben, in demselben Jahre gegeben, in welchem des Meletos Oedipodie, und diese wurde in jenen verspottet. Sie mufs mithin früher als jene gegeben seyn. Da nun in Athen damals dramatische Aufführungen nur an 3 Dionysosfesten gegeben wurden, den ländlichen, den Lenäen und den städtischen Dionysien, so sind nur folgende Fälle möglich: die Oedipodie ist entweder an den ländlichen, die *Πελαργοί* sind an den nächsten darauf folgenden Lenäen oder städtischen oder die Oedipodie ist an den Lenäen, die *Πελαργοί* sind an den städtischen gegeben; Dieses letztere ist mir das Wahrscheinlichere, weil in den ländlichen vermuthlich keine neuen Stücke aufgeführt wurden. Was ist aber unmöglich? das, was Hr. *F.* p. 45 vermuthet, die Oedipodie sey im Anfange des Frühlings oder an den grofsen Dionysien, die *Πελαργοί* im Herbst desselben Jahres, in den Lenäen gegeben (*Meletus primo vere sive Dionysiis magnis Oedipodiam dederat, Aristophanes auctumno eiusdem anni extremo sive Lenaeis Pelargos docebat*). Hr. *F.* mufs also wenigstens, als er dieis schrieb, geglaubt haben, dafs auch das attische Jahr, etwa wie bei uns, mit dem ersten *Januar*, jedenfalls nicht gewufst oder übersehen haben, dafs es wenigstens seit *Ol.* 72, 3 mit dem Hekatombäon oder mit der Zeit des Sommersolstitiums angefangen hat, der Herbst also einem andern spätern Jahre angehört, als der ihm unmittelbar vorangegangene Frühling. Das wäre Unkenntnifs in der Chronologie, von der auch S. 184 sich ein eclatanter Beweis findet, so wie es von doppelter Unkenntnifs in der Heortologie zeugt, wenn es p. 68 heifst, die *ländlichen* Dionysien, welche *auch* in Athen *unter dem Namen der Lenäen begangen wurden* (*Dionysiis ruralibus, quae Athenis quoque sub Lenaeorum nomine agebantur*).

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Köhler: Quaestiones Aristophaneae scripsit *Franciscus Volkmarus Fritzsche* etc.

(*Fortsetzung von Nr. 67.*)

Jetzt weifs jedermann, wenigstens sollte es jeder wissen, der über dergleichen Dinge sprechen will, dafs Lenäen und ländliche Dionysien verschiedene Feste waren. Wer *ἀπεσημηνάμην τὰς τῶν κακούργων οἰκίας* übersetzt, wie p. 56 geschieht: „ich habe die Häuser *der Bösewichte* versiegelt," scheint nicht zu wissen, was in Athen *κακοῦργοι* waren; wer zur Erklärung hinzufügt: *isti homines magnum aliquod crimen admiserunt, quod ut publice deprehendi posset, per lancem liciumque conciperetur*, verkennt, dafs 1) *furtum per lancem liciumque conceptum* zwar römisch, aber nicht attisch, 2) weder in Rom noch in Athen von Diebstahl gesagt werden konnte *publice deprehendi*, weil das Suchen der gestohlenen Sache, das *φωρᾶν* kein öffentliches, sondern ein Privatgeschäft war. Wer bei dieser Gelegenheit von den hypothekarischen *ὅροις* spricht, mischt Fremdartiges ein; wer davon spricht, ohne die erhaltenen *ὅροι* selbst anzuführen (Corp. Inscriptt. No. 530—533. und unsere A. L. Z. 1834 No. 31. Int. Bl. und 1835 No. 34. Int. Bl.) übersieht die Hauptquelle; am allerwenigsten hätte er schreiben sollen: *Ὅρος ponebatur i. e. vel lapis vel tabula vel statua — In hac statua legebatur summa pecuniae debitae et nomen creditoris — Atque ut tabula ὅρος, sic is, qui eam figeret, ὁριστὴς dicebatur — neque vero privati homines erant ὁρισταί, sed magistratus publice creati.* Denn 1) war der *ὅρος* eine Tafel von Holz oder Stein, aber nicht eine Statue; 2) stand auf diesem *ὅρος* noch manches andere als was Hr. *F.* angiebt; 3) war *ὁριστὴς nicht* der, welcher einen hypothekarischen *ὅρος* setzte; denn das thaten Gläubiger oder Schuldner in eigner Person; 4) hatte die Behörde der *ὁρισταί*, die, wenn sie anders Athen angehörte, was ich nicht weifs, jedenfalls eine aufserordentliche und nicht eine regelmäfsige war, nichts mit der Aufstellung der hypothekarischen *ὅροι*, sondern mit der Grenzbestimmung zwischen Privat- und öffentlichen Gebäuden zu thun, wie das *Etym. M.* deutlich zeigt. Dieis ist eine kleine antiquarische Unkenntnifs; aber was sollen wir von der grammatischen Kenntnifs sagen, welche p. 47 glaubt bewiesen zu haben, dafs man von einem Dichter, der ein Schauspiel auf die Bühne bringt, nicht nur *καθιέναι*, sondern auch *τιθέναι δρᾶμα* gesagt habe, was sich nur in ein Paar verdorbenen und längst verbesserten Stellen findet, weil man — *ἀγῶνα τιθέναι* sagt?

4. Die zweite Abtheilung *De Socrate veterum comicorum* beginnt wieder mit einer *oratio* (!), welche Hr. *F.* 1832 bei derselben feierlichen Gelegenheit gehalten hat, von p. 99 bis 110. Darauf folgt die eigentliche Abhandlung von 111 bis 195, und zwar von p. 140 an die Fragmente, welche Hr. *F.* zu den ersten Wolken rechnet. Was von p. 196 bis 297 gegeben wird, ist ein Parergon; er könnte, sagt Hr. *F.*, hier schliefsen, wenn er nicht etwas schwatzhafter Natur wäre, es mache ihm aber Vergnügen einige Possen (*nescio quid nugarum*) über die *Baptae* des Eupolis, den *Connus* des Amipsias, die *Pytine* des Cratin, den zweiten Frieden oder die *Georgoi* des Aristophanes anhangsweise hinzuzufügen. Dieser letzte Theil der Ankündigung wird noch auf derselben Seite in der Note und aus dem ganz vernünftigen Grunde zurückgenommen, weil dieses Stück nicht mit Socrates in Verbindung stände; aber warum ist denn nicht hiernach gleich im Text die Ankündigung abgeändert worden? kann ein solches In den Tag Hineinschreiben vor dem Publikum bestehen? heifst es nicht rücksichtslos gegen dieses handeln, wenn er p. 207 schreibt, er werde nicht gehörig Ueberdachtes beibringen, weil er unvorbereitet und plötzlich auf die *Baptae* gefallen sey (*neque enim satis diu meditata afferre potero, qui imparatus in Baptas subito inciderim*); wer hat je erklärt, ein Buch unvorbereitet zu schreiben oder geglaubt, dafs ihm solche Erklärung zur Entschuldigung dienen würde, wenn er Unüberlegtes bringt? Doch in der Uebersicht fortfahrend will ich bemerken, dafs er über die *Baptae* von p. 196 bis 239, weil hier nach seiner Vermuthung, über den Connus bis p. 257 handelt, weil hier gewifs des Socrates gedacht wurde, über die *Pytine* aber bis p. 296, weil er zeigen wollte, warum ihr von den attischen Richtern der Preis vor den Wolken des Aristophanes ertheilt worden sey.

Was nun zuerst die Rede betrifft, so ist es gewifs nur wieder meine „Blindheit," die mich unfähig macht ihren Zusammenhang zu begreifen. „Man quälte sich immer," sagt Hr. *F.*, „warum nur Aristophanes mit solcher Grausamkeit gegen den unschuldigsten Menschen, gegen Socrates wüthe; was andere zur Erklärung versucht hätten, Lessing, Wieland, Wolf, Reisig, Süvern, könne nicht genügen; überzeugender und auch in Wahrheit scharfsinniger handelten die, welche erklärten, dafs Socrates *nicht aus Hafs*, sondern aus blofser Lust am Lachen von

den Komikern angegriffen sey" *). Das verstehe ich. Wie ich aber dieses Urtheil mit den unmittelbar darauf folgenden Zeilen vereinigen soll, in welchen der Ansicht Hermanns beigestimmt wird, der die Absicht des Dichters dahin bestimmt hätte, Aristophanes habe zeigen wollen, dafs Socrates und ähnliche Jugendverführer nicht nur verachtens-, sondern auch strafwürdig seyen, wozu komme, dafs Aristophanes damals *einen Hafs, wenn auch einen mäfsigen, gegen Socrates hatte* **), und damit wieder S. 100, wo gesagt wird ***), Aristophanes habe den Socrates *nicht so sehr gehafst*, wie z. B. den Kleon, und S. 108, wornach beide Männer *nur* zur Zeit der Abfassung der beiden Wolken einander feind gewesen seyn sollen, wie ich also dieses Nichthassen, Nichtsehrhassen, Nichtfeindgewesenseyn mit Hassen vereinigen soll, das verstehe ich schon nicht. Ich fürchte auch, Hr. *F.* schiebt Hermann hier eine Ansicht unter, von der dieser Gelehrte ziemlich fern ist. Seine eigene Meinung kündigt er uns mit den Worten an p. 103 am E., „sie sey nicht weit hergeholt, sey von der Art, dafs sie jeder in einem Momente finden könne." Das ist recht bescheiden und nicht eben geeignet grofse Erwartung zu erregen. Wie lautet diese Meinung des Hrn. *F.*? *Socratis formam in Nubibus haud feliciter neque sine magna iniquitate tanquam a malo artifice effictam esse.* Nun das ist wahr; weiter ist die Meinung nicht. Aber ich dachte, Hr. *F.* habe sich nicht die Frage gestellt, *ob* Aristophanes den Socrates billig oder unbillig, treu oder nicht treu dargestellt, sondern *warum* er ihn so grausam behandelt habe. Für diese Meinung führt Hr. *F.* noch erst dreierlei Gewährsmänner an, 1) dafs die Versuche der Gelehrten, welche alle die einfache Wahrheit verschmäht hätten, verunglückt wären; 2) Hermann, *qui praeclare concessit et prae se tulit, Socratis imaginem in Nubibus ad vivum expressam non esse*, 3) endlich den Aristophanes selbst. Er (Hr. *F.*) habe nämlich erkannt, die beiden Wolken hätten nicht, wie man früher angenommen, mit geringen Ausnahme übereingestimmt, sondern wären so völlig von einander verschieden gewesen, dafs man sie nicht für doppelte Ausgaben, sondern für zwei ganz verschiedene Comödien halten müfste. [Wie aus diesem Umstande, wenn er auch erwiesen werden könnte, hervorgehen soll, *dafs*, und vollends *warum* Socrates in den Wolken ungetreu dargestellt sey, ist nicht abzusehen.] Sprechen wolle er daher kürzlich über die beiden Comödien, woraus sich am besten das Verhältnifs zwischen den beiden Männern ergeben würde. [Hier wird die Aufgabe zum zweiten Male verrückt. Nicht *warum* Aristophanes den Socrates, noch *ob* er ihn treu oder ungenau dargestellt habe, sondern das Verhältnifs zwischen den ersten und zweiten Wolken wird uns nun als Aufgabe der Untersuchung genannt. Indefs ὦ πόλις Ἄργους κλύεθ' οἷα λέγει.] „Wenn schon," sagt Hr. *F.* p. 105, „die andern Comiker bequeme *Gelegenheiten* (*occasiones commodas*) gefunden hätten, den Socrates anzugreifen, so habe Aristophanes neben den gemeinschaftlichen noch einige specielle *Ursachen* (*causae*) [also Gelegenheiten und Ursachen sind Hrn. *F.* gleichbedeutende Dinge] zu solchen Angriffen gehabt, nämlich weil er den Socrates hafste [jetzt also hafst er wieder], und zwar als den Lobredner des Euripides, den Freund des Chärephon und ganz besonders als Lehrer des Alcibiades; denn aus dieser Schule wären einige schlechte reiche Jünglinge hervorgegangen, die sich zungengewandt auf dem Markte herumgetrieben, die guten Bürger angeklagt, die bösen vertheidigt hätten. Gegen diese Socratiker nun, besonders gegen Alcibiades und Kritias habe Aristophanes Ol. 89, 1. die ersten Wolken geschrieben, in welchen Socrates noch ganz leidlich weggekommen wäre, indem nur zwei Beschuldigungen gegen ihn aufgestellt wurden, er beschäftige sich zuviel mit über- und unterirdischen Dingen, *und* lehre, wie man durch Rede Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht machen könne. Dem attischen Publicum habe diese Comödie als zu gelehrt und zu wenig offen mifsfallen und daher wäre nicht allein dem Cratin, sondern sogar dem Amipsias der Preis vor Aristoph. ertheilt worden. Eine solche Kränkung vor so grofsem Publicum erfahren zu haben hätte ihn gewarnt, und um sich zu rächen, und weil unterdessen seine Feindschaft gegen Socrates unglaublich gestiegen war, habe er etwa 5 Jahre später die zweiten Wolken geschrieben, die ganz verschieden von den ersten waren, in welchen er nun seine ganze Galle gegen Socrates allein ausschüttete. [Also aus Rache für eine vermeintliche Kränkung, die ihm durch die attischen Kunstrichter angethan worden, rächt sich der Dichter an dem ganz unschuldigen Socrates, rächt sich 5 Jahre nach der Kränkung, *rächt sich* durch die Poesie? Und wer solchen schnöden Mifsbrauch mit der Kunst treibt, von dem sagt doch Hr. *F.*, dafs es ein ganz vortrefflicher Mensch gewesen wäre, *optimum virum fuisse Aristophanem*?] Diese neue Comödie habe aber Aristophanes nie auf die Bühne gebracht, ja nicht einmal vollendet. Warum? weil er mittler Weile seinen Irrthum entdeckt, wie sehr er dem trefflichen Mann Unrecht thun würde, eingesehn und sich durch Vermittlung gemeinschaftlicher Freunde mit ihm versöhnt hätte. Indefs hätte er doch diese schöne Comödie, die ihm selbst so wohl ge-

*) *Magis ad persuadendum opposite et vero etiam subtilius ii disseruerunt, qui Socratem non odio ullo, sed sola libidine, sive nimio quodam ridendi studio a Comicis laesum putarent.*

**) *Posuit hoc, non tamen omnino suscepit Hermannus, Vir Summus, cui valde assentior, illud potius egisse poëtam censenti, ut et Socratem et si quis alius mores iuventutis simili corruptela depravaret, eos non solum contemnendos, verum etiam poena dignos esse ostenderet. Huc accedit, quod — ipse Aristophanes tum certe odium moderatum illud fortasse, odium tamen in Socratem habebat.*

***) *Comicus neque Socratem tantopere oderat, quantopere ut insigne exemplum afferam non odii solum, sed etiam poenae, Cleonem.*

gefallen, nicht vernichten wollen, sie daher einem und dem andern Freunde zu lesen gegeben, welche dieselbe abgeschrieben hätten, und so wäre sie noch bei Lebzeiten ihres Verfassers unter die Leute gekommen. [Dieser *vir optimus* kann also der Wahrheit, der neu- oder wiedergewonnenen Freundschaft nicht einmal das Opfer bringen, einen Witz zu unterdrücken, dessen Ungerechtigkeit er einsieht? Schande über ihn, Schande über die indiscreten Freunde!]. Versöhnt müfsten sie sich aber haben; denn 1) dem Socrates zu Liebe habe Aristophanes die Comödie nicht aufgeführt und nicht einmal vollendet. [Oben wurde die Nichtvollendung der Comödie aus der erfolgten Versöhnung, jetzt wird diese aus jener gefolgert. p. 194 wird die Versöhnung auch dadurch erwiesen, dafs, mit Ausnahme der Wolken, des Socrates Namen weder in den erhaltenen noch in den Fragmenten der verlornen Stücke des Aristophanes öfter als zwei- oder dreimal vorkomme, nämlich in den Ol. 91, 2 gegebenen Vögeln v. 1282 und 1554, wo seine Unreinlichkeit und der Socratiker Chärephon als Fledermaus, und in den Ol. 93, 3, also 6 Jahre vor Socrates Tode, gegebenen Fröschen v. 1487, wo er wegen seines Verhältnisses zu Euripides verspottet wird. *Die* Stellen also, die geradezu beweisen, dafs Aristophanes seine Ansicht über das Treiben des Socrates und seiner Jünger und über seinen nachtheiligen Einfluss auf die tragische Poesie *nicht* geändert habe, sollen eine vorangegangene Versöhnung beweisen. Uebrigens hat Hr. *F.* die Stelle in den Fröschen auf eine unbegreifliche Weise mifsverstanden. *Χάριεν οὖν μὴ Σωκράτει παρακαθήμενον λαλεῖν, τά τε μέγιστα παραλιπόντα τῆς τραγῳδικῆς τέχνης. τὸ δ' ἐπὶ σεμνοῖσιν λόγοισι καὶ σκαριφισμοῖσι λήρων διατριβὴν ἀργὸν ποιεῖσθαι παραφρονοῦντος ἀνδρός* singt der Chor, nachdem er das Glück des Aeschylus gepriesen, den mit auf die Oberwelt zu nehmen Dionysos erklärt hatte. Hier irrt nun Hr. *F.* 1) wenn er sagt: *Socrates vituperatur ob Euripidis familiaritatem*, da vielmehr umgekehrt Euripides getadelt wird wegen seines Umgangs mit Socrates. 2) Uebersetzt er *Gratum sane est, non posse Euripidem adsidentem nugari*; dieses *non posse* steht nicht im Griechischen. 3) Verkennt Hr. *F.*, dafs das darauf folgende *τὸ δὲ* einen Gegensatz andeute; und da nun in dem Satze *τὸ δὲ* ein Tadel gegen Euripides ausgesprochen wird, so mufs offenbar in dem ihm entgegenstehenden ein Lob des Aeschylus enthalten, der Sinn mithin seyn: *Belohnend also ist es, nicht müfsig schwatzend bei Socrates zu sitzen und darüber das Wichtigste in der tragischen Kunst zu versäumen*] 2) beweise das Symposion Plato's, dafs zu der Zeit, in welcher Plato's Voraussetzung nach das Gastmahl gehalten ist, nämlich Ol. 90, 4, die beiden Männer mit einander *versöhnt* waren. [Sehr richtig, sobald erst erwiesen seyn wird, dafs sie jemals auf einander erzürnt oder einander feind gewesen waren.] 3) von den Schülern des Socrates scheine Xenophon den Aristophanes nicht zu hassen, Plato sogar ihn zu lieben. [Mufs denn ein Schüler nicht nur nicht lieben, sondern sogar hassen die Feinde seines Lehrers? Welche unedle Motive werden hier immer den edelsten Hellenen muthwillig untergeschoben?]

So weit die Rede. In der Abhandlung selbst wird nun theils der Satz, dafs die ersten und zweiten Wolken nicht etwa verschiedene Ausgaben desselben Stückes, sondern zwei in jeder Art völlig verschiedene Stücke gewesen wären, weiter ausgeführt, theils der Gang des ersten Stückes dargestellt und was von Fragmenten zu demselben gehören soll, in Hrn. *F's.* Weise erklärt. Da die ersten Wolken bekanntlich nicht erhalten, auch nur *ein einziges Mal* namentlich citirt werden, und die bei dieser Gelegenheit aus denselben angeführten 5 Verse sich auch in unsern Wolken finden, so wird man im Voraus gegen jenen Satz bedenklich werden; in keinem Falle ist auch abzusehen, was mit ihm Grofses gewonnen würde; denn wenn man auch Alles den ersten Wolken zuweisen wollte, was aus den Wolken bei den alten Schriftstellern citirt wird und sich in unsern Wolken nicht findet, wiewohl wenigstens die Möglichkeit da ist, dafs ein und das andere Mal die Wolken aus Versehen statt eines andern Stückes citirt worden sind, da aber selbst dann nicht 10 Zeilen aus diesen ersten Wolken bekannt sind; so kann es nur bodenloses Hirngespinnst werden, was man immer über den Unterschied beider Wolken und den Inhalt und Gang der ersten aufstellen mag. Indefs sehen wollen wir immerhin, wie Hr. *F.* seinen Satz erweist. Er führt, soviel ich sehe, 7 Gründe an, sieben für einen einzigen Satz, die von mir übersehenen nicht gerechnet; die Gründe sind also hier wohlfeil, aber ich fürchte, sie sind auch darnach. 1) Aristophanes sey ein zu *reicher Kopf* (!) gewesen, als dafs er irgend ein altes Stück mit geringen Veränderungen wieder auf die Bühne gebracht hätte; [wie viele Poeten werden wol nach dieser Theorie für reiche Köpfe gehalten werden können?] denn dafs die beiden *Plusi* zwei verschiedene Comödien gewesen, leuchte auch einem Blinden ein: *apparet etiam caeco* [Armer *Hemsterhuys*, dem nicht einmal das eingeleuchtet]; dafs in den zweiten Thesmophoriazusen der Gegenstand der ersten fortgeführt worden sey, *habe er anderswo gezeigt* [Wo und wie?]; dafs dasselbe mit dem ersten und zweiten Frieden der Fall sey, *könne* er mit der *gröfsten Gewifsheit* beweisen. [Das war denn *ein* Grund!] 2) Wenn Aristophanes die Wolken, nachdem sie durchgefallen waren, mit geringen Veränderungen von neuem hätte auf die Bühne bringen wollen, er hätte zudringlich gegen das attische Publicum gehandelt, auch mufste sich nach 5 Jahren so vieles geändert haben, dafs nicht mehr darauf im Stücke Rücksicht genommen werden durfte, [NB. wenn erst erwiesen ist, dafs die zweiten Wolken 5 Jahre später als die ersten geschrieben wurden.] kein Chorag würde sein Geld dazu hergegeben, kein ordentlicher Schauspieler darin eine Rolle übernommen haben; er glaube sogar, dafs es nicht einmal nach den attischen Gesetzen erlaubt gewesen wäre, so der Auctorität der öffentlichen Kunstrichter mitzuspielen. [Es ist doch noch klug, dafs Hr. *F.* hier nur bescheiden von seinem „Glauben" spricht; indefs ist

nicht

nicht abzusehn, warum er auch nur „geglaubt" hat, dafs in Athen verboten gewesen sey, was in der ganzen Welt erlaubt ist, mit einem durchgefallenen Stück es von neuem beim Publicum zu versuchen; auch würde wohl Chorage und Schauspieler nicht an der Möglichkeit eines guten Erfolges verzweifelt haben, wenn das Durchfallen nur das Werk einer Partei oder Clique gewesen, oder sich etwa im Laufe der Zeit der Geschmack geändert hatte und der Dichter *en vogue* gekommen war. Uebrigens argumentire ich hier nur gegen Hrn. *F.*, denn nach meiner früher in diesen Blättern dargelegten Ansicht hat Aristophanes nicht auf das Entfernteste daran gedacht, die Wolken zum zweiten Mal auf die Bühne zu bringen, sondern sich durch den erfahrenen Tadel zu einzelnen Verbesserungen oder Diaskeuasien und zur Einlegung eines einzelnen Chorgedichts zum Behuf der *Ausgabe* bewogen gefunden.] 3) Aristophanes selbst zeige die Verschiedenheit der beiden Wolken, denn er sage V. 542 fg.: auch suchte ich euch nicht zu täuschen, indem ich mehrmals dasselbe auf die Bühne gebracht hätte, sondern ich ersinne immer neue und kluge Gedanken, die ich euch vorführe. [Der *Täuschung* kann wol nicht der Dichter beschuldigt werden, welcher zweimal dasselbe Stück, nur der, welcher unter neuem Titel alte Sachen aufführen läfst; im Gegentheil eine Täuschung wär's gewesen, wenn unter demselben Titel dem Publicum etwas ganz anders geboten worden wäre.] 4) Wenn die zweiten Wolken dasselbe Stück gewesen wären, was die ersten, so hätte Aristophanes, da jene mehrere Jahre nach diesen gegeben wurden [*darentur p.* 113; es sollte wohl heifsen: geschrieben wurden, denn nach Hrn. *F.* ist es ja zum Aufführen nicht gekommen; „die mehreren Jahre," die erst hätten erwiesen werden sollen, werden wieder hier als erwiesen angenommen], Aristophanes hätte also ausdrücklich erklären *müssen*, in Erwartung jetzt bessere Richter zu finden, bringe er jetzt dies Stück von neuem auf die Bühne. Eine solche Erklärung aber fände sich nicht in den uns erhaltenen zweiten Wolken. [Das *Müssen* hätte Hr. *F.* beweisen sollen.] 5) Es wäre von Aristophanes inconsequent gewesen, wenn er die Wolken wirklich für ein so vortreffliches Stück hielt, wie er selbst erklärt, dem blofsen Geschmack des attischen Publicums zu Liebe daran noch viel ändern und feilen zu wollen. [Darf also, wer ein gutes Buch glaubt geschrieben und ungerechten Tadel seinetwegen erfahren zu haben, darum Nichts daran bessern?] 6) Da in der Parabasis zu den Wespen Aristophanes sich über die das Jahr vorher bei den Wolken erfahrene Zurücksetzung beschwere, und die Wolken hier blofs durch ihre Angriffe auf die blassen Fibermenschen, die ihre Eltern mifshandelten und rabulistische Procefschicane ersönnen, bezeichnet würden, ein Angriff gegen Socrates nicht dabei genannt werde, so beweise dies, dafs — Socrates in den ersten Wolken nicht besonders angegriffen seyn könne. [Nach welcher Logik? Beiläufig gesagt wird in dieser Stelle V. 1037: *ἀλλ' ὑπὲρ ὑμῶν ἔτι καὶ νυνὶ πολεμεῖ· φησὶν τε μετ' αὐτοῦ Τοῖς ἠπιάλοις ἐπιχειρῆσαι πέρυσιν, καὶ τοῖς πυρετοῖσιν, Οἳ τοὺς πατέρας τ' ἤγχον νύκτωρ, καὶ τοὺς πάππους ἀπέπνιγον· Καταλινόμενοί τ' ἐπὶ ταῖς κοίταις, ἐπὶ τοῖσιν ἀπράγμοσιν ὑμῶν, ἀντωμοσίας καὶ προσκλήσεις καὶ μαρτυρίας συνεκόλλων, ὥς τ' ἀναπηδᾶν δειμαίνοντας πολλοὺς ὡς τὸν Πολέμαρχον,* das *αὐτοῦ* widersinnig und noch dazu zweckwidrig von Socrates verstanden und die Erwähnung des Polemarchen unrichtig dahin erklärt, als ob besonders Schutzgenossen durch die rabulistischen Kniffe der Socratiker in Noth gebracht worden wären; denn *οἱ ἀπράγμονες ὑμῶν* können bei einem attischen Redner und Comiker nur die attischen Bürger genannt werden, überdiefs konnten Schutzgenossen nicht so ohne weiteres zum Polemarchen springen, sondern — bedurften dazu erst ihres Prostates.] 7) Endlich *soll* die platonische Apologie, indem sie aus der Comödie des Aristophanes anführe, was nicht, nicht anführe, was in unsern jetzigen Wolken enthalten sei, die völlige Verschiedenheit dieser von den ersten beweisen. [Betrachten wir dies näher. Plato läfst in dieser Vertheidigungsrede den Socrates sagen, ehe er sich gegen seine eigentlichen jetzigen, müsse er sich vorher gegen die Beschuldigung der *viel ältern* Ankläger vertheidigen, die ihn besonders bei der Jugend verdächtig gemacht und ihr von ihm in einer Zeit, in welcher die Eindrücke am bleibendsten sind, die ungünstigsten Vorstellungen eingeflöfst hätten, welche um so gefährlicher wären, weil sie geheim geblieben, in wie weit sich nicht ein oder der andere Comiker zum Dollmetscher dieser geheimen Anklagen gemacht hätte. Diese ältere Beschuldigung habe gelautet, 1) Socrates beschäftige sich auf eine unnütze Weise mit Untersuchung über- und unterirdischer Dinge, 2) mache aus Recht Unrecht und aus Unrecht Recht und lehre das andere. „So *etwa* (*τοιαύτη τις*, was nicht zu übersehen ist) lautete sie, denn von der Art war auch, was ihr in des Aristophanes Comödie gesehen habt, wo sich 3) ein Socrates herumtreibt und sich 4) rühmt in der Luft zu gehen und 5) viele andere ähnliche Faseleien faselt." Von den 5 Stücken, die hier aus der Aristophanischen Comödie erwähnt werden, was fände sich denn nun nicht in unsern Wolken? Wird er nicht wegen seiner Beschäftigungen mit den unbegreiflichen Naturerscheinungen einer der *μετεωροσοφισταί* V. 358 genannt? Giebt er nicht umständliche Erklärungen von den Erscheinungen des Regens, des Blitzes, des Donners (V. 367 fg.), und wird nicht auch sonst häufig darauf angespielt (V. 488)? Wird nicht 2) die Rechtsverdrehung und der Unterricht in derselben öfters berührt (V. 115. 656. 726. 765. fr. 873. 880. 1110)? Erscheint nicht 3) Socrates in der Schwebe, dafs Strepsiades ihn auffodern mufs: Komm doch herunter, mein Socrateschen (V. 237)? Sagt er nicht 4) *ἀεροβατῶ καὶ περιφρονῶ τὸν ἥλιον* (V. 226)? Wird nicht endlich 5) die schwatzhafte Zungengewandtheit des Socrates und seiner Schüler in unserm Stücke oft genug berührt?

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Köhler: *Quaestiones Aristophaneae* scripsit *Franciscus Volkmarus Fritzsche* etc.

(*Beschluss von Nr.* 68.)

Wenn aber Plato *nicht* anführt, was sonst in unserm Stücke steht, so würde dies nur dann beweisen, dafs er ein ganz anderes Stück als das unsrige vor sich gehabt habe, wenn es *seine Aufgabe* gewesen wäre, das Argument des Stückes anzugeben, was nicht der Fall ist; und wenn also Hr. *F.* S. 123 sagt, „wenn man einen Knaben aufforderte, das Argument unserer Comödie darzulegen, er würde es nicht ungeschickter thun können, als hier Socrates gethan hätte," so mufste er vor allem erweisen, dafs eine solche Aufforderung an Plato ergangen sey. Dafs Plato die Beschuldigung der Irreligiosität hier nicht erst besonders anführen läfst, geschieht deshalb, weil Socr. dagegen sich bald darauf recht speciell vertheidigt, wo er die eigentliche Anklage des Anytos widerlegt, der sich gerade diese Beschuldigung zu eigen gemacht hatte. Plato also sagt jedes Ding nur einmal und jedesmal an seiner Stelle; zwei Mal dasselbe, kein Mal zur rechten Stelle sagen, erscheint mir, der ich „gewohnter Mafsen blind bin" (*cui antiquum est caecutire*) nicht Platonisch. Das wären denn die 7 Gründe, die beweisen sollen, was nicht zu beweisen ist, die völlige Verschiedenheit der beiden Wolken. Ich habe, wie schon gesagt, meine eigene Ansicht über das Verhältnifs dieser beiden Wolken bereits vor 9 Jahren in diesen Blättern (A. L. Z. 1827 Mai Nr. 121. S. 122 fn.) niedergelegt, welche zurückzunehmen oder zu modificiren mir die spätern Forschungen keine Veranlassung gegeben haben. In der Beschreibung aber, die Hr. *F.* von den ersten Wolken giebt, und wenn er auch mit noch so grofser Zuversicht sagt, (S. 126) dafs in denselben keine Person Strepsiades, kein Pheidippides aufgetreten sei, es kein Gespräch zwischen dem Sprecher der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit gegeben habe, sehe ich nichts als leere Phantasien.

5. Die Behandlung der Fragmente der sogenannten ersten Wolken, *) der Stücke *Baptae*, *Connus* und *Pytine* ist der bisher beleuchteten so ähnlich, dafs ich nur die Geduld der Leser mifsbrauchen würde, wollte ich dies noch erst eben so umständlich nachweisen. Ich mufs mich daher auf einige Bemerkungen beschränken, und will zuerst eine Probe von den grammatischen Kenntnissen des Hrn. Vf. beibringen. Bei Aristophanes *Plutus* 880 wird ein Salben- und Amulethändler *Εὔδημος* genannt, wofür einige Handschriften *Εὔδαμος* haben. Hr. *F.* sagt nun S. 215.: *Eum Aristophanes Εὔδαμον dicit forma dorica, de homine tam illustri scilicet, quemadmodum idem in Eqq.* 327 *ὁ δ' Ἱπποδάμου scripsit.* Nach Hrn. *F.* ist also 1) in Athen, und namentlich dem Aristophanes, gestattet, den Namen eines *homo illustris* in dorischer Form zu bezeichnen. Das ist neu; aber ein Salbenhändler ein *homo illustris*? Ich hätte gedacht, dafs wenn in Athen jemand dorisch *Εὔδαμος* genannt werde, so müsse daraus hervorgehen, dafs der Mann selbst oder seine Vorfahren dorischen Ursprungs wären, und also unser Salbenhändler etwa aus Cyrene, Rhodus, Cos stamme; ich nenne diese 3 dorischen Städte, weil Salben von daher nach Athen gebracht wurden. 2) Glaubt Hr. *F.* damit *ὁ δ' Ἱπποδάμου* vergleichen zu dürfen; er hält also *Ἱππόδαμος* für dorisch. 3) Mufs er also, wie auch das folgende offenbar beweist, *Ἱππόδαμος* für ein Compositum von *ἵππος* und *δῆμος* angesehen haben. 4) Indem er schreibt: „wie Aristophanes sagt," so scheint er zu glauben, dafs der Mann bei andern Leuten in Athen anders genannt worden sey, und also nicht zu wissen, dafs der Vater des Archeptolemos (denn dafs Archeptolemos mit den Worten *ὁ δ' Ἱπποδάμου* bezeichnet werde, habe ich früher nachgewiesen) sogar in attischen Staatsurkunden *Ἱππόδαμος* genannt werde. Wie Aristophanes dazu gekommen ist, in der fraglichen Stelle das *ᾰ* lang zu gebrauchen, ist freilich eine andere Frage, die übrigens *Leutsch* im Rhein. Museum II. S. 354 schon zu beantworten versucht hat.

Jetzt zwei Proben von der logischen Gewandtheit des Hrn. Vf. In *Bekk. Anecd.* 377, 8. lesen wir:

Ἀλλὰ γάρ: ἀντὶ τοῦ δέ. Εὔπολις Βάπταις·
ἀναρίστητος ὤν,
Κοὐδὲν βεβρωκώς, ἀλλὰ γὰρ στέφανον ἔχων,

bei *Suidas* aber im W. *ἀνάριστος* stand sonst:

μᾶλλον δὲ ἀναρίστητος. Ἀριστοφάνης Πολυείδῳ·
Διὰ τῆς ἀγορᾶς τρέχω ἀναρίστητος ὤν.
Ἄλεξις Καταψευδομένῳ·
Πάντως ἀναρίστητος οὐ δυνήσομαι
Διαχαρτερῆσαι τηλικαύτην ἡμέραν.

Ἀντι-

*) Was Hr. *F.* S. 170 fgg. aus den *fragmentis incertis* des *Aristophanes* vermuthungsweise den ersten Wolken zuertheilt, ist so unwahrscheinlich, so unglaublich, dafs niemand auch nur in dem Zustande zwischen Schlafen und Wachen eine dieser Vermuthungen theilen könnte.

Ἀντιφάνης Λευκαδίῳ·
Ἐνταῦθ' ἀναρίστητος εὐθὺς κιθαριεῖ Τιμοκλῆς νεαράν.
Ἔπειτα διά τε ταῦτ' ἀχαρίστητος ὤν.

Hier vermifst Hr. F. S. 238 fr. vor *ἔπειτα διά τε ταῦτ'*, den Namen eines Dichters und der Comödie, aus welcher der Vers geschöpft sey, und er weifs also nicht, das beides längst durch die Verbesserung des „*Leopardus*: *Τιμοκλῆς Νεαίρᾳ*" gefunden ist. Da nun dem Eupolis Athenäus *ἀναρίστητος*, das *Lex. Rhet.* *ἀναρίστητος ὤν* beilegt, mit dem Verse aber, der im *Suidas* nach Hrn. *F.*'s falscher Meinung keinen Verfasser hat, jener Eupolideische *nicht* verbunden werden könne, dafs man etwa zusammen nähme: *ἔπειτα διά τε ταῦτ' ἀναρίστητος ὢν Κοὐδὲν βεβρωκώς, ἀλλὰ γὰρ στέφανον ἔχων;* denn es hätte dann *διά γε ταῦτ'*, heifsen müssen, und auch so noch wäre der Gedanke unvollständig; [als ob jedes Fragment einen vollständigen Gedanken haben müfste, und ein unvollständiger Gedanke nicht so vervollständigt werden könnte, dafs *τέ* seine Stelle erhielte; übrigens hat *γέ* schon *Bernhardy* vermuthet] so bleibe nur übrig, dafs — der Vers, der ohne irgend eine Variante nach allen Büchern dem Polyeidos des Aristophanes beigelegt wird, den Baptä des Eupolis, der vacante Vers aber dem Polyeidos zugesprochen werde. Nach welcher Logik? weil Eupolis einen Vers mit *ἀναρίστητος ὤν* geendigt hat, und in der Stelle des *Suidas* zwei Verse zweier Dichter so endigen, darum mufs nothwendig einer derselben der Eupolideische seyn? Ist es denn eine Unmöglichkeit, dafs, so gut wie zwei, auch drei Dichter dasselbe Versende *ἀναρίστητος ὤν* haben? Und wenn einmal nur zwei und nicht drei Dichter den Vers so geendigt haben sollen, wär's denn nicht besser, dann dem Eupolis den vermeintlich vacanten Vers zuzusprechen, als diesen dem Aristophanes, dem Eupolis aber den beizulegen, welchen man dem Aristophanes erst mit Gewalt abnehmen mufs?

Eine zweite Probe von der logischen Gewandtheit des Hrn. Vf. mag S. 240 fg. abgeben. Der *Κόννος*, nach welchem das Stück des Amipsias benannt ist, war ein *Kitharöde*, bei dem auch Sokrates, und zwar schon im höhern Alter das Citherspielen gelernt hatte. Von ihm unterschieden Küster und Meineke den *Flötenspieler Κοννᾶς*. Hr. *F.* widerspricht. Weshalb? 1) weil viele Citherspieler auch die Flöte gelernt hätten (*multi citharoedi tibia etiam canere didicerant*). Mögen das noch so viele gethan haben; beweist es, dafs auch nur einer zugleich Cither- und Flötenspieler gewesen; wenn *Κοννᾶς* aber ein Aulete genannt wird, so soll damit doch nicht ein Schüler, sondern ein Meister in der Auletik bezeichnet werden? Indefs womit wird auch nur dieser Satz bewiesen? Durch *Cic. p. Murena* 13. *Ut aiunt in Graecis artificibus, eos auloedos esse, qui citharoedi fieri non potuerint.* Also die Stelle, welche geradezu beweist, dafs Aulodik und Kitharodik nicht in einem Individuo vereint waren, soll beweisen, dafs sie es waren? Wenn jemand jetzt sagte, dafs viele Aeltern diejenigen ihrer Kinder studiren liefsen, die es zu Handwerkern, Kaufleuten, Oeconomen nicht bringen könnten, würde das beweisen, dafs diese Kinder es früher nicht nur mit einem Handwerke u.s.w. versucht, sondern es sogar so weit darin gebracht hätten, dafs man sie Handwerker, Kaufleute, Oeconomen nennen dürfte? 2) Sodann scheine *Κοννᾶς* eine comische Form zu seyn für *Κόννος*, sowohl Eqq. 532 *als* bei Kratin p. 74. R. Wie? weil *einige Appellative* auf *ας* dem gemeinen Leben angehören und ein niedriges Gewerbe bezeichnen, wie *καπηλᾶς, λαγανᾶς, einige längere Nomina propr.* in der Familiär-Sprache auf *ας abgekürzt* werden, *Μηνόδωρος* in *Μηνᾶς, Μητρόδωρος* in *Μητρᾶς, Νυμφόδωρος* in *Νυμφᾶς* u. s. w., darum sollen wir annehmen dürfen, dafs ein und derselbe Mensch *Κόννος* und *Κοννᾶς* genannt worden, und dafs diese Nebenform „comisch" sey? 3) *Praeterea in Conno Connaque mire congruunt temporum rationes, artis praestantia, iniqua contemtio, magna paupertas.* Also nach Hrn. *F.* können nicht zu gleicher Zeit ein grofser Flöten- und ein grofser Citherspieler ziemlich gleichen Namens leben, die beide ungerecht hintangesetzt, beide in grofser Armuth sind? Hr. *F.* erlaube mir auf einen Augenblick die kleine Aenderung *contentio* statt *contemtio*, er erlaube mir die *magna paupertas* wegzulassen, und nun *möchte ich* fragen: wenn sein Name, wie doch nicht zu bezweifeln, auf die Nachwelt kommen, und die Nachwelt erfahren wird, es hätte zur selben Zeit, in derselben Stadt, sogar an derselben Universität zwei Gelehrte, zwei Professoren des Namens Fritzsche gegeben, jeder vortrefflich in seinem Fach, ausgezeichneter Theolog der eine, grofser Philolog der andere, beide bekannt durch literarische Streitigkeiten, die sehr unbillig nicht sie mit der ganzen Welt, sondern die ganze Welt mit ihnen geführt habe; sollte es darum der Nachwelt erlaubt seyn aus beiden *eine* Person zu machen, und wird sie als Grund anführen dürfen: *mire congruunt temporum rationes, artis praestantia, iniqua contentio*? Aber haben denn beide Männer, *Konnos* und *Konnas*, auch wirklich einerlei Schicksal gehabt? Hr. *F.* fordert deshalb zu genauer Vergleichung der Stellen Eq. 532 und *Vesp. 675 auf.* Folgen wir seiner Auffoderung. In der Parabasis der Ritter spricht Aristophanes von dem veränderlichen Geschmack des attischen Publikums und beruft sich deshalb unter andern auch auf das Schicksal des Cratin, der in früheren Jahren den höchsten Grad von Gunst genossen, als Greis aber umherschleiche wie *Konnas* mit trocknem Kranze vor Durst umkommend (*ἀλλὰ γέρων ὢν περιέρρει, Ὥςπερ Κοννᾶς στέφανον μὲν ἔχων ἄνοον, δίψῃ δ' ἀπολωλώς*). Gesetzt, wir wüfsten über den Mann Nichts als diese eine Stelle, sie allein müfste schon beweisen, dafs die von Aristophanes angestellte Vergleichung *nicht* darin bestehen könne, dafs beide Männer auf ihre alten Tage von allen verachtet würden und in schwerer Armuth lebten, wie Hr. *F.* meint (*in Equitibus dicitur Cratinus olim egregius poëta senecta aetate sicuti Connas ab omnibus despici gravique premi egestate*); denn eine solche Vergleichung würde schlechterdings zu Nichts dienen, weil sie Nichts erklärte; es müfste

denn

denn seyn, dafs die Armuth und der verachtete Zustand, in dem Konnas lebte, allgemein als so grofs in Athen bekannt war, dafs man jede grofse Armuth nach der seinigen bezeichnen möchte; aber selbst dann, so mufste doch Aristophanes, wenn er Nichts weiter als „arm und verachtet wie Konnas" sagen wollte, sich anders ausdrücken. Nun kommt aber zweitens die Stelle des Cratin hinzu: „Iſs und gewähre Lust deinem Magen, auf dafs der Hunger dein Feind, der vielbekränzte Konnas aber dein Freund werde" ἔαθι καὶ σῇ γαστρὶ δίδου χάριν, ὅφρα σε λιμὸς Ἐχθαίρῃ, Κοννᾶς δὲ πολυστέφανός σε φιλήσῃ. — Dafs hier die Verse des *Hesiod* ἔργ. 299 ἐργάζευ, Πέρση, διὸν γένος, ὄφρα σε λιμὸς Ἐχθαίρῃ, φιλέῃ δέ σ' ἐϋστέφανος Δημήτηρ parodirt werden, hat niemand entgehn können; aber diese Stelle zeigt auch, dafs *Konnas* 1) ein Gegner des Hungers, also ein Freund der guten Tafel, 2) reich an Kränzen oder oft bekränzt gewesen seyn mufs. Nun findet sich drittens eine Nachricht in unsren Scholien, wornach Konnas der Aulete ein Trunkenbold gewesen und beständig bekränzt zu den Gastgelagen gegangen sein soll. Dieser Scholiast allein hat eine echte Tradition; der andre, nach welchem Konnas olympischer Sieger gewesen, oft bekränzt worden wäre, in seiner Armuth aber Nichts als seinen Kranz besessen hätte, beweist sich durch die Erwähnung eines olympischen Sieges als unsicher; denn in Olympia hat vor Nero kein Aulet siegen können, weil vor Nero kein musikalischer Agon daselbst gehalten wurde, und selbst der Agon der Salpisten ist erst Ol. 96 zugekommen. Hiernach scheint es, dafs der Vergleichungspunkt in den Rittern gar nicht die Armuth ist, sondern vielmehr das Kranztragen und ὥςπερ Κοννᾶς darf nur verbunden werden mit περιέῤῥει στέφανον μὲν ἔχων: „Cratin kriecht im Alter herum bekränzt zwar immer wie *Konnas*, aber sein Kranz ist welk und er selbst kommt vor Durst um." So steht es mit der Dürftigkeit, mit der Zurücksetzung des *Konnas*. Noch viel schwächer mit der des *Konnos*. Wenn nämlich in den Wespen dem von seinem Dikastengeschäft und der Wichtigkeit desselben ungemein eingenommenen Philocleon sein Sohn Bdelykleon Vorstellungen macht und ihm unter andern zu bedenken giebt, dafs eigentlich die Demagogen und Redner das Fett von der Suppe vorwegschöpften und den armen Dikasten nur magere Bissen hinwürfen, dafs auch bei den Unterthanen Athens jene gefürchtet und mit Geschenken gewonnen würden, „Dich aber halten sie für Konnos Brett- oder Stimmstein" σὲ μὲν ἡγοῦνται Κόννου ψῆφον, so ist freilich gewifs, dafs des Konnos Stimm- oder Brettstein etwas sehr verächtliches gewesen seyn mufs, aber dafs Konnos selbst arm und zurückgesetzt gewesen sey, ist schon nicht so gewifs, und das aller ungewisseste, dafs gerade von *dem* Konnos, dem Lehrer des Sokrates in der Kitharodik, das Sprichwort ausgegangen. Nach Hr. *F.* sind diese Worte von allen alten und neuen Auslegern falsch verstanden (*quae verba falso interpretatos esse non modo nostros interpretes verum etiam perantiquos illos Callistratum et Euphronium apparet*), *er* endlich habe das Wahre gefunden, (*Ego enim tandem animadverti*) nämlich Aristophanes habe dabei auf das Sprichwort *Διὸς ψῆφος* Rücksicht genommen; so hätte man in Athen eigentlich den Ort genannt, in welchem der Sage nach Jupiter den Streit zwischen Minerva und Neptun über den Besitz Attikas entschieden hatte und dann sprichwörtlich jedes Heilige, Unverletzliche, besonders Ehrwürdige. Nun wolle Bdelykleon sagen: sie verehren dich nicht, wie jenen heiligen Ort des Jupiter, sondern sie verachten dich, wie den armen Greis Konnos. Wir wollen einmal zugeben, Aristophanes habe an einen solchen Gegensatz gedacht, so konnte dem Heiligen und Unberührbaren (denn τάττεται δὲ ἡ παροιμία ἐπὶ τῶν ἱερῶν καὶ ἀθίκτων: sagt Suidas) doch nur das Unheilige und höchst profane entgegenstehn; ist dieſs deſshalb ein Verachtetes? Wie konnte aber nur der *vir optimus*, was Aristophanes nach Hrn. F. seyn soll, dem Heiligen des höchsten Gottes grade die Armuth eines Greises entgegenstellen? Und endlich wird damit auch nur im Geringsten klarer, warum von dem arm seyn sollenden Konnos grade der Stimm- oder Brettstein als das höchst Verachtete genannt wird? — So steht's mit der Armuth, so mit der Identität des Konnos und Konnas und darauf bauet Hr. *F.* dennoch weiter die, freilich schon von ihm für *sane incerta* erkannte, Vermuthung: Der Konnus des Amipsias habe zum Gegenstande gehabt die Verspottung der Armuth, die man bei Gebildeten, bei Philosophen, Künstlern, Sehern und Priestern fände, (*Connus Amipsiae versatus est in doctiorum hominum, ut philosophorum, sacerdotum* (also nach Hrn. F. gehörten bei den Griechen auch die *sacerdotes* als solche zu den *doctiorr. hom.*, das ist wieder eine kleine antiquarische Unkenntnifs), *vatum, artificum illudenda paupertate*). Aber Armuth ein Gegenstand des Spotts, und das für einen attischen Komiker, da doch die Komödie demokratisch war und den gemeinen Mann, der sich nicht über andre erheben wollte, nie zum Ziel ihrer Angriffe wählte (*Xenoph.* resp. Athen.)!

Zahlreich sind die *Coniecturen*, welche Hr. *F.* verschiedenen Schriftstellern zu Gute kommen läfst, darunter auch manche nicht ganz unmögliche, aber keine, sage keine einzige mit *der* vollen Evidenz der Wahrheit, die weiter keinen Zweifel aufkommen läfst; so wird S. 175 mit der gröfsten Gewifsheit behauptet, dafs man im Argument zu den Vögeln statt des ganz unverdächtigen ἔστι δὲ λέ lesen müfste: εἰς δὲ Λήναια. — S. 200 wird als *certa emendatio* gegeben Nub. 553 Εἶθ' Ἑρμιππος αὖθις ἐπώλησεν (statt ἐποίησεν) εἰς Ὑπέρβολον, ein Gedanke, der an sich nicht uneben wäre, da auch nach den Scholien der Angriff des Hermippus auf Hyperbolus in den Ἀρτοπώλιδες erfolgt ist; aber wo ist die Nothwendigkeit dazu? | Auch die S. 143 gegebene Vermuthung über *Plutarch* Sympos. III, 2 ist nicht übel, aber unnöthig; der Vers ὦ ῥύμβοισι μαστίξας ἐμέ soll nach S. 214 durch Voransetzung von ἄληθες, wie Rau. 834 ἄληθες ὦ παῖ τῆς ἀρουραίας θεοῦ stehe, vervollständigt werden; hundert andre Ergänzungen wären hier eben so möglich;

S. 222

S. 222 wird das ganz und gar nicht einer Verbesserung bedürfende Fragment ἀδολεσχεῖν αὐτὸν ἐκδίδαξον ὦ σοφιστά verbessert ἀοιδολεσχεῖν, ohne dafs das Daseyn dieses Wort erwiesen wäre. Solche nichtssagende Conjecturen finden sich S. 267 und ö. Als Beweis geschmackvoller Auslegung führe ich nur an, dafs Hr. F. den Vers des Amipsias: Σώκρατες ἀνδρῶν βέλτιστ' ὀλίγων πολλῶν δὲ ματαιόταθ' ἥκεις so übersetzt (S. 249): „*Sokrates, unter wenigen Männern hier bist du noch der beste Kerl, unter vielen aber der gröfste Narr*" da doch der Sinn ist, „der du wenige an Güte, viele an Thorheit übertriffst". Denselben Ruhm der Eleganz nimmt auch S. 283 die Conjectur und Uebersetzung von Eqq. v. 416 in Anspruch.

6. Ich eile zum Schlufs. Die gemachten Bemerkungen werden es einerseits erklären, warum es mir unnöthig geschienen, auch die dritte Abtheilung dieses Buchs zu lesen; wer seine Zeit zu Rathe nehmen mufs, entschliefst sich nicht leicht die Lektüre einer Schrift fortzusetzen, von der er die Ueberzeugung gewonnen hat, dafs sie ihm nicht einmal durch ihre Irrthümer Belehrung geben könne. Sie werden aber auch andrerseits vollkommen hinreichen, um das Publikum in den Stand zu setzen sich über dieses Buch, auch abgesehn von seiner polemischen Form, selbst ein Urtheil zu bilden. Der Theil des Publikums, welcher *meinem* Urtheil und *meiner* Rechtlichkeit trauet, wird mir glauben, dafs ich nicht etwa die angeführten Beispiele mühsam aufgesucht habe, sondern *Alles*, so weit ich gelesen, diesen Beispielen analog sey; und wer mir dieſs Vertrauen nicht schenkt, mufs sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, selbst nachzulesen.

Wenn der Werth jedes philologischen Werks durch vier Stücke besonders bestimmt wird, durch den Fleifs, mit dem das Material zusammengebracht, die Sorgfalt, mit der es angeordnet ist, den Scharfsinn, der aus demselben durch neue Combinationen überraschende Resultate gewonnen hat, endlich durch die Würde und Anmuth der Form, so kann man wohl die Schrift nur mifsbilligen, in der das vorhandene Material nirgends bedeutend vervollständigt (Citatenreichthum blendet nur Unkundige, den Nachforschenden zeigt er sich meist als den eben bestrittenen Gelehrten entlehnt *), in der zweckmäfsig Geordnetes nur von Neuem wieder in Unordnung gebracht, nirgends eine bedeutende haltbare Combination aufgestellt, die Darstellung endlich zwar lebhaft aber nachlässig und häufig scurril ist. Und wenn man nun mit dem Allen vergleicht den hochfahrenden Ton, mit dem der Vf. über andre, die Zuversicht, mit der er von sich spricht, so wird man auch hier bestätigt finden, dafs Nichtwissen Kühnheit und Frechheit verleihe, das Wissen scheu und besorgt mache und dafs nicht umsonst die Hellenen das γνῶθι σαυτὸν ein göttlich Gebot genannt haben; wäre Selbstkenntnifs Etwas leichtes, es hätte nicht des Apollon bedurft, um dazu aufzufordern. Und das ist endlich noch das Tröstliche bei dieser Schrift, dafs wenigstens die ewigen Feinde der Philologie nicht aus ihr neue Waffen zu ihren Angriffen gegen dieselbe nehmen können, als ob, während die Philologie zur Humanität führen solle, grade die Philologen und besonders in ihren gelehrten Streitigkeiten von dieser Tugend am entferntesten wären; denn schwerlich wird einer behaupten können, dafs das Uebermaafs des philologischen Wissens hier aufgeblasen habe; und es fehlt grade in der Gegenwart und grade in der deutschen Philologie nicht an glänzenden Beispielen, dafs, je höher das Wissen, um desto mehr es geeignet sey zur Bescheidenheit im Urtheil über sich, zur Nachsicht gegen die Versehen andrer zu führen.

Der Gelehrte, welcher Hrn. *Fs.* Ton, *wie ich* im Anfange dieser Beurtheilung *nachgewiesen*, mifsbilligt, stellt ihm doch das glänzende Testimonium aus „Hr. Fritzsche, der *überall* als ein Mann von *ausgezeichneten* Fähigkeiten *gekannt* ist" (*Godofr. Hermanni Opuscul.* VI, 2. S. 214). Ich habe nicht die Absicht, die Wahrheit eines Zeugnisses zu bestreiten, was von so competentem Zeugen stammt, auch keine Berechtigung und Befugnifs dazu, aber merkwürdig bleibt es, dafs in diesem Buche, obgleich der Hr. Vf. seine lange Beschäftigung mit Aristophanes in der Vorrede erwähnt, von diesen „ausgezeichneten Fähigkeiten" so wenig Gebrauch gemacht zu seyn scheint. Um desto mehr ist aber auch zu wünschen, dafs Hr. F. das Andenken an diese Verirrung durch wahrhaft verdienstliche Leistungen verwischen möge; Ref. wird es dann eben so sehr ein Vergnügen seyn, dem Vf. seine volle Anerkennung auszusprechen, wie er mit dem gröfsten Widerstreben, *mit einem Gefühl, dessen Peinlichkeit noch gesteigert wird durch ein* ihm sehr werthes amtliches Verhältnifs zu einem nahen Anverwandten des Hrn. Vf., aber in der Ueberzeugung einer unabweisbaren Pflicht, von diesem Buche das Gegentheil hat sagen müssen.

M. H. E. Meier.

*) S. 145 wird zum Belege, dafs in dem Marikas des Eupolis die Ritter des Aristophanes bestohlen seyen, angeführt die Uebereinstimmung zwischen der Stelle des Eupolis bei *Quintil.* 1. 10. 18 u. *Aristoph.* Eqq. 188 fg. Ich würde nicht erwähnen, dafs diese Nachweisung schon in dem Proömium zum Hallischen Lectionskatalog vom Sommer 1832 gegeben sey, wenn nicht diese Abhandlung dem Publikum nächstens in einer vielfach vervollständigten und berichtigten Ausgabe von Neuem vorgelegt werden sollte. — Was aber Hr. *F.* ebend. über die Uebereinstimmung zwischen den Rittern mit den Stücken Αὐτόλυκος und Χρυσοῦ γένος des Eupolis bemerkt, ist rein aus der Luft gegriffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

ÄSTHETIK.

Koblenz, b. Bädecker: *Goethe's Faust.* Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils der Tragödie, von Dr. *F. Deycks.* 1834. VIII u. 148 S. 8. (12 gGr.)

Berlin, b. Logier: *Commentar zum zweiten Theile des Goethe'schen Faust* von Dr. *C. Löwe.* 1834. 129 S. 8. (16 gGr.)

Breslau, b. Richter: *Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten*, gehalten an der Universität zu Breslau von Dr. *Karl Ludwig Kannegieſser.* 1835. VI u. 232 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Paris u. Strassburg, b. Levrault: *Études sur Goethe*, par *X. Marmier.* 1835. XV u. 515 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Goethe ist der einzige Mann in der deutschen Schriftstellerwelt, wie *W. E. Weber* eben so wahr als schön sagt (*Vorles. über Aesthetik* I. 266), „welcher drei Menschenalter hindurch Geschlechter auf Geschlechter für die wechselnden Begriffe der Zeit hat in's Grab steigen sehen und, in festbeschlossener Selbstständigkeit, keinem Wandel zugänglich, in jugendlicher Frische beharrlich, sich selbst gleich geblieben ist." „Und diesen Genius, fährt derselbe fort, den die Generationen einer edlern Welt als eine Sage der himmlischen begrüſst haben würden, den verschreit eine unholde Sippschaft bei seinem Volke; der thut sie in Acht und Bann vor dem Gewissen der Zeit." In solcher Weise hat sich früher *Franz Horn* aus übertriebener Aengstlichkeit abgemüht (*Poesie und Beredsamk. der Deutschen* III. 252) nach ihm *Pustkuchen*, ein Pastor, und *Span*, ein Wiener Professor, in trauriger Verblendung; weit unbändiger gebehrdete sich *Heine*, zuerst in seinen *Reisebildern* (II. 61 — 65), dann von Paris aus in seiner *Geschichte der neuen schönen Literatur in Deutschland* (S. 87 f.), im Augusthefte der *Minerva* vom J. 1835 liefs sich die Stimme eines alten Mannes, den man mit einem sonst sehr achtbaren Namen bezeichnet hat, tadelnd über *Goethe* vernehmen, aber den höchsten Grad in dieser engherzigen Undankbarkeit erreichte *Wolfgang Menzel.* Diese vermafs sich zu der Behauptung, dafs es eine deutsche National-Literatur *ohne Goethe* geben könne und ermüdet nicht, zuletzt in seinem Literaturblatte 1835. Nr. 68 bey Gelegenheit der Uhland'schen Gedichte, ohne alle Veranlassung auf *Goethe* zu schmähen und seinen Zeitgenossen vorzupredigen, dafs eigentlich bei ihm in Stuttgart die wahre Weisheit zu holen sey und kein Mensch von gesundem Geschmacke es mehr wagen dürfe, sich an Goethe's Poesie zu erfreuen. *Tel est mon plaisir*, setzt der neue Dictator hinzu.

Bei einem so absichtlichen Streben derer, die sich als Wortführer der neuern schönen Literatur bezeichnen lassen, das deutsche Volk um das Höchste zu bringen, was seit mehrern Menschenaltern in der Mitte desselben emporgereift ist, war es uns doppelt erfreulich, die Gesinnungen tüchtiger Männer wahrzunehmen, die an *Goethe's* Vortrefflichkeit festhalten. Dabei loben wir die feste Ueberzeugung, es werde der gesunde Verstand unsers Volks, an den ja *Menzel* in seinen zerschmetternden Philippiken gegen das junge Deutschland selbst so gern appellirt, auch über diese falschen Propheten triumphiren und es werde *Goethe* unter uns immer mehr, wie *Homer* bei den Griechen und *Shakespeare* bei den Briten, nicht blofs als nationaler, sondern auch als rein menschlicher Dichter gepriesen werden.

Unter diesen wackern Kämpfern begegnet uns zuvörderst ein rüstiger und geistreicher Philologe, Hr. *Deycks* in Coblenz, aus der Bonner Schule, in welcher Niebuhr und Welcker seit siebzehn Jahren der Alterthumswissenschaft einen festen Sitz am schönen Rheine begründet haben, deren Jünger aber, wie das vorliegende Büchlein hinlänglich bezeugt, darüber nicht den Sinn für andre edle Bestrebungen verloren haben. Den Anfang machen historische Bemerkungen über die Faustfabel und über die verschiedenen Zeiten, in welchen sich *Goethe* nach seinen eignen Aeufserungen mit derselben beschäftigt hat. Darauf folgt eine gelungene Charakteristik des ersten Theils der Tragödie. Als Faust's Grundeigenschaft bezeichnet der Vf. (S. 13) den „Geist der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, der übersättigt von dürrem Vernünfteln und hochmüthigem Philosophiren zur Natur zurückkehrt, die ängstliche Spannung eines hochpoetischen Gemüthes im Gegensatz zur Armuth alles Menschenwissens, zur Beschränkung alles Könnens und Geniefsens. Er ist nicht ein spleenischer Engländer wie Hamlet, nicht ein hohl verzweifelnder Franzose, kein glaubensängstlicher Spanier — er ist ein forschender, sinnender, träumender und dichtender Deutscher vom besten Schlage, er ist mit einem Worte *Goethe* selbst in seiner frühesten und auch wohl spätern Periode." Dagegen ist Mephistopheles der Fürst der niedern Welt, der genau weifs, wie dem gewöhnlichen Menschenpack, das er so innerlich hafst, zu Muthe ist.

Gewandtheit und Lebensart stehen ihm zu Gebote, durch Lug und Trug gelangt er überall zum Zweck. Von dem mittelalterlichen Teufel hat er Pferdefuſs und Gestank, so wie die Vetterschaft mit Hexen und Ungeheuern, von der neuern Zeit den Anstrich des galanten, französischen Weltmanns, der in keinem Falle rathlos oder aufser sich seyn kann. Die Wanderschaft Faust's betrachtet er als einen Cursus durch die Gebiete der Poesie und Wissenschaft, der Frömmigkeit und der Liebe, sie führt zur reichsten und grofsartigsten Weltbetrachtung, alle einzelne Scenen, namentlich das Verhältnifs zu Gretchen, sind Gemälde von der gröfsten und erschreckendsten Wahrheit, die Walpurgisnacht bildet eine Scene für sich, kein blofses Zwischenspiel, sie enthält satirische Zeitspiegel, die unter Mephistopheles Einflusse entstanden sind. In solchen ist sein Element, der *wahre Weltlauf*. (S. 1—28).

Der *erste* Theil zeigt Faust im Wirren kräftiger Leidenschaft, begehrend, liebend, zürnend und zerstörend. Die umgebenden Verhältnisse thun dazu wenig oder nichts. Im *zweiten* Theile dagegen gehen eine Reihe grofser Welterscheinungen, Hof und Staat, Krieg und Schlacht, ja das fernste Alterthum, das freieste Eigenthum dichtender Phantasie an den Blicken des Lesers vorüber. *Goethe's* Talent zeigt sich hier in Inhalt wie in der Form im schönsten Lichte, man mufs der Versicherung des zwey und achtzigjährigen Greises, dafs der Plan des Faust ihn durchs Leben begleitet und stets derselbe geblieben ist, glauben. (S. 30—32). Hierauf weiset der Vf. den Zusammenhang der einzelnen Acte in den folgenden Abschnitten klar und verständlich — Eigenschaften, die überhaupt an der ganzen Schrift zu rühmen sind — nach, zuerst im Allgemeinen, dann im Besondern über die wichtigsten Materien, als über die Mütter, den Dreyfufs und die Schlüssel, in deren erstern Hr. *Deycks* dunkle Beziehungen auf uralte Naturkräfte, ja wohl auf Elementargewalten, die der homerischen Götterwelt vorangingen, findet und sie als Elemente so wie als Idealgrund aller Schöpfung deutet (S. 37—43). Aehnliche Ausführungen finden sich über den Homunculus, ein Erzeugnifs der Kunst und Abstraction, das jeder freiern Regung ermangelt, dessen Natur dämonisch ist, er selbst ist ein Elementargeist und zwar der Feuerkönig und das Feuer (S. 46—49), über die classische Walpurgisnacht, (S. 49—53), die Kabiren (S. 53—63), an die sich der Abschnitt über Ausgang und Zweck der classischen Walpurgisnacht schliefst. In ihr findet der Vf. eine trefflich durchgeführte Allegorie, dafs zwischen der modernen Weltansicht und der antiken Poesie kein Bündnifs möglich sey. Dahin zielen, heifst es auf S. 67, die classische Walpurgisnacht sowohl als die Helena. Nur in Verbindung können wir beide nach Gebühr verstehen. Denn die Walpurgisnacht führt die Romantik zur Antike, die Helena diese auf jene zurück, beide aber stellen die ewige Wechselbeziehung zwischen Natur und Poesie dar und enthalten somit die wahre Weihe des Dichters." Ueber Helena und Euphorion spricht der Vf. von S. 70—83. Helena ist die wirkliche, griechische Helena, so wie die Erscheinung im ersten Acte nur ein Schema war, ans Licht gestiegen aus dem Reiche des gestaltlosen Abgrundes der ungebornen Ideen; sie aber kommt aus dem Hades, von Proserpina's Throne, und dahin kehrt sie zurück, indem ihr Schleier, die classische Sphäre bedeutend, Faust umfängt: Euphorion bedeutet die neuere, romantische Poesie mit unverkennbarer Beziehung auf die Eigenthümlichkeit Byron's, namentlich in dem herrlichen Trauerchore (sämmtl. Werk Bd. 41. S. 243), was Hr. *Deyck's* auch auf historischem Wege nachgewiesen hat.

Es liegt aufser dem Zweck dieser Anzeige, *die* von unserm Vf. gegebnen Erklärungen mit denen anderer Gelehrten, namentlich des Hn. *Rosenkranz* in den *Jahrbüch. f. wiss. Kritik* 1833. Nr. 101 f. zusammenzuhalten. Wir rühmen also hier blofs an *Hn. Deycks* die klare Auffassung, und die geschmackvolle Gelehrsamkeit in Beziehung auf die Mythen des classischen Alterthums und die Verweisungen auf die Schriften des Theophrastus Paracelsus und *andrer* Alchymisten, die Goethen nicht unbekannt waren und für deren Mittheilung die minder unterrichteten Leser dem Vf. gewifs besonders dankbar seyn werden.

In ähnlicher Weise ist der vierte und fünfte Act von Hn. *Deycks* behandelt worden; die Symbolik der Natur für das menschliche und dichterische Leben, das treue Beobachten und liebevolle Festhalten aller Erscheinungen in der Natur, der Grundgedanke in Goethe's Weltansicht, dafs nur Uebung der Kräfte, nützliche Thätigkeit dem Menschen den Weg zum Bessern bahne, treten überall hervor und rechtfertigen des Vfs. Ausspruch, dafs sich *Goethe's* eignes Leben überall im zweiten Theile des *Faust* abspiegele, wofür auch viele Stellen aus seinen übrigen Schriften, die sorgfältig angeführt sind, Zeugnifs ablegen. Die Schlufsscene (S. 112—123) *führt* uns in das religiöse Leben des Mittelalters, *in das* zum Schauen erhöhte Glauben tiefer Gemüther zurück. „Klarheit, heifst es zum Schlusse, erlangt Faust am Ende, und sie ist so überschwenglich, dafs sie nicht nur ihn selbst erhellt, sondern auf Erd' und Himmel, ja auf die dunkeln Tiefen uralter Sünde sogar übergewaltige Strahlen wirft. Aus tausend verworrenen Tönen hat die geistigste Harmonie sich entwickelt, und an der Stelle ruhelosen Kampfes und vernichtenden Widerspruches umgiebt uns von allen Seiten gläubige Hoffnung, demüthige Zuversicht, und eine Liebe, deren überirdisches Walten stärker ist, als Sünde und Tod."

Zwei Anhänge, der erste gegen die verkehrte theologische oder moralische Ansicht über die Tragödie, der andre über die ägyptische Maria aus der *Probatis Sanctorum Historiis* des *Laurentius Surius*, machen den Schlufs dieser wohlgerathenen Schrift, deren Vf. wir sowohl um seiner warmen, innigen Verehrung für Goethe willen als wegen seiner geschmack-

schmackvollen Erklärungsweise recht bald wieder auf diesem Felde unsrer vaterländischen Literatur zu begegnen wünschen.

Die Schrift unter Nr. 2 steht zwar an innerem Gehalt der so eben beurtheilten weit nach, indefs sind wir nicht abgeneigt sie auch als einen Tribut aufrichtiger Gesinnung gegen den grofsen Dichter zu betrachten. Freilich ist das Feld der Dichtererklärung ganz und gar nicht das Feld, auf welchem Hr. *Löwe* neue Lorbeern zu denen sammeln wird, die er sich bereits als theoretischer Musikkenner und ausgezeichneter Componist Goethe'scher Lieder erworben hat. Denn wir begreifen am wenigsten für welche Classe von Lesern derselbe eigentlich geschrieben hat. Solche Leser, die sich erst müssen erklären lassen, wer Castor und Pollux, Thetis, Iphigenia, Silenus, Pan, die Sirenen, Grazien, Parzen, Furien, Mänaden u. dgl. m. gewesen sind oder denen man Ausdrücke wie *exeunt*, *exuviae* und *oremus* erst übersetzen mufs, dürften wohl schwerlich dazu berufen seyn den Goethe'schen Faust zu lesen. Was nun die Erklärungen der griechischen und lateinischen Wörter oder der ungewöhnlichen Namen und Ausdrücke anbetrifft, so scheinen uns diese grade nicht mit zu grofser Auswahl und besonderer Sorgfalt für Fassung und Ausdruck gegeben zu seyn, wie die Mänaden z. B. „thracische Weibsbilder" (S. 67) heifsen, die Stymphaliden „schauderhafte Vögel" (S. 36) und Silenus „ein früher äufserst gelehrter Mann, der aber das Unglück hatte entmannt zu werden", dann wieder „ein alter, dicker Mann mit kahlem Kopfe, einer stumpfen Affennase und grofsen langen Ziegenohren" genannt wird. Solche Ausdrücke schmecken fast nach Hederich's mythologischem Wörterbuche. Wo alte Classiker erwähnt oder wo gar Bücher (die doch wohl kein Leser dieses Büchleins nachschlagen dürfte) citirt werden, finden sich verschiedne Irrthümer, die auf ungenaue Benutzung verschiedenartiger Quellen schliefsen lassen. So heifst es, dafs Theophrast „ein Schönredner" gewesen sey (S. 8), Ulysses soll auf der Insel Oenone (st. Aenä) bei der „mächtigen Zauberin Circe" gelebt haben (S. 56), Herodot wird mehrmals sehr ungenau citirt und die griechischen Stellen aus Plato und Aristoteles geben dem Ganzen ein sehr buntscheckiges Ansehen. Auch an ästhetischen Bemerkungen, an grammatischen Erörterungen (wie über *absolvere* auf S. 13) und an einzelnen Reminiscenzen aus der Geschichte der Musik, wo sich die aus dem Requiem auf S. 43 fast komisch ausnimmt, fehlt es nicht. Nur vermissen wir durchgängig Plan, Ordnung und Rücksicht auf irgend eine bestimmte Classe von Lesern, so dafs wir diefs Büchlein nicht empfehlen können. Wer solche Erläuterungen sucht, wie sie hier gegeben sind, findet sie durchgängig besser im Conversations-Lexicon.

Der Vf. von Nr. 3, Hr. *Kannegiefser*, ist seit einer Reihe von Jahren als geistvoller Uebersetzer ausgezeichneter Dichterwerke zu rühmlich bekannt, als dafs man sich nicht freuen sollte ihn in der Reihe Goethe'scher Commentatoren zu sehen. Auch hatte derselbe bereits im Jahre 1820 durch eine Probeschrift, die Erklärung von Goethe's Harzreise im Winter enthaltend, seine Befähigung hinlänglich dargethan und zugleich darüber ein sehr beifälliges Urtheil des Dichters selbst erhalten. Die mittlerweile erschienenen Erklärungsschriften von *Pudor*, *W. E. Weber*, *Göschel*, *Struve*, *Schubarth* und andere veranlafsten ihn die von ihm im Jahre 1824 und in den folgenden Jahren an der Universität zu Breslau gehaltenen Vorträge über eine Auswahl lyrischer Gedichte Goethe's dem Druck zu übergeben und wo möglich, wie er selbst äufsert, auch andre an der Freude Theil nehmen zu lassen, welche ihm die Beschäftigung mit dem grofsen Dichter gewährt hatte. Ueber die Nützlichkeit und Zweckmäfsigkeit solcher Erklärungsschriften sind wir mit Hn. *Kannegiefser* vollkommen einverstanden, nur wünschen wir für dieselben mehr den Weg der historisch-grammatischen Interpretation, als den der ästhetischen Auslegung. Den letztern hat aber unser Vf. vorzugsweise eingeschlagen, ohne zwar das grammatische Element dabey ganz und gar auszuschliefsen und dadurch vielleicht der Verbreitung seines Buches in sofern geschadet, als Viele die von ihm gegebenen Erklärungen zu lang finden und sich von ihnen als von einer nur prosaischen Paraphrase Goethe'scher Gedichte abwenden werden, wozu sie sich durch des Dichters eignen Spruch berechtigt glauben:

> Willst du ein Gedicht erläutern?
> Sage Kürzeres im Breitern.

Auch dem Rec. ist es Anfangs so ergangen. Aber er hat sich bei einer genauern Durchsicht der *Kannegiefser'schen* Schrift überzeugt, dafs dieselbe viel Geistreiches, viel Treffendes und namentlich in Beziehung auf Plan in Gedankenfolge in den Goetheschen Gedichten viel Passendes enthält. Indefs kann er doch nicht leugnen, dafs ihm so lang ausgedehnte Erklärungen wie die des Gedichtes „Bergschlofs" (S. 149 — 158), deren Zueignung (S. 104 — 120) und einiger andern ermüdet haben, indem sie mit den bald rasch fortschreitenden Gedichten, bald mit der Zartheit einzelner Gedanken und Empfindungen nicht in dem rechten Verhältnisse stehn und manche Leser abschrecken werden. Vorzugsweise dürfte bei lyrischen Gedichten das Historische und das Grammatische zu erläutern seyn, das Gefühl für die Schönheit des Gedankens und des Versbaues lassen sich Gebildete nicht gern einreden und für die Ungebildetern geht eine künstliche Exposition ganz verloren. Das tritt besonders deutlich bey den Erklärungen altclassischer Dichter hervor, denen die ästhetische Interpretation gar oft Schaden gethan hat, da das geschriebene Wort nicht alle Gemüther in dem Grade zu entzünden vermochte als der begabte und fein fühlende Erklärer (z. B. Heyne) selbst die Schönheiten seines Dichters wahrgenommen hat. Im mündlichen Vortrage mag sich Manches anders ge-

gestalten, aber vor dem Zuviel scheint auch hier gewarnt werden zu müssen.

Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Bemerkung wieder zu Hn. *Kannegiefser's* Schrift, so glauben wir, dafs derselbe durch öftere Bezugnahme auf des Dichters Leben und die Verhältnisse desselben seinem Buche einen noch gröfsern Reiz gegeben haben würde. Allerdings hat er diefs nicht ganz verabsäumt, sondern bei mehren Gedichten die historischen Umstände ihrer Entstehung angeführt, so bei der „Harzreise" (S. 45), bei den Gedichten „Vom Berge" und „An ein goldnes Herz, das er am Halse trug" (S. 133. 135), bei „den Musen und Grazien in der Mark" (S. 177 ff.), bei dem „Diner in Coblenz" (S. 206 — 214), aber wir glauben, dafs diefs bei der reichhaltigen Quelle, die uns in „Dichtung und Wahrheit" zu Gebote steht und nach den schätzbaren Mittheilungen mancher Zeitgenossen noch öfters hätte geschehen können. Vieles in Goethe's Schriften ist vielen Mitlebenden jetzt schon dunkel, in zehn, funfzehn Jahren wird diefs in einem noch höhern Grade der Fall seyn und es ist daher die Pflicht deutscher Dichtererklärer darauf ganz besonders ihr Augenmerk zu richten, wie es bei manchen Schriftstellern des Alterthums geschehen ist, deren Geschichte gelehrte und geistreiche Ausleger aus weit dürftigern Bruchstücken ihrer Werke mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit an das Licht gestellt haben. Für die Erklärung deutscher Schriftsteller hat in dieser Beziehung — um ein Beispiel anzuführen — *Karl Wagner* durch die Anmerkungen, mit denen er den von ihm herausgegebenen Briefwechsel *J. H. Merk's* ausgestattet hat, trefflich gesorgt. Eine solche Art der Behandlung können sich namentlich diejenigen zum Muster nehmen, die den Nachlafs Verstorbener herausgeben.

Unter den *Kannegiefser'schen* Erklärungen heben wir besonders die von dem „Klagegesange der edeln Frauen des Asan Aga", die der „Harzreise", der Gedichte von Schwager Kronos, „Adler und Taube", „der Wanderer", „Wonne der Wehmuth", „Jägers Abendlied", „Totalität" und die bereits oben genannten als recht ausgezeichnet heraus. In allen zeigt sich eine warme Liebe und Verehrung zu dem Dichter, eine durchaus edle und humane Gesinnung, ein Streben nach Klarheit und Verständlichkeit. Diesen Eigenschaften verdanken wir eine Anzahl trefflicher Excurse (man vergönne uns das Wort), durch die allerdings die Erklärung ausgedehnt wird, die man aber gern wieder lesen und wieder aufsuchen wird, sobald man nur erst weifs, dafs solche Herzensergiefsungen vorhanden sind. Dahin rechnen wir die Stelle über *Goethe* als Naturdichter (S. 97. 98.), über die Religiosität und Christlichkeit *Goethe's* in Vergleich mit Klopstock und Schiller (S. 112 — 120), die Lobrede auf *Goethe* (S. 143 bis 146), die Bemerkungen über die Prüderie und übergrofse Keuschheit mancher Leser (S. 200 — 202). Wir können uns nicht enthalten eine kurze Stelle auf S. 112 hier mitzutheilen: „*Goethe* ist aber nichts als der Mensch im vollen und schönen Sinne des Worts, Leib und Geist, Sinnlichkeit und Sittlichkeit im Einklang, einem Kinde vergleichbar, dem das liebe Leben gefällt, das sich nicht nach dem Tode sehnt, sondern die Gegenwart geniefst und sich um das Dahinter und vor ihm Liegende eben nicht kümmert, aber ein erwachsenes Kind oder ein Mensch, in welchem sich die Unbefangenheit der frühern Jahre mit dem Ernste und den Gefühlen, welche die Erfahrungen des Jünglings- und Mannesalters erwecken, auf's Lieblichste verbinden, er ist ein natürlicher, edler, liebenswürdiger Mensch." Und auf der folgenden Seite: „*Klopstock* ist ein religiöser, *Schiller* ein sittlicher, *Goethe* ein dichterischer und eben darum der gröfste Dichter: denn wenn in dem ersten das Religiöse, in dem zweiten das Sittliche und Wissenschaftliche vorherrscht und dem dichterischen fast Eintrag thut, so ist in dem letztern das Dichterische vorherrschend und das Religiöse, Sittliche, Wissenschaftliche wird bei ihm poetisch. Diefs aber ist es freilich, was die Welt leicht verkennt und zum Theil auch bei Goethe verkannt hat, und aus guter Meinung, aber gewifs die Dichtung mifsverstehend, hat man ihn religiöser und insbesondere christlicher gewünscht. *Goethe* hat sich zum Glück an dieses Urtheil nicht gekehrt, er hat nichts gedichtet, um dem Publicum dieses Urtheil zu benehmen, ja er hat nicht einmal an irgend einem Gedichte, selbst an den anstöfsigsten, etwas verändert, wie Klopstock zu Gunsten der orthodoxen Christen manches in der Messiade umänderte oder dergleichen Gedichte, wie die römischen Elegien, zurückgenommen. Aber wer Augen hat zu sehen, der wird sehen. Er wird selbst unter der Hülle des Heidenthums seinen echt christlichen Sinn erkennen: denn giebt es eine herrlichere Darstellung Gottes, als sie Goethe in dem Ganymed etwa giebt, und ist nicht eben diefs Gedicht so rein religiös wie es ein Unbefangener nur wünschen kann?" In einer solchen Beziehung nennt auch *de Wette* (*Theodor's Weihe I.* 222 f.) *Goethen* den *sittlichsten*, aber nicht den *am meisten moralisirenden* Dichter.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

ÄSTHETIK.

Koblenz, b. Bädecker: *Göthe's Faust* — — von Dr. *F. Deycks* u. s. w.

Berlin, b. Logier: *Commentar zum zweiten Theile des Göthe'schen Faust* von Dr. *C. Löwe* u. s. w.

Breslau, b. Richter: *Vorträge über eine Auswahl von Göthe's lyrischen Gedichten*, gehalten an der Universität zu Breslau von Dr. *Karl Ludwig Kannegieſser* u. s. w.

Paris u. Strassburg, b. Levrault: *Études sur Goethe*, par *X. Marmier* etc.

(*Beschluſs von Nr.* 70.)

Ueber einzelne Erklärungen und Ansichten wollen wir nicht mit Hrn. *Kannegieſser* rechten. Seine Gesinnung ist redlich, seine Liebe zu Göthe ist wahr und innig. Denen aber, die ihn wegen seines Unternehmens tadeln, wollen wir ein Wort *Zelter's* entgegenhalten, der an *Göthe* schreibt: „schilt mir ja die guten Menschen nicht, welche nicht nachlassen, deine Gedichte auszulegen; ich gehöre selber dazu und wirble mir manchen Vers so lange zwischen den Fingern der Divination, bis ich darüber wohl selbst zu einem eignen Gedanken komme, den ich nicht gesucht hätte." (*Briefw. mit Göthe* V. 436.)

Indem wir uns zu dem vierten der oben genannten Bücher wenden, das an Umfang das bei weitem ansehnlichste ist, können wir unsere Zufriedenheit darüber nicht bergen, dafs ein solches Buch über *Göthe* von einem Franzosen hat geschrieben werden können. Darin ist offenbar ein Vorschritt der französischen Literatur wahrzunehmen und ein neuer Versuch, die Schranken zu durchbrechen, welche den Franzosen so lange die freie Aussicht in die heitern und gesegneten Thäler unserer Literatur verkümmert haben. Von *Göthe's* Schriften hatten in Frankreich zuerst die Leiden des jungen Werther Aufsehen erregt und man kannte ihn lange Zeit nicht anders als unter dem Namen des *poëte du jeune Werther*. Aber in diesem Jahrhunderte, im Einzelnen sogar schon unter der Kaiserherrschaft, wie aus einem wohlgeschriebenen Aufsatze *Bazin's* in den *Blätt. f. liter. Unterhalt.* 1833. N. 269. erhellte, weit mehr aber seit der Restauration der Bourbons haben die Franzosen ein lebhafteres Interesse an deutscher Literatur gewonnen, und Männer, wie *Cousin*, *Marc Girardin*, *Lerminier* und andere, haben ihnen viel Wissenswürdiges von unserer Literatur gesagt, freilich auch nicht ohne Nationalvorurtheile und ohne sehr häufig durch ein gefärbtes Glas zu sehen. Hr. *Xav. Marmier*, der sich längere Zeit in Deutschland aufgehalten und sogar als Uebersetzer deutscher Schriften, wie des *Koberstein'schen Grundrisses der deutschen National-Literatur* aufgetreten ist, geht unparteiischer und freimüthiger als seine übrigen Landsleute zu Werke und bewundert unsere Literatur in einem so hohen Grade, als man es nur immer von einem Franzosen aus dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts erwarten kann. Daher hat er auch in Frankreich manche Stimmen gegen sich, und ist seinen Landsleuten nicht feurig, nicht beweglich genug, man tadelt an seinen Productionen in den Journalen die Langsamkeit der Darstellung und giebt nicht undeutlich zu verstehen, dafs er sich deutsches Phlegma angeeignet habe. Damit haben wir es indefs jetzt nicht zu thun, wir betrachten nur sein vorliegendes Buch über *Göthe* und können über dasselbe nicht anders urtheilen, als dafs für Franzosen aus demselben sehr Vieles zu lernen seyn wird, dafs aber der deutsche Leser weder in literarhistorischer noch in ästhetischer Hinsicht aus demselben viel Neues gewinnen kann. Hören wir darüber Hrn. *Marmier* selbst im Anfange seines Buches: *Ce livre est le résultat de quelques études entreprises en Allemagne même, dans une ville où Goethe a vécu, en milieu des Souvenirs qu'il y a laissés, en sein de ses amis. En me livrant à ce travail, je n'ai point prétendu faire la critique des oeuvres de Goethe, je ne me suis senti, je l'avoue, ni assez hardi ni assez fort pour m'attaquer à un tel homme. Mais j'ai pris ses oeuvres l'une après l'autre, j'ai tâché d'en saisir l'esprit, d'en comprendre la portée et alors j'en ai rendu compte avec bonne foi, non point d'après une opinion établie d'avance, non point d'après une idée systématique, mais uniquement d'après l'impression que j'en ressentais. — Si je parviens*, heifst es am Schlusse dieses Vorworts, *à faire passer dans l'esprit de quelques lecteurs l'admiration sincère que j'éprouve pour le grand homme de l'Allemagne: si je puis leur inspirer au moins le désir de le connoître, de l'étudier, le but que j'avais en commençant cet ouvrage sera rempli.* Eine so offene Sprache und eine so ungeheuchelte Verehrung *Göthe's* mufs die strenge Kritik entwaffnen, falls sie in Anlage, Plan und Zweck des Buches etwas auszusetzen haben sollte, nicht aber eine so vornehme Abfertigung veranlassen, als die ist, mit welcher Hr. *H. G. Hotho* in den *Jahrbüch. für wissensch. Kritik* 1835. No. 88. über die *Marmier*'sche Schrift geurtheilt hat. Hätte doch der Vf. jener Recension bedacht, dafs selbst in Deutschland, ja in den Landstrichen, die sich die gebildetsten nennen, noch nicht überall die rechte Verehrung

rung des Göthe'schen Namens heimisch ist, und hätte er lieber die Schrift des Franzosen in ihrer Verdienstlichkeit dargestellt, anstatt ihn vornehm zu belehren, wie er es hätte anfangen sollen, ein Buch zu schreiben, das im Geschmack der Schule gewesen sey, zu welcher Hr. *Hotho* gehört. Wenn wir uns in Deutschland unserer Gastlichkeit gegen Ausländer rühmen, sollten wir doch auch nicht die Gastgeschenke verachten, welche sie vor uns niederlegen, wenn wir gleich nur *eiserne* Rüstungen von ihnen für *goldene* eintauschen, wie die Helden der Homerischen Ilias.

Das gut und klar geschriebene Buch — denn diese Vorzüge mufs man den Franzosen lassen — beginnt mit einem kurzen Ueberblick über *Göthe's* Leben und Werke, der blofs für französische Leser ausreichend seyn kann. Hierauf folgt die erste Abtheilung *les Romans* (S. 1—53), zuerst über Werther's Leiden, wo der Vf. eine Vergleichung zweier Stellen aus Chateaubriand und Ugo Foscolo mit der Göthe'schen, in welcher der Aufenthalt der Kindheit geschildert ist, anstellt, und meint, dafs Chateaubriand dichterischer und majestätischer, Göthe wahrer und Foscolo idealischer sey, dann über Wilhelm Meister's Lehrjahre, die Wahlverwandtschaften. Daran schliefsen sich die Abhandlungen über die Faustfabel, mit denen die zweite Abtheilung *Drames* beginnt, zuerst das Historische aus Ueberlieferungen und Volkssagen (meist nach *Görres* und *Stieglitz*), dann Notizen über die Behandlung dieses Gegenstandes in englischen, spanischen und deutschen Comödien oder Romanen, wo Hrn. *Marmier's* Fleifs alle Anerkennung verdient. Dann geht er zu dem Göthe'schen Faust über (S. 158—245). Eine vollständige Inhaltsanzeige beider Theile, verschiedene Bemerkungen, in denen sich Hrn. *Marmier's* Individualität von einer nur günstigen Seite zeigt, endlich Uebersetzungen in Prosa und in Versen wechseln mit einander ab. Von der letztern sagt der Vf. auf S. 195 bei Gelegenheit des bekannten Liedchens, welches Gretchen singt, er habe weder die *grace exquise* noch die *simplicité admirable* wiedergeben können. Dann folgt Götz von Berlichingen, ebenfalls wieder von langen historischen Excerpten über die Bauernkriege (nach *Wachsmuth*, *Sartorius*, *Raumer* u. a.) und über Götz'ens eigne Geschichte begleitet, auch mit einigen Uebersetzungsproben ausgestattet (S. 246 - 315), ebenso Egmont (S. 315—336), Iphigenia und Tasso, die natürliche Tochter, Clavigo und Stella (S. 336 — 388). Das Historische bei Tasso enthält nur das Bekannte, A. W. Schlegel's, Rosini's und anderer Erörterungen sind unbenutzt geblieben, Ranke's neueste Forschungen konnte Hr. *Marmier* noch nicht kennen. Auf Veranlassung der natürlichen Tochter ist der Hauptinhalt aus den Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti mitgetheilt worden. Der folgende Abschnitt *Comedies* umfafst Göthe's kleinere Lustspiele, der folgende Hermann und Dorothea, wobei Hr. *Marmier* jedoch nicht der sehr ähnlichen Begebenheit gedacht hat, welche *Pänse* in seiner *Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger* (Leipzig 1827) S. 175 f. erzählt und aus der „Ausführlichen Historie derer Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erz-Bisthum Salzburg (Leipzig 1732) Th. II. S. 53" geschöpft hat. Es wird daraus unter andern ersichtlich wie Göthe's Gedicht bis auf die, in der ursprünglichen Erzählung fehlende Mutter Hermann's, die gröfste Aehnlichkeit mit dem Original-Factum hat. Hierauf spricht Hr. *Marmier* über die kleinen Gedichte nach einer für die Franzosen sehr nützlichen Einleitung über die deutsch-lyrische Poesie im Allgemeinen, über die römischen Elegieen, die Romanzen und Balladen (von denen Hr. *Marmier* den „Erlkönig und den König in Thule" auf S. 436 ff. übersetzt hat), die Xenien, den westöstlichen Divan. Der letzte Abschnitt *Oeuvres mêlées* umfafst auf dreiundzwanzig Seiten alle übrigen Werke Göthe's. Man sieht leicht ein, dafs dieis eine blofse Nomenclatur seyn kann: am interessantesten möchte noch seyn, was Hr. *Marmier* als Franzose über den Feldzug in der Champagne 1792 „*qui s'ouvrit à la suite du farouche manifeste du duc de Brunswick*" gesagt hat. Den Schlufs machen eine Reihe von Anmerkungen, meist literarischen Inhalts, die aus den namhaftesten Werken neuerer Schriftsteller über Göthe entlehnt sind. Man sieht also, dafs sich Hr. *Marmier* wenigstens vielseitig umgesehen hat und dafs sein Bestreben Anerkennung von Seiten deutscher Gelehrten verdient. Um so eher wird man ihm auch einige Fehler nachsehen, wie auf S. 64, wo *Cornelius Agrippa von Nettesheim* zum *Bischof* erhoben ist oder auf S. 406, wo die *Alexandriner* J. H. Vofs'ens in seiner *Luise* hart getadelt werden. Auffallend bleibt es aber, wie Hr. *Marmier* den Namen *Falk*, dessen Buch er so viel benutzt hat, immer *Fleck* schreiben konnte.

NATURGESCHICHTE.

Gotha, in d. Beckerschen Buchh.: *Gemeinnützige Naturgeschichte* von Dr. *Harald Othmar Lenz*, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. *Zweiter* Band mit acht Tafeln Abbildungen. 1835. 336 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Alles dasjenige, was Rühmliches über den ersten Band dieses Werkes ist gesagt worden, gilt auch von diesem zweiten, welcher die Vögel umfafst. Fleifs, genauer, auf Erfahrung gegründeter Forschersinn, vereint mit einem anziehenden Vortrag, wird gewifs keiner hier verkennen; durch die auf diese Naturgeschichte verwendete Sorgfalt werden die in der Vorrede verzeichneten theuern Werke einigermafsen entbehrlich; indem ein Jeder in gedrängter Kürze zu einem wohlfeilen Preise das Wissenswerthe und ihm Nöthige mit Gründlichkeit vorgetragen findet. Dem Naturliebhaber, dem Jäger, gewährt dasselbe eine richtige Anweisung über den Fang, das Schiefsen und die Abwartung der wilden und Stubenvögel, so wie es beim Unterrichte einen sichern Leitfaden dem Lehrer zum gründlichen Vortrage darbietet.

Fol-

Folgende Ordnung ist darin beobachtet:

I. *Ordnung*: Raubvögel S. 19. — 1. *Familie*: Tagraubvögel S. 19. — 1. *Gattung*: Geier S. 19. — 2. *Gattung*: Lämmergeier S. 23. — 3. *Gatt.*: Falke S. 24. — 2. *Familie*: Nachtraubvögel S. 46. — 1. *Gatt.*: Eule S. 47.

II. *Ordnung*: Singvögel S. 57. — 1. *Familie*: Zahnschnäbler S. 58. — 1. *Gatt.*: Würger S. 58. — 2. *Gatt.*: Fliegenschnäpper S. 61. — 3. *Gatt.*: Schmuckvogel S. 63. — 4. *Gatt.*: Tangara S. 63. — 5. *Gatt.*: Drossel S. 64. — 6. *Gatt.*: Wasserstaar S. 70. — 7. *Gatt.*: Mino S. 71. — 8. *Gatt.*: Staaramsel S. 71. — 9. *Gatt.*: Pirol S. 72. — 10. *Gatt.*: Leierschwanz S. 73. — 11. *Gatt.*: Metacill S. 73. — 12. *Gatt.*: Manakin S. 100. — 2. *Familie*: Sperrschnäbler S. 100. — 13. *Gatt.*: Schwalbe S. 100. — 14. *Gatt.*: Ziegenmelker S. 106. — 3. *Familie*: Kegelschnäbler S. 107. — 15. *Gatt.*: Lerche S 107. — 16. *Gatt.*: Meise S. 116. — 17. *Gatt.*: Ammer S. 122. — 18. *Gatt.*: Fringille S. 126. — 19. *Gatt.*: Kreuzschnabel S. 158. — 20. *Gatt.*: Klammervogel S. 161. — 21. *Gatt.*: Ochsenhacker S. 161. — 22. *Gatt.*: Trupiel S. 161. — 23. *Gatt.*: Staar S. 161. — 24. *Gatt.*: Rabe. S. 164. — 25. *Gatt.*: Racke S. 172. — 26. *Gatt.*: Paradiesvogel S. 173. — 4. *Familie*: Dünnschnäbler S. 174. — 27. *Gatt.*: Spechtmeise S. 174. — 28. *Gatt.*: Baumrutscher S. 175. — 29. *Gatt.*: Honigvogel S. 176. — 30. *Gatt.*: Kolibri S. 177. — 31. *Gatt.*: Wiedehopf S. 179. — 5. *Familie*: Sitzfüfsler S. 180. — 32. *Gatt.*: Bienenfresser S. 180. — 33. *Gatt.*: Eisvogel S. 181. — 34. *Gatt.*: Nashornvogel S. 182.

III. *Ordnung*: Paarzeher S. 182. — 1. *Gattung*: Specht S. 182. — 2. *Gatt.*: Wendehals S. 185. — 3. *Gatt.*: Kukuk S. 186. — 4. *Gatt.*: Tukan S. 189. — 5. *Gatt.*: Papagei S. 190. — 6. *Gatt.*: Turako S. 198. — 7. *Gatt.*: Musafresser S. 198,

IV. *Ordnung*: Hühnervögel S. 198. — 1. *Gatt.*: Hokko S. 199. — 2. *Gatt.*: Pfau S. 199. — 3. *Gatt.*: Truthuhn S. 201. — 4. *Gatt.*: Perlhuhn S. 204. — 5. *Gatt.*: Fasan S. 206. — 6. *Gatt.*: Wildhuhn S. 227. — 7. *Gatt.*: Taube S. 240.

V. *Ordnung*: Stelzvögel S. 257. — 1. *Gatt.*: Strauls S. 257. — 2. *Gatt.*: Trappe S. 261. — 3. *Gatt.*: Regenpfeifer S. 262. — 4. *Gatt.*: Kiebitz S. 263. — 5. *Gatt.*: Austerfischer S. 265. — 6. *Gatt.*: Kranich S. 265. — 7. *Gatt.*: Reiher S. 267. — 8. *Gatt.*: Storch S. 270. — 9. *Gatt.*: Löffler S. 272. — 10. *Gatt.*: Ibis S. 273. — 11. *Gatt.*: Schnepfe S. 273. — 12. *Gatt.*: Steinwälzer S. 283. — 13. *Gatt.*: Strandreiter S. 283. — 14. *Gatt.*: Säbelschnäbler S. 284. — 15. *Gatt.*: Rable S. 284. — 16. *Gatt.*: Wasserhuhn S. 280. — 17. *Gatt.*: Sandhuhn S. 288. — 18. *Gatt.*: Flamingo S. 288.

VI. *Ordnung*: Schwimmvögel S. 289. — 1. *Familie*: Brachypteri S. 292. — 1. *Gatt.*: Taucher S. 293. — 2. *Gatt.*: Alk S. 296. — 3. *Gatt.*: Pinguin S. 296. — 2. *Familie*: Longipennes S. 297. — 4. *Gatt.*: Sturmvogel S. 297. — 5. *Gatt.*: Albatros S. 298. — 6. *Gatt.*: Meve S. 298. — 7. *Gatt.*: Seeschwalbe S. 301. — 3. *Familie*: Totipalmati S. 303. 8. *Gatt.*: Pelekan S. 303. — 9. *Gatt.*: Anhinga S. 305. — 10. *Gatt.*: Tropikvogel S. 306. — 4. *Familie*: Lamellirostres S. 306. — 11. *Gatt.*: Ente S. 306. — 12. *Gatt.*: Säger S. 333.

Keinesweges um die Hauptsache zu tadeln, macht Rec. auf einige Kleinigkeiten aufmerksam. Rec. möchte in der That wissen, was mit den beiden Kondor, welche zwei Amerikaner aus Quito jung aus dem Neste genommen, mit unsäglicher Mühe gezähmet und im Jahre 1824 — nach Journalbericht — eine Luftfahrt zu Neapel glücklich gemacht haben sollen, geworden ist, und darüber des Vfs. Ansicht, ob es — ungeachtet es mehrere zuverlässige Augenzeugen gesehen zu haben versichern — nicht in's Reich der Fabeln gehöre, vernehmen. Zu S. 100 könnte noch hinzugefügt werden, wie gemachter Erfahrung zu Folge die Ufer- oder Wasserschwalbe (*hir. riparia*) bei uns in Sümpfen, Teichen und Dümpfen überwintert, ob dieses aber die Haus- oder Lehmschwalbe (*hirundo urbica*) thue, ist nicht mit Gewifsheit zu bestimmen. Dafs S. 274 bei der Waldschnepfe (*scolopax rusticola*) der Vf. — der es gewifs weifs — nicht der beiden kleinen Federn, von denen jeder Flügel, oben beim Einwuchs, eine enthält und die der wackere *Jester* in Schwanz versetzt, erwähnt hat, und welche die Miniaturmaler angeben — wie gewifs dem geschickten Ausfeld nicht unbekannt seyn wird — wundert uns, und endlich können wir keinen andern Grund, dafs der Vf. S. 257 nach dem Kasuar nicht des Didus (*didus ineptus*, Dudu, Devat, Watyhvogel) gedenkt, dafür auffinden, als dafs *Morel* versichert — was wegen der Trägheit dieses Thieres nicht unwahrscheinlich, und wegen seines unschmackhaften Fleisches eben nicht zu sehr zu bedauern ist — dafs die ganze Klasse dieser Thiere nicht mehr existire.

X.

SCHÖNE LITERATUR.

Halle, b. Schwetschke u. S.: *Neuere Dichtungen von Karl Streckfufs.* 1834. 163 S. 8. (20 gGr.)

Ein ausgezeichneter Geschäftsmann und hoher Beamter des preufsischen Staats, der seit einer Reihe von Jahren mit eben so viel Glück als Einsicht reiche Gaben auf den Altar der Musen niederlegt, hat die neueste dieser Gabe in dem vorliegenden sauber ausgestatteten Büchlein für seine Freunde zu einem schönen Kranze zusammengebunden. Die Gewandtheit des Vfs., sich in den verschiedensten Dichtungsarten zu bewegen, zeigt sich auch hier wieder. Denn zuerst sind es zwei Festgedichte, eins auf den Eintritt der Kronprinzessin von Preufsen in die Preufsische Monarchie, welches Hr. *Streckfufs* für die Bürgerschaft der Stadt Zeitz verfafst hatte, das andere auf die Anwesenheit der Kaiserin von Rufsland in Berlin, im Namen der dasigen Universität, welche die Geschicklichkeit des Dichters in Gelegenheitsgedichten auf eine sehr ansprechende Weise beurkunden. Ferner bietet er uns zwei anmuthige poetische Erzählungen von mehr komischer Art, der *Falk* nach

Boc-

eccio und die *Madü-Marünen*, nach einer pe
chen Volkssage, beide leicht und klar versifi
on denen namentlich die erstere sehr oft an Wie
beste poetische Erzählungen erinnert, und eine
ere Erzählung, *das Gastmahl des Theodorich*.
finden sich eine Anzahl kleiner, zarter Ge
, unter denen wir den *Blumenkranz* und das
lied zu Göthe's Geburtstage auszeichnen. Eine
ere Farbe trägt das Gedicht *Preufsen*, in wel
Hr. *Streckfufs* eine so echt vaterländische, vor
ilfreie Gesinnung an den Tag gelegt hat, dafs
le dieſs Gedicht in seiner einfach edeln Sprache
sehr verbreitet zu werden verdient. Nach der
derung der Entwickelung Preufsens zur euro
hen Macht unter dem grofsen Kurfürsten, seiner
nden Macht, des Unglücks im Jahr 1806, der
ererhebung in den Freiheitskriegen und seines
egründeten Staatengebäudes, sagt der Verfasser:

h die Gewähr der Macht, nicht verleiht sie die Höh' und die Weite,
e verleiht nur der Geist, der dir im Innern erwacht,
lcher Herrscher und Volk einträchtig beseelt, und sie vorwärts
ieht, dafs die strebende Zeit nie dir von neuem enteilt;
wärts, nicht wie im Kriege das stürmende Reitergeschwader,
orwärts, rüstigen Schritts, wie ihn die Zeit dir gebeut,
e die Natur ihn dich lehrt, die, allmächtig entwickelnd, die Fichte
efer wurzelnd im Grund, höher zum Himmel erhebt;
lche verdorrtes Gezweig abstreift, nicht gewaltsam — es aufgiebt
nd mit belebendem Saft nur das ergrünende nährt —
mer entschlummerst du fürder behaglich im Schatten des Ruhmes,
g aufstrebend und wach, immer erneuernd die Kraft.

uf folgt eine treffliche Schilderung der durch die
ereine für Deutschland durch Preufsens grofs
Politik gewonnenen Vortheile mit begeisterten
ichten in die Zukunft und dem Zurufe des Dich
n sein Vaterland:

wärts streb' und bewahre die Treue dir selbst und den Andern,
les Uebrige fällt endlich von selber dir zu.

, ein idyllisch-episches Gedicht in vier Gesän
t ein anmuthiges Stillleben aus der heiligen Ge
hte, das sich den besten Erzeugnissen dieser Art
r neuern Zeit anreihen darf.

Der Anhang enthält die *Höllenstrafe der Frömm
Ein neuentdeckter Gesang zur Hölle des Dante
ieri, übersetzt und herausgegeben von Leberecht
m.* Hr. *Streckfufs* berichtet dazu, dafs er in den
uck dieses Gedichtes in seine eignen Dichtun
ewilligt habe, weil er die darin ausgesprochene
ht und Gesinnung theile, auch einiges zur Be
gung der Form beigetragen habe. Das Letzte
auben wir unbedenklich, da sich die Verse al
lerdings ganz so lesen, wie die in der Streckfufsschen Uebersetzung des Dante. Das Bruchstück selbst will *Leb. Fromm* in einem italienischen Kloster entdeckt haben, bei welcher Gelegenheit er mit dem Pater Bibliothekar sehr nützliche Betrachtungen über Ketzerei und über ältere Frömmigkeit oder Frömmelei anstellt. Im Gedicht selbst ist Virgil der Führer, durch den Dante in einen Felsenschacht gebracht wird, wo die Frömmler hausen.

Da sahen wir herbei viel Leute schleichen;
Jung war gemischt und Alt in dieser Schaar,
Frau'n mit den Männern, Arme mit den Reichen.
Der trug den Doctorhut, *der* den Talar,
Das Schurzfell *der*, *der* den Soldaten-Koller,
Der schien ein Richter, Jener ein Notar,
Der schnitt Gesichter, krampfhaft wie ein Toller,
Zu Pauli Himmel hin schien *der* verzückt,
Der ging mit Seufzen hin, als Kummervoller,
Und *der* demüthig blickend, tiefgebückt u. s. w.

Alle diese Gestalten sind Teufel, welche die Gestalt des Sünders in Sprache, Art, Angesicht und Miene angenommen haben.

Sehn nun die Sünder, wie sie dort erschienen,
Und fühlen sie dann, was sie wirklich sind,
So haben sie den Lohn, den sie verdienen.

Und weiter.

Der Frömmler Herz war dort ein Klumpen Eis,
Doch heifs zu scheinen war ihr ganzes Dichten.
— — — — — — — — —
Hier liegen sie, wie dort, im Kothe wühlend,
Mit kurzem Blick, durcheis't vom Herzen aus,
Und doch dazu rastlose Gluthen fühlend.
Aus Grund und Seil' und Decke zückt's heraus
Auf sie, ein Blitz, und kann das Eis nicht schmelzen,
Und nimmer kühlt das Eis der Flamme Graus.

Darauf werden einzelne Sünder aufgeführt, Schattengestalten, aus denen nur die Teufel sprechen, ein frömmelnder Kriegsmann, ein „frommer Knecht *mit* Salbung und erlogner Würde," ein „Mann in des Ritters Zier, mit altem, starken Rost am Degen, mit Helm und Panzer von Papier," endlich ein „Mann im Doctorhut, das Haar zerzaust, hochmüthig, keck und aller Welt Verächter," der zum *Jugendlehrer* auf der Oberwelt bestellt war, aber aus Wahn und Heuchelei ein Gebäude zusammengesetzt hatte, solche, die Anders sprachen und thaten, für vom Teufel Besessene erklärt, das Gottgeschenk Vernunft verdammt und seine Jugend zu verblüffen und zu bethören gesucht hatte.

Und wenn wir nicht mit diesen Mitteln reichen,
Dann brauchen wir zu Gottes Preis den Stahl,
Als Schwert und Dolch zu grad' und schiefen Streichen.

Man sehe zu, ob Hr. *Fromme* nach dem Leben geschildert hat, und ob seine Schilderung vielen als Schutz und Warnung dienen könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

LITERARGESCHICHTE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Die drei Perioden der Königl. Preufs. Academie der Wissenschaften, und König Friedrich II. als Geschichtschreiber.* Zwei academische Reden von *Friedrich Wilken.* 1835. 40 S. 8. (6 gGr.)

Wir begegnen mit grofser Freude dem berühmten Geschichtschreiber der Kreuzzüge auf dem Felde der vaterländischen Geschichte, welches er seit seinen gehaltvollen Aufsätzen über die Geschichte Berlin's in mehrern Jahrgängen des Berliner Taschenbuches nicht wieder — wenigstens durch keine gedruckte Schrift — angebaut hatte. Die erste dieser Reden (gehalten am 8. August 1833) schildert zuerst die Geschichte der Academie seit ihrer Stiftung bis auf Friedrich II., dann die veränderte Einrichtung derselben durch den grofsen König und die Periode derselben, welche gewöhnlich die französische Periode der Academie genannt wird. Sehr richtig bemerkt Hr. *Wilken* auf S. 9, ohne die Zurücksetzung beschönigen zu wollen, welche die deutsche Sprache durch Friedrich II. erlitt: „dafs er aber im Anfange seiner Regierung von richtigem Urtheile geleitet und mit sicherm Blick erkennend, was seiner Zeit nützlich und förderlich war, der Academie französische Formen gab, bewahrte dieselbe gegen die Geschmacklosigkeit und Abenteuerlichkeit der damaligen deutschen Gelehrsamkeit; und eben diese französischen Formen gewährten in den geschmackvolleren Abhandlungen der meisten französischen Mitglieder unsrer Academie den deutschen Academikern nachahmungswerthe Muster für Vortrag und Darstellung." Kurz, aber übersichtlich wird alsdann die dritte Periode der Academie geschildert, die Aufnahme der deutschen Sprache, die neue Gestaltung der Academie im J. 1812, die Herausgabe neuer Denkschriften, wissenschaftlicher Werke und die von den glänzendsten Erfolgen begleiteten Reisen in ferne Gegenden, wobei der grofsartigen Begünstigungen, welche die Academie von des jetzt regierenden Königs Majestät, mit dem verdienten Lobe, eben so einfach als wahr, gedacht wird. „Wir wissen, sagt der Redner (S. 13), dafs dem edeln Sinne unsers Königs das erkünstelte Lob der Schmeichelei mifsfällt und die ihm wohlgefälligste Dankbarkeit diejenige ist, welche dadurch sich kund giebt, dafs jeder von den Begünstigungen, welche ihm zu Theil werden, den nützlichsten Gebrauch mache, in seinem Berufe die öffentliche Wohlfahrt mit redlichem Eifer befördere und in seinem Wirkungskreise nach dem Höchsten strebe, welches er zu erreichen vermag."

In derselben würdig einfachen, aber für den Gegenstand innig erwärmten Weise, ist die zweite Rede am 29. Januar 1835 zur Feier des Jahrestags Friedrichs des Grofsen von Hn. *Wilken* gehalten worden. Grade dem Geschichtschreiber lag es ganz besonders nahe die Verdienste des Königs in historiographischer Hinsicht hervorzuheben. Und so beginnt er mit dem Satze, dafs Friedrich die Belehrung der Fürsten sowohl als der Geschäftsmänner als die Aufgabe betrachtet, welche die Geschichte lösen müsse und dafs er es als einen Vorzug dieser Wissenschaft gerühmt habe, dafs sie den Kreis der Ideen, den man sich selbst geschaffen, erweitere, den Geist nähre und in einem lehrreichen Bilde sowohl die Abwechselungen des Schicksals vorhalte als die Mittel zeige, welche die menschliche Natur besitze, der Mifsgunst des Schicksals auszuweichen. In dieser Beziehung galten ihm die trefflichen historischen Leistungen der Griechen und Römer als würdige Muster der Nachahmung. Als nicht minder wichtig betrachtete er eine würdige und den vorgetragenen Gegenständen angemessene Darstellung, weshalb er auch selbst die französische Sprache, als die gebildetste seiner Zeit, für seine eignen Schriften gewählt hat. Als ein zweites Grundgesetz des Geschichtschreibers galt dem Könige die Darstellung der Wahrheit, denn ein Werk, welches ohne Freiheit geschrieben wird, ist mittelmäfsig oder schlecht. Ein drittes war, dafs der Geschichtschreiber sich nur mit solchen Gegenständen zu beschäftigen habe, welche es verdienten erforscht und erzählt zu werden, daher wählte er zum Gegenstand seiner historischen Forschungen die Geschichte seines eignen Hauses, der Bildung des Staats, welchen er regierte und die Ereignisse seiner Zeit. Hierauf wendet sich Hr. *Wilken* (S. 24 ff.) noch einmal zu dem ersten jener Grundsätze, dem einer nützlichen Belehrung, und zeigt, wie Friedrichs Abhandlung über die Formen der Regierung und die Pflichten der Fürsten, eben so wie sein Anti-Macchiavell die herrlichen Früchte eines tiefen Studiums der Geschichte sind, und wie sein Grundsatz, dafs der Fürst der erste Diener des Staats sey, hierauf eben so wohl beruhe als wie der tiefe Unwille über Macchiavell's Grundsätze aus der Ueberzeugung entsprungen sey, dafs ein glänzendes Talent gemifsbraucht worden sey zur Verbreitung einer ruchlosen Lehre, welche Recht und Gerechtigkeit, die Grundlage des Glücks der Völker und Staaten, vernichte. Zuletzt wird

gezeigt, wie diese Begeisterung für Pflicht, Recht und Gerechtigkeit so wie für die Heiligkeit der Wahrheit sich in allen historischen Werken Friedrichs abspiegele, so in seinen *Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg*, so in seiner *Histoire de mon tems* und ihren verschiedenen Fortsetzungen, wo bei der letztern es besonders seine Absicht gewesen sey, die Waffenthaten seines tapfern Heeres in ehrenvollem Andenken bei der Nachwelt zu erhalten.

Die nöthigen Beweisstellen sind von Hn. *Wilken* überall mit Genauigkeit hinzugefügt worden, wodurch vielleicht mancher Leser veranlafst wird, dem historischen Werke Friedrichs eine gröfsere Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher geschehen ist. Freilich mufs man es bei einer solchen Gelegenheit von neuem recht schmerzlich beklagen, dafs wir noch keine würdig ausgestattete Ausgaben der Werke des grofsen Königs haben. Konnte doch selbst der Franzose *Thiebault* (Erinner. an Friedrich den Grofsen II. 276) diefs beklagen! Wie schmerzlich sich hierüber *Joh. von Müller* in unsrer A. L. Z. vom J. 1789. Nr. 48; dann *Dohm* in seinen *Denkwürdigkeiten*, (Th. V. S. 53) mit Beziehung auf einen Ausspruch Gibbon's, der geradezu sagt, dafs die Berliner Ausgabe vom J. 1788 dem preufsischen Volke Schande mache; *Preufs* in seiner vortrefflichen Geschichte des grofsen Königs (IV. 353 — 363) und zuletzt mit edlem Unwillen *Boclo* in seinem *Lehrbuche der deutschen Geschichte für Schulen* (S. 168) geäufsert haben, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Nun haben wir zwar eine elegant gedruckte Ausgabe der *Oeuvres historiques* in vier Bänden im Jahre 1828 erhalten, die aber doch der historischen Ausstattung ermangelt, auch ist von *Schneeberg* aus eine Ausgabe der sämmtlichen Werke des Königs in *einem* Bande angekündigt worden. Aber diese würde dem eigentlichen Bedürfnifs nur in einem sehr geringen Grade entsprechen, zumal da sie alle Werke in deutschen Uebersetzungen geben will. Wir können uns daher bei der Anzeige der *Wilken'schen* Rede nicht enthalten, den Wunsch auszusprechen, dafs die Academie der Wissenschaften zu Berlin sich selbst und dem grofsen Könige ein würdiges Denkmal durch eine *vollständige*, *geordnete* und *nach den Anforderungen der Zeit ausgestattete Ausgabe* seiner *sämmtlichen Werke* errichten möchte. In wenigen Jahren sind es *hundert* Jahre, seitdem Friedrich II. zum Glück Preufsens den Thron seiner Väter bestieg. Eine stattliche Ausgabe seiner Werke würde eine höchst würdige Feier dieses Jubiläums seyn.

1) Würzburg, b. Becker: *Series et vitae professorum Ss. Theologiae, qui Wirceburgi a fundata academia per divum Julium usque in annum* 1834 *docuerunt.* Ex authenticis monumentis collectae ab *A. Ruland* etc. Acc. Analecta ad historiam eiusdem Ss. facultatis in quibus statuta antiqua divi Julii nondum edita. 1835. XIII u. 356 S. 8.

2) *Zum Jubelfeste der treuen Bayern am 12. October 1835 bringt die kön. Universität Würzburg ihre Huldigung dar*: Inhalt: *Beiträge zur Geschichte der Universität Würzburg in den letzten 10 Jahren* von Dr. *A. F. Ringelmann.* 1835. 90 S. 4.

Beide Schriften folgten sich in kurzer Zeit nach einander, und haben den Zweck, die Verdienste der öffentlichen Lehrer um die Universität Würzburg der Nachwelt zu schildern. Die erstere umfafst einen Zeitraum von 250 Jahren, während letztere nur auf ein Jahrzehend sich beschränkt.

Der kön. Bibliothekar *Ruland* ist Vf. der ersteren, zu welcher er aus reiner Vaterlands-Liebe nach der Vorrede Veranlassung nahm. Schon von erster Jugend sammelte er verschiedene Nachrichten über die Universität Würzburg. Er konnte in seinen Forschungen um so glücklicher seyn, als er der Sohn eines berühmten Professors der Medicin an derselben ist, und als Vorstand der Bibliothek viele Quellen benutzen konnte, welche Andern nicht *leicht* zugänglich sind. Er zählt die aus dem Schweden-Kriege geretteten handschriftlichen Bruchstücke, wie die meisten Druckschriften, deren er sich bediente, redlich auf. Er beginnt mit der Stiftung der Universität durch den grofsen Fürstbischof, *Julius Echter von Mespelbrunn*, und zwar besonders mit der Errichtung der theologischen Facultät am 4. Januar 1582. Dem vertrauten Rathgeber des Fürstbischofs, dem Weihbischofe *Anton Reach*, räumte er mit Recht die erste Stelle ein. Dann folgen die einzelnen Lehrer der Theologie von 1582 — 1834 mit möglichst vollständigen, in gedrängter Kürze vorgetragenen biographischen Notizen und Verzeichnissen der Schriften eines jeden, vorzüglich der zu Würzburg gedruckten. Sind gleich die meisten Schriften, als Bestandtheile der Scholastik, Polemik und Casuistik, jetzt von keinem *Belange* mehr; so verdienen doch einige jener Professoren, deren Schriften bleibenden Werth haben, hier namentlich in Erinnerung gebracht zu werden. *Nic. Serarius* dessen Geschichte des Erzbisthums Mainz, durch den berühmten Joannes verbessert und vermehrt wurde. *Ad. Contzen* hat als Bekämpfer *Machiavell's*, und als Vertheidiger *Bellarmin's* ganz eigene moralisch-politische Grundsätze aufgestellt. *Joh. Seyfried* hat sich um die fränkische Geschichte eben so verdient gemacht, als um die Latinität des Mittelalters durch sein anonymes *manuale vocabulorum exoticorum* etc. *A. Daude* machte sich um Kirchen-Geschichte und Recht gleich verdient. *Fr. A. Widenhofer* beförderte das gründliche Bibelstudium in der Originalsprache durch seine Leitfäden ungemein. *Ph. Grebner's* geschichtliches Werk verdient noch Berücksichtigung, *M. Schmidt* ist eigentlich als Vater der Geschichte der Deutschen zu betrachten, so parteiisch er auch für das Haus Oesterreich als dasen

sen Historiograph schrieb. *Fr. Oberthür's* Anschmiegen an den Zeitgeist und an die Protestanten hat sein Andenken verewigt, obschon es ihm hier zum Vorwurfe gemacht wurde. *Fr. Berg* war ein weit besserer Redner auf der Kanzel, als Prof. der Geschichte oder Philosophie. *M. Schlosser* war unter seinen Zeitgenossen der beste kath. Exeget. *Fr. Löwenheim* hat die auf das höchste gesteigerte Ehre der Universität Würzburg durch boshafte Ränke und Geistes-Beschränktheit unter dem Grofsherzoge Ferdinand 1809 zum ersten Male untergraben, und wurde in der ihm angedichteten Antritts-Rede von seinem Landsmanne Stumpf viel zu schonend behandelt. *K. T. Fischer* wurde ebenfalls durch Ränke eines Collegen aus der 25jährigen Wirksamkeit als gründlicher Exeget geworfen, wie viele andere Professoren aus allen Fakultäten im letzten Jahrzehend das Opfer der umgekehrten Politik geworden sind. Daher unser Vf. *Ruland* in der Vorrede mit Recht sagte: „*Facultatem paulo ante florentissimam, subito autem paene exstinctam esse, non potui non dolere.*"

Als Beilagen dieses Werkes wurden das erste Mal dem Drucke übergeben: *Praecipua capita doctrinae christianae, demonstranda* per *Fr. A. Reslium.* — *Series Professorum* a 1582, 1682, 1773, 1774, 1782, 1803, 1804, 1809, 10 als der wichtigsten Perioden der theol. Facultät — *Statuta facultatis theol. tempore Julii fundatoris. Epistola eiusdem ad Clementem VIII.* a. 1601 *missa.* — *Agenda in actibus academicis* a. 1740. — *Series licentiatorum et doctorum legitime promotorum.* Ein vollständiges Register mit Seitenzahlen schliefst das Buch.

Die zweite Schrift des Prof. der Rechte, Dr. *Ringelmann*, zur Geschichte der Universität Würzburg, beginnt mit einem Rückblicke auf die vom Prof. *Bönike* zur Jubelfeier der Anstalt 1782 erschienene Geschichte, und schreitet sogleich zur Periode von 1825 — 35 über. Der Vf. spricht in seiner Einleitung von den letzten Jahren dieses Jahrzehends, wie von der *höchsten Glanz-Periode*, statt dafs er wie oben Dr. *Ruland*, nur den Ton eines Leichen-Redners hätte annehmen sollen. Denn die glänzendste Periode der Universität, für welche er mit gröfstem Enthusiasmus hätte sprechen können, waren nur die Jahre 1803 (5 und 1815) 32. Der Inhalt befafst sich, nach einer höchst geschmeidigen Einleitung, im ersten Abschnitte mit der Universität, und zwar §. 2 mit dem Studien-Wesen, wobei für den Fürsten von Wallerstein, als Begründer des ernstlichen Studirens und Verbreiter geistiger Kultur der Jugend, der Weihrauch nicht gespart ist. Sodann geht der Vf. zur Verfassung, Finanz-Verwaltung und Repräsentation der Universität über. Im zweiten Abschnitte werden die 1832 abgesetzten, und statt ihrer angestellten Professoren und deren Verdienste um die theologische, juridische, kameralistische, medicinische und philosophische Facultät, wie des mit zwei Doctor-Diplomen überraschten Fürsten v. Wallerstein, kurz aufgezählt. Der dritte Abschnitt befafst sich mit den Anstalten, als: die Bibliothek; das naturhistorische Kabinet nach der zoologischen, botanischen, und mineralogischen Abtheilung unter *Leiblein* und *Rumpf*; das physikalische Kabinet unter *Osann*, die Sternwarte unter *Schoen*, das chemische Kabinet unter *Pickel*, der botanische Garten unter *Heller*. Die medicinischen Anstalten, durch welche seit 50 Jahren die meisten Ausländer angezogen wurden, empfehlen sich durch die medicinische Klinik unter *Markus*, durch die chirurgische Klinik und Instrumenten-Sammlung unter *Textor*, durch das geburtshülfliche Institut unter *d'Outrepont*, durch die Poliklinik unter *Fuchs*, durch anthropotomische und zootomische Anstalt unter *Münz*. Die Anstalten für Archäologie, Kunst und Gewerbe sind ein technologisches Kabinet unter *Geier*, ein ästhetisches und musikalisches Institut unter *Fröhlich*; ein Münz-Kabinet unter *Ringelmann*.

Das Ganze schliefst sich mit ähnlichen Schmeicheleien, wie im Eingange sich befinden. Ein unparteiischer Geschichtschreiber wird einstens in diesem Werke reichen Stoff zur Beleuchtung finden, wie redlich der Berichterstatter nach seiner persönlichen Erfahrung sich ausgesprochen hat.

REISEBESCHREIBUNGEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Erinnerungen von einem Ausfluge nach den Klöstern Alcobaça und Batalha.* Von *W. Beckford.* Aus dem Englischen von *S. H. Spiker.* 1835. XIV u. 194 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Wir können das vorliegende sowohl dem Original als der Uebersetzung nach ausgezeichnete Werkchen wohl nicht besser charakterisiren, als mit den Worten, welche der Uebersetzer, in seiner Vorrede, voll interessanter Auskunft über die Persönlichkeit des Vfs. der geistreichen Beurtheilung einer der kritischen Englischen Zeitschriften entnommen hat: „Hr. *Beckford* hat in diesem kleinen Büchelchen, das nur die alltäglichen Begebenheiten einer vierzehntägigen Vergnügungsreise schildern soll, uns ein vollständiges Gemälde des ganzen Lebens in Portugal, wie es vor funfzig Jahren war, geliefert. Zehn Bände hätten kein genügenderes Bild geben können. Jeder Rang und Stand der bürgerlichen Gesellschaft steht lebhaft vor uns, und zwar eben so befriedigend und, auf jeden Fall, eben so belustigend, als sie in irgend einem Sitten-Romane hervorgetreten seyn würden." Der Vf., der Sohn eines der reichsten Lord-Mayors von London, 1790 — 1794 Parlamentsglied für Hindon in Wiltshire, trat nach der Niederlegung dieser Stelle seine Reisen an mit einer seltnen Bildung und gefiel sich im schönen Portugal so, dafs er sich in der Nähe des reizenden Cintra eine prachtvolle Quinta (Villa) erbaute und zehn Jahre daselbst verweilte. Der gutmüthige und verständige, aber in seinen häuslichen Verhältnissen höchst unglückliche Joan VI. hatte ihn lieb gewonnen

und

und behandelte ihn mit grofser Auszeichnung, welches königliche Beispiel von den Grofsen Portugals nachgeahmt wurde; denn führte auch Joan noch den Titel eines Prinz-Regenten bis zum Tode seiner wahnsinnigen Mutter, so war er doch der eigentliche König. Eine geheime Sendung des Grofs-Priors von Avig und des Priors von St. Vincente, zwei der höchsten geistlichen Würdenträger, von Seiten des Prinz-Regenten an den Abt des königlichen Klosters Alcobaça, Grofs-Almosenier von Portugal, wahrscheinlich die sehr laxe Klosterzucht betreffend, wurde vom Prinz-Regenten benutzt, Hn. *Beckford* aufzufordern, mit ihnen zu den berühmten Klöstern Alcobaça und Batalha die bequemste aller Wallfahrten zu machen, und diese Wallfahrt beschreibt jetzt nach damals aufgenommenen Notizen und aus der lebenvollsten Erinnerung der höchst geistreiche Vf. — Mit seinen Führern auf dem vertraulichsten Fufse hatte er sich der höchsten Sorgfalt zu rühmen für seine Bequemlichkeit und seine Unterhaltung, woran sie es auch in Hinsicht ihrer selbst nicht fehlen liefsen, und es läfst sich wohl erachten, wie unser Wallfahrter bei der dringendsten Empfehlung des Staats-Secretairs und unter solcher Begleitung von dem fürstlichen Abte aufgenommen wurde. Mit Allem, was die raffinirteste Gourmandise und die gutmüthigste Gastfreiheit bei den reichsten Mitteln nur immer aufzutreiben vermochte, wurde er übersättigt, und um so mehr, da er dazu durch seinen ausgezeichneten französischen Koch selbst zur dankbarsten Freude seiner Wirthe, besonders des Abtes von Alcobaça, beitrug. Noch interessanter als die Schilderung der Lebensweise der Mönche und besonders der Obern in diesen Abteien von der prachtvollsten gothischen Bauart, zwischen Lorbeer- und Orangen- und Citronenhainen, unter dem reinsten Himmel, sind die Charakteristiken seiner hochwürdigen Begleiter, zweier Originale der Trägheit und Behaglichkeit bei der liebenswürdigsten Laune, besonders was den Prior von St. Vincente betrifft, und aller derer mit welchen er in Berührung kömmt, vom Geringsten bis auf die würdige Mutter Don Miguels, die herrschsüchtige und leichtfertige Infantinn Charlotte, und zwar in einigen wenigen Zügen, die sie uns in ihrem Benehmen darstellen. Einzelne Zwischenscenen, wie die der unerwarteten Entdeckung des Aufenthalts einer reizenden Tänzerin und Sängerin, die er in Lissabon gekannt hatte und die hier unter der Obhut eines Mönches aus dem Kloster Alcobaça, in einem Gartenhause wohnte, das Abenteuer mit dem prophetischen Priester in Batalha — der durch die Nacht sein schauerliches Wehe! über Portugal ausrief, die köstliche Schilderung eines im Kloster Alcobaça aufgeführten furchtbaren Trauerspiels, für welches sich der anwesende Dichter ausbedungen hatte, dafs er die beiden Kinder der Inez, zwar geschichtswidrig, aber des Effects wegen, auf der Bühne gräfslich dürfe ermorden lassen, der Besuch auf dem Landsitze einer hochgebornen Vögelnärrin und ähnl. — selbst der Schmerzensruf der wahnsinnigen Königin *ai Jesus!* bringen die interessanteste Mannigfaltigkeit in dieses reizende Cabinetsstück. Wie verschwinden gegen dieses Gemälde alle uns bekannte Reisebilder, und der züchtigste Sinn kann dabei verweilen; ja die höchste Prüderie könnte nur an einer einzigen flüchtigen Bemerkung in der Erzählung der nachsichtigen Mutter jener schönen Tänzerin allenfalls Anstofs nehmen. *Der* Vf. war ein Lebemann und schildert das Leben, und zwar eines, das sich ihm in der üppigsten *Fülle* in der Wirklichkeit darstellte, wie es uns auch die üppigste Phantasie nicht darzubieten vermag. — Man erkennt in seinen lebevollen reizenden Schilderungen den Vf. des dem Galland nachgebildeten Märchens *Vathek*, dessen *Lord Byron* mit so vieler Anerkennung erwähnt. — Topographische oder *historische* Nachweisungen der Merkwürdigkeiten *dieser Klöster* lagen aufser dem Zwecke des Vfs., bei dem sich seine hochwürdigen Begleiter gleich im Anfange der Reise ausbedungen hatten, dafs von dergleichen Nachforschungen nicht die Rede seyn sollte: ihm wurde dazu nur wenig Zeit vergönnt und es wird ihrer also auch nur beiläufig erwähnt. — Druck und Papier sind des Inhalts dieser Blätter nicht unwürdig.

SCHÖNE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Danton's Tod.* Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft von *Georg Büchner.* 1835. 152 S. 8. (18 gGr.)

Der Vf. sucht in einzelnen dramatischen *Bildern* eine Anschauung von dem Treiben der *Volksführer* und dem Charakter des gemeinen Volks während der Revolution zu geben. Er hat seinen Gegenstand poetisch erfafst und behandelt und läfst uns die verschiedenen geistigen und politischen Richtungen sehen, welche Frankreich damals erschütterten. Einzelne Partien, wie die Darstellung der Entsittlichung des Volks, des Atheismus der Gebildetern und der, unter dem Deckmantel der Volksbeglückung handelnden Selbsüchtigkeit oder Sinnesbefangenheit der Demagogen sind recht gelungen zu nennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

BIBLISCHE LITERATUR.

KÖNIGSBERG, b. d. Gebr. Borntträger: *Das Buch Daniel.* Verdeutscht und ausgelegt von Dr. *Caesar von Lengerke*, Professor der Theologie zu Königsberg in Pr. 1835. CXVI und 576 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Reichlich ist in Erfüllung gegangen, was Dan. 12, 4 ankündigt, dafs dieses Buch versiegelt bleiben (nicht ganz erklärt werden) solle bis an's Ende der Tage, dafs aber bis dahin Viele in seinen Gesichten umher irren würden, und so die Einsicht sich mehre. Denn fortgeschritten sind wir mit jeder neuen Bearbeitung des Buchs, auch durch Irrthümer fortgeschritten; aber vollständig aufgeklärt ist dasselbe noch von Niemand, auch von dem neuesten vor uns liegenden Commentator, Hrn. *v. L.* nicht. Wir stellen dieses Resultat unbedenklich an die Spitze unserer Beurtheilung, weil wir eben der gediegenen Arbeit des Hrn. *v. L.* die Lösung *so vieler* Räthsel und Knoten nachrühmen müssen. Bei solcher Beschaffenheit des Werkes wünschten wir aber auch, dafs der Vf. seines Unwillens über seine nächsten Vorgänger, die Hrn. *Hengstenberg* und *Hävernick*, denen er „schamlose Blendwerkmacherei, Unwissenheit und unsittliche Arroganz (S. XXXVIII)," „Kniffe und Winkelzüge (S. XLIII), womit sie dem Leser Sand in die Augen streuen (S. XLV)" zuschreibt, zuweilen etwas mehr Herr geworden wäre, wiewohl wir nicht verkennen, dafs Hr. *Hengstenberg*, der mit den Beschuldigungen des Unglaubens, der Verdrehung der Wahrheit, der Pfuscher-Arbeit u. dgl. gar nicht sparsam ist, und zuerst einen so anmaafsenden und unwürdigen Ton angestimmt hat, sich seinerseits nicht beschweren kann, wenn er zurückgegeben wird: zumal die Zuversicht, womit Beide ihre Resultate als über allen Zweifel erhaben darstellen, zum Widerspruch reizt. Allein jedenfalls wird es bei den Unparteiischen und Wahrheitsliebenden einen bessern Eindruck machen, wenn der Leidenschaftlichkeit und Grobheit mit wissenschaftlicher Ruhe und Anstand, und, was die Hauptsache ist, mit einleuchtenden festgegliederten Beweisen begegnet wird. Es ist nicht gut, dafs die Forschungen über den Daniel neuerlich so sehr den Charakter des Parteigeistes und der Leidenschaftlichkeit angenommen haben: der Wahrheit würde besser gedient werden, wenn beide Parteien um die Tradition, welche im früheren Besitzstande war, Schritt vor Schritt rein wissenschaftlich kämpften; so würde sich leichter ergeben, wie weit dieselbe durch zwingende Gründe als unhaltbar sich darstelle.

Treten wir nun der Arbeit des Hrn. *v. L.* näher, so bekennt Rec. mit Vergnügen, dafs er in derselben eine vorzügliche exegetische Leistung gefunden hat, welche das Verständnifs unseres Daniels wesentlich fördern wird. Eine genaue und umsichtige Wortforschung, gelungene Erklärung der vielen im Daniel vorkommenden Fremd-Wörter (besonders aus dem Persischen), reichhaltige historische und Sacherläuterungen, z. B. S. 219 ff. über den angeblichen Meder-König Cyaxares II.; zu 3, 5 über die dort genannten musikalischen Instrumente; zu 9, 25 über die berühmten 70 Wochen — das sind die ausgezeichneten Partieen des Buchs. Auch mit den Resultaten der ausführlichen Einleitung ist Rec. im Ganzen einverstanden. Es wird zuvörderst die Meinung widerlegt, dafs ein im Exil lebender Daniel, der allerdings in dem Buche redet und dem daher die Tradition dasselbe zuschreibt, der wahre Verfasser sey, und darauf gezeigt, dafs das Buch der Makkabäischen Zeit angehöre; mit zweckmäfsiger Unterscheidung der äufseren und inneren Gründe. Sodann werden Grundidee, Form, Sprache und Quellen des Buchs kurz charakterisirt, und den Schlufs macht eine Beurtheilung der alten Uebersetzungen. Als Resultat dieser Einleitung ergiebt sich, nach §. 15 ff. kurz folgendes: unser Buch ist eine Aggadah aus der Hasmonäischen Periode, d. h. unter historischer Form, gleich dem Buche Hiob, soll es Lehre, Trost und Hoffnung, und namentlich die Vollendung des Gottesreiches im Gegensatze zu den Bedrückungen des Antiochus Epiphanes darstellen. Der Erzähler hat, nach der Sitte der Zeit, Alles dem Daniel in den Mund gelegt, welcher eigentlich in die Patriarchen-Zeit gehört, und bei Ezechiel (14, 14—20. 28, 3) neben Hiob und Noah als Ideal der Frömmigkeit und Weisheit gerühmt wird, welchen er aber, seinem Zwecke gemäfs, im Exil leben läfst (S. XCIV). Freilich liegt hierin eine Schwierigkeit; denn wenn Daniel beim Ezechiel als ein Mann der grauen Vorzeit erscheint; wie dürfte der Erzähler es wagen, ihn in die bekannte Zeit des Exils und in bestimmte historische Beziehungen zu setzen? Ein Anderes ist es mit Hiob, welcher in dem Buche dieses Namens wirklich in der Patriarchen-Zeit und aufserhalb aller Geschichte erscheint. Es genügt nicht, wenn der Verf. sich darauf beruft, dafs man von Daniel weiter nichts gewufst habe. Wir geben ihm zu, dafs die Annahme einer Sage von einem historischen Daniel, der zu Babel im Exil als Magier berühmt gewesen,

durchaus unnöthig sey: nun aber glauben wir, dafs die Versetzung des Patriarchen Daniel in eine so junge Zeit eben zu der absichtsvollen Aenigmatik des Buchs gehöre, die weiter unten noch besonders soll dargestellt werden.

In der Widerlegung der Gründe *für* die, von der Tradition behauptete Authentie des Daniel wird zuerst gezeigt, dafs Josephus Angabe von dem unter Artaxerxes Longim. geschlossenen Kanon des A. T. eben nur eine Tradition sey, gegründet auf Verwechslung der eigentlichen Propheten (deren letzter, Maleachi, unter Artaxerxes lebte) mit den heiligen Schriftstellern überhaupt, als Propheten im weitern Sinne. Eine Berufung auf das Zeugnifs des N. Test. läfst Hr. *v. L.* mit Recht (S. XXI) deshalb nicht gelten, weil das N. T. sich der vorhandenen Tradition anschliefse, ohne kritisch entscheiden zu wollen. Für diesen Satz sind freilich die Gegner nicht empfänglich, und wenn er ihnen auch noch hundert Mal bewiesen würde; denn es ist ihnen ein unumstöfslicher Glaubenssatz, dafs das N. Test. für die Kritik des Alten die höchste Instanz bilde. Mehr bedeutet es, dafs das 1 B. der Makkab. 2, 59 die Geschichte unseres Buchs ausdrücklich erwähnt, und 1, 57 sogar den Ausdruck *βδέλυγμα τῆς ἐρημώσεως* aus demselben entlehnt: allein mit Recht entgegnet darauf unser Verf., dafs das Buch Daniel schnell zu allgemeinem Ansehen gelangte und also um die Zeit des Todes von Johannes Hyrkan (wo 1 Makk. geschrieben wurde) gar wohl schon citirt werden konnte. Nicht unwichtig ist ferner der von *Hengstenberg* geltend gemachte Grund aus der Sprache unseres Buchs, welche der des B. Esra um so ähnlicher ist, je mehr sie von der der Targumim abweicht. Mit Recht behauptet nun zwar Hr. *v. L.* (S. XXXI), dafs noch in der Makkabäischen Zeit hebräisch geschrieben worden sey; allein die Abweichungen, welche er in dem Aramaismus des Daniel von dem des Esra gefunden haben will, sind von keiner Bedeutung, und Licht erhält dieser Punkt erst durch die Bemerkung, dafs Daniel die Sprache des B. Esra absichtsvoll nachahme (s. unten). Leicht wird es dem Verf. dagegen (S. XXXIII ff.), die aufgezeigten Spuren von Kenntnifs der Geschichte und Verfassung Babylons im Daniel durch weit zahlreichere Spuren seiner Unkenntnifs (welche ja von jeher aufgefallen sind) zu compensiren; so dafs dieses Vertheidigungsmittel in die stärkste Angriffswaffe umschlägt.

Unter den Gründen *gegen* die Authentie (S. LII ff.) möchten wir weniger Gewicht legen auf das Schweigen des Sirach (das *Hengstenberg* freilich aus dessen *Unglauben* ableitet!); denn jene *αἰνέσεις πατέρων* Sir. 48 läfst auch manche andere berühmte Namen weg, z. B. Esra, weil sie sichtbar die ältesten Zeiten besonders berücksichtigt, mit dem Exil hingegen zu Ende eilt. Aber desto mehr wird mit Recht die Stellung unseres Buchs unter den Hagiographen, fast an der äufsersten Grenze des Kanon, hervorgehoben. Auch in der Sprache desselben sind die *griechischen* Wörter (S. LIX) ein starkes Zeichen einer spätern Zeit: sie sowohl, wie die übrigen linguistischen Seltsamkeiten und Solöcismen, haben jedoch, wie wir sehn werden, einen eigenthümlichen Grund.

Wir übergehen, was der Verf. über die Verwandtschaft der Vorstellungen Daniels mit denen der Apokryphen und über die ganz unglaubliche (unprophetische) Bestimmtheit seiner Weissagungen beibringt. — Die Tendenz des Buches wird S. LXXXVIII als eine paränetische in apokalyptischer Form bezeichnet; wobei nur der Begriff der *Apokalyptik* nicht scharf genug angegeben seyn möchte. Symbolische Darstellung der Zukunft des Gottesreiches kann nicht ihr unterscheidendes Merkmal seyn, da diese sich in allen früheren Propheten findet; sondern nur durch das Vorherrschen der kunst- und räthselvollen Vision und das Fehlen der unmittelbar praktischen Beredsamkeit (wie Jes. 1) zeichnet sie sich aus.

Dies führt uns auf die *Form und Sprache* des Buchs, deren Darstellung bei Hrn. *v. L.* (S. XCI ff.) uns keineswegs vollständig zu seyn scheint. Den eigentlichen Charakter derselben bildet *nämlich eine* durchgehende Änigmatik, d. h. das Anhäufen von Räthseln und Knoten (חִידוֹת und קְשָׁרִים, 5, 12. 16), an deren Lösung sich der Verstand der Leser üben soll. Wie weit es in dieser Kunst Daniels Schüler, der Verfasser der Apokalypse gebracht habe, ist neuerlich von *Züllig* überzeugend dargethan worden. Aus demselben Gesichtspunkte also mufs auch Daniel angesehen werden: er trachtet nach dem Auffallenden, Geheimnifsvollen, scheinbar sich Widersprechenden, in Sachen sowohl, als Worten. Was die *Sachen* betrifft, so ist das ganze Buch voll von den heiligen Zahlen Drei, Vier, Sieben. Daniel, der Zeitgenosse Noah's, wird in das Exil versetzt und lebt ungeheuer lange (vom *dritten* Jahr Jojakim's bis zum *dritten* Jahr des Cyrus), und ist ein eben sowohl *rückwärts*, als *vorwärts* schauender Prophet (denn er kennt auch die unbekannte Vergangenheit; z. B. 2, 9 Nebukadnezars vergessenen Traum. Eine ähnliche Vorstellung hat Josephus Arch. 2, 5, 4 von Joseph in Ägypten). Daher auch sieht er in Nebukadnezars Leben wie in einem Spiegel die Geschichte des Antiochus Epiphanes, dessen Schicksale ihm auf's Genaueste bekannt sind. Aus solchen Rücksichten erklären sich ferner die in's Ungeheure ausgemalten Wunder des Ersten Theils: sie fordern gar keinen Glauben an ihre Realität, sondern gleich den colossalen Steinbildern Ägyptens und Indiens sollen sie nur eine grofse Idee stark aussprechen. Nebukadnezars Bildsäule zeigt die Nichtigkeit des Götzendienstes; der Feuerofen lehrt, dafs Jehova die Seinen schützt; Belschazar's Mahl, dafs Jehova sich nicht spotten läfst u. s. w. Eben daher die vorkommenden Widersprüche, z. B. dafs Daniel 3 Jahre erzogen werden soll, und doch schon im zweiten Jahre (2, 1) als Magus fungirt; dafs er vorhanden *ist* (1, 21) bis zum ersten Jahre des Cyrus, und doch noch

noch im dritten Jahre des Cyrus (10, 1) eine Vision empfängt. Lauter Dinge, woran der Scharfsinn der Leser sich abmühen soll. Aus diesen offenkundigen Schwierigkeiten ergiebt sich eben am sichersten, dafs der Verfasser kein Betrüger war, sondern ein Künstler: die Geschichte wird von ihm absichtlich verwirrt, damit man seine ganze Aufmerksamkeit richte auf das am Ende stehende Gottesreich, und so dient diese scheinbare Geschichte zur Basis wahrer Weissagung. Man mufs folglich das Geschichtliche des Buchs gar nicht von Seiten der Wahrheit, sondern lediglich von Seiten des Zweckes betrachten. Ein Kunstprodukt ist nun aber auch *die Sprache* und mit ihr die ganze Anlage und Composition des Buches. Die Rauhheiten der Sprache sind dem Verfasser schwerlich als Fehler anzurechnen, sondern, wenigstens gröfstentheils, als Absicht, um das Räthselhafte, Paradoxe des Buchs zu vermehren. Wenn er z. B. 2, 2. 27 die Magier erst mit dem altägyptischen, und zuletzt mit dem neuchaldäischen, in der Mitte aber mit zwei hebräischen Namen bezeichnet, so ist es ihm offenbar nur um die heilige Vierzahl zu thun. Vergl. 3, 27. Die epische Breite in der Wiederholung des schon Gesagten (S. LIX) gehört zum Charakter der jüdischen Aggadah, oder Lehr-Erzählung. Überhaupt zählt der Verfasser wie kein anderer Mensch (z. B. 1 Zeit, 2 Zeiten und ½ Zeit); und so redet er auch wie kein anderer Mensch. Man vergl. nur den Anfang des 8. Kapitels. Wir möchten also nicht sagen (S. XXXI): er habe hebräisch schreiben wollen, aber bei erster Gelegenheit dieses ihm lästige Gewand gegen das aramäische vertauscht: uns scheint hier Alles Kunst und Absicht. Denn man erwäge nur! Das Buch zerfällt in *zwei* gleiche Theile, Kap. 1—6 die *Geschichte*, Kap. 7—12 die *Gesichte* Daniels. Im ersten Theile wollte der Verfasser angemessen der Zeit reden, in welche er uns versetzt: er wählt also die Sprache des ihm schon bekannten Buches Esra. Im zweiten Theile hingegen war es natürlich, die Sprache der alten Propheten, also hebräisch zu reden. Aber weiter! Um Kap. 1 u. 7, als die *Einleitungen* zu beiden Theilen, wieder symmetrisch einander gegenüber zu stellen, redet er in jenem hebräisch, in diesem aramäisch. Kap. 1 nämlich bereitet die Geschichte Daniels vor, und Kap. 7 ist gleichsam ein Compendium der darauf folgenden Gesichte. Eben so — im ersten Theile nimmt die Noth allmählig ab unter Nebukadnezar, Belschazar und Darius; im zweiten wird das Heil stufenweise immer klarer unter Belschazar, Darius und Koresch. Den drei Tollheiten Nebukadnezars Kap. 2—4 entsprechen die drei heilbringenden Gesichte unter Cyrus, Kap. 10—12, und selbst das ist Symmetrie, dafs die Erniedrigung Israels vom dritten Jahr Jojakim's (I, 1), das Kommen des Gottesreiches hingegen vom dritten Jahr Koresch's (10, 1) datirt. Der Raum verbietet uns, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen; aber kundige Leser werden nun leicht noch manche andere Räthsel und Künste unseres Buchs entdecken.

Wir begleiten jetzt den geehrten Hn. Verf. in's Einzelne, hauptsächlich um ihm unsere Bedenken über einige seiner Auslegungen vorzulegen. Wenn er (S. IV. und 475) meint: Josephus, welcher im Dan. bald die Makkabäer und bald die Römer findet, habe sich entweder geirrt, oder doch die Römer nur als ἔκτυπος der Weissagung angesehn; so ist hier vielmehr Josephus ganz dem Begriffe gefolgt, welchen das A. Test. von Weissagungen überhaupt aufstellt. Nach diesem Begriffe kann jede Weissagung wiederholt erfüllt werden, so oft dieselbigen Vorbedingungen wiederkehren. So die Drohungen Elia's gegen Ahab: auch das ἵνα πληρωθῇ des N. Test. gehört hieher. Wenn also Josephus die Römer so gut, als den Antiochus Epiphanes, für Feinde des Gottesreichs hielt, so mufste er auch unsern Daniel auf Beide beziehn. — S. XIV wird Ps. 74 vom Verf. in die Makkabäische Zeit versetzt; allein den Grund können wir nicht anerkennen, weil es V. 9 heifse: „kein Prophet ist mehr vorhanden." Denn gerade diese Klage kommt um die Zeit der Zerstörung Jerusalems sehr häufig vor (Klagl. 2, 9. Ezech. 12, 21), und darf also nicht in aller Strenge genommen werden. — Das Buch Jona soll nach S. XVI erst in den Makkabäer-Zeiten entstanden und unter die Propheten aufgenommen seyn. Hiergegen streitet S. LVI: „im Makkab. Zeitalter wagte man nicht mehr, die Ordnung der Propheten anzutasten." Wirklich nöthigt uns die beglaubigte Schliefsung des Propheten-Kanons mit Maleachi unter Artaxerxes, auch die Aufnahme des Jona früher anzusetzen. Dieses Buch ist zwar, nach Sprache und Inhalt, jünger als das Exil, kann aber bald nach dem Exil aufgenommen seyn; wozu wohl der Umstand beitrug, dafs Jona als eine historische Person bekannt war. — S. LXV wird behauptet: „nirgends im A. Test. aufser im Daniel erscheine der Messias als ein übermenschliches Wesen." Allein dies möchte sich schwerlich beweisen lassen: wahrscheinlich ist es schon darum nicht, weil das Morgenland überhaupt grofse Könige gern der Gottheit so nahe stellt. Wenn der Messias Jes. 9, 6 *Gott* und *ewiger Vater* genannt wird und 11, 4 die *ganze Erde* richtet; wenn hier, wie Hr. *v. L.* selbst sagt, göttliche Eigenschaften und die Fülle des göttlichen Geistes auf ihn gelegt werden: was bedürfen wir dann weiter? Er meint: das sey ideale Schilderung, nach dem übertreibenden Geiste des Orients. Das Letztere einmal zugegeben: *ist denn die Göttlichkeit des Messias nicht eben auch ideale Schilderung?* Rec. mufs noch hinzufügen, dafs er, neben Ps. 72 auch Ps. 2 und 110 für messianische hält; indem die bisherigen Erklärungen dieser Stücke von einem irdischen Könige keineswegs von Willkür frei sind. Es wäre doch auch unbegreiflich, wenn eine Idee, die das hebräische Gemüth so mächtig bewegte, wie die messianische, in den Psalmen gar keinen Anklang gefunden haben sollte. Ist aber das, so steht Daniel mit seiner Vergöttlichung des Messias nicht mehr allein; obgleich er sie allerdings stärker ausgesprochen hat, als

als irgend einer seiner Vorgänger. — Zu S. LXXIX mufs der Unterzeichnete bemerken, dafs er unter die Zeugen für die Unechtheit der Worte „und binnen 65 Jahren ist Ephraim zertrümmert, kein Volk mehr" Jes. 7, 8 nicht gerechnet werden dürfe. In den Studien und Kritiken hatte er vielmehr im Gegentheil behauptet: es sey bedenklich, jene Worte wegzuwerfen, weil der ganz parallele V. 9 gleichfalls einen solchen Anhang habe: „trauet ihr nicht, so wird euch nicht getraut." Allerdings aber ist er der Meinung, jene Erwähnung der 65 Jahre sey nicht ursprünglich von Jesaia, sondern ein entlehntes Citat aus einem damals umlaufenden Orakel.

In der Einleitung zu Kap. 1 beweist der Verf. ausführlich, dafs das Buch mit einer historischen Unrichtigkeit anfange: nicht im dritten Jahr Jojakims sey Nebukadnezar ausgezogen; denn nach Jer. 25, 1 war erst das vierte Jahr Jojakims das erste Nebukadnezars; auch sey Jojakim nicht nach Babel geschleppt, sondern laut 2 Kön. 24, 1 in Jerusalem gestorben. Hier werden die Gründe, womit *Hengstenberg* dem Daniel die höchste historische Genauigkeit zuschreibt, treffend widerlegt: übrigens aber ist, nach unserer Ansicht, das Buch als eine Aggadah gar nicht an die Geschichte gebunden und es kann nur die Frage seyn, wie der Erzähler auf seine Darstellung gekommen sey? Nun ist einleuchtend, dafs ihm Jojakim Repräsentant der letzten Könige von Juda überhaupt sey; und zugleich läfst er symmetrisch, wie im dritten Jahr des Cyrus das Glück (10, 1), so im dritten Jahr des Jojakim das Unglück beginnen. Und hiezu benutzte er die Nachricht 2 Chron. 36, wo von einer Gefangenschaft Jojakim's und Wegführung der heiligen Gefäfse die Rede ist. Dabei mag er immerhin angenommen haben, die drei Jahre der Botmäfsigkeit Jojakims unter Nebukadnezar gehören in die Mitregentschaft des Letzteren mit seinem Vater Nabopalassar, und folglich sey das vierte Jahr Jojakims das erste der Alleinherrschaft Nebukadnezars gewesen: genug, seine Absicht war erreicht, dem Leser schon hier Räthsel und Knoten vorzulegen. Darum thut auch Hr. *v. L.* den Worten Gewalt an, wenn er das יְבִיאֵם 1, 2 blofs auf die Geräthe beziehen will; da doch sogleich folgt: „aber die Geräthe (וְאֵת הַכֵּלִים) brachte er in's Schatzhaus." Vielmehr ist der Sinn deutlich: „König und Geräthe brachte er in's Land Sinear, welches Sinear (d. i. Babel) das Haus seines Gottes (das Nationalheiligthum im weiteren Sinne) war; aber die Geräthe brachte er in's Schatzhaus." — 7, 5 wird so erklärt, dafs die Bärin drei *Rippen* (עֶלְעֵי) eines eben gefressenen Thieres in ihrem Rachen gehabt habe, zur Bezeichnung ihrer Gefräfsigkeit. Allein dadurch scheint der folgende Zuruf: „auf und frifs viel Fleisch!" geschwächt zu werden, welcher vielmehr ein äufserst hungriges Thier voraussetzt. Auch sieht man nicht, warum gerade *drei* Rippen genannt werden, und es genügt nicht, wenn der Vf. sagt, das sey eine runde Zahl. Da nun das Wort צֵלָע Rippe auch sonst übertragen wird auf alles Langgestreckte, z. B. Breter und Gemächer: warum sollte es hier nicht die *Fangzähne* des Thieres (nach *Bertholdt*) bedeuten? Deren waren drei, nämlich *einer* in der Mitte und einer an jeder Seite des Rachens. *L.* fragt: wie soll man sich das Thier mit solchen Hauern fressend denken? Wohl eben so, wie den Elephanten, das Wallrofs u. s. w., deren lange *Zähne* gleichfalls Instrumente des Angriffs, nicht des Kauens sind. — Das קֶרֶן חֲזוּת, 8, 5 wird nach der gewöhnlichen Auffassung durch *ansehnliches Horn* übersetzt; allein es läfst sich nicht beweisen, dafs חָזוּת irgendwo Ansehnliches bedeute, und wenn V. 8 u. 12 צְבָא מְרוֹמָה dafür steht, so ist das nicht schlechthin synonym. Sondern es heifst: Horn *der Vision*, Etwas das wie ein Horn aussah, gleichsam *Zauber-Horn*. Allerdings aber wird ihm dieser Name *wegen* seiner ungewöhnlichen Gestalt und Gröfse gegeben. Eben so heifst V. 15 und 10, 16 die Wundergestalt eines Menschen מַרְאֶה oder דְּמוּת אָדָם. Das חָזוּת אַרְבַּע V. 8 ist also wörtlich: eine Gestalt, vierfach, d. h. nach dem Zusammenhange: ein vierfaches Wunder-Horn.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Lotosblätter*. Drei Novellen von *Adolfine*. 1835. 241 S. (1 Rthlr.)

Drei Novellen, die erste: *Leidenschaft bringt Leid* — S. 87; die zweite *Liesbeth* oder die schöne Holländerin — S. 165; die dritte *Rosa* — S. 241; alle drei recht angenehm erzählt, aber mehr eine *männliche* als weibliche Feder verrathend; wenigstens lassen die unterschiedlichen Verführungen und Entehrungen schliefsen, dafs die Vfn. eine Frau und keine Jungfrau ist. Am meisten gelungen ist unstreitig die Novelle *Liesbeth*; die sittliche Reinheit der Charaktere, die anmuthige Schilderung von dem spiefsbürgerlich-idyllischen Leben bei Frau Leonhard müssen ansprechen. Möge die Vfn. in dieser Gattung fortarbeiten.

Druck und Papier sind, wie man es von der Verlagshandlung gewohnt ist, vortrefflich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

BIBLISCHE LITERATUR.

KÖNIGSBERG, b. d. Gebr. Borntträger: *Das Buch Daniel.* Verdeutscht und ausgelegt von Dr. *Caesar von Lengerke* u. s. w.

(Beschluss von Nr. 73.)

Zu der berühmten Stelle von den siebzig Jahrwochen (9, 25) hat Hr. *v. L.* Treffliches geleistet, und namentlich die Unhaltbarkeit der mit so grofser Zuversicht auftretenden *Hengstenberg*schen Auslegung überzeugend dargethan. Er zeigt nämlich, dafs *H.* weder den *terminus a quo*, noch den *t. ad quem* richtig getroffen habe: ersterer, die von Artaxerxes dem Nehemia ertheilte Erlaubnifs, die Stadt zu bauen, sey zu unbedeutend; und letzterer, die Stiftung der christlichen Kirche in den nächsten Jahren nach Jesu Hingange, sey viel zu fliefsend für ein so bestimmt ausgesprochenes Orakel. Er hält dagegen fest, dafs der *terminus a quo* die Zerstörung Jerusalems, 588 vor Christo, sey, und der *terminus ad quem* der Tod des Antiochus Epiphanes, von wo an die neue glückliche Zeit datirt werde. Weiter sagt er nun: „die Eintheilung der siebzig Wochen in 7, 62, 1 Wochen ist nur eine scheinbare, mystische; weil Cyrus, der am Ende der siebenten Woche stand, nicht übergangen werden durfte. Vielmehr ist die eigentliche, aber versteckte Eintheilung die in zweiundsechzig und acht Wochen. Nämlich 62 Wochen werden berechnet von Jerusalems Zerstörung bis auf den Tod des Seleucus IV. Philopator, des Nachfolgers von Antiochus dem Grofsen, welcher Seleucus ohne Erben starb (אֵין לוֹ). Die Summe von zweiundsechzig Wochen ist hier aber zu grofs angenommen, nicht aus Unkunde der Geschichte, sondern um der mystisch runden Zahl 70 willen. Die acht Wochen dagegen erstrecken sich von Antiochus d. Gr. bis auf den Tod des Antiochus Epiphanes und die Weihe des Tempels, welcher hier, wie Ez. 45, 3 קֹדֶשׁ קָדָשִׁים genannt wird." Hier müssen wir nun gestehen, dafs die Annahme von 8 Wochen nach den 62 Wochen uns sehr problematisch scheint: sie gründet sich lediglich auf die Hypothese, dafs V. 26 von dem Tode des Seleucus Philopator die Rede sey. Allein es ist unrichtig, dafs נִכְרֵת stets *gewaltsamen Tod* bezeichne; vergl. *Zach.* 11, 8: es ist unwahrscheinlich, dafs נָגִיד מָשִׁיחַ ohne נָגִיד einen *König* bedeute, und gerade das Fehlen von נָגִיד (s. V. 25) läfst vielmehr vermuthen, dafs hier von der *Absetzung* des *Hohenpriesters* Onia die Rede sey: endlich scheint uns die Uebersetzung des räthselhaften אֵין לוֹ durch „und nicht ist vorhanden (ein Gesalbter) der ihm angehört" defswegen unstatthaft, weil sie gerade den Hauptbegriff suppliren will. Die Worte werden gewifs am einfachsten erklärt: „und nicht wird vorhanden seyn, was ihm angehört (לוֹ für לוֹ אֲשֶׁר)," d. h. er wird Alles, was er hat, verlieren. Da nun die einfachste Lösung eines Räthsels immer die beste ist, so bleiben wir bei der gegebenen Summirung von 7, 62 und 1 Woche stehn. Die Eine letzte Woche ist der Zweck, worauf das Ganze hinzielt; die 7 Wochen waren historisch gegeben (von Jerusalems Zerstörung bis auf Cyrus); folglich *mufste* die in der Mitte liegende Zeit zu 62 Wochen ausgedehnt werden, wenn die mystische Zahl 70 herauskommen sollte. Und dies scheuete der Vf. um so weniger, als er so einen neuen Räthsel-Knoten gewonnen hatte, sein eigentlicher Zweck aber: Tröstung seiner Makkabäischen Zeitgenossen, jedenfalls verständlich blieb. Ja man kann sogar behaupten, das Ganze sey absichtlich so dunkel gehalten, dafs es sich zur Noth auf jede andere politische Erlösung beziehn liefs; denn immer war es der trostreiche Schlufs, worauf es dem Verf. hauptsächlich ankam.

10, 16 hat Herr *v. L.* mit Recht auf die Parallelstelle 1 Sam. 4, 19 hingewiesen; allein eben darum darf wohl צִירִים nicht durch *Schrecken* übersetzt werden. Sondern mit Beibehaltung des Bildes: „meine *Wehen* kamen über mich (ich wurde so kraftlos wie ein Weib im Gebähren)." — Wenn es 11, 3 heifst: „nach Cyrus werden noch *drei* Könige kommen und der *vierte* wird durch seinen Reichthum Griechenland aufregen," so behauptet Hr. *v. L.*, der vierte sey der letzte der genannten Drei, folglich der vierte nach Cyrus, mithin Xerxes. Allein der angeführte Grund: „wenn ein König noch aufser den Drei gemeint wäre, so müfste es heifsen: רְבִיעִי ohne Artikel (*ein* Vierter)," möchte nicht haltbar seyn. Warum sollte der Erzähler, welcher allerdings 7, 6 nur vier Persische Könige erwähnt, hier nicht vier Könige *aufser Cyrus* im Sinne gehabt, und *den* vierten besonders hervorgehoben haben? Lag doch die ganze Persische Königsreihe zur beliebigen Auswahl vor ihm! Wir verstehen also unter den drei Königen nach Cyrus den Kambyses, Darius Hystaspis und Xerxes; unter dem vierten aber den letzten Perser-König überhaupt, Darius Kodomannus. Von diesem konnte recht eigentlich gesagt werden: „er wird durch seinen Reichthum aufreizen Alles (und namentlich) das Königreich Griechenland." Denn der gleich darauf bezeichnete Alexander d. Gr. wurde wirklich durch den Reichthum des Perserreichs zu seinem Zuge wi-

der dasselbe veranlafst. Von Xerxes dagegen würde er richtiger geheifsen haben: Griechenland reizte ihn auf (es mit Krieg zu überziehen). — Die Worte 11, 14 לְהַעֲמִיד חָזוֹן versteht *v. L.* ἐκβατικῶς: durch Empörung gegen Ägypten werden die Juden (unbewufst) die Weissagung erfüllen. Allein natürlicher ist es gewifs, sie als *Absicht* aufzufassen: „um die drohenden Orakel (der alten Propheten) in Erfüllung zu bringen, nahmen die Juden an dem Aufstande Theil." Es wird an Jes. 19 und ähnliche Orakel gedacht.

Als Probe, wie geschickt Hr. *v. L.* den räthselhaft angelenkigen Stil des Originals in seiner Uebersetzung ausgedrückt habe, wählen wir die Stelle 2, 27—30: „Daniel hub an vor dem Könige und sprach: das Geheimnifs, welches der König gefordert hat, vermochten die Weisen, Beschwörer, Bilderschriftkenner, Nativitätsteller nicht dem Könige anzusagen. Jedoch ein Gott im Himmel ist der Geheimnisse Offenbarende und so thut er kund dem Könige Nebukadnezar, was geschehen soll am Ende der Tage. Dein Traum und die Gesichte deines Hauptes auf deinem Lager waren diese: Dir o König stiegen auf deinem Lager die Gedanken auf, was seyn werde nach Diesem, und der Geheimnisse Offenbarende thut dir kund, was geschehen soll. Und mir, nicht durch eine Weisheit, die in mir wäre vor allen Lebenden, ist dieses Geheimnifs mir offenbaret, sondern deshalb, dafs die Deutung dem Könige kund werde und du die Gedanken deines Herzens erkennest."

Hier schliessen wir unsern Bericht über dieses gediegene, den Herren Doctoren *Gesenius* und *Middeldorpf* gewidmete Werk, und bedauern nur noch, dafs es dem Herrn Vf. nicht gefallen hat, die reichhaltigen Schätze desselben zugänglicher zu machen durch einen sorgfältig gearbeiteten *index rerum et verborum*.

Fr. Köster.

ARCHÄOLOGIE.

Poligrafia Fiesolana: *Galleria Omerica*, o raccolta di Monumenti antichi esibita dal Cav. *Francesco Inghirami* per servire allo studio dell' Iliade e dell' Odissea. Vol. I. 1829. Vol. II. 1831. dai torchi dell' autore. XXXII. 127 und 274 S. 260 Kupft. 8.

Nächst der *Galerie mythologique* von Millin und den Bilderbüchern von Hirt und Müller ist kein anderes Werk vorhanden, welches im Verhältnisse zu dem Umfang und dem Preis eine so grofse Anzahl von Denkmälern enthielte: und da diese Bildwerke zugleich durch die Verschiedenheit der Klassen und der Zeiten lehrreich und durch die Gegenstände grofsentheils wichtig oder auch ansprechend sind, so verdient das Buch zur allgemeineren Benutzung in Deutschland ganz vorzüglich empfohlen zu werden. Es kann als Hülfsmittel, um sich zuerst mit einer Anzahl alter Kunstvorstellungen bekannt zu machen, um so besser dienen, als der Herausgeber in seiner für Bekanntmachung alter Denkmäler gegründeten Anstalt Vasen, Gemmen und Bronzen geschickt auch in den Farben der Originale nachzubilden versteht. Namentlich wird das Buch für Gymnasialbibliotheken angeschafft, denen unter den Schülern, welche Sinn und Fleifs genug haben, um sich zu dem Studium der Denkmäler vorzubereiten, sehr zweckmäfsig in die Hand gegeben werden können. Der Tischbeinsche Homer mit Erklärungen von Heyne und Schorn, welchen Hr. *Inghirami* durchgängig benutzt und oft mit grofsem Lob erwähnt (z. B. *I. p.* 135—199), hat ohne Zweifel zu dem Unternehmen die Veranlassung gegeben. Wenn in diesem Werke, bei der noch geringen Anzahl der Denkmäler, die Anordnung wenig geregelt war, so hat Herr *I.* mit Recht die Odyssee von der Ilias abgesondert *und* nach der Folge des Gedichts die Bilder zusammengestellt. Die erschienenen beiden Bände schliefsen die Ilias ab; von einer Fortsetzung ist bis jetzt nichts bekannt geworden, obgleich der Herausgeber beabsichtigte, aufser der Odyssee auch andere Poesieen durch ähnliche Sammlungen von Bildwerken zu commentiren. Er bestimmt, nach der Zueignung, sein Werk zunächst Familien, die ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung geben und sie daher *auch mit* der Kunst bekannt machen wollen, was mit der der Alten anfangen *mufs*. Dieſs hat auf die Anordnung und Behandlung Einfluſs gehabt, indem der Vf. vorzüglich darauf aus ist, ein recht vollständiges Bilderbuch zu geben, recht viele Stellen der Ilias durch die Bilder anschaulich zu machen, dem Gedächtnisse zu überliefern, jeden Gesang auszustatten, wodurch aber freilich die Monumente sehr oft auch unpassend und willkürlich den Stellen des Gedichts zugetheilt worden sind. Zu diesem Zwecke steht die symbolische Erklärungsart des Vf. in einem schlimmen Verhältnisse. Dafs er darin einen kühneren Flug nimmt, als irgend einer seiner Landsleute, dafs er sich bei dem Anschauen der Monumente in leichte, sanfte Träume einer eigenthümlichen Symbolik und Mystik harmlos und unbekümmert um Kritik und Geschichte verliert, ist bekannt. Der zürnende, *zurückgezogene* Achilles ist ihm die Wintersonne, unter welcher die Natur leidet (*I. XIH* f.) und die Bezüge zwischen „den solarischen Poemen" und der Waffenrüstung der Heroen oder andern Neben- oder auch Hauptumständen der heroischen Kunstdarstellungen werden oft genug nach dem beengten Ideenkreise eines selbstgeschaffnen Systems festgestellt. Die Medusa auf dem Schilde des Achilles ist ein Emblem des Universum (*II. p.* 98); die Thiere, in welche sich Thetis verwandelt, sind die des Thierkreises; sie selbst, die jungfräuliche, mit Schlange und Löwe, bedeutet als die Jungfrau die Gruppe von Sternbildern, zu welchen die Sonne nach dem Sommersolstitium gelangt, „und es waren demnach die Abenteuer des Peleus und der Thetis geheiligt die Geheimnisse des Sabäismus zu symbolisiren" (*II. p.* 216); daher ist Chiron ihnen zugesellt als Meister der Astronomie (*p.* 216). Dafs zur Ilias vorzüglich viele Bilder sich finden, erklärt sich dem Verf. nicht

aus

aus dem poetischen Interesse der Personen und der Geschichten, sondern aus dem Kultus der solarischen Heroen, und jedem Gesange schickt er ausser dem Inhalt, äusserlich genommen, eine *Teocrazia. Omerica del libro* voraus. Daher verlangt er auch ausdrücklich, dass der Gelehrte sich bei den Thatsachen nicht viel aufhalten solle, wie der Dilettant, sondern „meditiren über die Philosophie, welche deren Ausübung motivirte." Doch hat diese Richtung seiner Ansichten wenigen Nachtheil, als diejenigen, denen sie traurig oder widrig vorkommen könnte, befürchten dürfen. Denn in einer gewissen Region ist der Vf. klar, unterscheidet zwischen den Erklärungen seiner Vorgänger oft richtig und mit guten Gründen, und ein Vorrath schätzbarer Bemerkungen und Nachweisungen gibt auch dem Text im Allgemeinen Brauchbarkeit.

Sollten in Deutschland ähnliche Werke künftig zu Stande kommen, so wird man allerdings einen ganz verschiedenen Zweck zu verfolgen haben. Es wird nicht darauf ankommen, den Inhalt des Homer in Abbildungen vorzuführen, wie der Römische *ludimagister* die Knaben nach der *tabula Iliaca* unterrichtete; sondern vielmehr im Zusammenhange zu zeigen, wie die Poesie auf die Kunst eingewirkt habe, wie insbesondere im Verhältnisse der einzelnen Poesieen untereinander, woraus selbst auf diese hier und da ein neues Licht fällt; und wie sich in der Behandlung der durch die Rhapsoden verbreiteten, durch ihre innere Vollendung sich tief und bestimmt einprägenden Geschichten und Charakterformen die Kunst zum Bedeutenden, zur Beschränkung, zum Ausdrucke, zur Methode und Consequenz, wie sie im Dienst eines erhabenen Heroen zugleich zu einer würdigen Freiheit und höheren Eigenthümlichkeit sich gewöhnte. Von diesem Standpunkt aus sieht man einen ziemlich weiten Kreis von Studien sich eröffnen, die zu eben so belehrenden als anziehenden, dem jetzigen Stande der Alterthumskenntnisse sehr angemessenen Publicationen führen können und werden, und es ist nur zu wünschen, dass diese mit guter Ueberlegung und Vorbereitung unternommen werden, da besonders auch in diesem Fache das Uebereilte dem Vollkommneren leicht den Weg in das Publikum versperrt. Vor der Vollständigkeit in den Abbildungen wird man bald zurückkommen, und kaum in die der Ausführung einen grossen Werth setzen, vorausgesetzt, dass nichts von eigenthümlichem Gehalt übersehen werde. Auch Herr *Inghirami* hätte eine gute Auswahl der 200 Kupfertafeln ohne grossen Nachtheil sich ersparen können. Diese Tafeln enthalten, ausser der Büste und der Apotheose Homers Taf. I, *II*, den ersten *Iliaca* und den Bruchstücken ähnlicher Taf. *III—VI*, vier Statuen; 43 sind mit Vasengemälden, 45 mit Griechischen und Griechisch-Römischen Basreliefen, 69 mit geschnittenen Steinen angefüllt, 9 für Etrurische Urnen, 6 für Etrurische Spiegel; einige enthalten Wandgemälde, einer Pränestinische Cista mit Deckel, eine Lampe, eine Münze und verschiedenes andere. Vier sind doppelt aufgeführt; die *tabula Iliaca* ist, auf 26 einzelne Tafeln zerschnitten, in kleinen Brökchen durch das Ganze vertheilt, und eben so sind auf 35 andern die Gemälde der Mailänder Handschrift, so weit sie reichen, mitten unter den Produktionen ganz anderer Jahrhunderte ausgestreut. Beides erscheint ziemlich störend; auch die Vignetten jener Handschrift sieht man lieber an ihrer Stelle als ein schätzbares Denkmal ihres Jahrhunderts und einer in Geist und Auffassung durchaus veränderten Kunst. Um den übrigen Vorrath der durch Hrn. *Inghiramis* ersprießliche Thätigkeit und kunstgeübte Hand zur Sammlung vereinigten Denkmäler zur leichteren Uebersicht zu bringen, zugleich aber das Verhältniss der Denkmäler zu der Poesie nach bester Einsicht richtiger zu stellen, werden wir zuerst diejenigen absondern, die uns nicht in eine Gallerie der Ilias zu gehören scheinen, die andern aber alsdann auf eine im Ganzen und zum Theil auch im Besondern von der des Herausgebers verschiedene Weise neu zusammenstellen. Die Aufgabe einer Recension des Werks wird wenigstens in Bezug auf die Denkmäler auf diese Art, so viel es in Kürze geschehen kann, vollständig erledigt werden.

Auszuscheiden sind vorerst diejenigen Monumente, die nur durch irrige Erklärung hier stehen. *CI.* Zeichnung auf Stein, *Pitt. d'Ercol. I*, 3, welche Köhler *Descr. d'un vase de bronze et d'un tableau d'Herculanum* 1810, mit Verwerfung von acht eigenen und drei früheren Conjecturen, sinnreich auf Adrastus und Arion bezogen hatte; hier zur Enttäuschung: „*die Erklärer haben ihre Zeit in den Wind geworfen, indem sie aus einer Zeichnung schöpften, die fast in nichts ihrem Originale gleicht, zu bessere Nachforschung etwas ganz anderes habe entdecken lassen als was von den äusserst wenigen und übel zugerichteten übrig gebliebenen Zügen, woraus sich keine einzige ganze Form unterscheiden läßt, copirt worden ist.*" Diese Nachricht ist zu bedauren wegen der schönen Erklärung der Zeichnung aus dem Oedipus von Kolonos, welche Thiersch in dem unlängst erschienenen glänzenden Programm, in der Dissertation, *qua praeter veterum artificum opera veterum poetarum carminibus optime explicari*, p. 18—21. *tab.* 3. gegeben hat. *CCXIV.* Ebenfalls von dem Vf. selbst „*eher zur Berichtigung als zur Vermehrung der Homerischen Gegenstände vorgebracht.*" Peleus aus Winckelmann 125, nach Lanzi, welchem auch Visconti *Espos. di gemme ant.* n. 343 zustimmt, die Sühnung durch Flußwasser wegen des erschlagenen Phokos. *Ovid. Fast. II*, 35. *LXXVI.* Vasengemälde, auf *Il. K*, 185 bezogen, stellt den Streit der Atriden vor der Abfahrt vor, wie Rec. anderswo zeigt (Zimmermanns Zeitschr. 1836, S. 233). Die genaue Auseinandersetzung der Gebenden, die zuletzt der Canonicus *Lotto Minica degli antichi p.* 263—66, *tav.* 17 gegeben, zeigt nun, wie viel darauf ankommt den rechten Moment zu erfassen. *CVI.* Vase aus Tischbein *I*, 23, nach Italinsky für Delos in Mitten des Odysseus und Diomedes gegeben, *Gal. mythol.* 150, 572.

372. Die Vorstellung ist noch so wenig befriedigend bis jetzt erklärt, als die sonderbare Inschrift, *Corp. Inscr. n.* 5. Doch ist die Deutung auf Aegisthos zwischen Orestes und Pylades wahrscheinlicher. *CXI.* Odysseus und Diomedes auf das Palladium, nicht gegen Dolon, ausgehend, Gemme aus Tischbeins Homer *III*, 5. *Gal. mythol.* 173, 570. *XVI.* Der Hamiltonsche Cammeo aus Tischbein *I*, 2, falsch erklärt als Homer von den Musen unterrichtet. *CX.* Silberschale Strogenow, Odysseus und Diomedes, statt die Waffen des Dolon der Pallas zu weihen, streiten über die des Achilleus, wie Köhler und Millin richtig erklärten. *CXX.* Die Seite der Vaticanischen Prachtvase, jetzt im Louvre, welche Millingen *Uned. mon.* 21 (mit ihm Müller, Archäol. §. 143, 4. 413, 2) auf den Abschied des Achilleus und Patroklos von Peleus und Menötios deutet, Hr. *Inghirami* doch lieber, mit Panofka *Vasi di premio* 1, auf Eleusinische Preisertheilung bezieht. Wenn nur bekannt wäre, dafs Helm, Schild und Speer die Preise gewesen seyen. Der anderen Erklärung steht entgegen, dafs nur ein Abschied, wenn es einer wäre, zu sehen ist, der andere, der diesem entspräche, fehlt. *CXXX.* Gemme. Nicht Ajas den Hektor und die Troer herausfodernd; sondern die zusammengewachsenen Molioniden. *Bullett.* 1834, *p.* 46. *CXXXI.* Gemälde aus Pompeji, *Mus. Borbon. II*, 59. Nicht Juno den Zeus auf dem Ida besuchend, sondern Kronos und Rhea, und die drei Brüder, ihre Kinder, wie Schelling vor einigen Jahren in Schorns Kunstblatt ausgeführt hat. *CXLIII.* Nach Visconti *Pioc. V*, 23 Menelaos dem Apollo den Helm des Euphorbos weihend, nach *Il. XVII*, 60—70, was Gerhard Vatic. S. 232 widerlegt. Er denkt an Votivtafel eines siegenden Kriegers: es könnte auch von einem Grabsteine seyn. Vgl. die Rec. des *Musée du Louvre pl.* 223 in den *Annali d. instit. archeol. V*, 287. *CLVII.* Der berühmte fragmentirte Onyxcammeo, jetzt bei Blacas, der auch von Schorn *IX*, 4, von Visconti u. a. nach Winckelmann *tav.* 129, für den trauernden Achilleus und Antilochos genommen wird, stellt den Orestes und Pylades in Tauris vor, wie das Basrelief Grimani (jetzt in Weimar) zeigt. Eben so das Bruchstück eines Reliefs *CLVIII*, bei Winckelm. 130. *XXXI.* ist eine Ergänzung des Cammeo von Pichler oder Marchant, *CLXXV.* Unedirte Vase des Grafen Balk in Moskwa, beachtenswerth, hier gegeben als der Sieg des Herakles über den Marathonischen Stier, was anspielen soll auf *Il. XIX*, 96, wo Zeus von Herakles spricht; noch wunderlicher, dafs die vielen anwesenden Götter die Olympischen Spiele, als Stiftung des Herakles, und worin, nach Pausanias *V*, viele von ihnen selbst gekämpft, angeben und Kampfrichter darunter gemischt seyn sollen. Es sind zwei Hauptgruppen und Herakles ist dem Dionysos gegenübergestellt; dies ist das Wesentliche. Die Composition ist mit der bekannten d'Hancarvilleschen Oenomaosvase zu vergleichen. *CLXXVI—CLXXVII* stellen den Streit des Odysseus und Achilleus am Mahle vor. S. Zimmermanns Zeitschr. für Alterthumsw. 1836, S. 97. *CLXIV.* Etrurische Urne, als Achilleus und Lykaon, *Il. XXI*, 35 falsch erklärt: die Vorstellung ist unbekannt. *CCI.* Die von Millingen edirte Gigantenvase, AXIAEEVΣ und ΩΟΤΔΕΗ, kämpfend um eine Leiche, weshalb man Memnon für Hektor vermuthet: hier aber wird zu *Il. XXII*, 324 die Leiche supplirt, wonach dann wenigstens *CXCIX.* nicht getrennt und unterschieden werden sollte. Aber der Kampf um eine Leiche ist eine mit keiner andern zu vermischende Kriegsscene. *CCXIX.* Sandstein aus einem Grab in Chiusi, mit flachem Relief in eigenthümlichem Styl, hier mit voller Willkür auf den Schwur des Antilochos *XXIII*, 523 gedeutet. *CCLVII. Um nichts.* So eine Ber. Urne, aus dem *Museo Etr. Chiusino* 27, auf Aeneas, der den Streichen des Achilleus entzogen wird, *XXI*, 261. 307. *CCLX.* Das Schiff der Tyrrhener mit Dionysos, im Innern einer Kylix des Pr. von Canino, die aufsen Gruppen von Kämpfern enthält: ein merkwürdiges Bild.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Kronen und Ketten.* Ein historischer Roman von *Eduard Duller.* 1835. 8. 3 Bde. I, 356; II, 332; III, 317 S. (4 Rthlr. 21 gGr.)

Dieser Roman zerfällt in zwei Abtheilungen, in denen erster wir uns auf französischem Boden befinden und in dem unglücklichen Könige *Karl VI.* den gekrönten und in Fesseln gelegten Hauptheiden des Romans haben; im zweiten Theile, welcher uns in die baierschen Unruhen des vierzehnten Jahrhunderts einführt, ist Herzog Ludwig der Bärtige von Ingolstadt der gekrönte Rüner, welcher sein Leben in Ketten beschliefst. Durch seine Verheirathung mit einer französischen Prinzessin, und schon vorher durch die Vermählung seiner Schwester Isabella mit dem Könige *Karl VI.*, waren beide Herrscherfamilien mit einander verbunden und so liefs sich ihr Leben und ihr Tod sehr wohl zusammenbringen. Der Hr. Vf. hat sich bei der Ausführung sehr genau an die Geschichte gehalten, was sich z. B. bei einer Vergleichung mit Zschokke's baierscher Geschichte deutlich zeigt. Die reiche Phantasie des Verfs. hat den historischen Stoff durch einzelne Nebenfiguren belebt und gehoben; aber es läfst sich nicht in Abrede stellen, dafs einzelne, z. B. der alte Meister Germain Chrétien, welche bedeutungsvoll und scheinbar ähnlich vorübergehen sollen, doch fast bedeutungslos wenden und namentlich sein Tod von der Hand des Grafen von Charleroi ungenügend motivirt ist. Das Ende der schönen Bernauerin ist nicht so ergreifend geschildert, als man es wünschen möchte; aber im Allgemeinen sind Sprache und Stil zu loben und hoffentlich wird der Verf. noch mehr von einzelnen Lieblingsausdrücken, die nur Manier verrathen, zurückkommen und auch den Wein dann nicht mehr regelmäfsig *Feuertrank* nennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

ARCHÄOLOGIE.

Peligrafia Fiesolana: *Galleria Omerica*, o raccolta di Monumenti antichi esibita dal Cav. *Francesco Inghirami* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 74.)

Sodann sondern wir ab die Vorstellungen, welche nicht die Handlung der Ilias selbst angehn, sondern nur die Ursachen zum Kriege, wie VIII Ganymedes vom Adler geraubt, IX Urtheil des Paris, X Paris zu Helena von Eros geführt, XI die Etruscische geflügelte *EAINA*, XII das Capitolinische Rund mit dem Lebenslaufe des Achilleus, CXLI, Freier der Helena, Fragment eines Spiegels, unedirt, LIV und wiederholt CLXXXIX die schöne Bronze Hawkins, Anchises und Aphrodite; auch die in der Ilias irgendwie, z. B. auch prophetisch, erwähnten, aber in den Umfang andrer Homerischen Poesieen fallenden Gegenstände, als XLVIII das Relief mit Protesilaos und Laodamia, XLIX. LI Philoktetes in Lemnos, Etr. Urne, und Gemme, und L derselbe in Troja, Spiegel, XCI. XCII Iliupersis nach einer Etr. Urne und nach der schönen Vase Vivenzio, CXXIII dieselbe nach dem oberen Theile der *Tabula Iliaca*, XIII Ajas die Leiche des Achilleus davon tragend, der bekannte Etr. Sarkophag. Entbehrlich halten wir auch, oder würden wenigstens in besonderer Reihe vereinigen, die Bilder von Homer zufällig berührter, mannichfaltiger, der Handlung selbst fremder Mythen und Gegenstände, wie XLVII die Mauern von Tiryns, aus Gell, CCXIII das sogenannte Grab des Patroklos aus *Choiseul*, LIII die Pygmäen und Kraniche, Vasenzeichnung, LVI Priamos (*HPLAMH*) im Kampf, angeblich mit Amazonen, eigentlich aber mit Männern, Vase, LXXXI. LXXXII Lykurgos, zwei bekannte Vasen, LXXXIII Bellerophontes vom Prötos abgesandt, Vase des *Mus. Borbonico*, LXXXIV Bellerophontes und Anteia, diese auf einem Ruhebett liegend, und in den Spiegel blickend, den eine Dienerin ihr vorhält, Urne von Volterra, wiederholt auf dem *Mon. Etruschi*, LXXXVI die alte Terracotta mit Bellerophontes und Chimära (eben so gut konnte auch die Vase aus Tischbein 1, 3 aufgenommen werden), LXXXVIII aus *M. Flor. II*, 1, 31. *Gal. mythol.* 156, 562, *Millin Mém. sur l'enlèvement du Palladium* p. 7, weder als Kassandra, noch als Thema bei dem Palladium charakteristisch, sondern eine unbestimmte Variation eines solchen Thema, CII Meleager, Atalante, Atropos, Toxeus, Etr. Spiegel, CIII Kalyd. Jagd, Urne von Volterra, CXXI Achilles als Kind auf dem Rücken des Chiron reitend, Hippo daneben, aus den *Marm. Taurin.*, (wegen Il. XI, 830), CLXXX Achilles in Skyros aus *R. Rochette* 12 (wegen des XIX, 327 erwähnten Sohnes), CLXXXII und CLXXXV Achilles sich wappnend im Skyros; eine Querseite von zwei Sarkophagen, übereinstimmend, XXXVI die andre des einen (des Capitolinischen), Abschied des Achilles von Skyros und die verlassene Deïdamia, CCXL die Familie der Niobe nach Cockerell, CXLI Fragment eines Etr. Spiegels mit Freiern der Helena, nach Lanzi unedirt, CCXXIII. CCXXIV Urtheil des Paris, zwei Spiegel, der zweite vielleicht etwas ganz andres, CCXXV. CCXXXI Peleus und Thetis, zwei bekannte Reliefe, CCXXXIV Verwandlung der Thetis, Vase Pourtalès aus *R. Rochette Mon. inéd. I*, 1. CCXXXV Thetis von Peleus zu Chiron hingeführt, Vase des *Etr. Mus. Chiusino*. CLXXXVIII Achilles in die Ferse verwundet, unedirte Gemme des Museum zu Florenz, CCIII dasselbe, sehr vorzüglich. CXC der berühmte Florentinische Cammeo, Ganymedes, von dem Adler eben abgesetzt, und von Hebe dem Zeus entgegengeführt, wie Rec. die vielbesprochne Composition deuten möchte. CCXXXVI Ajas die Leiche des Achilleus tragend, unedirter Scarabäus in Cortona. CLIV die gleiche Scene, die Leiche unbärtig, schönes Gesicht, unedirte Gemme, für Menelaos mit der Leiche des Patroklos gegeben.

Um die Kunstwerke zu einem alten Epos zur Uebersicht zu bringen, die verhältnifsmäfsige Einwirkung eines jeden von diesen auf die bildende Kunst anschaulich zu machen, stellen wir als Princip auf, dafs man die Gattungen derselben absondern müsse. In Sculptur sind uns aus den früheren Perioden so wenige Darstellungen erhalten, und die grofse Mehrzahl der Reliefe ist so spät und abstechend, dafs man wohlthut an diesen eher den fortdauernden Einflufs so viele Jahrhunderte hindurchgegangner Compositionen oder auch das Besondere der späteren Zeiten für sich aufzusuchen. Die geschnittnen Steine sind in ihren Darstellungen theils so abhängig von gröfseren, aus denen sie entlehnen, theils so beschränkt, theils so unbestimmt, dafs wir sie ebenfalls am liebsten unter sich zusammenstellen würden; doch könnten sie auch zum Theil zur Vergleichung, zur Ausschmückung, hier und da zur Ergänzung der einen oder der andern Hauptreihe eingemischt werden, nur dafs man wenigstens den andern sehr beträchtlichen Theil, der sich auf bestimmte Stellen

des Dichters mit Grund nicht oder noch nicht zurückführen läfst, sondern Heldenfiguren und Kriegsscenen mehr allgemein und klassenweise darstellt, trenne und nicht willkürlich unterstecke.

Zur Ilias läfst sich allein aus Vasengemälden eine Gallerie bilden, über deren Reichthum man erstaunen wird, und selbst die aus den neueren Entdeckungen in Etrurien, die wegen ihres Alters und Stils besondrer Aufmerksamkeit werth sind, ausgesucht, werden, verbunden mit einigen andern von verwandter Art, schon eine recht schöne Sammlung ausmachen. Mit der Klasse der *Vasengemälde* sey der Anfang gemacht, eine Ilias in Bildern vorzuzeichnen, indem wir unter die von Hn. *Inghirami* vorgelegten Zeichnungen die seitdem bekannt gewordnen einreihen.

A. Il. I, 183. Kylix Lucian Bonaparte, *Mus. Etr.* 1737. *A l'extérieur d'un côté Agamemnon et Achille sont sur le point de s'élancer l'un sur l'autre: deux guerriers retiennent Agamemnon et s'efforcent de le désarmer; deux autres sont près d'Achille dans la même attitude: un héraut s'élance entre les deux rois, les bras étendus, et semble leur adresser des reproches; toutes les figures sont nues.* Auf der andern Seite eine ebenfalls mythische, doch nach der Beschreibung nicht zu errathende Vorstellung. Auf dem Boden ein aufwärts schwebender Genius mit einer Blume in der Hand.

B. Il. I, 440. Rückgabe der Chryseis, nach der Vermuthung des Pr. von Canino. *M. Etr.* 1183. Der Priester umfängt seine Tochter mit den Armen und preist sie an seine Brust, in der Mitte von vier aufmerksamen Frauen. An der andern Seite der Kylix der Kampf des Peleus mit Thetis und Nereiden; auf dem Boden Pallas dem Herakles zu trinken eingiefsend (wie bei Winckelmann 159.).

C. Il. III, 209. Gesandtschaft der Achäer an Priamos. 1) *G. O. LVIII* aus *Dubois Maisonneuve* 63. *ΠΡΙΑΜΟΣ*, hinter ihm ein Weib mit dem Gasttranke, gegenüber Menelaos und Odysseus. 2) Dieselbe Vorstellung ohne den Namen, *G. O. LVII* aus Tischbeins Vasen I, 15. Odysseus hier ohne die Mütze noch Helm, Priamos als Herrscher, nicht blos als Alter gezeichnet; die Dienerin hält hier zu dem Krug auch die Trinkschale, wodurch die gegebene Erklärung sich ergiebt.

D. Il. III, 355. Menelaos den Paris verfolgend, *G. O. LX*, aus Tischbeins Vasen IV, 21 = 9.

E. Il. V, 305. Diomedes, den Skorpion auf dem Schild, einen ungeheuren Stein schleudernd (gegen Aeneas), hinter ihm, wie der Herausg. erklärt, Pallas, ohne ihre Rüstung, in Mantel und Haube, wodurch vielleicht ausgedrückt seyn soll, dafs sie, so wie hier unkenntlich, in der Poesie als unsichtbar verstanden sey. *G. O. LXIX* aus Tischbein IV, 51.

F. G. Zwei Kampfscenen sind im *Mus. Etr.*, die man abgebildet sehn müfste, um sie näher zu bestimmen, eine Amphora *n.* 1816 (nur in der Italienischen Ausg. des Katalogs) mit den Namen des Meriones und Teukros, und eine Kylix *n.* 1757 (der Franz. Ausg.) *ΜΕΝΕΛΕΟΣ*, mit einem Dreifufs auf dem Schilde (vielleicht als ein Siegeszeichen, indem Agamemnon dem Teukros einen Dreifufs oder ein Gespann oder ein Mädchen verspricht, VIII, 290), kämpfend gegen zwei Feinde. Auf der andern Seite hält ein junger Held zwei Rosse; auf dem Boden ein nackter Jüngling bekränzt.

H. Il. V, 825. 855. 1) Pallas den Ares mit der Lanze angreifend, zwischen ihm und Diomedes, dem sie beispringt: Attischer Lekythos, in v. Stackelberg's Gräbern der Griechen XIV, 1. 2) *G. O. LXXIX.* Pallas verwundet mit der Lanze den Ares unter dem Gürtel, nach V. 853; auf der andern Seite aber ist hier, kenntlich an dem Dreifufs auf dem Schilde, Apollon, welcher sich zurückzieht, was er bei dem Dichter (V. 460. 764) vorher gethan hatte. Beide Götter in gewöhnlicher Waffenrüstung. Schwarz in gelb gemalt, ohne Angabe der Herkunft. 3) Pallas, wie einschreitend zwischen zwei Kämpfern, an einer Kylix des Prinzen von Canino, woran gegenüber zwei andre über einer Leiche kämpfen. *G. O. CC.* Nicht gröfser wäre freilich die Eigenthümlichkeit der malerischen Darstellung wenn man Achilleus und Hektor XXII, 276 annähme: *es bleibt* dieſs zweifelhaft.

I. Il. VI, 206. Waffentausch des Diomedes und Glaukos, Lekythos von Athen, bei Stackelberg XI, 1.

K. Il. VI, 258. 1) Neuerer Fund von Campanari in Volci, eine *anfora di uso Nolano, superbo vaso della maniera perfetta a figure rosse*, lithographirt auf drei Blättern, mit einer Seite Text, bei Rosi in Rom zu haben, unter dem Titel: *Il congedo d'Ettore, Vaso dipinto, fol.* S. *Bullett. dell' instit. archeol.* 1834. p. 60. 177. Die Erklärung aber, dafs eine der gewöhnlichen Abschiedslibationen vorgestellt sey, ist nicht genau; es scheint vorgestellt, wie *ΕΚΑΒΗ* dem *ΕΚΤΩΡ ΚΑΛΟΣ* (so, nicht *ΗΕΚΑΒΕ* und *ΗΕΚΤΟΡ*), der aus der Schlacht kommt, den Becher reicht:

ἀλλὰ μέν' ὄφρα κέ τοι μελιηδέα οἶνον ἐνείκω,
ὡς σπείσῃς Διΐ πατρὶ καὶ ἄλλοις ἀθανάτοισιν
πρῶτον· ἔπειτα δέ κ' αὐτὸς ὀνήσεαι, αἴ κε πίῃσθα.

Hinzugesetzt ist von dem Maler der greise *ΠΡΙΑΜΟΣ*, welcher weinend daneben steht. Die Rückseite enthält einen Alten im Mantel zwischen zwei Frauen. 2) Es steht dahin, ob hierher nicht auch das Gemälde von Euthymides, dem Sohne des Polios oder Poltos, im *Mus. Etr.* *n.* 1386 gehöre, wovon Gerhard *Annali T.* III. p. 48. 385 und, nach einer Durchzeichnung, *R. Rochette* im *Journ. des Savans* 1835 p. 217 reden. Der letztere nennt die Vase eine der schönsten, die aus den Nachgrabungen von Canino hervorgegangen. Zwischen *ΗΕΚΥΒΕ* (diese Schreibung, mit dem Aeolischen *ῠ* für *ᾰ* bezeugt Hr. *R. Rochette*) und *ΠΡΙΑΜΟΣ* steht *ΗΕΚΤΟΡ*. Jene hält Hektors Helm und Speer, dieser erhebt den Finger und scheint mit seinem Sohne zu reden. Die Erklärer denken an eine der Abschiedsscenen, die allerdings häufig sind (wie z. B. die Dioskuren von Leda

Leda und Tyredarus scheiden, um in den Kampf zu gehen, auf einer Vase von Vulcia *Bullett.* 1834. p. 179, Ajas und Teukros der Bastard von dem Greise Telamon, *R. Rochette M. inéd. LXXI*, 2, Theseus von Aethra auf einer Münze von Trözen, Millingen *Ancient coins* 1831 u. s. w.) und sagen daher, Hektor rüste sich und habe seinen Panzer schon halb angezogen. Die eigentliche Abschiedsscene scheint in der Entfernung aus dem Lande, in dem Ausziehn ihren eigentlichen Charakter zu haben, und auf Hektor weniger zu passen. Zwar sehn wir an einem Attischen Lekythos im *Cab. Pourtalès VIII*, 1 und bei Stackelberg X, 2 Troische Helden sich rüsten, um von ihren Gattinnen weg in den Kampf zu gehn, Hektor, nach dem Skorpion auf dem Schilde, und Andromache, Kreusa und Aeneas, Paris mit dem Bogen und Helena, Deïphobos, der sich die Knemis anlegt. Aber es läfst sich auch denken, dafs bei dem Besuch aus dem Kampfe Hektor seinen Harnisch lüftet und die Mutter ihm Helm und Speer abnimmt um ihn zu erleichtern, um Zärtlichkeit und Sorgsamkeit auszudrücken. Auf der Rückseite sind, von Euphronios, drei nackte, bekränzte Figuren, der eine mit der Diota, Komarchos, Teles und Eledemos; Hektor aber hat als Schildzeichen eine grofse bärtige Silensmaske *de hautrelief et de beau style.*

L. II. VI, 329. Hektor, Paris und Helena, nach einer von Münter mitgetheilten Abbildung und Erklärung, *G. O. CCLI.* Vielleicht ist hierher auch *Mus. Etr. n.* 1112 (mit unverständlichen Inschriften) zu ziehn, ein Krieger, mit der Lanze, forteilend zum Kampfe, als Schildzeichen ein Drache, welchen Hektor öfter, wo er auf diesen Vasen benamt ist, führt; ein Phrygischer Krieger, mit Bogen und Streitaxt, und eine dem Priamos auf Vasen desselben Museums ähnliche Figur, den Kopf traurig auf die Hand gestützt. Nicht die Scene gerade im Hause des Paris; aber vielleicht doch auf den Zwischenact im Ganzen bezogen.

M. Il. VI, 393. Der Abschied des Hektor von Andromache. *Mus. Etr.* 1002. *Rapporto Volcente* p. 48.

N. Il. VII, 276. Ein Zweikampf, auf jeder Seite ein Herold, Lekythen im alten Stil, einer aus Athen und ein andrer aus Campanien bei *Millingen V. Coghil pl. XXXV*, 1. 2. der letztere *G. O. XCIV*, einer bei *Millin Vases I*, 37 und *G. mythol.* 145, 568, einer bei Stackelberg X, 3, worin aufser Ajas und Hektor auch Eteokles und Polynikes von Millingen (und diese beiden Zweikämpfe waren am Kasten des Kypselos), Menelaos und Paris von Millin, Echemos und Hyllos von Stackelberg vermuthet worden ist. Dieselbe Vorstellung kommt auch vor bei *Laborde II*, 13 und, vermehrt mit zwei Zeugen neben den zwei Herolden, das. S. 30, als Vignette, aus der k. Bibliothek in Paris.

O. Il. IX, 186. Gesandtschaft an Achilleus. 1) *G. O. CCLII*, bei *R. Rochette Mon. inéd.* 13. 14, im *Mus. Borbon IX*, 12, vgl. Neapels Ant. Bildw. S. 242. Achilleus spielt die Laute, die sieben Personen umher werden verschieden gedeutet. Ref. erkennt in dem hinter Achilles stehenden Heros, weil dieser allein als Sprecher dargestellt ist, den Odysseus: es ist naiv, dafs er sich dem reizbaren, und mit seinem Spiele beschäftigten Peliden nicht unter Augen stellt, während er dem Hartnäckigen die zweifelhaften Anträge macht; vor dem Achilleus steht Ajas. Zwei Pferde an den Enden bezeichnen die zwölf, die bei Homer angeboten werden (123. 265.) 2) *G. O. CLXX*, b. Passeri, Winckelmann 131, Millin *Vases I*, 14—16 und *G. myth.* 160, 385. Dieselbe Vorstellung einfacher. Odysseus, mit der Mütze und einem (hier charakteristischen) Oelzweige darunter her, als Sprecher, nach der Bewegung der Rechten, steht hier vor dem sitzenden Achilleus, der sich von ihm abwendet; Ajas auf der andern Seite zeigt diesem den Schild vor; dann auf jeder Seite noch ein Heros; unter dieser Reihe Thetis mit einer Nereide die neue Rüstung bringend; bedeutsame Verbindung zweier Scenen, wie wir dies insbesondre innerhalb des Troischen Mythus so häufig finden. Alle Erklärer irrten (mit ihnen auch *R. Rochette M. inéd.* p. 42), indem sie das Untere mit dem Oberen unmittelbar verknüpften und Thetis dem Achilleus über ihr die Waffen bringen liefsen, wodurch alles Treffende des Ausdrucks verloren geht und alles falsch und unverständlich wird, das Zureden des Odysseus, das abgewandte Gesicht des Achilleus, die zu den Waffen aufmunternde Geberde des Ajas u. s. w., was alles dem ersten Auftreten des Achilleus XIX, 40 ff. u. s. w. mit keiner Gewalt anzupassen ist. Schuld daran war wohl vorzüglich, dafs der Gegenstand, welchen Achilles mit der Linken gefafst auf seinem Schenkel ruhen läfst, so undeutlich ist, dafs Passeri ihn für Gewand (*voile*), Millin's Zeichner für ein Palladium, Winckelmann aber, nach der vorgefafsten Beziehung der Thetis auf den Achilleus, für eine Knemis nahm, welche dieser bereits empfangen habe, da er zumal die andre Hand auf ein Parazonium stützt (gehörig zu der Waffenrüstung, die ihm Ajas aufzudringen wünscht, das Eisen, das den Mann anzieht, oder auch das eigne Heldenschwerd, das auch in der Zurückgezogenheit dem Achilleus ansteht.) Millin, der schon in dem grofsen Vasenwerk an dem Palladium zweifelt, folgt später der Winckelmann'schen Conjectur, bemerkt aber dort Not. 6, dafs sein Zeichner geleitet worden sey *par quelques traces qui paroissent indiquer des jambes separées et un bouclier*, und hierdurch halten wir uns berechtigt eine Laute anzunehmen, die mit einemmale dem ganzen Bilde Zusammenhang, Leben und Ausdruck giebt.

P. Il. X, 341. Dolon zwischen Odysseus und Diomedes, die Begegnung, der Moment, der dem Pathetischen und Gräfslichen vorhergeht, nach einem in den Erfindungen dieser früheren Kunst öfter wahrzunehmenden Grundsatze. 1) Kylix aus Volci, von Euphronios gemalt. *Monum. dell' inst. archeol. II*, 10 *a. Annal. VI*, 295. Dolon ganz bekleidet mit anschliefsendem Wolfspelze, der die Glieder vollstän-

stündig sichtbar läfst, ϛ]VETVΛO und ΣΥΔMOIΔ, auf beiden Seiten Pallas und Hermes. 2) *G. O. CV* aus Tischbeins Homer IX, 4. Weit später; die Götter sind weggelassen, Dolon ist durch die Phrygische Mütze, neben Schild und Speer, bezeichnet, wie auf einer Gemme sein Kopf in der Hand der beiden Feinde, dazu, wie es scheint, mit einer Wolfshaut umgürtet, wovon der Schwanz heraussteht (dasselbe auf der Vase mit *ΠΡΙΑΜΕ G. O. LVI*); die zwei Feinde sind schleichend durch die Nacht, ein sprechendes Kennzeichen, wodurch der Zweifel von Hn. *R. Rochette M. inéd.* p. 284 beseitigt wird. 3) Dieselbe Vorstellung erkennt Rec. bei *La Borde I*, 88, wo die seltsamste Deutung gegeben ist. (Die Rückseite hier Bacchisch, Dionysos zwischen zwei Satyrn.)

Q. Il. XV, 718. Der Kampf bei dem Schiffe. *Rapp. Volcente* p. 48. Sammlung Candelari (in München.)

R. Il. XVI, 626 — 701. Grofse Kylix von Volci, in Lucians Vasen *n.* 1129, gestochen in den *Vases de Lucien Bonaparte* p. 91, vgl. *Bullett.* 1830. p. 144. Ein rechtes Musterstück, ein Hauptdenkmal der alten Kunst. Der Boden enthält einen Kämpfer mit Helm, Schild, Lanze und Trompete und die Namen des Malers und Töpfers, Poltas und Euxitheos, *G. O. CCLIV.* Umher ist auf der einen Seite (die Namen aller Personen sind auf beiden beigeschrieben) die Sendung des Antilochos an Achilleus zur Meldung von dem Tode des Patroklos. Iris, mit grofsen Schwingen, geleitet die Quadriga, Antilochos hält die Rosse und Phönix ist, sich auf seine Seite schlagend, zu ihm auf den Wagen getreten, Nestor, der diesen verlassen hat, zu Achilleus getreten, der ihn, zum Verzeichen günstiger Entscheidung, bei der Hand fafst. Den Nestor hat der Künstler hinzugefügt, weil dieser schon IX, 79 zur Versöhnung dem Agamemnon räth, oder als den Redner und Vorsorger überhaupt. Der Prinz erklärt, dafs Nestor dem Achilleus den Handschlag der Versöhnung gebe, als Folge der Vertheidigung der Leiche des Patroklos, womit *Müller* Götting. Anz. 1831. S. 134 übereinstimmt, unter der Annahme, dafs manches aus einer andern Quelle als Homer geschöpft sey. Aber weder der Wagen, noch Iris, noch Antilochos darauf scheinen hiemit vereinbar; und manche Eigenthümlichkeiten in den Homerischen Gemälden dieser Periode sind sicher aus den Gedanken der Maler geflossen. Doch ist weit irriger Inghirami's Verdacht, dafs die Namen des Phönix und Nestor vertauscht seyen, mit Bezug auf XXIII, 279.

S. Il. XVII, 289. Kampf um die Leiche des Patroklos. 1) Die andre Seite der gedachten Kylix, *G. O. CCLV*, Müller's Denkm. XLIV, 207. Ajas und Aeneas, den Fufs über und an die Leiche gesetzt, hinter ihnen Diomedes und Hippasos. (Ein Seitenstück giebt ab der Kampf um die Leiche des Achilleus, mit Peleus und Thetis auf der andern Seite der Kylix, *Mus. Etr. de L. Bonap. n.* 584, wo das bei der letztgenannten Vorstellung geschriebene *ΠΑΤΡΟΚΛΙΑ* aus Verwechselung mit Hinsicht auf die andre herzurühren scheint.) 2) Die Mittelgruppe, ohne Namen, in allem Wesentlichen, bei grofser Verschiedenheit der Ausführung, an einen kleineren Kylix des Prinzen von Canino, die auf der andern Seite Pallas zwischen zwei Kämpfern einschreitend enthält, *G. O. CIC*, wo entschieden irrig der Kampf zwischen Achilleus und Hektor angenommen wird. Der des Achilleus und Memnon um die Leiche des Antilochos könnte es seyn. Eine andre Kylix des Pr. von C., die er selbst edirt hat, *G. O. CCLIX*, enthält an der Aussenseite an den Henkeln zwei Paare von Kämpfern um eine Leiche, je vier und vier einander gegenüber, mit künstlerischem Humor, wie es scheint, behandelt. Wenigstens ist die Deutung auf des Patroklos Leiche und auf die des Sarpedon gänzlich unsicher. 3) Derselbe Kampf in entwickelter Kunst, funfzehn Figuren in drei Reihen über einander, Vase in Capodimonte (der Vf. sah sie dort; vermuthlich dieselbe, die nach Winckelmann K. Gesch. III, 4, 19 dem Duca Caraffa Noja gehörte, wo denn „einige zwanzig Figuren" ein Irrthum seyn würden), *G. O. CXLIX*, aus Millin *Vases I*, 49. *G. myth. CLVIII*, 589.

T. Il. XIX, 12. vgl. das Chorlied in der Elektra des Euripides 430. Thetis bringt dem Achilleus Waffen. 1) Volcenter Vase, durch Gerhards Verdienst in Berlin. Zugegen sind *ΜΕΝΕΛΕΟΣ, ΟΛVΤΕV[ϛ* (wie oben P. 1; *T* mufs *Ξ* seyn, *Οὐλυξεύς, Οὐλιξεύς, Οὐλίξης*, s. Schneidewin *ad Ibyc.* p. 142) und *ΜΝΕΣΘΕVΣ*, dieser ein sicheres Zeichen Attischen Ursprungs. (Vgl. den epischen Cyclus S. 379.) 2) Eine andere, im Besitze des Pr. von Canino, bei *Micali tav. LXXXVIII*, 1. 2. (der 2. Ausg.), Achilleus in der Mitte, Thetis vor ihm, ein *θεράπων* hinter ihm, sinnreich, um den augenblicklichen Aufbruch anzudeuten; denn schon legt Achilleus die Knemis an und hat den Helm aufgesetzt. 3) Aehnlich, aus Chiusi, bei Micali LXXXII, 1. 2., wo an der Stelle des Therapon eine Nereide ist, um den Achilleus als Mittelfigur zu heben. 4) Mit diesen beiden Bildern im alten Stil kommt überein die Vase in Neapel *G. O. CLXXIV*, aus R. Rochette 16, in neuerer Kunst, wo die Nebenfigur weggelassen ist, und dafür über Achilles und Thetis die Nike schwebt mit einer grofsen Tänie, den Erfolg zu verkündigen. Ganz ungegründet daher Inghiramis Zweifel. Auf einer Gemme und einem Scarabäus *G. O. CXLVI. CLXXXIV.* ist Achilles entlehnt von einer der beiden älteren Vasen; nur setzt er hier, indem er die Schiene anlegt, den Fufs auf einen Harnisch, dort aber, wie auf der Vase, auf einen Helm auf. 5) Aehnlich *Millin Vases I*, 39., nach der richtigen Erklärung von R. Rochette *Mon. ined.* p. 84, in später charakterloser Zeichnung, und 6) nach demselben auf einer Vase im Museum Karls X. *ancient fond n.* 10.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

ARCHÄOLOGIE.

Poligrafia Fiesolana: *Galleria Omerica*, o raccolta di Monumenti antichi esibiti dal Cav. *Francesco Inghirami* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 75.)

2) Nach anderer Auffassung und einem früheren Moment an einer zu Cornato von Hn. *Fossati* gefundenen Vase. R. Rochette *Mon. inéd. pl.* 30. Achilles sitzt in Trauer um Patroklos, das Gesicht verhüllt, hinter ihm steht Phönix, vor ihm Thetis, und an den Enden zwei Nereiden, auch sie mit Waffenstücken. Gegenüber Achilles in Skyros, auch fünf Figuren. Schon dieß Seitenstück, noch mehr die Zeichnung und Darstellung zeigen spätere Zeit. 8) Achilles, mit vier theils sitzenden, theils stehenden Figuren umher, worunter Thetis mit den Waffen, sah Rev. im K. Antiken-Cabinet in Wien, vor Einverleibung der Lambergschen Vasen. Schon am Kasten des Kypselos die Nereiden, stehend auf Wagen mit geflügelten Rossen, Hephästos, mit schwachen Füßen, von einem Diener mit der Zange begleitet, der Thetis Waffen übergebend. *Pausan. V*, 19. Da hier Chiron zugegen ist, der bei Pausanias nicht ganz richtig aufgefaßt zu seyn scheint, so wird vielleicht *Mus. etr.* n. 340, Chiron halb mit menschlichen Füßen, Thetis vom Wagen gestiegen, ein Alter (Phönix), mit Chiron redend, auf diese Scene, als eine unvollständige Vorstellung, zu beziehen seyn. Viele andere Vasen, zum Theil mit Beziehungen auf Grab und Elysium, stellen nur die Thetis dar auf dem Zuge durch die See mit der Hephästischen Waffenrüstung, als namentlich 9) in der *O.* 2. berührten Vorstellung. 10) *G. O. CLXXVI*, aus d'Hancarville III, 118, Thetis in der Mitte und eine Nereide hinter ihr auf Hippokampen, eine auf einem Delphin voran, alle bekleidet, da die Sculptur und Glyphik sie nackt vorstellt. Vor der Thetis schreitet ein langer beschwingter Eros her, so daß also auch die Malerei sie mit der Meerestochter Aphrodite verschmilzt, wie die Steinschneider, z. B. *G. O. CLXV*, bei demselben Gegenstand in erotischer Scenenstellung sich gefallen. 10) *G. O. CLXVIII*, auch bei *R. Rochette pl. VI*, 1., Thetis auf einem Delphin mit dem Helm, eine Nereide auf einem phantastischen Seethiere mit einem Schwert (wie auf dem Cistendeckel *G. O. CLXVII*, nicht einem Stab). 11) Thetis mit Schild und Helm auf einem Delphin, *Cab. Pourtalès XLI*, 1. 12) Thetis mit Schild und Lanze auf einem Hippokamp *G. O. CLXXI* aus *Dubois Maisonneuve* 36, 1. 13) Auch die schöne Zeichnung des Deckels der Pränestinischen Cista mit dem Todtenopfer des Patroklos, *G. O. CLXXVII*, aus *R. Rochette pl. XX*, 2. mag hier zählen.

U. II. XIX, 280. ΑΧΙΛΕΥΣ und ΒΡΙΣΕΙΣ an einer fragmentirten Amphora von Euxitheos, eine Figur auf jeder Seite, also keine bestimmte Scene. *Rapp. Volt.* p. 48.

V. II. XIX, 419. Zweikampf des Achilleus und Hektor unter dem Beistande von Pallas und Apollon, an einer Amphora aus Cäre, die auf der andern Seite den Kampf von Achilleus und Memnon hat. Alle Figuren führen die Namen neben sich. *Hall. L. Z. Int. Bl.* 1836. *N.* 6.

W. II. XXI, 393. Pallas den Ares bekämpfend, alte Sicilische Vase, mit zwei nicht richtig gelesenen Worten, *G. O. CXCVII*, aus Panofka *Vasi di premio* 6. Was die Bestimmung zum Siegespreise betrifft, so sagt Hr. Inghirami: *ma quali ne sono le prove?*

X. II. XXII, 396. Schleifung des Hektor. 1) Große Volcenter Kylix mit Namen, *Mus. Etr. de Lucien Bonap.* n. 527, wo gegenüber fünf Amazonen, wodurch die Aethiopis an die Ilias gereiht wird, so wie ein Seitenstück des Gefäßes n. 544. den Tod des Achilleus enthält. (Gerhard p. 48. scheint mit den durch zwei Noten geschiedenen Worten: *la morte dell' eroe trojano e il trionfo d' Achille* doch nur diese eine Vorstellung zu meinen.) 2—4) Drei ähnliche Vorstellungen, auch dem alten Stile nach, doch keine ohne Eigenthümlichkeit, von Sicilischer Fabrik, *G. O. CCVIII*, bei *R. Rochette XVIII*, 1, *G. O. CCX* (auch *CCXVIII*), bei Dubois Maisonneuve 48, *R.* Roch. XVIII, 2, Müllers Denkm. XIX, 97, *G. O. CCXI*, bei *R. Rochette* XVII. Das Eidolon des Patroklos schwebt hinter oder vor dem Achilleus her und treibt ihn zur Rache, auf deren ersten dieser Bilder dabei der Name ΠΑΤΡΟΚΛΟΣ.

Y. II. XXIV, 397. Priamos fährt zu Achilleus und es begegnet ihm Hermes, unter der Gestalt eines Myrmidonen, mit welchem er spricht. *G. O. CCXXVIII*, aus Millin Vases II, 22. Was darunter steht ΡΟΔΕΜΟC, soll wohl ΠΡΙΑΜΟC seyn.

Z. II. XXIV, 558. Hektors Loskaufung. 1) *G. O. CCXXXVIII. CCXXXIX.* Unedirte große Kylix des Pr. von Canino, an Werth zu vergleichen der oben ausgezeichneten. Bullett. 1832. p. 124. Auf der einen Seite (CCXXXIX) die Ankunft des Priamos, nicht das Ausspannen der Pferde, sondern das Abpacken der Geschenke; eine Troerin trägt im Korbe. Das Ganze ist mehr angedeutet, als ausgedrückt

drückt; der Wagen weggelassen, nur drei Paar Pferde, neben jedem ein Thurmann, wovon der eine mit einer Phrygischen Mütze bedeckt ist. Ueber dem einen steht ΞΕΝΕΘΣΙΛΑΚ und derselbe Name ist zwischen die beiden andern vertheilt, *ΚΑΛΙΣ* und *ΝΛΘΕΣ*, die Buchstaben versetzt und *Λ* falsch; wohl soll also der Name für alle drei gelten, damit sie doch benamt seyen; da dieſs zur Manier geworden zu seyn scheint. Das Hauptbild enthält auch hier fünf Figuren, ausser der Leiche des Hektor unter dem Ruhebette des Achilleus in der Mitte. Wie erfinderisch diese Maler waren, sieht man hier deutlich. Es ist ein herber, aber nicht oberflächlicher Gedanke, daſs, während Priamos seine flehende Hand ausstreckt und mit der andern seine Knie berührt, Achilleus sich umwendend auf Briseïs oder eine Dienerin blickt, die ihm den Kranz des Zechens abnimmt, denn noch hält er die Trinkschale in der Hand; und unter diesem Trinken ruhte es über der Leiche des Hektor. Den Anlaſs gab V. 475: *νέον ἀπέληγεν ἐδωδῆς, ἔδων καὶ πίνων, ἔτι καὶ παρέκειτο τράπεζα.* Ja es steht dahin, ob der Kranz nicht eben erst aufgesetzt wird; denn was bedurfte es zum Abnehmen einer Schönen? Hinter dem Priamos ist Hermes, hinter diesem ein Träger mit zwei Gefäſsen, die Gold einschlieſsen, *ΕΡΟΛΟΡΟΣ, ἐρόδωρος*, Gabenschenker (vgl. Buttm. Lexil. S. 131—34 über *ἠρά*.) Hinter der Briseïs ein junger unbärtiger Myrmidone (Automedon) beschildet, hinter welchem *ΚΑΛΟΣ* steht, als Andeutung, daſs er der Liebling des Achilleus sey, der hier als ein vornehmer Herr aufgefaſst ist. Uebrigens scheint es, daſs der Maler nicht lesen konnte; denn der Name *HEPMES* ist über dem Priamos, dessen Name über dem liegenden Achilleus, *ΑΧΙΛΕΥΣ*, über das Mädchen weggeschrieben, welches durch diese Verrückung ohne Namen bleibt. 2) An einer groſsen Amphora, schwarz, weiſs und violett bemalt, gefunden 1829, Mus. Etr. de Lucien Bonaparte n. 806. p. 94: *Dans le premier tableau un vieillard plie le genou devant un jeune guerrier qui le soulève avec un geste mêlé de courroux et de pitié: tous deux ont la tête ceinte du diadème*; — *près d'Achille est un bouclier qui porte pour devise un tré pied* (vielleicht anzudeuten, daſs Achilleus jetzt den Apollon noch ehre, an dem er später sich vergeht und den Tod findet): *Minerve et Hermès sont près du héros: derrière Priam et sous un portique on voit un écuyer avec deux lances et une jeune femme qui contemple la scène* (Briseïs). Die Inschrift zwischen beiden Figuren ist unverständlich. *Dans le second tableau trois femmes en riches tuniques et armées de la double lance, montent trois chevaux accompagnés de deux levriers.* Dieſs der Amazonen Ankunft. 3) Eine dritte Composition ist später in einem merkwürdigen Grabe bei Ruvo in Apulien gefunden worden. Bullett. 1831. p. 37: An einer cylindrischen Vase mit enger Oeffnung und einem Henkel Achilles sitzend, mit Mienen des Zorns, unter dem Stuhl ein entstellter Leichnam. Ueber dem Heros ein Schwert mit dem Gürtel. Der flehende Priamos, in ehrwürdiger Gestalt, das Haupt verhüllt, scheint Gnade zu erhalten. Auch ein Mosaik, mit dem Namen *IPIA-MOΣ, AXIΛΛEVΣ, AYTOMEΔΩN*, gefunden 1823 zu Varheby im Hunyader Comitat (Abbild. von zwei alten Mosaiken 1825) stellt die Scene vor.

AA. II. XXIII, 175. Hier mag auch die in Erz geritzte Zeichnung (*a grafito*) der Pränestinischen Cista des Hn. Reville aus *R. Rochette* pl. XX, 1, *G. O. CCXV.* stehen, Gefangene am Scheiterhaufen des Patroklos geschlachtet und herangeführt, Achilleus selbst, an dem geschorenen Kopfe (nach V. 141.) kenntlich, zunächst an dem Holzstofse, schneidet einem den Kopf ab; Pallas ist als Obwalterin zugegen. So sichtbar die Nachahmung Griechischer Kunst durchgängig ist, so unbegreiflich ist es doch, wie die ganze Composition als rein griechisch und alt beurtheilt werden konnte, welche Hr. Inghirami mit Recht in die Zeit des Augustus oder später setzt. Nur können wir ihm kaum zugeben, daſs die Figur hinter dem Achilleus eine Etrurische Furie sey, wie denn überhaupt sich nichts Etrurisches erkennen läſst; es steht entgegen die zwar auch dem Rec. nicht deutliche, von den Erklärern übergangene Procedur des einen der Schlächter gegen diese allein *unthätige*, mit gekreuzten Beinen stehende Figur, die auch nach der groſsen Zeichnung in den Mon. ined. entschieden männlich, in der Rüstung aber von einem der Achäer auf der andern Seite nicht sehr verschieden ist. Eine andere ausführliche, rohe Darstellung dieser rohen Scene ist in von Steinbüchels Antiqu. Atlas Taf. XVI, 1. abgebildet.

Ein anderer Grundsatz, der bei Anordnung alter Kunstwerke nach den Poesieen zu beobachten seyn dürfte, ist, daſs man die vorkommenden Nachrichten über Werke alter Meister (auf welche Hr. Inghirami keine Rücksicht nimmt) an schicklicher Stelle mit der Uebersicht der erhaltenen durchgängig verbinde. Und um jetzt bei der Malerei stehen zu bleiben, so werden erwähnt von dem Samier *Kalliphon* im Tempel zu Ephesos der Kampf bei den Schiffen, Eris dabei, wie bei dem Zweikampfe des *Ajax* und Hektor am Kasten des Kypselos (Pausan. V, 19, 1.) und die Rüstung des Patroklos zum Kampfe, welchem Mädchen (Dienerinnen des Achilleus) die Platten des Panzers zusammenschnallen (Pausan. X, 26, 2.); von *Theodorus* (um Ol. 120) der Ilische Krieg in mehreren Tafeln (Plin. XXXV, 36, 40.) Der Mosaikboden in Hierons Riesenschiff stellte den ganzen Mythus von Ilion dar. Vitruv VII, 5. nennt als Hauptgegenstände der Megalographie in Wandgemälden Götterfabeln und Troische Schlachten oder Irrfahrten des Odysseus; *Iliada et Odysseam*, wie Petronius (c. 29,) sagt, indem er von einer Halle spricht. Virgil setzt die Troischen Schlachten als Gemälde in den Tempel zu Karthago (Aen. I, 453.) Die Epinausimache, an einer Wand gemalt, *ὡς ἔθος ἐστίν*, giebt dem Lucilius zu einem Epigramm Anlaſs, Anal. III, 341, 115.) Hektors Abschied von Andromache rührte die Porcia zu Velia in Lucanien (Plutarch. Brut. 23.) Den Wettlauf bei den Leichenspielen des

Patroklos,

Patroklos, mit sieben der Achäer als Brabeuten, beschreibt Libanius IV. p. 1056. vgl. *Petersen de Libanio* P. IV. Hauniae 1828. p. 12 — 16.

Von Pompejanischen Wandgemälden sind bekannt verschiedene Kämpfe und Scenen der Ilias aus dem sogenannten Tempel der Venus in Pompeji, in v. Steinbüchels Atlas Taf. VIII. B. C. D. und die Wegführung der Briseïs vom Achilles, *G. O. XXXII*, bei *R. Rochette* pl. 19, ein häufig abgebildetes und beliebtes Bild. Göthe rühmt nach einer colorirten Abbildung von Ternite, dafs der Held der Ilias jugendlich edel und wahrhaft halbgöttlich dargestellt sey. Das andere, bei *R. Rochette* pl. 15. p. 74, auch in der *G. O. CCXXI.* (und *CCXLVI.*) als Zurückführung der Chryseïs zu ihrem Vater gegebene Gemälde stellt vielmehr offenbar die Abführung eines schönen sehr vornehm sich haltenden Weibes nach dem Schiffe vor, also wohl Andromache, nach Münters Erklärung, nur dafs der Knabe, der so zierlich ihre Hand hält, nicht Astyanax, sondern ein kleiner, pagenartiger Diener wäre, was bei der in diesen Zeiten beliebten Vermischung des Heroischen mit neuester Eleganz oder auch der prosaischesten Alltäglichkeit nicht befremden dürfte.

Indem wir uns nun zur *Sculptur* wenden, sind vorerst die Statuen und ganzen Gruppen herauszustellen. Nachdem schon weit früher in den Giebeln des Tempels in Aegina Gefechte über eine Heldenleiche, das eine, wie Rec. mit Thiersch angenommen hat, über die des Achilleus, nicht des Patroklos (über den Ajas des Soph. S. 50), in Marmorfiguren dargestellt worden waren, gofs der grofse *Onatas* von Aegina für die Achäer zur Weihung in Olympia, die neun um den Zweikampf mit Hektor loosenden Helden (*Il. VII*, 161.) in Erz, Agamemnon, die zween Ajas, Idomeneus, Meriones, Eurypylos, Thoas, Odysseus, die vermuthlich im Halbkreis auf demselben Sockel (wie eine bekannte Kampfgruppe des Lykios) aufgestellt waren, indem auf besonderm Sockel Nestor ihnen gegenüber stand, das Loos eines jeden in den Helm werfend. *Pausan. V*, 25. 5. Vier Statuen von einer andern bedeutenden Gruppe, die Ilischen Demogeronten, welche die Schönheit der Helena bewundern (*III*, 145), werden bei den Reliefen nachgewiesen werden. Der in mehreren Wiederholungen vorkommende Menelaos, die Leiche des Patroklos tragend (XVII, 568.), *G. O. CLVI*, war vermuthlich auch nicht bestimmt, einzeln aufgestellt zu werden. Zu einer Gruppe gehörte auch der bekannte Borghesische Achilles *G. O. XVII*, und gewifs nicht zu denen, welche Visconti vermuthet hat, Rüstung in Skyros oder Kampf mit Memnon (Bonner Mus. S. 35). Es ist Zuschauen, Anblicken ausgedrückt, die Stellung im Ausdruck und der ganzen Intention nur durch die wirkliche Verbindung mit einer oder mehreren andern Figuren begreiflich. Für die Darstellung durch Statuen ist eine Mäfsigung und Zurückhaltung denkbar, wonach dieser Achilleus auf die Leiche des Patroklos oder etwas, das sie andeutete, hinblickte, sich wappnen liefs, in Schmerz und zugleich Vorgefühl des Kampfes versunken, indem gegenüber Thetis den Harnisch oder Schild noch in ihrer Hand hielt, und vielleicht aufserdem Nereïden und Achäerhelden hinzugefügt waren. Diese Vermuthung ist aus der Betrachtung der Statue selbst entsprungen, und erst zu der Ansicht der Statue nach derselben gesellte sich die Erinnerung an die Gruppe von *Skopas*, wovon Plinius sagt: *Sed in maxima dignatione Cn. Domitii delubro in Circo Flaminio Neptunus ipse et Thetis atque Achilles, Nereides supra delphinos et cete et hippocampos sedentes. Item Tritones, chorusque Phorci et pistrices ac multa alia marina, omnia eiusdem manus, praeclarum opus, etiamsi totius vitae fuisset.* Und diese Gruppe ihrerseits hat Rec., ohne von dem Achilleus zu ahnden, früher (Trilog. S. 424) aus Gründen auf die herrliche Scene der Ilias bezogen, die in älteren Gemälden und späteren Reliefen so häufig erscheint, da Böttiger vierundzwanzig. Vorles. S. 158 sie als Triumphzug des Achilleus nach den seligen Inseln erklärt hatte, einen weder durch die Poesie entwickelten, noch durch Kunstwerke, die erhalten oder von den Alten genannt wären, beglaubigten Gegenstand. Die Anspielung auf das Elysium geht freilich verloren, was an Sarkophagen, die aber auch andere Scenen der Ilias enthalten, die Ueberbringung der Waffen dargestellt war, oder sie wird doch unbestimmter und entfernter, wie Visconti, der mit Recht diese Vorstellung annahm (IV, 33. V, 20.), sie dessen ungeachtet zuläfst. Aber wie wunderlich dagegen wäre es, dem Pindarischen *μάτηρ ἔνεικε* (τὸν Ἀχιλλέα) Nereïden zuzugesellen, welche die Waffen dem Helden nachtrügen. Gehörte der Achilleus zu einer so sehr bewunderten Gruppe in Rom, so erklärt sich auch die Menge der Copieen, als deren eine unsere Statue zu betrachten ist, und Nachbildungen. Eine *statua d'Achille simile a quello della villa Borghese*, in Ostia gefunden und dem Lord Bristol gehörig, trägt an der Plinthe das Wort *ΜΑΡΤΙ* (Guattani *Mon. inéd.* 1805 *tav.* 18), dies entweder durch Irrthum eines Besitzers oder in dem Sinne, dafs Achilles für Mars das würdigste Weihgeschenk sey, wenn die Statue nicht wirklich in einem Tempel desselben gewefen gewesen ist. Köpfe kommen vor in Dresden (Verzeichnifs N. 386), München (Glyptothek N. 83), im *Mus. Worsley*. II, 7, im Louvre (N. 411, und hier läfst der geöffnete Mund sich auf Wehklage über Achilleus deuten), in England und in Petersburg (Bonner Mus. S. 54; den Kopf in der Sammlung des Zaren bezeugt auch Tischbein Homer I, 3 n. 6, wo aufserdem eine bei Hn. *von Reiner* genannt ist.) Achilleus aus Erz von Alkamenes, wovon Visconti *Ant. du M. Royal* n. 144 spricht, scheint ein Irrthum. Der von *Silanion* wird von Plinius *nobilis* genannt; der aus Erz im Zeuxippos bei Christodor (291) war vorstürmend, als wenn er die Lanze schwänge und in der Linken den Schild erhübe, obwohl diese nicht ausgedrückt waren. Dieselbe Ekphrasis beschreibt V. 86 den Chryses flehend, V. 270 — 276 den Telamoniden und Sarpedon, beide jugendlich. Auch die

Köpfe

Köpfe verschiedener Heroen, wie des *Diomedes*, in Tischbeins Homer III, 1 (I, 5, 2) aus dem M. Pioclem. in Berlin, nach Tiecks Verz. n. 399, im Britischen Museum (*Specimens of a. sculpt. II*, 30), des *Odysseus*, bei Lord Bristol, Tischb. Homer II, 1, ein andrer, unter den Abgüssen im Louvre, des *Nestor*, des *Agamemnon*, wenn diese von Tischbein richtig erkannt sind, rühren gewifs eher von Gruppen nach Homer, als von einzelnen Statuen her, wie auch von dem Menelaos mit Patroklos der Kopf mehr als einmal gefunden worden ist. Von solchen Gruppen sind die Weihgeschenke zu Ehren gewisser Heroen, wie in Messenien des Nestor, Thrasymedes und Antilochos, Machaon, Podalirios und Asklepios, im Tempel der Messene, von Omphalion, dem Schüler des Nikias (Paus. IV, 31, 9), des Nestor auch in Pylos (Paus. IV, 36, 2), oder des Achilleus zu Rofs mit Patroklos neben ihm zu Fufse, von den Pharsaliern in Delphi geweiht (Paus. X, 13, 3), zu unterscheiden; noch mehr die in dem Heroon mehr als eines der Troischen Helden einzeln aufgestellten Bilder. Fünf oder sechs Compositionen aus Statuen nach der Ilias dürften als nachweislich zu betrachten seyn.

Weit gröfser ist die Zahl der *Basreliefe*, die wir wieder nach der Folge des Gedichts, besonders auch zur Vergleichung mit der Reihe der Vasengemälde, zu ordnen Ursache haben.

A. Il. I, 183. Der Streit des Achilles und Agamemnon. 1. 2) Die Vorderseite des sogenannten Sarkophags des Alexander Severus im Capitol (der vollständig und gut in Bartoli Sepolcr. tav. 81—83. abgebildet ist) *G. O. XXII*, und die eines Borghesischen, aus Winckelmann 124, *G. O. XXIII*, jetzt im Louvre (nr. 177, bei Clarac pl. 111.) Die Erfindung ist alt, die Atriden gegen einander über im Rathe der Achäer zu setzen; diefs zeigt das oben ausgeschiedene alte Vasengemälde *G. O. LXXVI*, wo Pallas Streit zwischen den Atriden vor der Abfahrt erregt, und das in Samothrake gefundene Bruchstück, *G. O. XX*, eines der ältesten Reliefe, welches zu einer dieser beiden Vorstellungen gehört zu haben scheint. Ein kühner, aber glücklicher Gedanke der Composition, wovon unsere beiden Reliefe abhängen, war es, neben dem das Schwert ziehenden Achilles, in der Mitte, die Chryseïs selbst anzubringen, erschreckt und im Begriffe sich zurückzuziehen. Nur auf dem Borghesischen Exemplar ist auf der andern Seite des Achilleus Pallas, ohne ihre gewohnte Rüstung, wie auf einer oben erwähnten Vase, um das Unsichtbare ihrer Erscheinung anzudeuten. Doch ist auf dem Bruchstück einer dritten Wiederholung im Pallaste Mattei (nach Zoegas Papieren) hinter dem Schilde des Achilles eine weibliche Figur mit bloſsem Kopfe zwar, aber gepanzert. Mit welchem Grunde Müller Archäol. §. 413, 2. diese wohl ausgesprochene Vorstellung für den Abschied des Achilleus und des Patroklos von Peleus und Menötios erkläre, sieht Rec. nicht ein. Der Borghesische Sarkophag hat auf der Rückseite die Auslösung des Hektor, an den Queerseiten Achilles in Skyros, hier lautespielend unter den arbeitenden Mädchen, (Ant. du M. Royal n. 656. bis *R. Rochette* M. in. XXII, 2. p. 71. 416), dort sich rüstend zum Kampfe (Winckelm. 134 *G. O. CLXXXV*); an dem Capitolinischen Sarkophag ist hinten ebenfalls die Loskaufung des Hektor *G. O. CCXXXIII*, auch an der einen Queerseite ähnlich Achilleus in Skyros zum Aufbruche sich schickend *G. O. CLXXXII*, an der andern aber eine verschiedene Vorstellung *G. O. XXXVI*, nach Foggini Chryseïs, welche durch Achilleus von ihrem Vater weggeführt wird, was aber nicht zu dem Ausdrucke der Stellungen pafst. Rec. zweifelt nicht, dafs es der Abschied des Achilleus von Skyros sey, wobei die verlassene Deidamia sich an ihren alten Vater klammert, das Ganze wohl erfunden und gehalten. 3) Achilleus das Schwert in die Scheide stofsend, schönes Bruchstück aus Capri, *G. O. XXV*, aus Tischbeins Homer IX, 2.

B. Il. I, 495. Thetis den Zeus ansprechend, und Here, von Diadumenos. Gute, rein-griechische Musterfiguren, die einzeln auch in anderer Verbindung vorkommen, zum Ausdrucke der Scene sinnvoll verbunden. *G. O. XXXIX.* Bonner Mus. S. 98.

C. Il. III, 146—57. Die Alten auf dem Skäischen Thore. Ein sehr ausgezeichnetes Bruchstück bei Winckelmann 162, als Beleg dafür, dafs manche Monumente keine Hoffnung der Erklärung liefsen. Jetzt in München, Glyptothek VI, 136. „*Fragment einer nicht erklärten Gruppe.*" Thiersch aber gab, mit einer guten Abbildung, eine vollkommen befriedigende Erklärung in dem Jahresbericht der K. Akad. von 1829—31. S. 69 f.: „*Die freudige, doch gehaltene Bewunderung hat der vortreffliche Urheber des Reliefs in die Gesichter gelegt. Die Gruppe umfafste wohl die sämmtlichen Helden* (Demogerontes), *deren Namen Homer aufführt. Ihnen gegenüber erschien von ihren Dienerinnen begleitet, vielleicht von Iris geführt* (?), *Helena, nach deren Antlitz die Blicke der Versammlung gerichtet waren. Der Stil der Darstellung ist in den obwohl kleinen Figuren grofsartig, und die Ausführung, obwohl der Marmor von der Zeit gelitten, zeigt noch Spuren einer vortrefflichen Kunst.*" Diese Scene ist es, die Rec. oben auch in Statuen bei Christodor 246—58 vermuthete. Denn was sollten Panthoos, Thymötes, Klytios, Lampos, wenn nicht gerade diese unvergleichliche Dichtung ausgedrückt werden sollte? (Ein Seitenstück, künstlerisch, gab ein Gemälde des Antemon bei Plinius ab, Daraus angestaunt von Seeräubern.) Dafs der Beschreiber den Thymötes, als zornig, Klytios und Lampos als traurig schildert, verräth nur, dafs der Künstler, wie er mufste, dem allgemeinen Ausdrucke der Neugierde und der Bewunderung besondere Charakterzüge beigemischt hatte. Dieser Fall, da gerade diese vier Troer auf einen andern Moment nicht bezogen werden können, giebt ein auffallendes Beispiel ab, wie die Statuengruppen zerrissen worden sind. Von der oben erwähnten des Onatas hatte Nero doch nur den einen Odysseus weggenommen. Uebrigens sah Christodor auch (145—209) eine Reihe von Erzstatuen, die vermuthlich in Verbindung unter einander standen und Scenen nach der Einnahme Ilions, im Geiste des Polygnotischen Gemäldes, darstellten.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

April 1836.

ARCHÄOLOGIE.

Poligrafia Fiesolana: *Galleria Omerica*, o raccolta di Monumenti antichi esibita dal Cav. *Francesco Inghirami* etc.

(*Beschluss von Nr.* 76.)

D. Il. IV, 61. Zeus im Streit mit Here, *G. O. LXI*, aus Barbault 40. Nicht im Stil, aber in der Composition liegt etwas, das Verdacht der Unechtheit erregt.

E. Il. VI, 323. Hektor neben Andromache stehend, *G. O. XC*, aus *Mon. Matth. Vol. II. in fine.* Nicht sicher, aber doch nicht unwahrscheinlich.

F. Il. XI, 517. Nestor reicht dem verwundeten Machaon den Heiltrunk, Hekamede (V. 624) und zwei andere Kriegsklavinnen auf den Seiten. *G. O. CXVII*, aus den *Terracottas of the Brit. M. n.* 20, und Bruchstück derselben Vorstellung und vielleicht desselben Frieses *G. O. CXIX*, aus Winckelmann 127, *Gal. myth.* 153, 577. Machaon ist sitzend nach Homer V. 622, und hält mit der einen Hand den Napf, Nestor aber fasst ihn am Arm, damit er nicht zurückziehe, sondern ganz ausleere, wodurch das Arzneieingeben naiv und vollkommen ausgedrückt ist, so dass Rec. der Erklärung Müllers Archäol. §. 412, 1 und ausführlich in den Götting. Anz. 1834, S. 925 f. nicht beistimmen kann, welcher glaubt, dass, nach einer weniger bekannten Fabel, Aegeus dem Theseus den ihm von Medea bereiteten Giftbecher vom Munde wegziehe. Medea würde vor dem Theseus stehn und den Becher ihm reichen; auch ist Wegziehen oder Wegstossen des Bechers nicht ausgedrückt.

G. Il. XVI, 126. Achilleus, das Feuer in den Schiffen erblickend, heifst den Patroklos sich rüsten *G. O. CCLIII*, aus dem *Mus. des Antiques T.* 3, *pl.* 23, 1. Diese Erklärung der Herausg. (nicht die *Inghiramis*) ist sehr wahrscheinlich, da sowohl der sitzende Achilleus, über welchem Schwert und Schild, so wie der Harnisch hinter ihm sichtbar sind (ὅπλα τεύχεα θάσσον), als die beiden stehenden Heroen nach derselben Seite ausschauen.

H. Il. XVII, 544. Menelaos, hinter ihm Athene, und Hektor kämpfen um die Leiche des Patroklos. *G. O. CLIII*, an der Ara Casali.

I. Il. XVIII, 369. Thetis fodert von Hephästos Waffen, nach Zoega's Erklärung (Zeitschr. f. a. K. S. 365—68) des durch Ergänzung übel zugerichteten Reliefs *Piocl. IV*, 11, welches *G. O. XL* auf Il. I, 578 bezogen wird. Es ist auch in den *Mon. dell' inst. archeol. I*, 12; 3 abgebildet und gar sehr verschieden erklärt *Annali T. I, p.* 303. 398.

K. Il. XIX, 1. Thetis dem Achilleus Waffen bringend, Sarkophagseite, aus Mori *Scult. del Mus. Capitol. II*, 22 (auch bei Foggini), *G. O. CXXXI*, nebst dem sie schmiedenden Hephästos *G. O. CLXIII* und einer andern unverständlichen Scene aus drei Figuren *G. O. CLIX* (das Weggehn der Thetis von Achilleus, um Waffen zu holen, Il. XVIII, 138, kann es unmöglich seyn). Ohne Achilleus, der Zug der Waffenbringenden Nereïden, häufig in Verbindung mit dem Grabe, an Sarkophagen, 1) *G. O. CLXIV*, aus *Piocl. V*, 20. 2) *G. O. CLXIX* aus *Caussei M. Rom. II, p.* 114. 3) *Piocl. IV*, 83. Hirts Bilderb. XIX, 1. 4) Foggini *M. Capit. IV*, 62 und Vign. zu *tab.* 63 (auch *Admir.* 52), wo viele andre angeführt sind. 5) Nereïden mit Waffen an dem Fries eines Grabes zu Armento in Basilicata, wovon ein Bruchstück bei R. Rochette *Mon. in. p.* 48 *cf. p.* 43 *not.* 1. 6) Thetis, einen Helm bringend auf einem Delphin, an einer (Grab-) Ara aus Sicilien, das. *pl. VI*, 2, *p.* 43. 7) An einer Marmorvase von Rhodos Nereïden auf Delphinen mit den Waffen, und geflügelte Victorien auf Wagen, Glyptothek IV, 89.

L. Il. XIX, 243. Die Rückgabe der Briseïs an Achilleus, auf silbernen, bei Avignon gefundenen Discus im Königl. Antikencabinet zu Paris, *G. O. CLXXVIII*, 178. *Gal. myth.* 136, 587, nach Winckelmanns richtiger Erklärung, welche durch Lange in der Zeitschr. für die a. K. S. 490—99 nicht widerlegt ist. Späte, Römische Kunst.

M. Il. XXI, 15. Achilles im Skamandros wüthend, Bruchstück eines Sarkophags in Sparta, eines der schönsten. *R. Rochette M. ined. pl.* 59; Rhein. Mus. III, 610.

N. Il. XXII, 395. Hektors Schleifung. 1) an der einen der beiden bemerkenswerthen Silbergefäfse von Bernay, in Römischem Style, mit der Verwundung des Achilleus in die Ferse auf der andern Seite, nach sehr treffender Zusammenstellung, bei Raoul Rochette *pl.* 53. 2) an der Ara Casali (welche nebst dem Urtheil des Paris *G. O. IX* und dem Kampf um die Leiche des Patroklos CLIII, einen Heros zu Wagen mit einem Gegner zu Fufs CLII und einen Opferzug, als Leichenceremonie des Hektor gedeutet CCXLVII. CCXLVIII, enthält und vorzüglich durch eine Monographie von Orlandi bekannt ist). *G. O. CCVII.* Frauen sehen wehklagend im Stadtthore zu. Diese Bedeutung ist an sich und nach der Verbindung mit den übrigen Vorstellungen sicher; R. Rochette *M. ined. p.* 86 dachte an Oenomaos. Der

andre voranfahrende Wagen, der an Wettspiele erinnert, ist da um die Vorstellung zu erweitern und dient der Quadriga des Achilleus wie Vorreiter. 3) In Verbindung mit dem Flehen des Priamos an dem viel restaurirten und nicht zuverlässigen Relief über einem Thore von Ephesos, aus *Choiseul Gouffier Voy. Pitt. T. I. pl.* 121 und *p. I, G. O. CCXII* und *CCXXIX*. Vgl. *Chandler Travels ch.* 38 und Wood. 4) Schleifung, Einzug des Rosses, Tod des Priamos und seiner Söhne, *Dallaway Les beaux arts en Angleterre trad. par Millin T. I, p.* 285. 5) Hektor geschleift und, nach der Aeneide I, 487, Priamus, in flehender Geberde, auf der Mauer, was nicht auf die λώτρα zu beziehen, an einer Lampe. *G. O. CCXXII*, aus *Bartoli Lucern. III*, 9.

O. Il. XXIV, 486. Priamos kniend vor Achilleus, der Augenblick, da er ihn an Peleus erinnert und rührt, eine classische Gruppe, der Wagen, auf welchem Priamos gefahren ist, und einer mit den Geschenken. 1) *G. O. CCXXXIII*, die Rückseite des mehrerwähnten Capitolinischen Sarkophags, Foggini IV, 4, auch *Gal. mythol.* 154, 589. 2) Die des Borghesischen, der an der Vorder- und den Nebenseiten dieselben Gegenstände als jener enthält, bei Winckelmann 134. *Bouillon III*, 53, 3. *Clarac pl. CXI*, 243. *Description* 296. Hier ist neben dem Wagen, der sie auslösen soll, die Leiche des Hektor sichtbar, und manches eigenthümlich, z. B. die Theilnahme der Briseis, wie auf einer Volcentervase und einem schönen Fragment *Impronte gemmarie dell' inst. archeol. III*, 76. 3) *Synopsis of the Brit. Mus. VI*, 33 *ed.* 1819. 4) Nachahmung in dem Fragment einer *tabula Iliaca* im Museum zu Neapel *G. O. CCXXXII*, aus R. Rochette p. 49, vgl. p. 89, während auf der bekannten *tabula Iliaca* Priamos vor dem Helden platt auf der Erde sitzt, auch nicht ohne Ausdruck, *G. O. CCXXXIII*. Ein vor mehreren Jahren in Neapel zum Vorschein gekommnes Relief (Schorn's Kunstbl. 1823, S. 389), war untergeschoben (Kunstblatt 1824, S. 120. Amalthea III, 333. Reinhart Drei Sendschreiben aus Rom 1833, S. 47). 5) Der flehende Priamos in Verbindung mit der Fortschleppung der Leiche und dem Entgegenkommen der Troerinnen aus dem Thore (Il. XXIV, 707; Andromache und Hekabe mit dem Astyanax stehn am entferntesten; Visconti faßt dies anders auf). *G. O. CCXLII*, ein anderes Borghesisches Relief im Louvre (beide auch in dem schönen *Musée Français, Basrel. pl. XXI*, 3. *XXIII*, 2), *Sculpt. d. Villa Borgh. st. I*, 15. *Bouillon III*, 54, 3. *Clarac pl. CXCIV*, 244. *Description n.* 418. *Gal. mythol.* 132, 590. Spätere Composition, mit Figuren überladen. 6) Bruchstück eines guten Reliefs in Grotta Ferrata, die Leiche des Hektor wird fortgetragen, von dem nur ein Fuß, antik nur ein kleiner Theil der Fußsohle, übrig ist, doch genug um dessen hervorragende Größe (Il. XI, 819) zu bemerken, wodurch auch in den alten Vasengemälden die Leiche auffällt. *G. O. CCXLIII*, aus Winckelmann 136, vgl. R. Rochette p. 313 s. 7) Die Auslösung nach der Idee des Aeschylus in den Phrygern, die Leiche auf einer Wage mit einer Vase voll Geld aufgewogen, und als Gegenstück die Achäer trauernd um die Leiche des Patroklos, an der andern Silbervase von Bernay, bei R. Rochette Taf. 52, vgl. *Journ. des Savans* 1830, *p.* 463 ff.

P. Il. XXIV, 724. Andromache trauert, die Asche des Hektor in einem Gefäß auf ihrem Schooße, *feralesque reliquias sinu ferens*, wie Agrippina bei Tacitus, und Penthesilea mit einer Genossin steht auf der einen Seite neben ihr. ὣς οἵ γ' ἀμφίπυον τάφον Ἕκτορος, ἦλθε δ' Ἀμάζων. *G. O. CCXLIV*, treffliches Basrelief aus Winckelmann 138. Dieselbe Vorstellung durch einen Zug von Amazonen erweitert, an einem Fries, Borghese, bei demselben 137. *Gal. mythol.* 161, 592. 593, die Hauptgruppe daraus *G. O. CCXLV*, die auch auf einem Cammeo wiederholt ist.

Um hier die Etrurischen Monumente einzuschließen, so gehört unter den *Spiegeln* der *G. O.* nur *CXLII* hierher, Patroklos von Hektors Lanze in die Weiche durchbohrt, nach *Il. XVI*, 820, aus *Piacl. VI tav. A II*, 4. *Urnen*: LIX, unedirte Urne von Volterra, der Eid wegen des Zweikampfs *Il. III*, 247. 295, die Achäer und die Troer um einen Krater gestellt; die Symbolik des bezeichnenden Gefäßes abgerechnet, eine gute Erklärung, obgleich die Darstellung im Uebrigen nicht sprechender und das Verhältniß der Personen nicht charakteristischer ist als an den meisten Denkmälern dieser Klasse. LXXIV unedirte Urne des Grafen Balk, oft wiederholte Vorstellung, namentlich in Chiusi. Die Erklärung aus *Il. V*, 450. 449, daß Troer und Achäer um das Eidolon des Aeneas kämpfen, ist zweifelhaft. Der auf ein Knie gesunkne Verwundete wehrt sich noch mit dem Schwert. CXCI. CXCII. Achilleus im Skamandros wüthend, unedirte Urne von Volterra, die andere bei Guarnacci unrichtig in Zeichnung und Erklärung. CCXVI Urne von Volterra, bei R. Rochette XXI, 1, Gefangene geschlachtet, ohne die geringste besondere Hindeutung gerade auf Patroklos, welchen noch weniger die andere XXI, 2 (Leichenspiel zu Pferd um eine Stele, wie es scheint) angehen möchte. Eben so ist in dem *Museo Chiusino tav.* 101, wo zwei Unglückliche, der eine bärtig, der andere nicht, auf den Ecken eines Altars sitzen, nicht der Wahnsinn des Orestes, sondern eine unbekannte Etrurische Menschenschlächterei ausgedrückt.

Nun bleiben nur noch die *geschnittenen Steine* zu mustern übrig. Auf bestimmte Momente der Poesie dürften etwa die folgenden zurückzuführen seyn. 1) *G. O. XLV* aus *M. Flor. T.* 2, der Raum mit dem Neste der Sperlinge *Il. II*, 322; auch XLVI in einem Etr. Candelaber von Bronze, aus Cortona, jetzt dem Könige der Niederlande gehörig. 2) *Il. V*, 312. *G. O. LXXI* Etr. Scarabäus Poniatowsky, Aeneas von Aphrodite geschützt, und eine Griechische Gemme desselben Inhalts, beide unedirt. 3) *Il. V*, 482. *G. O. LXXIII* Diomedes durch Apollon von der Verfolgung des Aeneas abgehalten, *M. Worsley. T.* 2. vgl. *Cayl. V*, 43. *Mattar Traité* 34. Antike Paste

in

in Berlin, Tölken Geschn. Steine IV, 3, 346. 4) *Il. V*, 835. *G. O. LXXVIII.* Pallas auf dem Wagen mit Diomedes. Bruchstück Jenkins, Guattani I, p. LXVIII. Visconti *Op. varie T. I, p.* 121. 5) *Il. VI*, 212. *G. O. LXXXV* Glaukos und Diomedes sich umarmend, zierlich, matt. *M. Flor. II*, 29, 1. *G. myth.* 151, 569. 6) *Il. VIII*, 322. *G. O. LXCVII* Hektor einen Stein (gegen Teukros) schleudernd. Sammlung Blacas. 7) *Il. IX*, 186. *G. O. IC* Achilleus die Laute spielend, Schwert und Schild an einem Baumstamme, von Pamphilos, im K. Cabinet zu Paris, und öfter wiederholt. *Bracci II*, 90. 110. *G. myth.* 153, 567. *G. O. XXXIV.* Derselbe in Ruhe sitzend, die abgelegten Waffen ähnlich wie dort, aber ohne die Laute. *M. Flor. II*, 25, 3. *G. myth.* 146, 566 und bei R. Rochette p. 411, wo Münzen des Pyrrhus und von Thessalien mit dem Kopfe des Achilleus und der waffenbringenden Thetis oder auch einem der Rosse beigefügt sind. Aehnlich ist Idee und Charakter des berühmten sogenannten Mars von Ludovisi, *G. O. CLXXIX*, der von R. Rochette für Achilleus, von Hirt für Theseus erklärt wurde. *G. O. C.* Andere Composition des Achilleus mit der Laute, *Vivenzio Gemme antiche I*, 5. Achilles trauernd, *Impronte dell' inst. archeol. I*, 78, Karniol Demidoff. Scarabäus, mit dem Namen *AXAE.* Das. III, 87. Ein andrer ähnlich III, 36. 8) *Il. X*, 454. *G. O. CVII.* Dolon in der Wolfshaut, flehend, zwischen den beiden Feinden, Tischbein III, 2. *G. myth.* 126, 571, am besten in *Choiseul Voy. pitt. II, p.* 177. 339. Vergl. Tischbein III, 3. *G. O. CIX.* Diomedes hält den abgeschnittenen Kopf des Dolon, kenntlich an der Phrygischen Mütze, dem Odysseus vor. Tischbein III, 4. *G. myth.* 157, 573. *G. O. CXVI.* Diomedes, auf den Dolon tretend, beschaut mit Lust den abgeschnittenen Kopf, nach der Erklärung bei Tischbein III, 3, wo dieser und ein ähnlicher Stein angeführt ist; hier als Agamemnon gegeben, der den Hippolochos den Kopf abgeschnitten habe: *Il. XI*, 146. richtiger als Ajas der Lokrier erklärt, der dem Imbrios den Kopf wirklich abschneidet *Il. XIII*, 202, von Tölken Geschn. Steine IV, 3, 334. Eigentlich doch nur eine Erfindung des Steinschneiders. *Impronte d. inst. I*, 80. Odysseus und Diomedes im Begriffe den Dolon zu tödten; alte Paste. Dasselbe Scarabäus III, 35. Diomedes den Kopf betrachtend, Karniol I, 81, und Scarabäus III, 36. *G. O. CXIV.* Odysseus zwei Rosse des Rhesos führend, *Il. X*, 530, aus Tischbein III, 6. *G. myth.* 133, 574. 10) *Il. XV*, 718. *G. O. CXXXVII*, unedirt. Hektor mit der Enkel, ein Schiff. Ausdruckslos. CXXXVI, nach Millin *P. gr. inéd.* und *G. m.* 158, 575, und CXXXVIII, *M. Flor. II*, 27. *G. m.* 157, 576, Ajas vertheidigend von dem Schiff aus. Auch *Impr. dell' inst. I*, 82. 11) *Il. XVII*, 288. *G. O. CXLVIII* aus Winckelmann Taf. 128. Millin *Vases I*, 72, 3. *p.* 97, *G. myth.* 162, 581, *Fed. Dolce III*, 109. Kampf um die Leiche des Patroklos (wie auf einer Münze der Ilier), jetzt Poniatowsky. Hippothoos hat das Seil nicht an den Fuss, was Winckelmanns Zeichner verbessert hatte, sondern über der rechten Hand befestigt. Die Erklärung im Ganzen preist und rechtfertigt auch Visconti *Ptocl. VI, p.* 30 *nol. d. Espos. di gemme ant. n.* 361. 12) *Il. XVII*, 715. Menelaos die Leiche des Patroklos aufhebend, im französischen Cabinet. Bei Mariette und Millin *Vases I*, 72. *G. myth.* 160, 582. Man stellt dieſs mit der bekannten Statuengruppe zusammen; aber schlecht verstand sich der Künstler, wenn er dieſs meinte; denn hier ist nicht eine aufgenommene Leiche, sondern ein im Sinken durch den Gerüsteten aufgehaltener nackter, jugendlicher Heros: die Aehnlichkeit nur äusserlich, die Scene durchaus verschieden. 13) *Il. XVIII*, 468. *G. O. CLXI.* Unedirt. Hephästos Waffen schmiedend, Thetis selbst ihm beistehend; frei behandelt. *G. O. CLXII.* Unedirt. Hephästos an dem Schild arbeitend, umgeben von zwei Behelmten, also Kriegern, ganz unverständlich: gegen ihm über sitzt Thetis, eingemantelt, traurig, mit einer Zofe hinter sich. Travestirt aus Mythus in Prosa, wie so oft auch in den Compositionen der Gemmen. 14) *Il. XIX*, 3. Thetis, mit dem Gorgonenschild, auf einem jungen schönen Triton reitend, von Amorinen umgeben, beide verliebt. Galante Eleganz, wobei der Mythus nur zur Folie dient. Einfacher Thetis mit dem Schild auf einem Seepferde, *G. myth.* 151, 586 aus Buonaroti *Med. p.* 113. 15) *Il. XIX*, 364. Achilleus, den Fuss auf einen Harnisch gestützt, legt eine Beinschiene an. CLXXXIV. Eben so den Fuss auf einen Helm aufgesetzt, Scarabäus, mit dem Namen, b. *Caylus II*, 28. *G. O. CLXXIII.* Eben so, aber Thetis gegenüberstehend, Schwert und Lanze haltend, genau nach einem Vasengemälde daneben. *CLXXXIII.* Anderer Scarabäus mit dem Namen, in der Stoschschen Sammlung, bei *Caylus I*, 30, 3, wo Achilles den Schild schon angethan hat und einen Karnies vor sich hält. Hienach ist auch *G. O. CXLVII* für Achilles zu nehmen, ein nackter Heros, einen Helm mit Wohlgefallen betrachtend, *CXXVIII* dasselbe anders, aus *M. Flor. II*, 66, 3, und oft wiederholt, irrig bezogen auf Deiphobos mit dem Helme des Askalaphos. 16) *Il. XIX*, 396. *G. O. CLXXXVII* der Pelide auf dem Kriegswagen mit Automedon. *M. Flor. II*, 26, 1. *G. O. CLXXXVI.* Der Pelide ohne Automedon, Gemme in Petersburg. Wenn es nicht Hektor ist, wie in der Münze der Ilier CCL, *Gal. myth.* 379. 17) *Il. XXII*, 398. *G. O. CCIV* Hektors Schleifung. *M. Flor. II*, 25, 1, und *CCV* unedirt, in Verbindung mit Hektor am Skäischen Thor und Andromache mit Astyanax, bunt unter einander, ohne allen poetischen Sinn, der so oft an den Gemmen vermisst wird. Die Schleifung auch auf einem Onyx des *D. Natt. Impronte I*, 85. 18) *Il. XXIV*, 515. *G. O. CCXXX.* Priamos vor dem auf zierlichem Stuhle sitzenden Achilleus auf dem Boden sitzend (wie auf einem Relief), Briseïs sucht ihn aufzurichten. Karniol in Petersburg. *Guattani Mon. ined. 1786 Ang. tav.* 3, durch Pichler im Abguss mitgetheilt. Ob ihn dieser vielleicht auch geschnitten hat,

hat, etwa nach dem schönen Bruchstück, auch in Karniol, *Impronte III*, 76, wie er den oben erwähnten kranken Orestes nach einem antiken Fragment ausgeführt hat, wird in Petersburg zu prüfen seyn. Auffallend ist der dem Achilleus gegebene Bogen. Uebrigens vgl. Visc. *Espos. di gemme ant. n.* 378. *G. O. CCXLI*, nicht angegeben woher, die Erklärung zweifelhaft. Hermes, der den Wagen des Priamos hält, scheint diesem, da er sich abwendet, etwa vor dem Anblicke der Leiche, die hinzuzudenken wäre, zuzureden. Priamos wird von einer männlichen, ältlichen, nackten Figur gehalten. Vielleicht ist diese sehr archaistische Gruppe mit dem Wagen aus einem anderen Werke ungeschickt zusammengefaßt. 19) Andromache sitzend mit dem Aschengefäß auf dem Schooße, getröstet von einem ihrer Schwäger, *G. O. CCXLV*, nach Millin *P. gr.* und *Gal. mythol.* 155, 609, übereinstimmend mit Bastelliefen.

Viele andere Vorstellungen finden sich noch in der K. Preußischen Sammlung, die in dem Verzeichnisse von Tölken III, IV, 2, 149—158 und 3, 233 ff. nachzusehen sind. Die Erklärung mancher Homerischen Gemme ist eine eigne Sache. Es mag bei den Gemmen insbesondere der Grundsatz Winckelmanns und Visconti's, auf welchen auch Hr. *Inghirami* sich stützt (1, p. 150. 54. 179), daß Gegenstände, die nicht die Götter noch die Kaiser angehen und ohne besondere Kennzeichen sind, allermeist aus Homer geschöpft seyen, weit mehr bedeuten, als im Allgemeinen. Aber gewöhnlich setzen die Erklärer voraus, daß die Steinschneider auch in der Regel im Homer sehr bewandert und immer bedacht gewesen seyen, Scenen des Troischen Krieges nach dem Texte selbst, und gewisse Umstände und Momente, wenn auch auf andere Weise, doch bestimmt und einzelnen auszudrücken. Wenn dieß in manchen Fällen nicht geleugnet werden kann, so scheint sich im Ganzen zu ergeben, daß die Mehrzahl der auf uns gekommnen geschnittnen Steine nicht mit dem Homer selbst, sondern mit den alten Kunstvorräthen, durch bloß künstlerische Tradition zusammenhängen; daß nicht der wirkliche Ausdruck gewisser Scenen, sondern die Eigenthümlichkeit und die künstlerischen Vortheile gewisser Stellungen, Verschränkungen, Contraste ihr Hauptzweck war, und daß man durch allmälige Veränderungen aus artistischen Motiven und Interessen, durch Wegnahme, Zusetzen, in Costüm, in den Motiven, viele Scenen bis zur Unkenntlichkeit verändert und einen weiten Kreis von Kriegsscenen neu geschaffen hat, der nur durch Anspielung auf das Homerische im Allgemeinen, durch entferntere Beziehung auf bedeutende wirklich Homerische Momente und Gruppen die entschiedenen Vortheile, die im Herkommen und in Namen liegen, mit denen der freien Erfindung und der Laune vereinigte. So stellt die bekannte Gruppe eines Stosbhischen Steins *G. O. CXXXII*, aus Tischbein V, 6, Tölken IV, 3, 331 allerdings den von Ajas beschützten Odysseus dar nach *Il. XI*, 462. 485, sie ist in ihrer Art höchst vortrefflich; aber nur der Anlaß ist aus Homer entlehnt, die Behandlung durchaus frei und eigenthümlich. Auch *G. O. CXLV*, aus Tischbein VII, 6, ist Odysseus durch die Mütze bezeichnet, der neben ihm Kämpfende leicht als Diomedes zu denken. Aber wer der vor ihren Füßen gesunkene, mit zwei Lanzen durch die Weichen geschossene Held sey, warum sie hinanschauen, etwa gegen den riesigen Hektor, oder ob sie gegen die Mauern kämpfen, oder was sonst, ist, obgleich viel geforscht worden, noch nicht errathen. Eben so wenig die verwandte Vorstellung *G. O. CL*, unedirt, worin der Herausg. den gefallenen Patroklos, Ajas und Menelaos erkennt, ein Gefecht unter der Mauer jedoch wahrscheinlicher seyn möchte. Odysseus ist ausgefallen, der gesunkene Krieger ganz anders componirt, der angebliche Ajas aber und das artistische Hauptmotiv, worauf es allein anzukommen scheint, geblieben, *G. O. CXIII*, unedirt, ähnlich wie *M. Flor. II*, 27, 4. Hierher gehört auch *Impronte d. inst. I*, 84 „die beiden Ajas, die den Leib des Patroklos vertheidigen. Alte Paste." *G. O. CCXX*, eine oft wiederholte Vorstellung (*R. Rochette M. inéd. p.* 95), hier aus *Wicar Gal. de Florence*, mag das Grab des Patroklos seyn, wenn auch von den Fictionen des Hrn. Mongez nicht die Rede seyn kann. Zwei nackte, behelmte Heroen setzen eine Vase der Spenden an einer Stele nieder, ein älterer, in Waffenrüstung, steht ihnen gegenüber. Homerisch ist darin nichts, und nannte man eine Grablibation, von Kriegern dargebracht, mit Homerischen Namen, so geschähe sie darum nicht zu dem wirklich Homerischen. So erscheinen andere Kampfgruppen als rein künstlerisch, wie *G. O. LXVIII*, ohne alle Aehnlichkeit mit Eurypylos und Hypsenor, *Il. V*, 76, XCIII ausgegeben für Diomedes und Aeneas, *Il. VII*, 265, XCVIII für Teukros und Hektor VIII, 330, CXXIX für Peisandros und Menelaos XIII, 618, CXLIV, unedirt, öfter vorkommend, für Ajax und den gesunkenen Patroklos XVII, 132. Ebenso ist LXII, Pallas auf dem Kriegswagen, nach einem unedirten Karniol, LXX der verwundete niederknieende Held, eine der trefflichsten Compositionen, mit dem unleserlichen Namen des Künstlers, keiner besondern Deutung fähig. Ein auffallendes Beispiel, wie sehr die Künstler den Homer und das Richtige und Gelehrte der bloßen Erscheinung unterordneten, giebt der Achilleus von Teukros bei Winckelmann Taf. 126, welchen Hr. *Inghir.* eher als viele andere Gemmen hätte aufnehmen sollen. Achilleus sitzt auf einem Felsstücke, Schild und Schwert hängen an einem Baumstamme, wie auf den oben erwähnten Gemmen. Aber Achilleus hält hier in der Hand den Helm und stützt sich auf die Lanze, ist nicht in der ruhenden Stellung, die seiner Zurückgezogenheit angemessen ist: und Helm und Lanze in seiner Hand erinnern an die Thetis, an einen ganz andern Theil des Gedichts, der Charakter ist aufgehoben, das Unverträgliche unter einander gemischt. Visconti *Espos. di gemme ant. n.* 365 erklärt Winckelmanns Deutung für unzweifelhaft, *Achille nell' atto di ricever da Antiloco la nbvella della uccisione di Patroclo*, indem er selbst an Thetis dachte, wegen des Helms in der Hand des Achilles. Winckelmann aber erklärt wirklich *Achille retirato nel suo campo con la spada appesa al tronco d'un albero e con lo scudo appoggiato vi*, und übergeht Helm und Lanze ganz. So ist vielleicht *G. O. XIV*, *M. Florent. II*, 30, bloß durch die Unkenntniß eines in seiner Kunst nicht ungeschickten Künstlers unerklärlich, Priamos, wie nach Costüm und Alter die Figur allerdings genannt werden mag, sitzt auf einer Felsenmasse, auf den Ellbogen gestützt, und trägt etwas vor, nach der Geberde der linken Hand. Vor dem Achilles gedacht, dürfte er so nicht sitzen, eine andere Scene ist nicht bekannt. Man würde an Philoktetes am Meeresufer denken; aber dann fehlt nicht bloß der Verband am Beine, sondern die Phrygische Mütze wäre falsch. Eher mochte hier der Kopf des Priamos von Aetion stehn, *Gal. myth.* 588, die des Machaon und Podalirios das. 578, die des Odysseus und Diomedes Winckelmann 158. Hektor nach einem unedirten geschnittenen Steine, mit dem Namen *H. KTωP*, *G. O. CXXVI*, affectirt, älterthümlich und ungeschlacht, nichtswürdig. Auch die Wegschaffung eines ganz ausgezogenen Schwerverwundeten durch zwei Krieger, unter Begleitung eines Alten von sehr auffallender Gestalt, *G. O. CXVIII*, aus *Caylus V*, 57, 11, ist keineswegs auf Machaon *Il. XI*, 639 zu beziehen. Eine Schenkelwunde wird verbunden von einem lächerlichen, ganz klein gebildeten alten Männchen, *G. O. LXV*, und einen Pfeil im Schenkel sinkt ein Heros zusammen, welchem zwei andere beispringen, zwei unedirte Gemmen, *G. O. LXV*. Man sagt Menelaos, und was die erste von beiden betrifft, Machaon, Homer aber IV, 134 ἐν δ' ἔπεσε ζωστῆρι ἀρηρότι πυκνὸς ὀϊστός. Auf einem unedirten Amethyst ist ein Verwundeter sitzend, welchem der Schenkel verbunden wird, *G. O. CXXII*, so an einem Sarder bei Tölken IV, 3, 254, und öfter wiederholt, auch in den *Impronte d. inst. I*, 85; Patroklos verbindet den Eurypylos *Il. XI*, 588. 844, nur anders, ἐνθα μιν ἐκτανύσας.

Wenn durch diese Bemerkungen die Kritik sich gewissermaßen gegen die Künstler selbst richtet, um uns für die Auslegung den Rücken frei zu machen, so kann die Absicht nur seyn, den relativen Werth der Darstellungen in Hinsicht des Sachinhalts genauer zu bestimmen und sie in so fern von andern Klassen der Kunstwerke mehr zu unterscheiden. Bilderbücher, welche mit dem Texte der Dichter zusammengehalten zu werden verdienen, können von ihnen weniger Vortheil ziehen. Ihr eigenthümlicher Kunstwerth ist in andern Dingen zu suchen und zum Theil aus den beschränkenden Bedingungen selbst und dem Gebrauche derselben unter den mächtigen Einflüssen der Mode zu entwickeln.

F. G. Welcker.

MONATSREGISTER

von

APRIL 1836.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Adolfine, Lotosblätter; drei Novellen. 73, 584.

B.

Beckford, W., Erinnerungen von einem Ausfluge nach den Klöstern Alcobaça u. Batalha; aus dem Engl. von S. H. *Spiker*. 72, 574.

Büchner, G., Danton's Tod; dramat. Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft. 72, 576.

Busch, F., Anleitung zur Mittheilung der Religion u. ihrer Einführung in's Christenthum. Mit Vorw. von *Lücke*. 59, 467.

C.

Caesaris, C. Jul., Commentariorum de bello civili libri III. Grammat., krit. u. historisch erklärt von Chr. G. *Herzog*. EB. 37, 289. u. 38, 300.

— — Commentar. de bello Gallico libri VIII. Gramm. u. histor. erklärt von Chr. G. *Herzog*. 2te verb. u. verm. Aufl. EB. 37, 289.

Carové, F. W., der Messianismus, die neuen Templer, u. andre Erscheinungen über Religion u. Philosophie in Frankreich; nebst Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. 59, 470.

Creizenach, Dr., theoretisches Lehrbuch der Stereometrie für Gymnasien u. Bürgerschulen. EB. 40, 317.

D.

Daniel, das Buch, verdeutscht u. ausgelegt von Caes. v. *Lengerke*. 73, 577.

Deycks, F., s. *Goethe's* Faust —

Diesterweg, F. A. W., s. Wegweiser zur Bildung für Lehrer —

Duller, Ed., Kronen u. Ketten, histor. Roman. 3 Bde. 74, 592.

F.

Fries, Jak. Fr., Handbuch der Religionsphilosophie u. philos. Aesthetik. Auch:

— — Handbuch der praktischen Philosophie. 2r Th. Weltzwecklehre. 58, 457.

Fritzsche, F. V., Quaestiones Aristophaneae. Tom. I. 66, 521.

G.

Geib, G., Darstellung des Rechtszustandes in Griechenland während der türkischen Herrschaft u. bis zur Ankunft des Königs Otto I. EB. 31, 241.

Goethe's Faust. Andeutungen üb. Sinn u. Zusammenhang des 1 u. 2n Thls der Tragoedie von *F. Deycks*. 70, 553.

H.

Hanisch, K., neueste Erzählungen. EB. 31, 248.

Harnisch, W., Frisches u. Firnes, zu Rath u. That. 1s Bdchen. Auch:

— — der gesunde Schullehrer — EB. 32, 255.

Heinsius, Th., Verhältniſs der Moralität zur Intelligenz in der Paedagogik unserer Zeit. 65, 519.

Herzog, Chr. G., s. C. Jul. *Caesar* —

Hülsemann, W., die Geschichte der Auferweckung des Lazarus. Leben u. Tod im Lichte der göttl. Offenbarung — 64, 512.

I. J.

J.

Jaspis, L. S., Gallerie homiletischer Geistesproducte sächsischer Prediger. 1s bis 8s Heft. EB. 37, 296.

Inghirami, Fr., Galleria Omerica, o raccolta di Monumenti antichi esibita. Vol. I. II. 74, 587.

K.

Kannegiesser, K. L., Vorträge üb. eine Auswahl von *Goethe's* lyrischen Gedichten — 70, 553.

Kraft, F. K., kleine Schulschriften. EB. 39, 312.

Kromm, J. J., der Beichtvater. Ideen u. Andeutungen zu Beicht- u. Communion-Reden in extemporirbaren Entwürfen. Texte aus dem A. T. enthaltend. EB. 40, 319.

— — der Beichtvater — — Texte aus dem N. Test. EB. 40, 319.

Kudler, Jos., Versuch einer tabellar. Darstellung des Organismus der österreich. Staatsverwaltung. EB. 33, 262.

L.

Lehmann, J. G., das Evangelium in Gymnasien, in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft u. bes. zu den altklass. Studien — 65, 517.

v. Lengerke, Caes., s. das Buch Daniel —

Lenz, H. O., gemeinnützige Naturgeschichte. 2r Bd. 71, 564.

Lenz-Kühne, J. R., Lustspiele. 2 Bände. 63, 502.

Loewe, C., Commentar zum 2ten Theile des *Goethe*schen Faust. 70, 553.

M.

Marmier, X., Études sur *Goethe*. 70, 553.

Meyer, M., Wilhelm und Rosina. Ländliches Gedicht. 62, 496.

P.

v. Platen Hallermünde, A. Graf, die Abassiden. Gedicht. 63, 500.

Q.

Quinet, Edgar, de la Grèce Moderne et de ses rapports avec l'antiquité — EB. 35, 275.

R.

v. Ravensberg, O., König Hiarne. Trsp. 62, 494.

Rheinwald, G. F. H., Wanderungen eines sächs. Edelmannes zur Entdeckung der wahren Religion. Seitenstück zu den Wanderungen eines irländ. Edelmanns von Th. *Moore*. 1r Th. 63, 503.

Ringelmann, A. F., Beiträge zur Gesch. der Universität Würzburg in den letzten 10 Jahren. 72, 572.

Roos, Rich., Gedichte. 3s Bdchn nach dem Tode des Dichters gesammelt. Auch:

— — ausgewählte neuere Gedichte. 61, 488.

Ruland, A., Series et vitae professorum S. Theologiae, qui Wirceburgi a fundata acad. per divum Julium usque in annum 1834 docuerunt — 72, 571.

S.

Schwarz, F. G. Ch., Darstellungen aus dem Gebiete der Paedagogik — als Nachträge zur Erziehungslehre — 2r Bd. 63, 497.

Spiker, S. H., s. W. *Beckford*.

Streckfuss, K., neuere Dichtungen. 71, 566.

T.

Theodori Antioch. Mopsvestiae episcopi quae supersunt omnia ed. A. F. V. *a Wegnern*. Vol. I. Comment. in prophetas duodecim min. cont. 64, 505.

Troxler, Dr., Vorlesungen üb. Philosophie u. Anwendung derselben auf's Leben — 60, 473.

U.

Umbreit, F. W. K., christliche Erbauung aus dem Psalter. 60, 477.

Umriss, histor. statistischer, von der österreichischen Monarchie. Aus den Papieren eines österr. Staatsbeamten. EB. 32, 251.

Usteri, L., Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Test. 4te verb. Ausg. EB. 40, 313.

V.

V.

Verhandlungen der Gesellsch. des vaterländ. Museums in Böhmen in der 16ten allg. Versammlung am 14. April 1835. 66, 527.

W.

Walch, H., das Gelübde. Novelle. 2 Theile. 60, 479.

a Wegnern, A. F. V., s. *Theodorus* Antioch.

Wegweiser zur Bildung für Lehrer u. die Lehrer werden wollen — in Gemeinschaft mit *Bormann*, *Hentschel*, *Lilben*, *Mädler* u. *Schubart* bearb. u. herausg. von F. A. W. *Diesterweg*. 61, 481.

Werner, J. A. L., die reinste Quelle jugendlicher Freuden, od. 260 Spiele zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers — — EB. 35, 280.

Wilken, F., die 3 Perioden der K. Preuss. Akad. der Wissensch. u. König Friedrich II. als Geschichtschreiber — 72, 569.

Winterling, C. M., antik-moderne Dichtungen. 59, 469.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 52.)

II.

Verzeichniss der im Intelligenzblatte April 1836 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Augusti in Bonn 25, 210. *Barkow* in Breslau 25, 209. *Betschler* in Breslau 25, 209. *Browne* in London 25, 210. *Casper* in Berlin 25, 210. *Dale* in London 25, 210. *Don* in London 25, 210. *Dupaty* in Paris 25, 211. *Ehrenberg* in Berlin 25, 209. *Erman* in Berlin 25, 211. *Fichte* in Düsseldorf 25, 209. *Gräfe* in St. Petersburg 25, 211. *Groen van Prinsterer* im Haag 25, 211. *Hase* in Dresden 25, 211. *Herrmann* in St. Petersburg 25, 211. *Hoffmann* in Breslau 25, 209. *Jäger* in Stuttgart 25, 210. *Keller* in Berlin 25, 209. *Kortüm* in Berlin 25, 209. *Laurer* in Greifswald 25, 209. *Lehrs* in Königsberg 25, 210. *Lenz* in St. Petersburg 25, 211. *Littrow* in Wien 25, 210. *Marx* in Braunschweig 25, 211. *Müller* in Trier 25, 210, *Nichol* in Glasgow 25, 211. *Otto* in Breslau 25, 209. *Redepenning* in Bonn 25, 210. *v. Rehfues* in Bonn 25. 210. *Rofs*, zweiter General-Superint. der Provinz Brandenb. 25, 209. *Sanson* in Paris 25, 211. *Schmidthammer* in Alsleben 25, 211. *Schulgin* in St. Petersburg 25, 211. *Schweder* in Berlin 25, 209. *Strauss* in Berlin 25, 209. *Strinnholm* in Stockholm 25, 211. *Triistedt* in Berlin 25, 209.

Todesfälle.

Caesar in Kassel 23, 195. *Canaveri* in Turin 23, 193. *Degen* in Bayreuth 23, 193. *Delmotte* in Mons 23, 195. *Follini* in Florenz 23, 194. *Foppe* in Amsterdam 23, 195. *Geiger* in Heidelberg 23, 193. *Grotefend* in Göttingen 23, 195. *Herholdt* in Kopenhagen 23, 194. *v. Hinsberg* in München 23, 193. *Hoeck* in Wien 23, 193. *Hoffmann* in Berlin 23, 194. *Ilg* in Prag 23, 194. *Kessels* in Rom 23, 195. *Lehne* in Mainz 23, 194. *Lenz* in St. Petersburg 23, 194. *Müller* in Dresden 23, 195. *Niemann* in Halberstadt 23, 195. *Oberndorfer* in Padua 23, 194. *Parow* in Greifswald 23, 194. *Pihl* in Fahlun in Schweden 23, 193. *Rodieux* in Lausanne 23, 194. *Schmid* in Heidelberg 23, 194. *Schulze* in Brandenburg 23, 193. *Segato* in Florenz 23, 194. *Stieler* in Gotha 23, 196. *Weiske* in Leipzig 23, 193. *Weisser* in Stuttgart 23, 193. *Zuccala* in Pavia 23, 195.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Berlin, Kgl. Akad. der Künste, Plenar-Versammlungen, Verzeichniss der gewählten auswärtigen ordentl.